Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

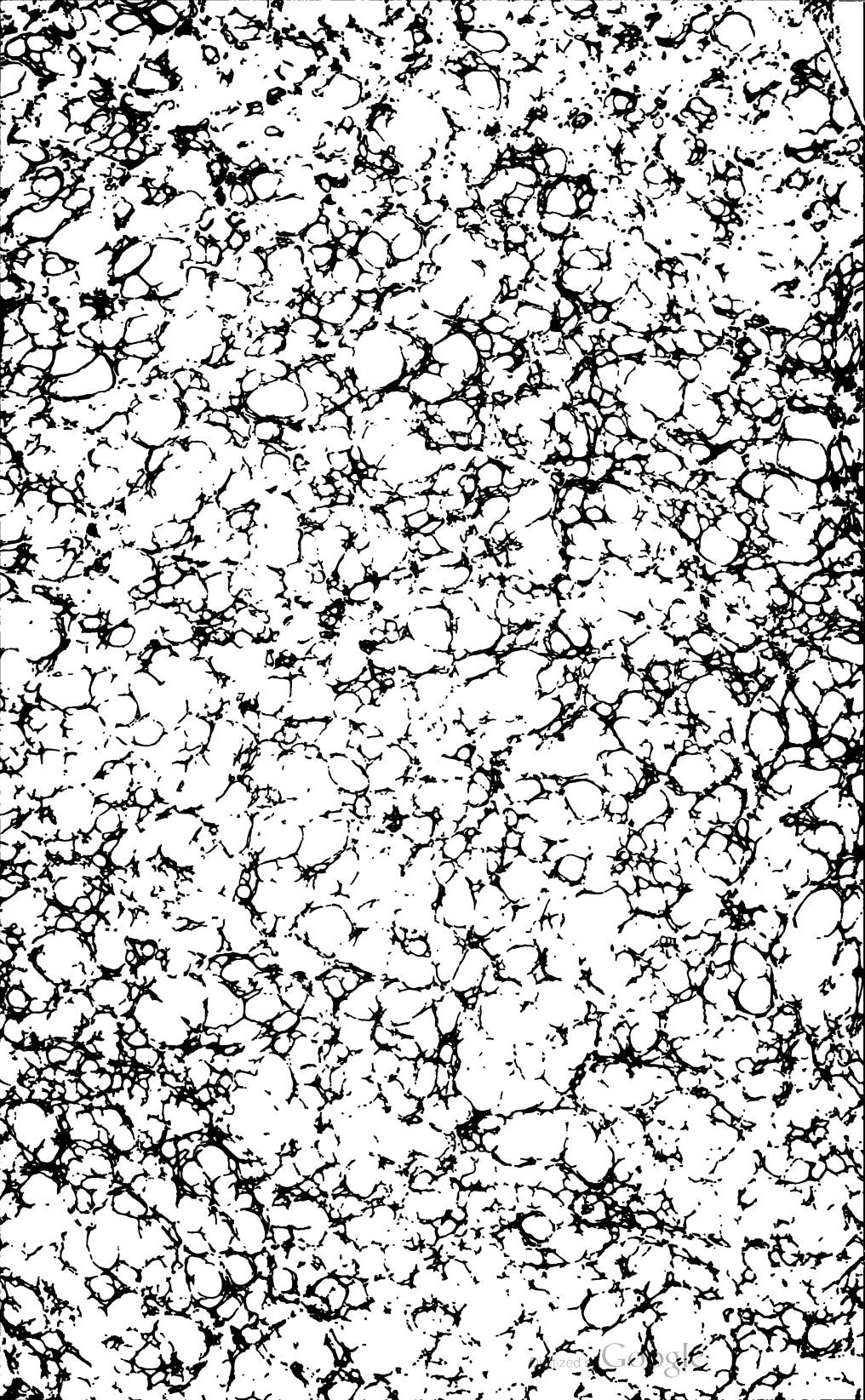
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

K.K.S.KÖN.HOF BIBLIOTHEK
33.686-B
Neu-

Y.A. 44.B.54.
Yr 1880-81

Digitized by Google


Digitized by Google

Digitized by Google

3838 B.

ÖNB
+Z267553804

Digitized by Google

Digitized by Google

November 1879.

Ost-
Europäische
Revue.

Monatsschrift für Politik und Literatur.

Herausgegeben unter Mitwirkung

hervorragender Schriftsteller und Gelehrten.

Agent für Frankreich und Belgien:

R. de Zychlinski

26 Rue Croix des Petits Champs in Paris

Preis per Jahr 5 Gulden.
Für das Ausland 6 fl. 50 kr. oder 12 Mark.

Redaction und Administration:

Wien, VII., Breitegasse 4.

Druck von Hugo Hoffmann, Wien, VII., Breitegasse 4.

Digitized by Google

National-Bibliothek Wien

Digitized by Google

Monatsübersicht.

Der Abschluß des Schutzbundnisses zwischen dem deutschen Reiche und Oesterreich bildet noch immer den Gegenstand der mannigfaltigsten Versionen, zumal man in England, wie in Frankreich und Rußland angelegentlichst bemüht ist, das große Geheimniß, das bisher die Abmachungen zwischen Oesterreich und Deutschland umgibt, zu enthüllen. Wenn behauptet wird, daß in den deutsch-österreichischen Abmachungen ein vereinigter Widerstand gegen alle Angriffe von Außen stipulirt worden sei, so ist darauf zu bemerken, daß es ebensowenig Oesterreichs Beruf sein kann, sich in alle eventuelle Händel Deutschlands zu mischen, wie es Deutschland als seine Aufgabe erkennen mag, unter allen Eventualitäten auch in Angelegenheiten, die Oesterreich allein angehen, mit seiner ganzen Macht auf die Seite unserer Monarchie zu treten. Es ist genug daran und sehr viel ist damit gewonnen, daß ein gemeinsames Einvernehmen zwischen Oesterreich und Deutschland für die Fälle vereinbart wurde, in welchen die gemeinsamen Interessen beider engagirt sind.

Man wird dem Sinne der zwischen Oesterreich und Deutschland getroffenen Vereinbarungen am nächsten kommen, wenn man sie als Präventiv-Maßnahmen für gewisse Eventualitäten bezeichnet, deren Heranrücken deutlich wahrnehmbar ist, welchen man aber rechtzeitig vorzubeugen bestrebt ist. Die Thatsache der Einigung Oesterreichs und Deutschlands wird vielleicht an und für sich schon hinreichen, um den Eintritt der bezeichneten Eventualitäten zu verhindern. Selbstverständlich hätte man in Rußland, wenn man den wahren Charakter des österreichisch-deutschen Bündnisses in der eben bezeichneten Weise erfaßt, ganz und gar keine Ursache, demselben mit Mißtrauen zu begegnen. Daß man trotzdem in manchen Kreisen Rußlands von der Verständigung zwischen Wien und Berlin höchst unangenehm berührt ist, könnte nur als Beweis gelten, daß man in diesen Kreisen kein reines Gewissen habe. Außer gewissen russischen Kreisen sind es noch die englischen

Digitized by Google

Liberalen, welche die Neuigkeit von der deutsch-österreichischen Allianz für keine gute Neuigkeit halten. Das zeigen die Aeußerungen der journalischen Organe dieser Partei, die ihren Aerger über die neue Wendung der Ereignisse, der zugleich eine Bestätigung der Richtigkeit der Beaconsfield'schen Politik ist, in Schmähartikeln gegen Oesterreich Luft machen, das zeigen ferner die Enuntiationen der Parteiführer der Liberalen, die gleichfalls die Erfolge der conservativen Politik des Cabinets von St. James herabzusetzen meinen, indem sie Oesterreich beschimpfen und unsere Monarchie als schwach und gebrechlich darstellen. Man kann sich über derlei Verunglimpfungen leicht trösten mit der Erwägung, daß die Urheber derselben nur aus verbissener Parteileidenschaft so handeln und absolut machtlos sind. Anders und jedenfalls politischer ist die Auffassung, die in den maßgebenden Kreisen Frankreichs über die österreichisch-deutsche Entente zum Durchbruch gelangt ist. Man glaubt dort nicht an die Existenz einer geschriebenen Allianz zwischen Deutschland und Oesterreich, hält aber dafür, daß die Interessen-Gemeinschaft beider Staaten eine so klar festgestellte ist, daß es besonderer schriftlicher Abmachungen zur Geltendmachung derselben nicht bedürfe. Man hegt in Paris keine Sorge, daß die österreichisch-deutsche Allianz eine Pointe gegen Frankreich habe, und glaubt, daß Frankreich dabei überhaupt nicht in Betracht gekommen sei. Wenn man gleichwohl dort von dem Bündniß der beiden mitteleuropäischen Großstaaten nicht erbaut ist, so entspringt dieses Gefühl zunächst der Erwägung, daß eine Annäherung zwischen Oesterreich und Frankreich für das letztere, selbst abgesehen von dem Falle eines ernsten Conflictes, von großem Werthe sein konnte, daß aber nunmehr der Weg hiezu verschlossen ist.

Ob in Wien ein schriftlicher Allianz-Vertrag oder ob nur ein Protokoll oder ein Aide-memoire, eine Gedächtniß-Nachhilfe, unterzeichnet oder ob gar nichts Schriftliches abgemacht worden ist, darüber wird noch immer ganz überflüssigerweise gestritten. Denn die Form der Abmachung ist Nebensache; auf den Inhalt kommt es an, und über diesen ist von den Eingeweihten nichts Faßbares, verläßliche Schlüsse Gestattendes enthüllt worden. Wohl aber liegen ausreichende Thatsachen vor, um wenigstens über die Richtung der vereinbarten Politik im Großen und Ganzen Gewißheit zu schaffen.

Digitized by Google

Die Berliner Verhandlungen über Engerknüpfung der wirthschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn sind die bedeutsamste dieser Thatsachen. Nicht daß wir an die Träumereien von dem mitteleuropäischen Zollvereine, dem Donau-Zollbunde und ähnliche Ausgeburten erhitzter Gehirne glauben würden. — Aus den Verhandlungen wird nichts herauskommen, als eine Verlängerung des zum Jahresende ablaufenden Handelsvertrages und vielleicht eine verminderte Gehässigkeit der preußischen Behörden bei Regelung der Eisenbahntarife. Aber daß Fürst Bismarck auf diesem Gebiete überhaupt ein Entgegenkommen zeigt, ist ein schlagender Beweis für seinen Wunsch, das Bündniß mit unserer Monarchie so innig und fest zu gestalten, als eine Allianz überhaupt sein kann. Während der Zolldebatten im deutschen Reichstage hat der Kanzler eine weitere Erhöhung der Getreidezölle förmlich zugesagt; vor und nach den Debatten hat er für die abermalige Steigerung brieflich und mündlich agitirt. Wenn Bismarck trotzdem seinen gewaltsamen Lauf nach dem vollständigen Prohibitionssystem unterbricht, wenn er von seinem eigenen Worte abfällt, sein neues wirthschaftliches Idol wenigstens theilweise verleugnet, so beweist das den Ernst, mit welchem er für das Bündniß der beiden Monarchien eintritt.

Also der österreichisch-deutsche Defensivbund besteht zu Recht, nicht etwa für bestimmte Vorkommnisse, obwohl die Aussicht auf dieselben die erste Anregung gegeben haben wird; auch nicht für eine bestimmte Zeit, sondern ohne Zeitdauer, generell und allgemein, als eine — wenigstens liegt dies in der Absicht — dauernde Institution, deren Zweck es ist, nicht blos für beide Mächte, sondern womöglich für Europa die Wohlthaten des Friedens auf eine lange Zeit zu erhalten. Könnte der Vertrag auch nur irgend welche kriegerischen Folgen haben, so würde man ihn nicht mit so ungetheilter Freude aufnehmen, wie dies thatsächlich von allen Parteien, von allen Leuten geschieht.

Der enge Zusammenschluß von Oesterreich-Ungarn und Deutschland kann vielleicht als eine Vervollkommnung der früheren Vereinigung betrachtet werden, welche — ohne den Keim des Zwiespaltes in sich zu tragen — den historischen und verwandtschaftlichen Verhältnissen, die so lange diese Stämme vereinigt hatten, von Neuem gerecht wird. — Man übertreibt gewiß nicht, wenn man constatirt, daß die Nachricht

Digitized by Google

von dem Defensivbunde überall Freude und Zustimmung hervorgerufen hat. Die Zahl Derjenigen ist nicht gering, welche am liebsten wünschten, daß Deutschland mit Oesterreich-Ungarn und Rußland zugleich in den intimsten Beziehungen stehe; aber man ist auch überzeugt, daß die politische Lage vorläufig nur den „Zweikaiserbund" ermöglicht, womit nicht ausgeschlossen ist, daß der Dreikaiserbund wieder zur Wahrheit wird. Hiefür wird vor Allem Rußlands eigener Wunsch maßgebend sein. Das jetzt bestehende freundschaftliche Verhältniß Deutschlands mit Oesterreich-Ungarn wird von den Blättern aller Parteien mit sympathischen Worten begrüßt; in der That dürfte es keine einzige Partei in Deutschland geben, welche daran Anstoß nimmt: Conservative, Liberale und Ultramontane sind von gleicher Neigung für den Kaiserstaat an der Donau erfüllt, mit dem sie sich durch Tradition, Cultur und Nationalität verbunden fühlen. Deßhalb hat auch die wirthschaftliche Vereinigung, welche projectirt ist, selbst in den Kreisen der Schutzzöllner großen Anklang gefunden, was natürlich nicht hindert, daß die Realisirung des Projectes in den Details manche Schwierigkeit und manches Hinderniß gerade von dieser Seite finden wird.

Volkswirthschaftliche Irrthümer.

Alle Welt ist heute darüber einig, daß die Consumtion insbesondere bei Beschaffung aller nothwendigen Lebensmittel unter einer zweifachen Misère zu leiden hat, einmal durch die in den letzten zwei Decennien eingetretene Preissteigerung bei gleichzeitiger Qualitäts-Verschlechterung der Verbrauchsartikel, dann aber auch durch die fast allgemein gewordene Unsolidität des Verkaufsgeschäftes in Bezug auf Qualität, Maaß und Gewicht der behandelten Waaren. Es braucht wohl nicht erst weitläufiger auseinandergesetzt zu werden, daß durch diese Unsolidität des Verkaufsgeschäftes die Verbrauchsartikel für die Consumenten nicht weniger vertheuert werden, als durch die Preissteigerung selbst; es ist sogar gewiß, daß dieselbe, insbesondere was die nothwendigen Lebensmittel zur Nahrung und Kleidung betrifft, schwerer auf dem Consumenten lastet, als der höhere Preis, obgleich dieser Theil der eingetretenen Vertheuerung weniger direct empfunden und rechenbar ist. Es läßt sich als Durchschnitt annehmen, daß in den letzten

Digitized by Google

20 Jahren die Nahrungsmittel um circa das Doppelte im Preise gestiegen sind, daß von den zur Kleidung nöthigen Fabriksartikeln alles Leinen- und Lederzeug einen Aufschlag von durchschnittlich 50 Procent erfahren hat, während Baumwoll- und Schafwollwaaren weniger im Geldpreise selbst, dafür aber durch bedeutende Qualitätsverschlechterung in den gewöhnlichen Sorten empfindlich theurer geworden sind, welches letztere insbesondere auch von allen Artikeln der täglichen Haushaltung gilt. Allerwärts treten Surrogate an die Stelle der Naturproducte, und die fabriksmäßige Darstellung vieler Nahrungsmittel erweitert sich immer mehr, ohne daß dieselben aber darum auch wohlfeiler geworden wären. Mit diesen Surrogaten und Fabriken mehren sich auch die gesundheitsschädlichen Fälschungen unserer wichtigsten Nahrungsmittel.

Nun ist aber die Vertheuerung und Verschlechterung der nothwendigen Lebensmittel sowohl eine private, als Staatscalamität. Nicht nur, daß die große Anzahl jener Einzelwirthschaften, deren Mittel immer nur bis zur Bestreitung der Lebensnothdurft reichen, welche in Folge der für sie bestehenden Verhältnisse die Möglichkeit nicht haben, ihr Einkommen der Theuerung folgend vermehren zu können, aus der Armuth in's Elend gerathen, so wird durch das vermehrte Elend auch die Rechtsunsicherheit und die Sittenverwilderung im Staate vermehrt, die sociale Kluft zwischen Reich und Arm erweitert, und die Regierungen sind gezwungen, zur Bestreitung ihrer durch die Theuerung vermehrten Auslagen Steuererhöhungen zu verlangen, welche nicht nur den auf allen wirthschaftlichen Verhältnissen bereits lastenden hohen Steuerdruck noch weiter erhöhen, sondern auch selbst wieder eine Vergrößerung der Theuerung nach sich ziehen.

Man sollte nun meinen, daß es Angesichts dieser längst überall bemerkten Wirkungen der Theuerung auf die Privat- und Regierungswirthschaft den zur Leitung des Staates berufenen Factoren als eine der wichtigsten Aufgaben erscheinen müßte, den Ursachen der eingerissenen Theuerung gründlichst nachzuforschen, um darnach Abhilfe des Uebels schaffen zu können. Allein Regierungen und Volksvertretungen stehen demselben bis jetzt vollkommen thatlos gegenüber, und man ist vorläufig nur darüber einig, daß es wohl das Beste sei, das Uebel sich selbst zu überlassen, indem sich die Heilung von selbst vollziehen werde

Digitized by Google

und müsse. Wir lassen jedoch die Frage nach den Ursachen der in unserer Zeit eingetretenen Preissteigerung der nothwendigen Lebensmittel bei Seite und wollen uns für heute nur mit der durch die herrschende Unsolidität des Verkaufsgeschäftes eingetretenen Vertheuerung beschäftigen, rücksichtlich welcher es wohl für Jedermann klar auf der Hand liegen dürfte, daß weder die Geldentwerthung, noch sonst eine der Ursachen, mit der man gewöhnlich die Preissteigerung erklären zu können glaubt, dieselbe verschuldet haben kann, sondern daß ihre Ursache in der bestehenden, jedoch fehlerhaften oder mangelnden Organisation des Handelsgeschäftes liegen müsse, welches sich mit dem Vertriebe dieser Waaren und insbesondere der Artikel des nothwendigen Verbrauches befaßt.

Wir sind gewiß weit davon entfernt, dem Handel absprechen zu wollen, daß er ein bedeutender Factor für die ökonomische Entwicklung jedes Volkes sei, und daher auch von Staatswegen gefördert werden müsse. Der Handel ist ein nothwendiger Factor für die Vermittlung des Güteraustausches zwischen Production und Consumtion überall dort, wo dieselben nicht unmittelbar mit einander verkehren können; er ist nothwendig, weil die Größen der Production und Consumtion sich nur in den seltensten Fällen einander der Zeit und dem Bedarfe nach decken; der Handel fördert die Production dadurch, daß er dieselbe mit früher unbekannten Consumenten in Verbindung bringt und entgegen in diesen das Bedürfniß nach dem Besitze bis dahin unbekannter Güter reizt; und der Handel trägt dadurch, daß er sich als besonderer Arbeitszweig organisirt, dazu bei, die natürlichen Kosten des Güteraustausches zwischen Producenten und Consumenten zu verringern, dient also auch der Verwohlfeilung der Güterpreise.

Allein ein Anderes als dieser der allgemeinen Wohlfahrt dienende Handelsbedrieb ist der Zwischenhandel, welcher nicht den Güteraustausch zwischen Producenten und Consumenten vermittelt, sondern seine Verkaufsartikel selbst bei einem Großkaufmann einkauft, der oft selbst nur ein Kleinhändler ist. Dieser Zwischenhandel dient nicht mehr der Verwohlfeilung der Güterpreise, weil diese mit der Thätigkeit des Großkaufmanns abgeschlossen ist und ein Händler dazutritt, welcher aus seinem Geschäftsbetriebe naturgemäß den möglichst hohen Nutzen durch entsprechend erhöhte Verkaufspreise zu ziehen bestrebt ist, und

Digitized by Google

diese Preiserhöhung für die Consumenten durch Ersparnisse an Beschaffungskosten der Güter nicht mehr ausgeglichen wird. Der Zwischenhandel vertheuert nothwendig die Güterpreise und natürlich desto mehr, je größer die Zahl der Hände ist, welche daran Theil haben, sowie er andererseits desto mehr in der Möglichkeit ist, bei seinem Geschäftsbetriebe zu gewinnen, je mehr es Artikel des nothwendigen Verbrauches sind, die sich Jedermann von heute auf morgen beschaffen muß, welche er im Detailgeschäfte verhandelt.

Nun sollte man freilich meinen, daß die Herstellung der größtmöglichen Concurrenz auch in dieser Art von Kaufmannsgeschäft dem Streben nach jenem übergroßen Gewinn, welcher die Verbrauchsartikel, statt durch die Handelsthätigkeit verwohlfeilt zu werden, in so wesentlicher Weise vertheuert, zum mindesten eine gewisse Schranke setzen müsse. Es wurde uns dies auch als eine nothwendige Folge der vollständigen Freigebung des Handelsbetriebs, deren wir uns heute erfreuen, von den Verfechtern der Handelsfreiheit in sichere Aussicht gestellt. Allein wie mit so vielen anderen Dingen hat auch in dieser Richtung die Freiheit in die Irre geführt und ganz andere Resultate gebracht, als die erwarteten. Zwar eine Concurrenz im Zwischenhandel hat sich in sehr bedeutendem Maße entwickelt; denn da derselbe großen Gewinn bei nur einigem Verständnisse des Geschäftes in sichere Aussicht stellt, und dabei verhältnißmäßig nur geringe Kenntnisse und persönliche Kraftanstrengung erfordert, so ist es nur natürlich, daß sich bald alle Welt zu diesem sogenannten Kaufmannsgeschäfte drängte. Jedermann hat es täglich vor Augen, wie Kaufläden aller Orte von Personen eröffnet werden, die oft nicht einmal im Besitze der Mittel sind, die erste Miethe und die nothdürftigste Einrichtung ihres Ladens bezahlen zu können, und keine andere Fachbildung für das Kaufmannsgeschäft erhalten haben, als daß sie während einiger Jahre vielleicht noch als halbe Kinder hinter irgend einem Ladentische als Verkäufer gestanden sind.

Allein die Concurrenz wirkte nicht für die Preisverwohlfeilung. Letzterer steht in erster Reihe die Höhe des vom Zwischenhändler zu zahlenden Einkaufspreises entgegen, der natürlich desto höher geht, je stärker die Nachfrage durch die zunehmende Zahl der Zwischenhändler gestiegen ist. Aber nicht nur, daß der Zwischenhandel die

Digitized by Google

Preise der Verbrauchsartikel, mit denen er sich beschäftigt, und es sind dies hauptsächlich die nothwendigen Lebensmittel, vertheuert und desto mehr, je mehr er sich selbst entwickelt, daß also in der herrschenden Freiheit des Zwischenhandels der Hauptgrund der herrschenden Theuerung der nothwendigen Verbrauchsartikel gegeben ist, so bleibt dem Zwischenhandel, da er an die Höhe seiner Einkaufspreise gebunden ist, unter welche er ohne selbsteigenen Verlust nicht herabgehen kann, um dennoch den begehrten Geschäftsgewinn zu haben, gar nichts Anderes übrig, als sich denselben durch auf Täuschung berechnete Reclame für sein Geschäft zu verschaffen und durch Ausnützung der Nothlage und Unkenntniß seiner Kunden, dieselben beim Verkaufe sowohl an der Qualität als Quantität der verkauften Artikel zu übervortheilen. Und wieder ist der Zwischenhandel zu solcher Unsolidität seines Handelsbetriebes umso mehr genöthigt, je mehr er sich selbst entwickelt, je größer der Druck der Concurrenz ist, dessen sich die einzelnen Handelsleute zu erwehren haben. Nur in Ausnahmsfällen, wenn der Zwischenhändler in der günstigen Gelegenheit ist, eine Nothlage auch seines Verkäufers auszubeuten und sich die Waare billiger beschaffen zu können, als ein Anderer, ist er auch in der Lage, durch billigere Verkaufspreise Concurrenz zu halten. Allein auch in solchen Fällen wird er zunächst immer erst bestrebt sein, diesen Ausnahmsgewinn beim Einkaufe möglichst vollständig für sich selbst zu behalten, und derartige vorübergehende Ausnahmsfälle ändern überhaupt nichts an der Regel.

Ist es nun klar ersichtlich, daß die bestehende Freiheit des Zwischenhandels die Ursache der übergroßen Concurrenz im sogenannten Handels- richtiger Krämergeschäfte und letztere wieder die Ursache sowohl der eingetretenen übergroßen Zinssteigerung der nothwendigen Lebensmittel, als auch der herrschenden Unsolidität im Verkaufsgeschäfte ist, eines gewiß gemeinschädlichen Uebels, welches auf Jedermann im Staate lastet, so sollte man meinen, es sei eine der nothwendigsten Aufgaben der staatlichen Gesetzgebung, dagegen einzuschreiten. Selbst wenn der Staat sich nicht berufen hält, direct derart eingreifen zu sollen, den Zwischenhandel, insbesondere mit nothwendigen Lebensmitteln, überhaupt ganz aus der Welt zu schaffen, indem der Einkauf derselben bei den Producenten und der Verkauf

Digitized by Google

im Detail an die Consumenten in anderer Weise organisirt würde, könnte doch dieses geschehen, daß dieser in der Gesellschaft vorhandene Krebsschaden nicht dadurch noch vergrößert wird, daß die Aufrichtung eines Kaufmannsladens in das freie Belieben Jedermanns gestellt wird, ungefragt, ob er für seinen Geschäftsbetrieb auch die nöthigen Kenntnisse besitzt, und nicht aus Mangel an selbsteigenen Betriebsmitteln schon von Anfang an auf Betrug sowohl seiner Creditgeber als seiner Kundschaft ausgeht. Wir kennen wohl die Behauptung der Verfechter der Handels- und Gewerbefreiheit, daß derlei Geschäftsleute ja doch ohnedies bald zugrundegehen müssen und daß also die Correctur dieses Uebels in sich selber liege, gerade wenn man es sich frei entwickeln lasse. Allein mit dieser Correctur ist Denjenigen nicht gedient, welche durch die später zugrundegegangenen Kaufleute zu Schaden gekommen sind, umsoweniger, als diese Schädigungen und Uebervortheilungen ja fortdauern und verewigt sind dadurch, daß an die Stelle der zu Grunde Gegangenen immer wieder Andere mit den gleichen Tendenzen und den gleichen Wirkungen ihrer Concurrenz eintreten. Was wir ferner von dem Mittel der Bildung von Consumvereinen zur Selbsthilfe hinsichtlich der Verwohlfeilung und der qualitätmäßigen Beschaffung der nothwendigen Lebensmittel zu erwarten haben, darüber kann sich heute wohl Niemand mehr täuschen. Solche Vereine bestehen ja überall schon lange genug und ihre Wirkungen auf den Marktpreis sind gleich Null, während jeder einzelne Vereinstheilnehmer am besten weiß, daß er im Einkaufe auch nicht gerade besser und billiger bedient wird, als anderswo.

In früherer Zeit forderte der Staat für die Aufrichtung eines Kaufmannsgeschäftes den Nachweis einer ordentlichen Lehrzeit und einer von Sachverständigen abgegebenen Bestätigung des Besitzes einer genügenden kaufmännischen Fachbildung nebst dem Besitze eines für den Betrieb des gewünschten Handelsgeschäftes nöthigen Fonds. Dadurch war allerdings die Concurrenz im Kaufmannsgeschäfte und der Zwischenhandel beschränkt, aber gewiß nicht zum Schaden, sondern zum Vortheile der Consumtion und Production, weil zu Gunsten der Solidität des Geschäftsbetriebes.

Die Freiheitsmänner der Theorie haben uns aber seither eines Bessern belehrt, daß dies eine ungerechtfertigte Beschränkung der

Digitized by Google

Erwerbsthätigkeit des Staatsbürgers sei. Daß durch diese Freiheit nur der preisvertheuernde Zwischenhandel großgezogen und die große Zahl sogenannter Kaufleute gezwungen werden wird, die Consumtion im Wege des unreellen Waarenverkaufs zu schädigen, davon ließen sich diese Herren wohl nichts träumen und wahrscheinlich lassen sie das Uebel auch jetzt noch nicht gelten oder suchen doch den Grund desselben überall anderswo, als an seinem wirklichen Sitz. Uns aber erscheint diese Freiheit als kein Fortschritt zum Bessern und wir halten es mit der Beschränkung. Wir wissen recht wohl, daß mit den Bildungs- und Fonds-Ausweisen der früheren Zeit mancherlei Unfug und Täuschung getrieben wurde; aber die Möglichkeit einer Umgehung des Gesetzes ist noch kein Grund, dasselbe abzuschaffen, wird doch auch trotz Verbot und Strafe lustig darauflosgemordet und gestohlen, und Niemandem fällt es darum ein, den Mord und den Diebstahl frei zu lassen. Auch ist das Vorkommniß einer Täuschung der Behörde im Nachweise der Bedingungen für eine Handelsconcession noch immer das viel geringere Uebel, als die heute Jedermann ersichtlichen Folgen der bestehenden vollen Geschäftsfreiheit. Die Freihändler haben eben auch hier, wie überhaupt, statt das früher Bestandene den geänderten Wirthschafts-Verhältnissen entprechend zu reformiren und den guten Kern zu lassen, das Einfachere und Leichtere vorgezogen, vollkommen freie Bahn zu schaffen, damit aber auch das Kind mit dem Bade verschüttet.

Mozart- und Wagner-Sänger.

Die „Götterdämmerung" in Wien war verklungen, die Morgendämmerung weckte uns zur Heimfahrt und mit der Abenddämmerung waren wir in Budapest. Hier gab es eine Vorstellung des „Don Juan". Weiß Gott, es war eine triste Huldigung, die man da Mozart's Andenken auf seine eigenen Unkosten versetzte. Gekürzt, zerstrichen vorn und hinten; man gab nicht das Stück, man gab es in Stücken; man spielte nicht Mozart, man spielte mit ihm. Aber wir lieben den mißhandelten Liebling umso zärtlicher; und als wir an den blendenden Pomp dachten, mit dem man Tags vorher auf der Wiener

Digitized by Google

Bühne dem neuen Gotte gehuldigt hatte und nun den guten Mozart in so dürftigem Aufzuge erblickten, da überkam uns die Rührung des Sohnes aus der Fremde, der draußen in der großen Welt die Ueppigkeit prassen gesehen und dem nun auf der Schwelle des ärmlichen Elternhauses die darbende Mutter, unter Thränen lächelnd, entgegentritt. Ein hölzener Don Juan, eine metallose Elvira, ein zwirnener Tenor, ein lederner Masetto — aber die Donna Anna der Frau Wilt, eine Donna Anna aus Fleisch und Blut, eine Donna Anna aus Mozart's Zeiten, eine lebendige Erinnerung entschwundener Sängerherrlichkeit. Es lag ein seltsamer Reiz in dem Contrast zwischen dem Gesange dieser Donna Anna und Demjenigen, den man uns Tags vorher von der Wiener Bühne herab demonstrirt hatte. Hatte nicht Siegfried gestern die alten Götter gestürzt und uns gezeigt, wie im neuen Kunstwerk gesungen werden müsse? Und einen Tag, nachdem Siegfried gesprochen, ergreift Donna Anna das Wort und im Wettkampfe mit dem mächtigen Bärenhetzer und Drachentödter, der durch zwei Abende Thier und Menschen niederschrie, weiß sie, die nichts hat, als einen großen Schmerz und drei kleine Lieder, Recht zu behalten.

Donna Anna gegen Siegfried! Die classische Repräsentantin des alten Bühnengesanges und der umstürzlerische, recitirende Melophobe — die Mozart-Sängerin und der Wagner-Sänger: es sind die Pole der modernen Kunstentwicklung, die sich in ihnen bekämpfen. Hundert Jahre brauchte unsere Kunst, um zur „Höhe" des Wagner-Sängerthums emporzufallen, und um sie zu erreichen, mußten wir uns nach und nach des künstlerischen Gepäckes als Ballastes entledigen, das unsere Väter auf uns vererbt. Was an die Stelle des Alten getreten, wie wir seiner verlustig wurden — das zu erzählen, wäre die Geschichte des Verfalls der Gesangskunst, deren letztes tragi-komisches Capitel als Ueberschrift das Wort „Wagner-Sänger" trägt.

Die Klage über den Niedergang der Gesangskunst ist nicht von heute. Wie Märchen aus dem Zauberlande hören wir staunend die Sängerthaten aus alten Zeiten. Wenn Balthasar Ferri Passagen von fünfzig Secunden auf einen Athem nahm, wenn Farinelli mit seiner Bruststimme einen Trompetenton verschwinden machte, wenn Faustina Hasse, wenn die Cuzzoni sich ihre Stimme bis ins hohe

Digitized by Google

Alter ungetrübt frisch erhielten — was für Naturgaben, was für Schule, was für Ausdauer! Die Zeiten sind vorüber. Der letzte große Italiener, der Deutsche Mozart, nahm die Geheimnisse welscher Gesangskunst mit sich ins Grab: die Donna Anna, ein lebend Monument, singt darüber von der verschwundenen Herrlichkeit. Die neue Zeit, die über das Grab hinwegschritt, brachte eine neue Kunst. Man warf die alten Perrücken ab und die Musik sagte, sie wolle auch keine Perrücke mehr tragen: es entstand die französische historische, die deutsche romantische, die italienische Virtuosenoper. Die neue Oper fand die alten kleinen Theater nicht pompös genug, sie baute sich ihre modernen Riesenhäuser; aber in den riesigen Räumen konnte das discrete frühere Orchester ebensowenig durchdringen, wie der künstlerisch maßvolle Gesang. Nun schwoll das Orchester zum Ungeheuer. Die Dickhäuter der großen Trommel, der Becken und Pauken, die Brüllthiere der Posaunen, Ophikleiden, Pistonhörner, die Riesengeschütze der Saxinstrumente und Tuben, der Janitscharenlärm der Militärtrommel, Tamtam, Triangel, Glöckchen, Amboß hielten ihren Einzug — aber die Muse des Gesanges schlich sich hinaus. Denn allabendlich mit dem Orchester sich herumzubalgen, um es gewaltsam zu übertönen, sich einem weiträumigen Hause von einer stimmfressenden Wüste aus, wie die neue Bühne war, verständlich zu machen — hiezu war die alte Kunst, deren erstes Gebot das Maßhalten war, nicht zu brauchen. Da entstanden dann jene wilden Schreihälse, jene Lungenacrobaten, die Berlioz in einem seiner Aufsätze verewigt; und mit der Uebung der alten Kunst ging auch diese selbst verloren.

Wir lächeln heute über den edlen Zorn, mit dem jener geniale Franzose gegen die neuen Sänger eiferte. Was wußte er von Musikschreien, von Brülltenoren zu sagen: er hat die „Wagnersänger" nicht erlebt. Er schleudert noch seine heftigsten Blitze gegen den rohen Naturalismus der Gesangsart — Verdi'scher Helden! Und doch war der Mißbrauch, den diese Opernhelden mit ihren Mitteln trieben, noch musikalischer Natur. Das „Loslegen" der hohen Brusttöne, das coquette Niedersetzen auf die Fermaten, die galeriestürmenden „Abgänge" — alle die applaustreibenden Mittelchen in der Hausapotheke der italienischen Heldentenore waren, wie geschmacklos immer, doch musikalische Geschmacklosigkeiten.

Digitized by Google

Der Wagnersänger dagegen ist eine Abnormität, die nicht auf muskalischem Boden wächst. Einstige Heldentenore, die mit der Zeit an Stimme eingebüßt, was sie an Spiel und Bühnenroutine gewonnen; reckenhafte Bühnengestalten mit mächtigem Blasebalg und spröder Kehle; stimmkräftige Naturalisten, die die „Schulung" durch dramatisches Feuer ersetzen — aus diesen Reihen rekrutirt sich der Wagnersänger. Nun hat freilich schon Meyerbeer einen Theil dieses Zustandes auf dem Gewissen, indem er den Gesang in dramatischen und colorirten schied. Er brachte damit eine verdächtige Gesellschaft auf die Bühne, die oft unter der „dramatischen" Fahne einen rohen Naturalismus barg. Schon damals blickte unsere Kunst sehnsüchtig nach den Zeiten Donna Anna's zurück, wo dramatischer und Kunstgesang noch dasselbe bedeuteten und man alle Fächer des Gesanges beherrschen mußte, um einem dienen zu dürfen. Aber Meyerbeer entblößte die Melodien seiner „dramatischen" Partien nur des koloristischen Schmuckes — Wagner beraubte seine dramatischen Helden der Melodie selber. Was blieb dem Wagnersänger? Das in fixirt Tonhöhe declamirte Wort. War das noch eine Gesangsaufgabe? Was für Sänger mußte ein Bühnenstil erziehen, der den Gesang nicht nur des Glanzes, sondern seines Wesens, der Melodie beraubte, und der in ewigem Kampfe mit wild aufgeregten Orchestermassen vor Allem dem Wort, dem souveränen, zu Gehör verhelfen mußte? Nun, der jüngste „Siegfried" in Wien, Herr Jäger aus München, war ein typischer Vertreter der neuen Gesangsart. Er sang eine herkulische Gestalt, eine imponirende Athletik. Auf Musik, auf musikalische Wirkung schien es gar nicht abgesehen zu sein. Er kam mit dem Bären herein und schrie; er prügelte den Zwerg und schrie; er schmiedete das Schwert und schrie; er stach den Drachen und schrie; und da es mit dem zweiten Act zugleich auch mit der überangestrengten Stimme zu Ende war, mußte er im dritten Act zuerst das Orchester, dann seine eigene Heiserkeit überschreien. Und diese musikalischen Injurien, die uns der edle Teutone an die Ohren warf, diese gesungenen Keulenschläge, dieser brutale Musikjargon — er sollte die höchste Fortbildung jener Gesangssprache sein, die ein Bernacchi, ein Farinelli gelehrt, jenes Gesanges, dem die Sänger der vorgluck'schen Zeit solchen Glanz, jene der Mozart'schen Zeit solche Innigkeit verliehen?

Digitized by Google

Eine jede Zeit hat die Sänger, die sie verdient. An den Aufgaben, welche die leitenden Operndichter einer Zeit in ihren Werken bieten, bilden sich die Sänger. Die Oper Hasse's und Genossen erzog die musikalischesten, Gluck's und Mozart's die dramatischesten, Rossini's die virtuosesten, Meyerbeer's und Verdi's die effecthaschendsten, Wagner's die rohesten Sänger. Ein Gesang, der den Schwerpunkt von der Kehle auf die Lunge verlegt; der die Feinheiten der Tonbildung und der Tonverbindung in gierigen Orchesterfluthen ertränkt; der die feinsten Blüthen der Gesangstechnik, die Verzierungen und sogenannte Manieren aus der Welt schafft und die Menschenstimme, die Seele des Musikkörpers, gleich einem ausfüllenden Ripienpart in beziehungslosen Intervallen herumstolpern läßt — an solchem Gesang können sich so wenig Sänger heranbilden, wie man durch Steinklopfen ein Bildhauer wird. Die alten italienischen Gesangsschulen lehrten, daß ein gutes Gesangsstück die Stimme nicht ermüden, vielmehr erfrischen und bilden müsse. Nun, man sehe, mit welchem Grausen jeder Sänger, dem seine Stimme lieb ist, vor Wagner'schen Partien flieht; man sehe, wie viel Stimmen am Wagnersingen ein frühzeitig Ende gefunden und man frage, ob die wahre Kunst so theuere Triumphe feiert?

Begreift es sich nun, mit welcher Macht es uns packt, wenn nach einer viertägigen Orgie des Wagnergesanges uns eine Donna Anna, wie die der Frau Wilt erscheint und all den Zauber wieder weckt, den uns jene nordische, trostlose Gesangswelt für ewig zu begraben schien? Es war, als trauerte in diesem verwaisten Mädchen die verwaiste Muse des Gesanges um den Vater, den ihr eine neue Zeit, der sie fremd, die ihr fremd geworden und in der sie als vereinsamte Vertreterin einer vergessenen Sprache umherirrt.

Unsere Zeit, der das kritische Bewußtsein so viel von der naiven Schaffungskraft geraubt, hat durch liebevolles Versenken in die Werke der Alten sich auf manchem Felde der Kunst zu einer Zeit der Wiedergeburt des Classischen, einer künstlerischen Renaissance gestaltet Der Bühnengesang ist auf einem Punkte angelangt, wo es kein Vorschreiten mehr gibt; ein weiter, entschiedener Schritt zurück, woher wir gekommen, wird auch hier der entschiedenste, erstrebenswertheste Fortschritt sein.

G. Schw.

Digitized by Google

Was sich die russischen Soldaten über das Verpflegswesen im letzten Kriege erzählen.

Innerhalb wie außerhalb Rußlands hat bis in die neueste Zeit hinein für ausgemacht gegolten, daß das während des Krimkrieges befolgte Intendantur- und Verpflegungssystem das denkbar schlechteste und corrumpirteste gewesen sei, das jemals befolgt worden. In der Neuzeit hat dieses Urtheil sich innerhalb gewisser Kreise erheblich modificirt: aus dem Munde von Leuten, die den letzten und den damaligen Krieg mitgemacht haben, hört man, wenn Vergleichungen zwischen jetzt und damals angestellt werden, sehr häufig das Folgende behaupten: „Die Beamten und Unternehmer, welche in den Jahren 1854 und 1855 mit dem Verpflegungswesen betraut waren, stahlen allerdings wie die Raben — sie waren aber dabei gescheute Kerls, die von dem, was sie nicht stahlen, einen zweckmäßigen und practischen Gebrauch zu machen wußten. Dieses Mal aber sind wir von Dummköpfen betrogen — von Leuten bestohlen worden, deren Unfähigkeit noch größer war, als ihre Schlechtigkeit."

Unsere Soldaten lassen sich auf eine beweisliche Erhärtung dieser Behauptung natürlich nicht ein; sie constatiren einfach, daß die der Krim-Armee gelieferten Lebensmittel und Futterobjecte genießbar gewesen seien, während dieses Mal verschimmeltes Mehl, verfaultes Brod und ungenießbares Pferdefutter in sehr zahlreichen Fällen die Regel gebildet hätten. Daß damals wie jetzt unerschwingliche Preise gezahlt und der Krone Millionen auf betrügerische Weise abgenommen wurden, wird dabei als selbverständlich angesehen und von den verschiedensten Seiten bestätigt. Unsere Officire pflegen, wenn das Gespräch auf diese Materie kommt, das Zeugniß des unerbittlich geltenden Geschichtsschreibers der Krim-Campagne, des Generals Bogdanowić, dafür anzuführen, daß die Generale Annenkow und Satler durch unerbittliche Strenge damals in der That fertig brachten, daß die Armee im Ganzen gut versorgt wurde. Die allseitig geführten und von der Regierung selbst als begründet anerkannten Klagen über das Verpflegungssystem von damals hatten sich wesentlich auf das Mißverhältniß zwischen dem Werthe der gelieferten Waaren und den ungeheuern für

Digitized by Google

dieselben gezahlten Preisen bezogen. Aber auch dafür hätten sich gewisse Entschuldigungen anführen lassen, die heute nicht mehr zutreffen. Die Hauptschwierigkeit der fünfziger Jahre, der Mangel an Eisenbahnen und fahrbaren Straßen, hat dieses Mal nicht bestanden. Im Herbst 1854 ist es vorgekommen, daß ein von Perekop nach Simferopol dirigirter Proviantzug 34 Tage zur Zurücklegung von 134 Werst (19 Meilen) brauchte und daß der mit Courierpferden reisende Geheimrath Piragow (der berühmte Chirurg) auf die Strecke von Simferopol bis Sewastopol, die doch bloße 74 Werst (10½ Meilen) beträgt, anderthalb Tage verwenden mußte. Daß bei solchen Transport- und Communicationsverhältnissen die Vorräthe verdarben und die zum Schlachten bestimmten Thiere crepirten, begreift sich von selbst.

Ganz anders hat die Sache heutzutage gelegen, wo die für die Armee bestimmten Waggons bis hart an das Donauufer fahren konnten und wo es nur eines sehr geringen Maßes von Menschenverstand und von Sorgfalt bedurft hätte, um die zugeführten Lebensmittel (wenn sie überhaupt etwas taugten) vor den Einflüssen der Witterung und vor Fäulniß zu schützen. Leider lag die Sache so, daß die Personen, welche diese Lebensmittel zu liefern hatten, an der Beschaffenheit derselben nur sehr wenig interessirt waren. Die Intendantur hatte bekanntlich mit den General-Unternehmern Greger, Horowitz und Kohan einen Lieferungs-Contract geschlossen, diesen aber so „ungeschickt" formulirt, daß die Qualität des Gelieferten vollständig von dem Belieben dieser Leute abhing, deren moralischer Charakter am besten ganz unerörtert bleibt. Wohl war ausgemacht, daß alle zu liefernden Objecte von erster Qualität sein sollten; in einem Nachsatz aber hieß es, daß außerhalb der Reichsgrenzen Ausnahmen stattfinden und auf die Qualität und Sorte der örtlichen Producte Rücksichten genommen werden müßten. Da nun der ganze Krieg „außerhalb der Reichsgrenzen" geführt wurde, so verstand sich gleichsam von selbst, daß „Ausnahmen" die Regel bildeten und daß die principalen Bestimmungen des Contracts auf dem Papier blieben. Bezüglich der Preise war ausgemacht, daß die Compagnien ihre nachgewiesenen Einkaufspreise vergütet erhalten und außerdem 10% des Betrages derselben für ihre Bemühungen erhalten sollten. Bezüglich der zu zahlenden Summen blieb die Intendantur von den Herren

Digitized by Google

Greger und Genossen mithin ebenso abhängig, wie bezüglich der Qualität der gelieferten Waaren. Die Hauptsache aber war, daß die Intendantur, auch nachdem sie Gelegenheit gehabt hatte, Erfahrungen zu machen, niemals einen Versuch anstellte, von den Lieferanten, in deren Händen sie sich befand, unabhängig zu werden, daß sie ihr Interesse und ihre Ehre vielmehr mit derjenigen der Compagnie vollständig identificirte und jeden Angriff auf dieselbe als Attentat auf ihre eigene Würde behandelte. Während die Compagnie auf Grund ihres Contractes in der Lage war, jede Concurrenz auszuschließen und die Entgegennahme ihre Lieferungen zu erzwingen, fehlte jede Bürgschaft dafür, daß sie auch nur da zu finden war, wo man ihrer bedurfte.

Während des ersten, wie während des zweiten von General Gurko über den Balkan unternommenen Zuges ließ sich kein Agent der Compagnie auch nur in der Umgegend der von der Operationsarmee berührten Landschaften sehen, und mußte diese Armee selbst für sich sorgen. Noch merkwürdiger war die Erfahrung, welche General Sotow, der Commandeur des 4. Corps, in Sistowa zu machen hatte. Sein und seiner Truppen Eintreffen war auf Tag und Stunde angesagt worden — als er anlangte, fehlte es nichtsdestoweniger an allem und jedem Proviant, und blieben die an die Intendantur und an die Agenten der Compagnie gerichteten Telegramme so vollständig wirkungslos, daß dem General nichts übrig blieb, als sich an den Civilgouverneur Fürsten Cerkaski zu wenden, der dann half, indem er die den türkischen Bewohnern gehörigen Felder und Vorräthe der bedrängten Armee zur Verfügung stellte. Dasselbe Geschick hatten im Juli 1877 zwei in der Umgegend von Trnowa stationirte Corps, deren Commandeur das nachstehende Telegramm an das Hauptquartier richtete: „Ich bin ohne alle Intendantur und ohne ein Stück Brod und bitte, daß irgendwie geholfen werde." Die Intendantur schob alle Schuld auf die Compagnie und diese wiederum alle Schuld auf die Intendantur. „Contractlich ist ausgemacht" (hieß es von Seiten der Compagnie), „daß Requisitionen auf Lieferungen spätestens 3 Tage vor dem Termin in unseren Händen sein sollen. Darauf sind wir eingerichtet, nicht aber auf Fälle, in denen heute Abend angegeben wird, was bis Morgen fertig gestellt sein soll — dessen zu geschweigen,

Digitized by Google

daß an den Orten, die für die Lieferung bestimmt waren und die wir mit dem Aufgebot aller Kräfte erreichten, sehr häufig die Empfänger fehlen."

Die unausbleibliche Folge solcher Zustände ist gewesen, daß die Intendantur noch sehr viel schlimmer verurtheilt und sehr viel schlimmer verdächtigt wurde als die Compagnie, deren Gewissenlosigkeit man als selbstverständlich betrachtete. In Wort und Schrift, in Zeitungen und Journalen, von Combattanten und Nichtcombattanten wird ohne Weiteres behauptet, gewisse hochstehende Personen hätten mit den „Juden" unter einer Decke gesteckt und ihren Vortheil darin gesehen, „daß für möglichst hohe Preise möglichst schlechtes Zeug geliefert werde." Fragt man nach Beweisen für solche Behauptung, so verweisen die Leute einfach auf den Contract und auf die bereitwillig von hundert Zeugen erhärtete Thatsache, daß die Intendantur und ihre Compagnie beständig da zu haben gewesen seien, wo man bei dem Vorhandensein anderer Hilfsmittel ihrer kostspieligen Dienste nicht bedurfte, während sie regelmäßig da als „fehlend" angetroffen worden, wo die Beschaffung von Lebensmitteln schwierig und unvortheilhaft gewesen. „Wäre es der Intendantur mit der Bethätigung ihres Aufsichtsrechts Ernst gewesen", so hört man die Leute weiter erzählen, „so wären mindestens so unerhörte und schamlose Betrügereien nicht möglich gewesen, wie sie den unglücklichen Fuhrenstellern gegenüber vorgekommen sind. Die armen russischen Bauern, die sich hatten verführen lassen, Fuhrenstellungen nach Rumänien und Bulgarien zu übernehmen, sind nicht nur nicht bezahlt, sondern so entsetzlich mißhandelt und ausgeplündert worden, daß sie entweder verhungerten oder als Bettler in dieselbe Heimat zurückkehrten, die sie wohlgemuth mit Pferd und Wagen und stolz auf ihre Contracte verlassen hatten." — Zur Bezeichnung des Maßstabes, in welchem gestohlen und betrogen worden, genügt die nachfolgende Thatsache. Im Juli 1877 schloß ein Herr Warsawski Contracte auf Fuhrenlieferungen, in denen ausgemacht war, daß er per Fuhre täglich 20 Frs. in Gold erhalten sollte; zwei Monate später, im September desselben Jahres, wurde mit den Herren Kaufmann und Baranow ein ähnlicher Fuhrencontract zu 16 Frs. täglich abgeschlossen. Nichtsdestoweniger gelang es Herrn Warsawski im April 1878, seinen alten 20-Francs-Contract

Digitized by Google

abermals auf einige Monate zu erneuern und im Juli desselben Jahres immer noch 19 Frs. zu erhalten. Die wohlfeileren Anerbietungen von Kaufmann, Baranow u. s. w. existirten für die Intendantur einfach nicht mehr, weil diese es für ihrem Interesse entsprechend ansah, mit Herrn Warsawski zu contrahiren und ihm ein Geschenk zu machen, das sich (wenn man die zu viel gezahlten 4 und 3 Frs. mit der Zahl der Fuhren multiplicirt) auf beiläufig $5^3/_4$ Mill. Frs. beläuft. — Zu den wenigen nachträglich noch zur Verantwortung gezogenen officiellen Dieben der Intendanturverwaltung gehörte ein Unterbeamter derselben, Chwosščinski, über welchen die Zeitung „Molwa" das Folgende berichtete: In den leider vergangenen glücklichen Tagen, da Alles baar in Gold bezahlt wurde und wo man im Namen des Patriotismus die glänzendsten Geschäfte machen konnte, war Herr Chwosščinski zu Cotroceni in Rumänien Aufseher einer Conserven-Niederlage für Pferdefutter. Trotz der Bescheidenheit dieser Stellung war Herr Chwosščinski in der Lage, Unterschlagungen im Betrage von 340.000 Rub. vornehmen und Conserven im Werth von 2 Mill. Rub. verfaulen lassen zu können. Bei der in Kriegszeiten üblichen „allgemeinen Verwirrung" hätte die Obrigkeit schwerlich je wieder auf diesen Aufseher ihre Aufmerksamkeit gewandt, er hätte still und emsig wie eine Biene den Honig von den Conserven sammeln können, um wohlgesinnterweise „seine Familie sicher zu stellen". Aber der Aufseher vergeudete ohne „wohlthätigen Zweck;" statt seiner Familie Beutel voll Gold zur Umwechslung in Werthpapiere zu senden, wechselte er die Conserven in ausgesuchte Speisen um und zog er durch luxuriöses Leben das Auge der Obrigkeit auf sich. Er hatte einen lucullischen Geschmack, was zum Amt eines Aufsehers nicht paßt. Er gab einmal ein Frühstück, das ihn 45.000 Rub. in Metall kostete; das heißt, es kostete ihn eigentlich weit mehr, da dieses Frühstück in einer rumänischen Zeitung besprochen wurde und dadurch Veranlassung zu der Untersuchung gab, welche die Verschleuderung constatirte. Außer dem Mammon hatte der Aufseher auch der Venus gedient, und zwar in Gestalt einer Bukureschter Diamanten-Dame, deren Unterhalt er bestritt."* — Ein College dieses Herrn,

* Die russische Beamten-Terminologie unterscheidet zwei Gattungen: den „ordentlichen Menschen" (porädotschni tschelowek), der die Krone bestiehlt und

Digitized by Google

der die in Rasdelnaja aufgehäuften Vorräthe verwalten sollte, wurde überwiesen, 180.000 Pud Heu (ein Pud = 40 Pfund) gestohlen und 11.000 Cetwert Hafer (1 Cetwert = 3 1/4 Schäffel) der Fäulniß überliefert zu haben. — Daß diesen Leuten die ärgsten an den unglücklichen bäuerlichen Fuhrenstellern vorgenommenen Betrügereien ungestraft durchgingen, war natürlich nicht zu verwundern.

Daß Beschuldigungen, wie die vorstehend berichteten gegen Organe der Regierung erhoben werden können, ist sicher ein schlimmes Zeichen, noch schlimmer aber, daß sie allgemein geglaubt werden und daß die Regierung diesem Glauben wenigstens indirect Vorschub geleistet hat.

Die Symbolik der Edelsteine.

Diamant. Rubin. Carfunkel. Anthracit. Hyacinth. Amethyst. Saphir. Jaspis. Achat. Carneol. Granat. Topas. Türkis. Onyx. Smaragd. Chrysopras. Beryll. Opal. Heliotrop. Magnet. Aetit. Perle.

Bis auf das 16. Jahrhundert herab, wo vorzüglich Theophrastus Paracelsus in den Steinen besonderere Heilkräfte finden wollte, hat man den Steinen, besonders aber den Edelsteinen gewisse geheime Kräfte und Eigenschaften beigelegt, und diejenigen Schriftsteller des Alterthums, wie Pseudo-Orpheus in seinem dunklen Gedichte über die Steine, Plinius in seiner Naturgeschichte, Epiphanius, Psellus, Marbod und Isidorus von Sevilla, welche Beschreibungen der Steine geliefert haben, sind voll von zum Theil höchst abergläubischen Notizen, die sich dann bei den von der Magie handelnden Autoren des Mittelalters und des 16. Jahrhunderts wiederholt finden, ja selbst der arabische Iman Ahmed Ben Jusuf Teifascite Anasite hat in seinem Buche über die Edelsteine, welches bereits sehr schöne physikalische Kenntnisse verräth, für nöthig gefunden, auch die symbolische und geheime Bedeutung derselben mit zu berühren. Im alten Cultus waren sie Sinnbilder der Sterne und diese Bedeutung geben ihnen die Propheten Israels in ihrer Bildersprache, z. B. Ezechiel 1., 4., 16., 26., 28., 13., 14., 16. Daniel 10., 5. II. Moses 24., 10.

das Gestohlene capitalisirt, und den „prekrassni tschelowek" (prächtigen Menschen), der stiehlt und das Gestohlene Anderen zugute kommen läßt, d. h. durchbringt. — Herr Chwoscinski gehört offenbar der zweiten Kategorie an, die überhaupt stärker vertreten zu sein pflegt als die erste. Beide Kategorien werden zu bloßen „Unglücklichen", wenn sie vor Gericht und in Strafe kommen.

Digitized by Google

Beginnen wir mit dem Diamant, so müssen wir bemerken, daß in der Symbolik derselbe das Bild der Beständigkeit, Kraft, Unschuld und aller anderen Tugenden ist: er hilft gegen Gift, Pest, Schrecken, Schlaflosigkeit, Bezauberung, besänftigt den Zorn und erhält die Liebe zwischen Eheleuten. Man schrieb ihm eine Art talismanischer Kraft zu: wenn unter einem günstigen Aspect und unter dem Planeten Mars die Gestalt dieses Gottes oder des Hercules, der die Hydra überwindet, auf ihm eingegraben war, dann vermochte sein Besitzer alle seine Feinde zu überwinden, ihre Zahl mochte so groß sein wie sie wollte. Der Diament, den der jüdische Oberpriester an den drei hohen Festen des Jahres trug, wenn er aus dem Allerheiligsten kam, war ein sicherer Prophet der Zukunft: war er weiß wie Schnee, so verkündigte er ein glückliches Ereigniß, war er blutroth, so drohte Krieg, und war er schwarz, so hatte man allgemeine Trauer zu befürchten. Die Araber glauben, daß, wenn man einem Kinde in seiner Geburtsstunde einen Diamant auflegt, es niemals die Epilepsie bekommt und daß die Kolik oder Magenleiden geheilt werden, wenn man ihn bei sich angehängt trägt oder ihn auf den Unterleib legt. Sie glauben auch, daß Jeder auf der Stelle stirbt, der nur ein Stückchen von ihm hinunterschluckt. Ja, man bildete sich sogar im 16. Jahrhundert ein, ein Diamant entstehe aus dem andern, und so behauptete man, eine Princessin von Luxenburg habe solche Heckdiamanten, die in gewissen Zeiträumen immer wieder neue erzeugten. Im Tempel zu Yagernath gab es eine Götterstatue, deren Augen zwei ungeheure Diamanten waren, während in einem Tempel zu Madura in Indien 5 Säulen standen, deren Augen Rubinen bildeten. Vom Rubin glaubten die Alten, daß er das Symbol des Glückes sei, er verbannte die Traurigkeit und unterdrückte die Wollust, er vertrieb überhaupt alle bösen Gedanken: wenn er die Farbe veränderte, war es ein böses Zeichen, nahm er aber sein ursprüngliches Purpurroth wieder an, so war auch das Unglück wieder vorüber, darum widerstand er auch dem Gifte und schützte vor Pest. Ovid (Metam. II. 1. sq.) beschreibt die Wohnung des Sonnengottes als aus Rubin (Pyrobus) bestehend und den Boden aus Smaragd. Die Westseite des indischen Götterberges Meru ist ebenfalls Rubin (Padmaraga) und zu dem untern Paradiese der Rabbinen führen 2 Pforten von

Digitized by Google

Rubinen. Der Carfunkel sollte nach der Meinung der Alten ziemlich dieselben Eigenschaften haben: er widerstand dem Feuer, heilte Triefäugigkeit, vertrieb böse Träume und nächtliche Erscheinungen und diente als Gegengift gegen verdorbene und verpestete Luft. Weil er in der Finsterniß glänzen soll, so weihte ihn das Alterthum der Ceres Während von ihm in den orientalischen Märchen viel die Rede ist, behauptet Psellus, man kenne seine geheimen Eigenschaften viel zu wenig und wisse nur, daß eine Spielart desselben, der Anthracit, wenn man mit demselben räuchere, ein gutes Mittel gegen Kopfschmerz sei. Den Hyacinth hing man sich um den Hals, um von der Pest frei zu bleiben: sonst stärkte er auch das Herz, schützte vor dem Blitz und vermehrte den Reichthum, die Klugheit und die Ehre dessen, der ihn bei sich trug. Epiphanius vergleicht ihn mit dem Salamander, denn wie dieser wird er vom Feuer, worauf er gelegt wurde, nicht ergriffen, sondern bringt es im Gegentheil zum Auslöschen, daher sind beide die Symbole des wahrhaften Glaubens, der über die Gluth der Leidenschaft triumphirt und sie nach und nach gänzlich vertilgt. Weil er angeblich im Feuer seine Farbe verziert und weiß wird, so kann er auch als Symbol des Glaubenssieges betrachtet werden: überhaupt behauptet Solinus, er verändere seine Farbe nach den Einflüssen der Atmosphäre, indem er bei reinem Himmel glänze und bei nebelhaftem, wolkigen Horizont sich verdunkele. Psellus behauptet, daß, wenn man ihn mit Essig vermischt einnehme, er Husten, Melancholie und Brüche heile. Die Araber schreiben ihm besonders heilsamen Einfluß auf die Verhältnisse dessen zu, der ihn bei sich trägt, denn er läßt diesen in den Augen Anderer viel größer und besser erscheinen, als er wirklich ist, und deßhalb bewirkt er, daß ihm Alles nach Wunsch geht. Trägt man ihn, so schützt er gegen Blutstockungen, und legt man ihn sich auf, so gewahrt er vor ängstlichen Träumen, steckt mahn ihn unter die Zunge, so vertreibt er den Durst, und was das Sonderbarste ist, nie hat man ihn an der Hand eines Ertrunkenen gesehen. Der Amethyst, der bei den römischen Frauen beliebteste, im 11. Jahrhundert aber gänzlich verachtete Edelstein, sollte, wie schon sein Name anzeigt, die Trunkenheit verhindern, deßhalb glaubte man ungestraft aus Trinkgeschirren, die aus ihm geschnitten waren, recht tüchtig zechen zu können, und

Digitized by Google

schnitt auf ihm sehr oft einen Bacchuskopf ein. Auch von ihm galt der Glaube, er vermöge böse Gedanken zu vertreiben, Geistesgegenwart zu verleihen und dem Besitzer die Gunst der Fürsten zu verschaffen. Der Araber Teifascite gibt diesem Steine den Namen Benfese und sagte, es gebe eine gelbliche Abart desselben, welche auf die Stirne Eines, der an Nasenbluten leide, gelegt, dasselbe augenblicklich stille. Sehr viel Aufhebens macht das Alterthum von den Eigenschaften des Sapphir. Bei den Griechen war er dem Jupiter heilig, in Aegypten trug der Oberpriester einen solchen Stein auf der Brust und dies war, wie Aelian (Var. Hist. XIV. 34) sagt, das Bild der Wahrheit. Die Priester des Jupiter hatten eben solche Steine als Schmuck an ihren Gewändern, aber wohl nur als Emblem der Farbe des Himmels, über den Jupiter gesetzt war. Im Mittelalter glaubte man, er vermöge Thüren zu öffnen und Ketten zu brechen, ja die Zauberer bedienten sich seiner vorzüglich bei ihren Todtenbeschwörungen. Man meinte, er lindere innere Hitze und halte allzu heftige Schweiße an, reinige die Augen, hebe die Fehler der Zunge beim Reden und vertreibe den Kopfschmerz, zerreibe man ihn in Milch, heile er auch Wunden. Dabei sei aber Bedingung, daß der, welcher ihn trage, keusch sei. Dasselbe mußte der sein, der einen Jaspis trug, dann half er gegen Fieber und Wassersucht, stand den Frauen beim Gebären bei und vertrieb Gespenster. Die Araber schrieben ihm Heilkraft gegen die Krankheiten des Halses und Magens zu. Weit kräftiger noch wirkt der Achat: er heilt den Stich von Scorpionen, gewinnt die Liebe der Frauen und die Achtung der Männer dem, welcher ihn trägt: ist dieser krank, wird er durch ihn wieder gesund, ist unbesiegbar und wird nie von Räubern auf seinen Reisen angegriffen, mag er auch noch so viele Schätze bei sich tragen. Der Carneol, mit dem er oft verwechselt wird, ist den Alten gänzlich unbekannt geblieben und kommt erst bei Marboo vor, der ihm blutstillende Kraft zuschreibt und ihn vorzüglich bei dergleichen Frauenkrankheiten empfiehlt. Dies glauben die Araber auch und bilden sich ein, er sei auch gut für die Zähne und gegen Zorn, wenn man ihn bei sich trage: deßhalb brauchen sie ihn sehr häufig außer dem Achat zu ihren Siegelringen. Vom Granat wissen die Orientalen viel zu erzählen So sagen sie, daß, wenn man durch ihn in die Sonne blicke, man sich

Digitized by Google

die Augen gänzlich verderbe, wenn nicht erblinde; daß die Weibchen der Thiere, die ihn anschauen, von einem unwiderstehlichen Begattungstriebe ergriffen werden; und daß, wer ihn in einen Ring gefaßt bei sich trägt, niemals böse Träume hat. Wer ihn endlich pulverisirt und nur so viel, als das Gewicht von vier Gerstenkörner beträgt, einem Wassersüchtigen eingibt, der kann sicher darauf rechnen, daß dieser von seinem ganzen Wasser befreit wird. Vom Topas erzählen die Alten, er helfe gegen Raserei und Wassersucht und besänftige das unruhige Meer, die Orientalen aber gestehen ihm keine andere Eigenschaft, als Heilkraft bei Augenschwäche zu. Auch von den geheimen Eigenschaften des Türkis wissen sie viel zu erzählen, sie sagen, er werde ganz hell und durchsichtig, wenn reiner Himmel sei, bei nebligem aber werde er dunkel: dieselbe Farbenveränderung bringe auf ihn jede Fettigkeit, Schweiß und Moschus hervor, von dem er berührt werde. Sonst halten sie ihn pulverisirt für ein sehr gutes Augenmittel, wenn man ihn unter Augensalbe mischt, und glauben, daß, wenn man ihn stoße und einnehme, dies gegen den Biß der Scorpione und giftige Gewürme schütze. Die persischen Könige legten diese Steine nie ab, weil sie glaubten, sie wären ein sicherer Schutz gegen Mord. Vom Onyx glaubten die Alten, er vertreibe Nachtgespenster und helfe, gerieben, gegen Zahnschmerzen, wie er bei kleinen Kindern den Speichelfluß vermehre, allein man schrieb ihm auch die Eigenschaft zu, dem, der ihn trage, überall Streit und Zank zu erwecken. Die Araber trugen ihn niemals und gaben ihm den Beinamen Gieza, Traurigkeit, weil sie glaubten, daß, wer ihn bei sich trage, in Melancholie verfalle und im Traume von schwarzen Bildern verfolgt werde. Auf der andern Seite aber schrieben sie ihm Heilkraft gegen Blutspeien zu und glaubten, er befördere, schwangern Frauen aufgelegt, auf wunderbare Weise die Entbindung. Vom Smaragd glaubten die Griechen, daß er, in Wasser eingenommen, Blutflüße stille, und als Pflaster angewendet, gut gegen Aussatz sei. Auch ihn brauchten die Zauberer bei ihren Beschwörungen, was vielleicht damit zusammenhängt, daß man meinte, er verleihe dem, der ihn trage, besondere Rednergabe. Am Halse getragen, sollte er das dreitägige Fieber und die fallende Sucht heilen, ja er sollte von selbst brechen, wenn er nicht im Stande sei, dies zu thun. Band

Digitized by Google

man ihn einer Frau in Kindesnöthen an den Schenkel, so beförderte er die Geburt, und als Pulver eingenommen hielt er den Durchfall an und heilte den Biß giftiger Thiere, ja die Araber glaubten, er lasse dieselben sogar dem, der ihn trage, nicht zu nahe kommen, und vertreibe die bösen Geister aus jedem Orte, dem jener sich nähere. Sonst schreiben sie ihm auch Heilkraft gegen Epilepsie und Magenkrankheiten zu. Ja der Araber Teifascite behauptet, er habe sich durch eigenen Anblick überzeugt, daß wahr sei, was man sage, daß, wenn Vipern ihn lange ansehen, ihre Augen von selber platzen, weßhalb auch die Schlangenbezauberer ihn zum Fangen derselben gebrauchten. Im Thale Manta in Peru verehrte man einen Smaragd, der so groß wie ein Straußenei war, man zeigte ihn dem Volke an großen Festtagen und dieses eilte von allen Seiten herbei, um ihre Gottheit zu sehen und derselben andere Smaragden zu weihen. Die Priester und Kaziken aber sagten, es werde der Gottheit angenehmer sein, wenn man ihr junge Mädchen darbringe, was natürlich auch geschah. Als die Spanier bei Eroberung des Landes auch dorthin kamen, fanden sie indeß blos die Mädchen, den Stein aber hatten die Indier zu ihrem großen Aerger weggebracht. Marbod konnte über die Eigenschaften, welche dem Chrysopras beigelegt werden, nichts in Erfahrung bringen. Allein man sagt gleichwohl, er stärke den, der ihn trägt, die Augen und mache sein Gemüth heiter und freigebig. Der Beryll wieder ist gut gegen alle Schmerzen der Leber, vertreibt das Aufstoßen und Schluchzen und sichert bei den Eheleuten die gegenseitige Zuneigung. Auch dem Opal schrieben die Alten herzstärkende Kraft, die Eigenschaft, Gift und pestartige Dünste abzuhalten und andere ähnliche Verdienste zu, allein für wichtiger halten die Orientalen jene Abart desselben, die man Katzenauge genannt. Sie sagen nämlich, er schütze den, der ihn an sich trage, gegen alle bösen Leute, jedoch nicht gegen die Dschinnen und Ensen (ein Mittelding zwischen den Dschinnen oder Teufeln und den Uahsen, eine Art Gespensterthieren); ebenso mindere sich niemals das Vermögen seines Besitzers und nie treffe diesen Trübsal oder Unannehmlichkeiten, wenn aber der, welcher ihn habe, sich in einer Schlacht befinde, in der seine Partei unterliege, und er nicht entfliehen könne, so habe er nichts zu thun, als sich unter die Todten niederzuwerfen und er

Digitized by Google

erscheine dann Allen wie einer von ihrem eigenen Stamme, dem sie sich nicht zu nähern wagten. Auch der Heliotrop ward von den Alten hoch geehrt, sie meinten, wer ihn trage, erhalte durch ihn die Kräfte der Weissagung, langes Leben und guten Ruf, ja dieser könne niemals von Jemandem getäuscht werden, und wenn man neben ihn eine Blume aus jener Pflanzengattung gleichen Namens Heliotropium lege (z. B. die Reseda) und eine gewisse Zauberformel dazu spreche, mache er sogar seinen Träger unsichtbar. In der Zauberei war jedoch das kräftigste Element der Magnet. Man glaubte, er führe zwischen Eheleuten, die einander abgeneigt geworden, die alte Zuneigung zurück; wenn Jemand wissen wolle, ob seine Frau ungetreu sei, brauche er nur einen Magnet unter ihren Kopf zu legen, wenn sie schlafe: sei die Frau keusch, so werde sie sofort im Schlafe ihren Gatten umarmen, wenn nicht, so falle sie augenblicklich aus dem Bette und der Stein gebe als Beweis ihrer Treulosigkeit einen wiederlichen Gestank von sich. Wenn ein Dieb in ein Haus einbreche und lege an verschiedenen Stellen glühende Kohlen hin, auf welche er abgebrochene Magnetstückchen streue, so liefen, sobald sich der Geruch im Hause verbreite, Alle, die noch darin seien, wie wenn dasselbe zusammenstürzen wolle, davon. Die Orientalen dagegen schreiben ihm nur Kraft zu, daß, wenn man ihn pulverisire und in Milch oder warmem Wasser einnehme, er durch Erbrechen alle giftigen Substanzen heraustreibe, die durch einen Stich oder Hieb mit einer vergifteten Waffe in den Körper des Menschen gekommen seien. Auch einer Menge weniger bekannter Edelsteine werden noch dergleichen geheime Eigenschaften zugeschrieben, unter andern dem Adlerstein oder Aetit (Thoneisenstein): abgesehen davon nämlich, daß er seinen Besitzer stets nüchtern erhält und bei schweren Geburten von Nutzen ist, schützt er auch gegen Vergiftung. Wenn man nämlich Jemanden in Verdacht dieses Verbrechens hat, braucht man ihn nur zu Tische zu laden und den Stein unter irgend ein Gericht zu legen: hat jener wirklich die böse Absicht, so kann er von der Speise trotz aller angewandten Mühe nichts hinunterbringen, bis der Stein entfernt ist. Während die Alten von der Perle eigentlich nichts zu sagen wissen erzählen die Araber, sie ziehe alle Feuchtigkeit aus den Augen, vertreibe das Herzklopfen und verdünne das Blut, ja vertreibe den Aus-

Digitized by Google

satz, wenn man sich auch nur ein einziges Mal mit der Auflösung von ihr bestreiche. Bei den alten Aegyptern wurden die Zodiakalzeichen durch folgende Edelsteine repräsentirt: der Widder durch den Amethyst, der Stier durch den Hyacinth, die Zwillinge durch den Chrysopras, der Krebs durch den Topas, der Löwe durch den Beryll, die Jungfrau durch den Chrysolith, die Waage durch den Carneol, der Scorpion durch den Sardonyx, der Schütze durch den Smaragd, der Steinbock durch den Chalcedon, der Wassermann durch den Sapphir und die Fische durch den Jaspis. Das himmlische Jerusalem (eigentlich auch der Thierkreis), in welcher Stadt niemals Nacht ist, weil die Sterne gleichmäßig leuchten, hat dieselbe Ausschmückung, nur daß mit dem Jaspis nicht geschlossen, sondern eben so angefangen, wie durch den Amethyst geendigt wird (Offenb. Johannis 21., 20).

So kurz obige Andeutungen auch sind, so sieht man doch, welche tiefe Bedeutung das Alterthum und das Morgenland in die Steine gelegt hat und wie interessant es ist, dieselben nach allen Seiten der Symbolik hin zu verfolgen.

Die Sanitätsverhältnisse bei den Eisenbahn-Beamten.

Es ist namentlich Herr M. M. v. Weber, welchem die Frage der Sanitätsverhältnisse bei den Eisenbahn-Beamten in Deutschland eine eingehendere Beachtung verdankt. Nachdem Herr v. Weber bereits 1855 in einem eigenen Buche*) beachtenswerthe Mittheilungen über diesen Gegenstand gebracht, hat er im Jahre 1860 in Wiecks deutscher Gewerbezeitung einen Aufsatz „Ueber die Abnützung des physischen Organismus beim Fahrpersonale der Eisenbahnen" veröffentlicht, welcher insbesondere auch die Aufmerksamkeit der preußischen Eisenbahn-Aufsichtsbehörde auf die Sache hinlenkte. Die preußischen Eisenbahn-Directionen wurden zu gutachtlichen Aeußerungen und ferneren Beobachtungen von gedachter Aufsichtsbehörde veranlaßt.

Herr v. Weber hat bekanntlich die Ansicht vertreten, daß der Fahrdienst der Eisenbahnen für die damit befaßten Beamten und namentlich

*) Die Lebensversicherung der Eisenbahnpassagiere in Verbindung mit der Unterstützung und Pensionirung der Eisenbahnbeamten und ihrer Angehörigen. Leipzig, bei B. G. Teubner, 1855.

Digitized by Google

für das Maschinenpersonal von besonders sanitätswidrigem Einflusse sei. Die gedachten Recherchen der preußischen Eisenbahn-Directionen scheinen diese Einflüsse in etwas milderem Lichte auffassen zu lassen, als Herr v. Weber sie darstellte. Es scheint jedoch auch andererseits ein unzweifelhaftes Resultat in dieser Sache noch nicht festzustehen. Es könnte ein solches Resultat nur durch systematisch während einer Reihe von Jahren angestellte statistische Beobachtungen gewonnen werden. Einerseits ist nun aber die Systematik gerade solcher Beobachtungen eine besonders schwierige Sache. Andererseits stehen die Grundsätze hygieinisch-statistischer Aufnahmen weder medicinisch noch statistisch fest. Und endlich haben die bisherigen statistischen Notirungen auf diesem Gebiete — abgesehen davon, daß sie nach sehr verschiedenen Grundsätzen und auf meist unzureichende Weise geführt worden sind — noch keine hinreichend großen Zeiträume umfaßt.

Das Resultat bleibt also, wie schon gesagt, daß vorläufig ein sicheres und unanfechtbares Resultat noch gar nicht vorliegt. Bis zu welchem Grade dies der Fall ist, wird die nachfolgende Mittheilung darlegen.

Herr E. Soulé. M. Dr., Oberartz der französischen Südbahn — also eines sehr bedeutenden Eisenbahncomplexes, hat eine von ihm in der Societät der Medicin zu Bordeaux vorgelesene Denkschrift unter folgendem Titel herausgegeben:

„Practische Betrachtungen über die Krankheiten, welche bei den Eisenbahnbeamten vorkommen."

Herr Dr. Soulé hat im diesem Schriftchen seine sicher sehr beachtenswerthen ärztlichen Erfahrungen in Bezug auf die Beamten der französischen Südbahn niedergelegt und dürfte der speciell medicinische Theil des Schriftchens namentlich den Herren Bahnärzten zur Kenntnißnahme empfohlen werden. Außerdem erhalten wir aber auch durch Herrn Soulé allgemein interessante hygieinische Beobachtungen bezüglich der Eisenbahnbeamten. Herr Soulé stützt zugleich seine Beobachtungen und Folgerungen auf statistische Aufnahmen. Es ist nicht uninteressant zu erfahren, auf welche Weise die medicinisch-statistischen Angaben gewonen wurden und hierbei zugleich eine Ansicht von der Organisirung des Medicinalwesens bei den französischen Bahnen zu erhalten.

Digitized by Google

Die Länge der französischen Südbahn betrug, als Herr Soulé schrieb, 1280 Kilometer und umfaßte ein Personal von 6000 Menschen. Bekanntlich erstreckt sich die französische Südbahn in ihren beiden Hauptlinien einerseits vom Centralpunkt Bordeaux über Toulouse nach Cette am Mittelländischen Meere und anderseits über Bayonne und Tarbes nach Toulouse. Es gehört also die Südbahn einem schon südlichen Clima an. Zu bemerken ist, daß die Linien der Südbahn sowohl auf der Strecke Bordeaux-Bayonne in den bekannten Landes (Haiden), sowie in den Niederungen am Mittelländischen Meere — von Carcassonne über Narbonne und Boziers bis Agde und Cette — ungesunde, dem Fieber ausgesetzte Gegenden durchschneiden.

Das Gebiet der Südbahn ist in 50 bahnärztliche Districte eingetheilt, deren jedem ein Bahnarzt vorsteht. Im Durchschnitt kommen auf jeden Arzt 25 Kilometer Bahnstrecke, doch variirt die Länge der einzelnen Abtheilungen von 12—40 Kilometer. Der bahnärztliche Dienst ist auf ähnlichen Grundlagen, wie bei den anderen französischen Bahnen begründet und großentheils nach Ministerialvorschriften geregelt. Die einzelnen Bahnärzte ressortiren vom Bahnoberarzte. An diesen senden sie jeden Monat einen vorschriftsmässig zu erstattenden Bericht, ebenso wie alle in ihren Dienst einschlagenden näheren Nachweisungen und Ansuchen Ueber jede Verwundung wird ein Protokoll aufgenommen und mit den Bemerkungen des behandelnden Arztes dem Oberarzte vorgelegt. Bei Vorfällen von Bedeutung wird der Oberarzt unmittelbar schriftlich benachrichtigt.

Die Bahnbeamten bilden durch Beiträge eine obligatorische Kranken- und Sterbecasse. Bemerkenswerth bei dieser Einrichtung und zweifellos wünschenswerth ist, daß aus der Krankencasse auch ein Zuschuß für die Wochenbetten der Frauen der niedriger besoldeten Beamtenclassen vorgesehen ist. Den in anerkannt ungesunden Gegenden wohnenden Beamten zahlt die Gesellschaft eine Zulage, auch wird das in den Sumpfgegenden herrschende intermittirende Fieber lediglich auf Kosten der Gesellschaft behandelt.

Uebrigens findet Herr Soulé, daß die von der Bahn, durchschnittenen „Haiden" seit der Eröffnung der Bahn, wenigstens in der Nähe der letzern, einen wesentlich gesunderen Charakter gewonnen haben und wird dies theils den durch den Bahnbau bedingten Entwässerungs-

Digitized by Google

anlagen, theils den gleichfalls durch den Bahnbetrieb hervorgerufenen vermehrten Culturanlagen gewiß mit Recht zugeschrieben.

Mit Uebergehung des eigentlich medicinischen Theiles der Schrift komme ich nunmehr zu demjenigen Theile derselben, auf dessen Inhalt ich eingangs besonderen Bezug genommen habe. In der dritten Abtheilung seiner Broschüre gibt nämlich Herr Soulé einen „Ueberblick über die verschiedenen Dienstverrichtungen bei einer Eisenbahngesellschaft mit Berücksichtigung der pathologischen Zustände, die sie im Gefolge haben."

Während in Deutschland die Ansicht vorherrscht, daß vor Allem das Maschinenpersonal in Folge seines Dienstes sehr nachtheiligen Einwirkungen auf seine Gesundheit ausgesetzt sei, kommt Herr Soulé zu dem völlig entgegengesetzten Resultate, daß der Dienst auf der Maschine ein für die Gesundheit sehr zuträglicher und fördernder sei. Bei der sehr umfangreichen Erfahrung, welche Herrn Soulé zu Gebote steht, werden wir auf alle Fälle gut thun, seine Gründe und Ausführungen zu hören. Ich will dieselben hier in der Kürze wiedergeben, indem ich aus den Mittheilungen des Herrn Soulé die Pointen aushebe und in logischer Folge aneinander reihe.

Herr Soulé berührt zunächst das Verhältniß zwischen Locomotivführer und Heizer und sagt von letzterem: „in der That denselben Krankheitsursachen, denselben Witterungseinflüssen ausgesetzt, wird der Heizer schlechter bezahlt als der Locomotivführer, welches ihm weniger vollständige Schutzmittel und eine weniger kräftige Kost erlaubt, und sind zugleich die übrigen Lebensverhältnisse und die Wohnung weniger günstig. Der Heizer ist in Folge dessen den Krankheiten mehr ausgesetzt, als der Locomotivführer. Dies vorausgesetzt, wenden wir uns nunmehr zu den gemeinsamen Verhältnissen dieser Angestellten.

Wenn es beim Betriebe der Eisenbahnen ein Amt gibt, welches gründlich tief die Leibesbeschaffenheit verändert, und welches in dieser Hinsicht im höchsten Grade die Aufmerksamkeit des Physiologen und des Arztes erregen muß, so ist es gerade das des Locomotivführers und Heizers.

Ein selbst noch nicht längere Zeit verrichteter Dienst auf der Maschine gibt dieser Classe von Angestellten ein ganz besonderes Gepräge. Ihre proncirte Haut, ihre kräftige Constitution lassen sie

Digitized by Google

auf den ersten Blick erkennen. Auch ihre brüsquen Formen, ihre kurze Art und Weise zu sprechen, legen Zeugniß ab von den ganz besonderen Verhältnissen, in welchen sie sich bewegen.

Wenn der Werkstättenarbeiter, zum Maschinendienst übergehend, die Locomotive besteigt, treten sofort folgende Erscheinungen zu Tage. Seine ganze Constitution kräftigt sich, die Musculatur wird stärker. Sein Gesicht, welches oft den bleichen Teint der Werkstätte angenommen hatte, bräunt sich und erhält Farbe. Hat er Neigung zu lymphatischen Zuständen, so nimmt diese sofort ab zum Nutzen der ganzen Körperbeschaffenheit.

Ein Umstand, welcher zuerst auffällt, wenn man den Gesundheitszustand der Locomotivführer und Heizer betrachtet, ist die geringe Bedeutung ihrer Krankheiten und namentlich das geringe Vorkommen derjenigen, welche die Theorie ihnen besonders zuschreiben mußte. Leiden der Athmungsorgane werden selten bei diesen Beamten bemerkt und heilen schnell. Ebenso ist es mit der Bräune, der Speicheldrüsenentzündung and den Zahnschmerzen.

Dieselbe Bemerkung paßt auf den Rheumatismus in seinen verschiedenen Formen.

Als schwache Seite dieser Classe von Beamten, welche jedoch nur während einiger Monate im Jahre hervortritt, zeigt sich besonders der Zustand der Verdauungswege während des Sommers und Herbstes. In diesen Jahreszeiten werden sie dann und wann von Diarrhöen ergriffen, was sich durch ihre aufregende Diät erklärt und durch die schlechte Gewohnheit, öfter zur Stillung des Durstes Wasser zu trinken.

Diese im Ganzen geringe Neigung zu Uebeln, denen ihr bewegtes Leben sie aussetzt, hat, wie mir scheint, ihre sehr natürlichen Erklärungsgründe. Zwei wichtige Organe sind besonders bei den Maschinisten beeinflußt und zwischen ihnen besteht eine nicht zu verkennende Wechselwirkung. Diese sind die Haut, die dem mannigfachen Wechsel der Temparatur unterworfen ist, an welchen die Constitution des Maschinisten sich zu gewöhnen scheint, und dann die Respirationsorgane mit den ganz besonderen Erscheinungen, welche die Blutbereitung erleidet und welche bei dieser Classe von Angestellten als bleibendes Merkmal eine Vergrößerung des Brustkastens und einen stärkeren Klang der Stimme hervortreten lassen. Eben in dieser beständigen

Digitized by Google

Wechselwirkung zwischen Haut und Lunge ist, unseres Erachtens, das Freisein der Maschinisten von verschiedenen Uebeln der Respirationsorgane begründet.

Der Mensch, welcher nach starker körperlicher Anstrengung sich im Ausruhen einem Luftzuge aussetzt, erleidet eine Entzündung der Bronchien oder der Lunge selbst, während den Maschinisten zwei Momente schützend zur Seite stehen, selbst wenn er im Schweiße gebadet ist: 1. die Ausdünstung, welche rasch vor sich geht; 2. was von größerer Wichtigkeit ist, die Hämatose gewinnt eine gesteigerte Thätigkeit, welche die Lunge beschützt, indem sie den Congestionen und den Stockungen des Blutes begegnet, die bei dem Landmann eintreten, der, nachdem er sich einer anstrengenden Bewegung, z. B. beim Dreschen, ausgesetzt hat, so unvorsichtig ist, sich an einem kalten Platze aufzuhalten.

Der Maschinist ist, obgleich er auf der Maschine in einer relativ ruhigen Stellung ist, was seine Lunge betrifft, in Thätigkeit, wie ein Mann, der sich bewegt und hinreichend bewegt.

Uebrigens erstreckt sich die von uns bemerkte Immunität der Maschinisten nicht allein auf acute Krankheiten, die chronischen Bronchien, und namentlich die Lungenschwindsucht sind bei diesen Angestellten selten.

Als practische Folge dieser verschiedenen im Obigen ausgesprochenen Behauptungen hat man sehr oft gewisse Angestellte gesehen, welche früher leicht den Schnupfen bekamen und jetzt im Dienste auf der Maschine diese bemerkenswerthe Immunität gewannen.

Diese Grundsätze sind jetzt anerkannt. Sie sind vielfältig durch die Erfahrung geheiligt worden.

„Wenn Jemand schwach an Brust ist, wie man zu sagen pflegt, wenn er am Katarrh leidet, leicht im Winter den Schnupfen hat und schwer von dieser Krankheit genaß, so wird das Fahren auf der Maschine zu seinem Vortheil sein. — Es ist dies einer Respirationsgymnastik zu vergleichen, in welcher alle Organe erstarken."

Herr Soulé vindicirt dem Dienste des Maschinisten sogar Heilkraft gegen die Schwindsucht, wenn dieselbe noch nicht so weit vorgeschritten, daß die Constitution des Patienten das Experiment überhaupt nicht mehr zuläßt. „Einer der Fälle" — sagt Herr Soulé — „welche dies am meisten bewahrheiten, bezieht sich auf einen der ältesten

Digitized by Google

Maschinisten des Depots zu Bordeaux. In seiner Jugend hatte dieser Beamte häufig Blutspeien gehabt, war sehr abgemagert und befand sich überhaupt in einem Zustande, welcher gerechte Bedenken einflößen konnte. Sein Arzt, welchen er vor Uebernahme seiner neuen Function zu Rathe zog, beurtheilte diese Lage mit den Ideen, denen man von vornherein die Gesundheitsverhältnisse der Maschinisten unterzieht: er tadelte seinen Entschluß und ließ ihn die Gefahr erblicken, welcher er durch die Chancen eines Gewerbes sich aussetze, das unfehlbar für ihn verderblich sein werde. — Das Ergebniß hat dieser traurigen Prognose durchaus nicht entsprochen; hingegen hat sich die Körperbeschaffenheit dieses Mannes mächtig verändert und ist sie bislang nicht afficirt worden. Das Blutspeien ist gänzlich verschwunden und er hat seit dieser Zeit nichts mehr von Empfindlichkeit seiner Athmungswege bemerkt.

Herr Soulé verneint weiterhin, daß die Maschinisten irgend eine specielle Krankheit aufweisen und widerlegt etwa entgegenstehende Behauptungen. Sodann legt Herr Soulé auch noch die Resultate seiner Erfahrung in Bezug auf die verschiedenen Functionen bei den Maschinisten dar. Er findet, daß der Gesichtssinn der Maschinisten in keiner Weise beeinträchtigt wird. Dem Geruchssinne derselben vindicirt er eine besondere Schärfe und fügt hinzu: „ich möchte, was mich betrifft, in dieser Schärfe des Geruchs einen Beweis mehr für meine Behauptungen gegen Theorien finden, welche man von vornherein über die Maschinisten aufzustellen sich versucht fühlen könnte." Daß das Gehör durch den Dienst auf der Maschine afficirt werde, glaubt Herr Soulé, trotz Dampfpfeife, bestreiten zu können. Die Haut functionirt bei den Maschinisten vortrefflich und ist eben diesem Umstande die auffallende Seltenheit der rheumatischen Uebel bei diesen Angestellten zuzuschreiben. „Man muß die kräftigende Einwirkung der Luft anziehen" — sagt Soulé — „um diese Immunität zu erklären. Die Luft äußert eine wohlthuende Thätigkeit, welche man bis zu einem gewissen Punkte mit den Resultaten vergleichen kann, die durch kaltes Wasser in der Wasserheilkunde erzielt werden. Der Maschinist empfängt, während er auf der Maschine ist, eine wirkliche Luftdouche. Sie ist umso energischer, je größer die Geschwindigkeit, je frischer und schärfer die Temperatur."

Digitized by Google

Welchen Grad von Feinheit die Beobachtungen des Herrn Soulé erreichen, mag vielleicht der Umstand mit bezeugen, daß er findet, die Güterzug-Maschinisten würden dicker wie die Personenzug-Maschinisten, und den Grund hiefür darin entdeckt, daß die Güterzug Maschinisten langsamer fahren, sowie auch auf den Stationen öfter und länger halten, wodurch sie öfter als die Personenzug-Maschinisten Gelegenheit und Veranlassung finden, Nahrungsmittel zu sich zu nehmen.

Was Herr Soulé noch weiterhin von den Gehirnfunctionen, der Verdauung, dem Blutkreislauf ꝛc. bei den Maschinisten sagt, mag man in dem Buche selbst nachlesen. Bemerkenswerth scheint noch die Thatsache, daß, während die Cholera sehr stark in Marseille wüthete, keiner der dort wohnenden Maschinisten von der Epidemie ergriffen ward, obschon Familienglieder und Nachbarn derselben zum Opfer fielen.

Herr Soulé zieht auch in Betracht, daß seine Beobachtungen sich auf ein allerdings südliches Clima beziehen, glaubt jedoch aus von ihm eingezogenen Informationen schließen zu müssen, daß seine Beobachtungen auch auf kältere Climate Anwendung haben, Rußland selbst nicht ausgenommen.

Die hier dargelegte Divergenz der Ansichten zwischen Herrn v Weber und Herrn Soulé ist wohl wichtig genug, um an dieser Stelle darauf hinzuweisen. Eine endgültige Entscheidung in dieser Sache wird wohl nur eine durch eine Reihe von Jahren bei einer Mehrzahl von Bahnen fortgesetzte sorgfältige Statistik herbeizuführen im Stande sein. Was bis jetzt an Statistik über die Sanitäts-, Sterblichkeits- und Invaliditätsverhältnisse der Eisenbahnbeamten vorhanden, ist leider nur allzu dürftig und den Anforderungen der statistischen Wissenschaft nicht entsprechend. Auch scheinen die „statistischen" Ziffern des Herrn Soulé gerade den schwächsten Punkt seines Buches zu bilden.

Einfluß der Fichtenwälder auf den Erguß der Quellen.

Der Wald von Sainct Amand liegt auf der Ebene, die den nördlichen Theil des Arrondissement von Valenciennes bildet; er umfaßt 750 Hectaren eines wenig über die Ebene hervorragenden Terrains;

Digitized by Google

der Boden ist sandig, mit ein wenig Thon gemischt. Sehr arm und mit Haidekraut bedeckt, trug dieser Boden bis 1843 nur Buschwerk von Eichen und Birken. Da versuchte man die Anpflanzung von Fichten (Pinus sylvestris) und diese gelang wunderbar. Durch diesen Erfolg ermuthigt, fuhr man mit der Anpflanzung fort und jetzt bedecken junge und kräftige Fichtenwaldungen die ganzen 750 Hectaren, wo sonst die Eiche und Birke elendiglich hinsichten.

Mit dieser Umwandlung der Bepflanzung fällt eine erstaunliche Aenderung in dem Erguß der Quellen zusammen. In dem Maße als die Eichenbestände sich vermehrten und vergrößerten, trocknete der Boden aus; die Gräben, die gezogen worden waren, um das Gedeihen der Fichten zu erleichtern, füllten sich nicht mehr mit Wasser und waren demnach also unnöthig geworden.

Die Schnepfen flohen den Wald. Nachdem die Oberfläche des Bodens ausgetrocknet, bewirkten die neuen Bepflanzungen nach und nach eine Verarmung, dann das Versiechen der Quellen, in dem Maße die Abhänge, welche diese ernährten, mit den Harzbäumen bedeckt wurden. So versiechten die Quellen von Lait-Buré, von Faux, von Loup-Gras und von Fresnes. Die austrocknende Wirkung der Fichten wurde auf unwiderlegliche Weise dargethan; man suchte dann zu erforschen, wodurch dieses Resultat herbeigeführt worden. Zu diesem Ende untersuchte man die Quellen von Lait-Buré und von Faux, die jetzt versiecht sind.

Im Jahre 1849 machte sich bei der Quelle von Lait-Buré noch keine Aenderung bemerklich. Da besäete man den feuchten und sumpfigen Abhang des Hügels, der diese Quelle ernährte mit Fichten. Im Jahre 1859 stellte man die Austrocknung des Bodens und die Abnahme des Ergußes der Quelle fest; endlich versiechte sie im Jahre 1864 ganz.

An der Stelle, wo sonst die Quelle dem Boden entströmte, grub man 2 Meter tief. Man fand hier Sand, der genügend mit Lehm vermischt war, um den Boden undurchdringlich zu machen. Man bemerkte hierbei, daß die Wurzeln der Fichten 1½ Meter tief in den Boden eindringen und ebenso war es auch bei den Eichenbüschen die hier vormals vorherrschend und zum Theil noch als Untergebüsch vorhanden waren. Weiter sah man, daß der thonige Sand in

Digitized by Google

einer Tiefe von 3,^{m}60 auf einer Schicht von lockerem, zerreiblichen Sandstein von 20 Centimeter Dicke und dieser wieder auf einem thonigen Sande lag. Auf dem Sandstein breitete sich eine Wasseransammlung bis zur Höhe von 60 Centimeter aus. 20 Meter aufwärts der Quelle zeigte eine andere Bohrung desselbe Sandsteinlager an, fast in demselben Niveau, unter einer 5,^{m}5 dicken Schichte von thonigem Sand. Eine Wasseransammlung stand auch hier überr dem Sandstein bis zu einer Höhe von ungefähr 90 Centimeter.

Was die Quelle von Faux anbetrifft, die reichlich am Fuße einer ungefähr 21 Meter hohen Böschung hervorquoll und die jetzt ebenso versiecht ist wie die von Lait-Buré, so wurde diese durch drei Bohrungen untersucht. Es wurde nur ein mächtiges Lager von thonigem Sand gefunden, der leicht durchdringlich war. Zwei Meter unter der versiechten Quelle zeigte sich eine Wasseransammlung, die mächtig zu sein schien, denn der Bohrer drang mehr als 4 Meter tief darin ein, ohne zu Ende zu gelangen. Durch Vergleich der ersten mit der dritten Bohrung resultirte, daß auf einer Entfernung von 264 Meter die unterirdische Wasseransammlung einen Niveauunterschied von 5,^{m}46 darbot, also einen Fall von 17^{mm} auf den Meter. Dies würde herrühren von der Schwierigkeit, mit der das Wasser sich durch einen mittelmäßig durchdringlichen thonigen Sand bewegt.

Aus diesen Thatsachen kann man schließen, daß vor dem Versiechen der Quellen diese Wasseransammlungen sich viel höher erstrecken mußten, so daß sie sich aus den Oeffnungen der Quellen ergossen.

Wie konnten nun die Fichten das Niveau dieser Wasseransammlungen erniedrigen? Ist es, indem sie den Boden vertical durch ihre Wurzeln drainiren? Diese Hypothese ist unzulässig, weil die Wurzel der Fichte nicht tiefer in den Boden eindringt als die der Eiche, die vordem auf dieser Ebene vorherschend war; dann ist die Durchdringlichkeit des Bodens überall dieselbe in der ganzen Schicht, welche die Wurzeln durchdringen und endlich hat die Abforstung eines Fichtenwaldes dem Boden seine alte Feuchtigkeit wieder gegeben, obgleich der Boden noch von den Wurzeln durchdrungen war.

Ebenso scheint auch die Verdampfung des Wassers durch die Stomata der Nadeln der Fichten nicht ausreichend, um die austrock-

Digitized by Google

nende Wirkung dieses Baumes zu erklären: denn da die Fichten in dem trockensten Boden fortkommen, so scheint sie mäßiger in Bezug auf das Wasser zu sein als die Laubbäume. Das Austrocknungsvermögen der Fichten, im Vergleich zu den Bäumen, deren Laub abfällt, könnte nur daher kommen, daß im Winter, während diese ihres grünen Blättermantels beraubt sind und daher den ganzen Regen den Boden erreichen lassen, die Fichten im Gegentheil, indem sie ihre Nadeln behalten, einen Theil des Regens zurückhalten, der gleich wieder verdampft.

In seinen Untersuchungen über die Eiche, die Beraud im Jahre 1863 veröffentlicht hat, berichtet er, daß das Anpflanzen der Pinus maritima auf den Dünen von Gascogne die Lagunen austrocknete, so daß man sie auch in Fichtenschonungen verwandeln konnte. Diese bemerkenswerthe Eigenschaft der Pinus maritima, selbst überschwemmte Terrains trocken zu legen, schreibt er der großen Menge von Wasser zu, die dieser Harzbaum für seine Vegetation nothwendig hat.

Was nun auch die Ursache dieser Erscheinung sein möge, so scheint für die Meteorologie doch so viel daraus hervorzugehen, daß, wenn den Laubbäumen die Rolle vorbehalten ist, die Quellen reichlich zu ernähren, den Fichten dagegen die nicht weniger bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit zukommt, den Boden auszutrocknen, wo Feuchtigkeit in Ueberschuß vorhanden ist.

Ein Besuch der Gletscher von Grindelwald.

Die ganze südliche Seite des Thales von Grindelwald, von dem großen Wetterhorn bis zum Eiger, dessen Profil, wenn es, vom Faulhorn herkommend, betrachtet, an die Haltung eines liegenden Löwen erinnert, scheint wie aus einem Stück geschnitten zu sein. Ein dritter Berg erhebt sich zwischen dem Wetterhorn und dem Eiger der Mettenberg. Die unteren und oberen Gletscher von Grindelwald steigen längs den offenen Thälern dieser drei Berge wie erstarrte Wasserfälle herab.

Die andere Seite des Thales erhebt sich zu einer geringeren Höhe, aber hauptsächlich von der Höhe seiner Weiden, der Bachalp, überblickt man die Kette des Wetterhorns in ihrer ganzen Herrlichkeit.

Digitized by Google

Man umfaßt dort mit einem Blick die Gesammtheit dieser Bergriesen. Im Süden beginnend, erscheinen die drei Köpfe des Wetterhorns, des Mittelhorns und des Rosenhorns, der Berglistock, der Pic von Lauteraar und das große Schreckhorn, zugleich mit den oberen Gletschern an ihrem Fuß. Der Mettenberg, so gewaltig, wenn man ihn vom Hintergrunde des Thales betrachtet, demüthigt sich jetzt vor seinen Rivalen.

Hinter dem Schreckhorn breitet die Strahlegg ihre blendenden Firnfelder aus, um sich mit dem Gipfel der Finsteraar, der höchsten Spitze in den Berner Alpen, mit einer Höhe von 4250 Metern zu verbinden. Der Vieschkamm erniedrigt sich gleichfalls zu einer Eismauer auf dem untern Gletscher, beherrscht auf dem andern Ende durch die Gruppe des Eiger. Welch ein prächtiger Contrast zwischen der blendenden Weiße, dem Glanz des Schnees auf diesen kühnen Graten und den dunklen Färbungen der nackten Wände! Welches erhabene Schauspiel bieten die hohen Alpen, beleuchtet durch die ersten Strahlen des anbrechenden Morgens, wenn ein glänzendes Licht die majestätischen Gipfeln, deren Auszackungen sich auf einem dunklen Azur abheben, übergießt und färbt, wenn die Thäler langsam aus dem Schatten hervortreten, wenn Dampfsäulen sich über diesen Schlünden erheben und die Erde langsam durch verschiedene Abstufungen hindurch wiederum zum Tage erwacht!

Am Morgen des 7. August bestieg Charles Grad das Eismeer, um mit Hilfe des polarisirten Lichtes verschiedene Beobachtungen über die Structur des Gletschereises anzustellen Ein Fußpfad führte in wenigen Minuten durch die Tannenwälder, welche die erste Terrasse des Mettenberges bedecken. Höher hinauf schlängelt sich der Weg weniger, er wird weniger steil, aber, gleich einem schmalen Karniess an dem Berge sich hinziehend, glatt, durch das Eis auf den großen Strecken polirt und gleichsam über dem Gletscher schwebend, der bis zu einer beträchtlichen Tiefe in den Abgrund hinab steigt.

Bis zum Eismeer hat man zwei Stunden. Jedermann weiß, daß dieser Theil des untern Gletschers von Grindelwald sich am Zusammenfluß der beiden großen Arme, welche der Felsenstock des Zäsenberges trennt, der eine von dem Vieschkamm und der andere von dem Finsteraarpaß und dem Agassiz-Pic herkommend, befindet. Seit

Digitized by Google

zwölf Jahren hat sich der Gletscher hier um 35 Meter verringert. Seine Wand ist ganz steil. Man ersteigt ihn mittelst einer Leiter, doch ist es gut, wenn man schwindelfrei ist.

Die Oberfläche des Gletschers selbst ist wie durch starre, unbewegliche Wellen gebildet, über welche sich zwei lange Stein- und Trümmeranhäufungen hinziehen. In dem Augenblicke, wo Grad anlangte, wiederhallte auf der rechten Seite eine starke Detonation, wie um ihn zu begrüßen. Es war eine Eislavine, die sich vom Wildenschloß, vom Abhange des Eiger, losgelöst hatte. Die großen Blöcke rollten mit Krachen herab, sie bildeten auf dem Gletscher einen weißen, glänzenden Flecken; das Echo wiederholte einen Augenblick lang den Donner der Lavine, dann herrschte wieder weithin die feierliche Stille. Die ganze Scene ist kalt, nakt, ohne Leben.

Ohne die Eisstürze, die sich mehrere Male des Tages, sowohl vom Wildenschloß herab, wie auch in der Nähe des Zäsenberges wiederholen, würde keine Bewegung diese Eiswüste beleben. Schneelavinen stüzen auch an verschiedenen Punkten des Gletschers längs den um 30 bis 40° geneigten Abhängen herab und ihr Fall ist periodisch, ziemlich regelmäßig, so daß die Bergbewohner ihren Sturz vorhersehen. Beim Aufwärtssteigen bemerkte man einen ganzen Wald, dessen noch aufrechte Stämme in halber Höhe durch eine Staublavine gebrochen waren. Diese Staublavinen sind furchtbarer als die des festen Schnees, weil sie plötzlich herabstürzen und ohne daß ihnen ein warnendes Zeichen voraufgeht. Sie treten besonders im Frühjahr ein, wenn der körnige Schnee auf die gefrorne Kruste einer frühern Schicht fällt. Ein Schuß, der die Luft erschüttert, eine Gemse, die darüber hinschreitet, der Schlag des Flügels von einem vorübereilenden Vogel, ein Geschrei, ja selbst nur ein einfaches Wort genügt, um die leichten Körnchen in Wolken zu verwandeln.

Die zurückgeworfene Luft ruft andere Schneewolken hervor. Der Berg scheint Dämpfe auszuspeien, die im Sonnenschein glänzen und mit gewaltigem Krachen herabstürzen. Wehe den Wälder, welche eine Lavine überfällt. Hundertjährige Bäume werden zerbrochen, während der Wind in den benachbarten Zweigen heult und die wüthende Trombe mit gewaltiger Schnelligkeit vorüberstürmt. Indessen welch' eigenthümlicher Contrast: so unwiderstehlich die Gewalt des Sturmes

Digitized by Google

auch auf seinem Wege ist, ebenso scharf ist seine Gewalt auch begrenzt, denn außerhalb der Grenzen des Luftstromes bewegt sich nicht ein Blatt auf den Bäumen.

Die Oberfläche des untern Grindelwaldgletschers zeigt einen ähnlichen Anblick wie der Gornergletscher. Am untern Ende des Eismeeres, in der Nähe der Moraine, und wo die Zuflüsse, die aus einem Seitenthal des Eiger kommen, kleine geschichtete Ablagerungen von Sand und Kies zurücklassen, liegt ein kleiner See. Höher hinauf sieht man auf der Oberfläche des Gletschers eine Art Brunnen das Eis durchschneiden, in den sich ein Bach stürzt, sobald sich die Temparatur erhöht und das Schmelzen beginnt. Ein junger Pastor aus Waadt verlor sein Leben in diesem Schlund, dem er sich zu sehr genähert hatte. Glücklicher als dieser unvorsichtige Tourist war der Wirth Bohren in Grindelwald, der in eine Spalte gefallen war; er rettete sich dadurch, daß er den Wasserlauf verfolgte, der unter dem Eise hingeht, und am Ende des Gletschers zu Tage tritt.

Auf der ganzen Ausdehnung des Eisfeldes besteht die der Luft ausgesetzte Oberfläche aus großen zerreiblichen und fast ganz weißen Körnern. In den Moränen und Kieskegeln war das Eis, wenn es von fremden Körpern wieder bedeckt war, schön blau, und schien fester zu sein als selbst in den Rissen und Spalten. Grad löste einen Eisblock von einem Kieskegel und einen andern von einem nicht sehr tief klaffenden Spalt ab; alle beide waren durchscheinend, obgleich sie viele Risse und Luftblasen einschlossen. Diese Blöcke hatten nicht die Dichtigkeit des Wassereises, welches sich während der Nacht durch das Gefrieren der Lachen auf der Oberfläche des Gletschers bildet; durch das Aussetzen die Luft zersetzen sie sich in unregelmäßige Fragmente.

Von den Blöcken wurden Blätter von einem Centimeter Dicke geschnitten und auf einer Metallplatte, die durch eine Spirituslampe erwärmt wurde, polirt, um sie durchscheinend zu machen. Dem parallelen Licht ausgesetzt, schienen diese Blätter von Krystallen gebildet zu werden, von denen einer an dem andern haftete, ohne jedoch regelmäßig gruppirt zu sein. Wurden sie dann dem convergirenden Lichte ausgesetzt, so zeigten sich die Blätter durchsetzt von Franzen nach allen Richtungen hin und einige boten gefärbte Ringe dar, durch-

Digitized by Google

schnitten von einem schwarzen Kreuz. Die Ringe erschienen nicht in allen Blättern und nahmen in den Blöcken keine regelmäßige Stellung ein. Indem man die Blöcke in dieser oder jener Richtung zerschnitt, konnte man nicht wissen, ob sie in dem convergirenden Lichte Ringe liefern würden oder nicht.

Nach dieser ersten Beobachtung auf dem Mer de glace begab man sich an den Fuß des untern Gletschers. Hier beutet man den Gletscher für den Handel aus, indem man Würfel von einem Fuß Seite daraus schneidet. Das Wetter prächtig; nicht eine Wolke zeigte sich am Himmel. Das Thermometer zeigte um 1 Uhr NM. im Schatten 30°C. Ein winziger Ueberzug von Koth und auf gewissen Stellen eine Sand- und Kiesschichte bedeckte die ganze Endspitze des Gletschers. Das Eis ist hier fester als auf dem Mer de Glace. Unter dem Einfluß der Sonnenstrahlen theilen sich die Blöcke wieder in Fragmente, die aber größer waren als auf dem Mer de Glace. Auch schlossen sie Luftblasen ein, aber in geringerer Zahl. Die Structur schien fast homogen zu sein.

Von einem Block, der in dem Sinne des Horizontes abgesägt worden war, schnitt man verschiedene Blätter ab von einem halben Centimeter Dicke, die einen parallel, die anderen schief, andere wieder perpendiculair mit der horizontalen Basis. Alle drei Sorten wurden, wie bereits oben angegeben, präparirt; in dem parallelen Lichte sah man nur gefärbte Platten, ein Zeichen, daß sie nicht vollständig homogen waren. Im convergirenden Lichte dagegen gaben die horizontalen Blätter gefärbte Ringe von einem schwarzen Kreuz durchschritten, die verticalen dagegen zwei Gruppen von gepaarten gleichseitigen Hyperbeln, die schiefen aber weder Ringe noch Hyperbeln.

Die schönen Arbeiten von David Brewster, die durch Bertin später bestätigt und fortgesetzt worden sind, zeigen, daß das gewöhnliche Wassereis krystallisirt ist, daß es aus einaxigen Krystallen zusammengesetzt ist, daß diese Axe perpendiculair der Gefrierungsoberfläche ist und daß die Krystalle leicht doppelt brechend sind. Wie in dem Eise des Wassers, geben die horizontalen Blätter stets gefärbte Ringe und die verticalen Hyperbeln, wenn man sie dem convergirenden Lichte aussetzt; die Richtung aller Krystalle ist indentisch.

So ist es auch am Fuße des untern Grindelwaldgletschers, mit

Digitized by Google

diesem Unterschiede jedoch, daß in dem parallelen Lichte die horizontalen Platten hier breite gefärbte Bänder geben, während man bei denselben Platten des Wassereises nichts davon sieht. Diese Thatsachen bekunden, daß gegen das untere Ende des Gletschers die constituirenden Molekule fast ebenso gerichtet sind wie in dem Eise des Wassers. Die Differenzen, die in der Structur des Gletschereises nachgewiesen sind, bekunden eine regelmäßige Umbildung, die sich während des Fortschreitens des Gletschers vollzieht und umso vollständiger ist, je länger der von dem Gletscher zurückgelegte Weg ist, und sich gewissermaßen dem Zustand des Wassereises nähert. Dies ist schon früher von Bertin beobachtet worden. Es ist jedoch wichtig, bevor man definitive Schlüsse daraus zieht, die Beobachtungen zu vervielfältigen und sie auf Gletscher auszudehnen, die einen langen Weg zurückgelegt haben. Grad will diese Beobachtungen im nächsten Sommer auf dem Aletschgletscher, dem bedeutendsten der Alpen, fortsetzen. Lambert hat versprochen, sie am Pol zu wiederholen.

Wie bereits angeführt, hat der Gletscher sein Niveau seit ungefähr 12 Jahren um 35 Meter erniedrigt und hierbei sind große polirte Flächen bloß gelegt worden. Am untern Ende des Gletschers ist die Rückgangsbewegung eine beträchtliche. Diese Bewegung datirt aus dem Jahre 1855, der Zeit des großen Erdbebens, das so viel Unheil in Wallis angerichtet hat und sich bis Grindelwald bemerkbar machte. Seit dieser Zeit ist der untere Gletscher 594 Meter in gerader Linie zurückgegangen. Der obere Gletscher, der durch den Mettenberg von dem unteren getrennt ist, ist seit derselben Zeit gleichfalls um 378 Meter zurückgewichen.

63 Meter von der Front Moräne von 1855 sieht man am Fuße des untern Gletschers eine ältere Moräne, zum Theil von der Vegetation überzogen, aber doch leicht zu erkennen. Aus Documenten ist erwiesen, daß diese alte Moräne aus dem Jahre 1601 datirt. Von 1601 bis 1855 hat das Ende des untern Gletschers zwischen diesen beiden Grenzen, die er seit der historischen Zeit niemals überschritten, verschiedene Schwankungen nach Rückwärts erlitten.

Der obere Gletscher hat dieselben Veränderungen des Fortschrittes und Rückzuges durchgemacht, so daß zu Anfang des 17. Jahrh. die Grindelwaldgletscher dieselben Verhältnisse hatten wie heute. Nichts

Digitized by Google

berechtigt dazu, zu glauben, daß am Ende des 16. Jahrh. diese Gletscher geringer waren, wie gewisse Geologen, die von den secu-lären Ueberfällen der Gletscher der Alpen voreingenommen sind, glauben.

Alle Gletscher der Alpen unterliegen zur Zeit einer allgemeinen Rück-schrittsbewegung. Der große Gornergletscher im Mont Rosa, der im Jahre 1866 vorschritt und in den beiden letzten Jahren um 40 Meter zu-rückgegangen, die des Mont Blanc unterliegen einer stärkeren Re-duction, ist, begeben wir uns von Grindelwald in das Aarthal, so bemerken wir, daß der Rosenlauigletscher, der schönste der Schweiz, sich seit 10 Jahren um eine halbe Lieue zurückgezogen hat.

Unser Theaterwesen.

Zeitgeschichtliche Betrachtung.

Es ist ein trauriges Charakterbild unserer Zeit, daß wir so allen Geschmack an der ersten Dichtung, wie sie das antike Drama ist, verloren haben. Kaum daß es noch hie und da einer genialen Künstlerin gelingt, durch großartige Darstellungsgabe classischer Gestalten das Interesse des Publicums zu fesseln. Wenn man die sich von Jahr zu Jahr steigernde Verflachung und Schlaffheit, die zügellose Genußsucht unserer jetzigen Generation betrachtet, so darf es nicht Wunder nehmen, wenn der Sinn für das ernste, auf religiösem Boden erwachsene Drama abgestumpft ist.

Leider müssen wir diese, dem deutschen Charakter so wenig entsprechende Abneigung zum größten Theile unseren meist orientalischen Literaten und unserer Presse zuschreiben, welch' letztere, namentlich die der Reichs-hauptstadt, soweit sie den Geschmack des Publicums beherrscht, eine durchwegs frivole ist, wie denn überhaupt die ganze dominirende Presse mit ihrer Phrasenmacherei den verderblichsten Einfluß auf das politische und sittliche Leben ausgeübt hat. Sie ist es, welche den Geschmack an der Glorification des Lasters nach dem Muster der französischen Bühnendichter bei dem Volke erzeugt hat, das heute in wilder Begierde den Frivolitäten eines Offenbach aufmerksamer lauscht als selbst die Franzosen.

Die Schaubühne ist nicht mehr, wie Schiller sie aufgefaßt hat, eine moralische Anstalt, wo der Geist über die Kleinheit des Irdischen

Digitized by Google

erhoben, wo sittliche Ideale geweckt werden sollen, sondern sie ist zum leeren Vergnügungsplatz heruntergesunken, wo der Geschmack des Publicums, das sein gutes Geld zahlt, der maßgebende ist, wie selbst ein Carl Frenzel sich nicht entblödet, schon im Jahre 1875 in der „Nat.-Ztg." öffentlich auszusprechen. Nach einer solchen Anschauung ist es natürlich, daß ein ernstes Repertoir bei der mit bekanntem Jargon ausgestatteten Recensenten-Clique keine Gnade fand. So ist es bei uns, so ist es auch in Deutschland. Wie anders könnte es dort aussehen, hätte die leider in den Händen von Nichtdeutschen befindliche liberale Presse nach jenen tiefernsten Tagen des Jahres 1870, wo das deutsche Volk in nationaler Begeisterung über die Wiedergeburt des Reiches sich so ganz jenen Idealen früherer germanischer Sittenreinheit zuneigte, jene edlen Impulse warm erhalten, wie es einst die griechischen Dichter nach den großen Befreiungskriegen mit den Persern thaten, ein Aeschylos und Sophokles durch Vorführung ihrer wunderbaren Tragödien den Sinn des Volkes für das Erhabene und Große bleibend wach erhielten auch für die späteren Zeiten. Jener classische Aufschwung, den die Deutschen, getragen von dem stolzen Bewußtsein glänzender Errungenschaften, damals nahmen, wäre nicht so schnell vertauscht, wenn jene feierlichen Gelöbnisse, deutsche Selbständigkeit fortan wahren zu wollen und das lang getragene französische Joch auch geistig abzuschütteln, wären gehalten worden. Aus jener blutigen Saat auf dem Schlachtfelde bei Sedan wäre eine ideale Ernte erwachsen; statt des moralischen Bankerotts, dem man dort entgegensteuert, hätte die militärisch große Zeit nicht ein so kleines, allerdings eingewandertes Geschlecht in der Literatur gefunden. Die deutschen Aeschylose und Sophokleschen liebäugelten, da es ihnen an eigener Kraft gebrach, nur zu bald wieder mit dem niedergeworfenen Feinde und statt nach griechischem Vorbilde das ernste, sittlich hebende Drama einzuführen, cultivirten sie das Ehebruchs-Drama, das frivole genre des liederlichen Frankreich.

Beschämend ist der Contrast, wie weit wir an wahrer Geistescultur hinter jenen alten Griechen zurückstehen, eine Schmach aber ist es, daß unsere Literatur der Unsittlichkeit und Zuchtlosigkeit einen Freibrief gegeben hat, wodurch das Volksthum statt moralisch gehoben, verwildert und demoralisirt wurde. Männer, die es wagten, diesem Unheil durch höhere Geistesschöpfungen entgegenzuarbeiten, vermögen nicht durchzu-

Digitized by Google

dringen, da die Kritiker und Recensenten für ideale Tendenzen keinen Sinn mehr haben und bei den Theatern nur Nachfrage nach Producten ist, welche dem trivialen Geschmack des Publicums schmeicheln Es geht hiebei wie es der ernsten, höhere Zwecke anstrebenden Presse geht, die zu schwach ist, als daß sie dem unheilvollen Einfluß der deminirenden sogenannten liberalen Presse siegreich entgegentreten könnte.

Eine so frivole Zeit, die in der Religionslosigkeit eine Errungenschaft der Aufklärung sieht, kann natürlich nur Abneigung empfinden gegen Alles, was einem moralischen Boden entsprossen ist. Aber gerade um dieses sittlichen Verfalls willen wäre eine ernste Bühne nothwendig, die durch eine lebendige Vorführung großer, edler Erscheinungen läuternd auf den Geschmack des Volkes wirken würde.

Möge unsere Presse das jetzt erkennen und der Corruption unserer Bühne entgegenarbeiten, statt der Verwilderung und Verflachung durch Protection des Schlechten noch in die Hände zu arbeiten. Diejenigen aber, welche sich berufen fühlen, für die Bühne zu schreiben, mögen bedenken, daß die Aufgabe des Drama's heute noch dieselbe ist, wie sie es zu Zeiten der alten Griechen war, d. h. dem Volke eine lebendige Vorstellung von dem Walten höherer Mächte, von dem Dasein eines ewigen Sittengesetzes zur Ueberzeugung zu bringen.

Ueber den Mangel an Farbensinn.

Herschel und Dalton haben zuerst darauf aufmerksam gemacht, daß es Personen gibt, denen der Farbensinn fehlt, ohne daß sie oft selbst eine Ahnung davon haben, da diese eigenthümliche Beschaffenheit des Gesichtsorgans nicht nothwendigerweise einen nachtheiligen Einfluß auf das Auge ausüben und die sonstigen Functionen desselben beeinträchtigen muß. Die Aerzte, welche die bei den Eisenbahnen anzustellenden Personen zu untersuchen haben, sollen, wenn sie sich die Mühe geben, darnach zu forschen, ob diese an Mangel an Farbensinn leiden, nicht selten die Erfahrung machen, daß sich dies zuerst in einer unrichtigen Wahrnehmung gewisser Farbenstreifen kundthue und die Nuancirungen, in welchen sich die Meisten täuschen, sind: roth, gelb, grün und blau; die rothe Farbe wird von Einigen für gelb, die gelbe für grün, die blaßgrüne für ein trübes Weiß und die

Digitized by Google

blaue für schwarz gehalten. Wer aber bei einer Eisenbahn angestellt ist oder einen Posten einnimmt, wo die Verwendung von farbigen Lichtern eine wichtige Rolle spielt, wie auf Schiffen oder bei Leuchtthürmen, sollte einen vollkommenen Farbensinn haben, da ein Irrthum hier die gefährlichsten Folgen nach sich ziehen kann. Nur wenige Personen können die Farben vollkommen richtig unterscheiden. Dr. Wilson, der in dieser Beziehung eine Autorität ist, behauptet, daß von je achtzehn Personen eine in ziemlich hohem Grade an Mangel an Farbensinn leide und daß von je fünfundfünfzig Personen eine Roth mit Grün verwechseln.

Eine solche Person könnte aber das größte Unheil anrichten, wenn sie mit farbigen Signalen zu thun hätte; die Eisenbahngesellschaften sollten daher ihr bei den Signalen angestelltes Personal von Zeit zu Zeit durch ihre Aerzte untersuchen lassen, denn wo ein Mangel an Farbensinn ist, hilft keine Schärfung oder Behandlung des Auges. Wir kannten einen Herrn, der immer roth für violett hielt und für den der Blitzstrahl stets eine violette Färbung annahm. Personen, welche mit der Wacht auf dem Verdeck eines Dampfers betraut sind, sowie Signal- oder Bahnwächter sollten den vollkommensten Farbensinn haben; zur Vermeidung jeder Gefahr ist es daher nöthig, ihr Sehvermögen einer genauen Untersuchung zu unterziehen.

Literatur.

—§. Ferdinand Kürnberger, der geistvollste deutsche Essayist, dessen Arbeiten bis zum letzten Augenblicke der Schärfe und Frische nicht entbehrten, starb am 14. d. Nachmittags in München. Die Verbitterung, die sich im Laufe der Jahre Kürnberger's bemächtigte verlieh seinen Arbeiten, besonders aber den Tagesfeuilletons, die er für eine Reihe von Wiener und Berliner Journalen schrieb, einen herben Beigeschmack und zog ihm viele Gegner zu. Kürnberger war am 3. Juli 1823 zu Wien geboren, wuchs in sehr dürftigen Verhältnissen auf und mußte frühzeitig durch Unterrichtertheilen sein Leben fristen. Nach Beendigung der philosophischen Studien widmete er sich der Journalistik. Seine literarischen Sporen verdiente K. bei den 1842 von Lud. Aug. Frankl herausgegebenen „Sonntagsblättern"

Digitized by Google

einen kleinen aber inhaltsvollen Journal der vormärzlichen Periode. Bald war sein Name als Kritiker geachtet und gefürchtet. Nach dem Jahre 1848 verließ er Wien, lebte verborgen in Deutschland und erst, als er bei einer Preisausschreibung des illustrirten Familienblattes „Oesterreichischer Lloyd" für eine eingeschickte Novelle den ersten Preis erhielt, trat sein Name wieder in die Oeffentlichkeit. Nachdem in Prag bei Bellman (1857) und München (1861) von dem inzwischen nach Oesterreich übersiedelten Schriftsteller „gesammelte Novellen" erschienen waren, betrat K. mit seinem 5actigen Drama „Catilina" das dramatische Gebiet und zwang mit seinem gigantischen Talent die gesammte Kritik zur Anerkennung. Die Theaterdirectoren, deren erklärter Gegner er von jeher gewesen, ließen ihm freilich nie Gerechtigkeit wiederfahren, und man erzählt sogar, daß er für sein unter Director Holbein beim Wiener Hofburgtheater eingereichtes Künstler-Drama „Quentin Messis" wohl ein Honorar erhielt, aber die Aufführung nicht durchsetzen konnte. Sein amerikanisches Culturbild: „Der Amerikamüde", unter welcher Vignette er in meisterhafter Stylistik der Welt den unglücklichen Heros Lenau schilderte, erregte das größte Aufsehen. Kürnberger, dessen kleinere Arbeiten unübersehbar sind, lebte in den letzten Jahren abwechselnd in Graz, Wien und München, wo er speciell im Hause Kaulbach's, mit dem er innig befreundet war, verkehrte. In München ereilte ihn auch der Tod und gab ihm die Ruhe, die er auf Erden nicht finden konnte.

* Dem hochverdienten und namentlich auf dem Gebiete der Bibliographie unermüdlich thätigen ungarischen Schriftsteller Herrn K. M. Kertbeny verdanken wir eine neue interessante Arbeit, auf welche wir unsere Leser aufmerksam zu machen für unsere Pflicht erachten. Unter dem Titel: „Petöfi's Tod vor dreißig Jahren", Jókai's Erinnerungen an Petöfi, historisch-literarische Enthüllungen und Nachweise, mit einem Plane der Schlacht von Schäßburg, hat Herr Kertbeny eine 100 Großoctav-Seiten umfassende Broschüre erscheinen lassen, welche neben den wesentlichsten, von den ungarischen Blättern mit Bezug auf Petöfi's Tod in den letzten Jahren gebrachten Mittheilungen eine Rückschau auf Kertbeny's Thätigkeit im Interesse der Verbreitung der ungarischen Literatur im Auslande, einige Gedichte Petöfi's in verschiedenen deutschen Uebertragungen und ein ziemlich vollständiges chronologisches Verzeichniß aller Uebersetzungen, welche ungarische Dichterwerke bisher in fremden Sprachen erfahren, enthält. Herr Kertbeny hat sich in der That um die Verbreitung der ungarischen Literatur im Auslande ein nicht hoch genug zu schätzendes Verdienst erworben und man kann behaupten, daß er es gewesen, welcher diese Verbreitung vermittelt hat. Der verstorbene französische Akademiker Saint-René Taillandier sagt in dieser Hinsicht sehr richtig

Digitized by Google

in seiner Arbeit über „Ungarns Poesie" im 19. Jahrhundert: Adolph Dux, Carl Beck, Moritz Hartmann, Franz Szarvady, Ferd. Freiligrath haben mit Geist und Geschmack theils ausgewählte Fragmente, theils ziemlich vollständige Sammlungen der Werke Petöfi's übersetzt. Vor Allen ist hierbei eines ungarischen Schriftstellers, Namens Kertbeny, zu gedenken, der dem übrigen Europa die poetischen Erzeugnisse seines Vaterlandes zuerst zu erschließen strebte. Schüler und Gefährte jener Männer, welche den Nationalgeist wieder erweckt haben, fühlte sich Kertbeny zum Rhapsoden der ungarischen Poesie berufen. Von Land zu Land, von Stadt zu Stadt trug er überall die Lieder und Gesänge seiner Meister, es war bei einer so warmen Liebe zu seiner Kunst, bei so anhaltenden Anstrengungen und einer so muthigen Zuversicht unmöglich, theilnahmslos zu bleiben. Wohl oder Uebel, er nöthigte die Deutschen, seine Vorträge anzuhören. Der kühne Sänger empfand lebhaft die Schönheiten seiner vaterländischen Dichtungen und es gelang ihm, den Geist und die Poesie derselben in einer ihm fremden Sprache getreulich wieder zu geben. Man las diese getreuen Uebersetzungen, man gewahrte die Anstrengungen des kühnen Interpreten, den die Hindernisse nicht aufhielten, man begriff Ungarns Lage besser, die Gefahren, von denen es umringt war, die Anstrengungen, die es machen mußte, um von Europa richtig gewürdigt zu werden, und die unbezwingliche Begeisterung, die darin waltete. Kertbeny's Uebersetzungen sind es einzig und allein, welche den ungarischen Dichtern des 19. Jahrhunderts eine Art von Heimatsrecht in der deutschen Literatur erworben haben. Zwar waren schon vor ihm die Weisen der magyarischen Lieder in München, in Dresden u. s. w. erklungen, — hatte man aber auch eine bestimmte Idee von dem tiefinnern Leben, das in diesen Strophen seinen Ausdruck fand? Keineswegs! Kertbeny's Verdiensten allein verdanken wir, daß plötzlich eine ganz neue Gruppe von Schriftstellern vor Europas Augen auftauchte, als: Michael Vörösmarty, Jean Arany, Jean Garay und mehrere andere noch. Unter allen diesen Dichtern, deren Lieder Kertbeny in dem Schooß der europäischen Literatur eine Stätte bereitete, ist der bedeutendste und originellste, der mit der glühendsten Begeisterung den Charakter und das Wesen des ungarischen Volks besingt. — Sandor Petöfi.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Ant. Magner
Druck von Hugo Hoffmann, Wien, VII., Breitegasse 4.

Digitized by Google

Inhalt: Monatsübersicht. — P. Nikolaus Brezowsky. — Ueber secundäre Eisenbahnen. — Die Rolle der Wälder in der Pflanzennatur und ihre Bedeutung für das Leben der Menschen. — Ein österr.-ungar. Canalsystem. — Die Monumentalbauten Wiens im Jahre 1879. — Literatur. — Volkswirthschaftliches.

Monatsübersicht.

Die Hoffnung, daß der beinahe über das ganze europäische Rußland verhängte Belagerungszustand wenn auch nicht den Nihilismus, so doch die Kundgebungen des Daseins der Nihilisten unterdrücken werde, hat sich nicht erfüllt. Auf das Leben des Kaisers von Rußland ist abermals ein Attentat verübt worden, dem diesesmal ein complicirter Plan zu Grunde lag. — Es ist im heurigen Jahre bereits das zweitemal, daß die Vorsehung das Leben des russischen Herrschers gerettet hat: das erstemal am Ostermontag (14. April) wo er den Kugeln Solowjew's entging, und jetzt, wo die Mörder einen noch entsetzlicheren Plan gegen ihn ausgesonnen hatten. — Das neueste Attentat ist ein trauriger Beleg, daß Diejenigen, welche bereits ein Erlöschen der nihilistischen Verschwörungen in Rußland wahrnehmen wollten, sich in argem Irrthum befunden haben. Man steht da vor einem förmlichen Abgrunde, vor dessen Anblick auch dem ruhigsten Menschen graut. Schaudernd frägt man sich, wohin die Dinge in Rußland schließlich führen müssen, wenn sie sich in den Bahnen, in die sie seit einigen Jahren gerathen sind, unaufhaltsam weiter fortbewegen? Und aufzuhalten scheinen sie nicht so leicht zu sein, wenn man sieht, wie trotz der härtesten Urtheile, von denen die Verschwörer getroffen werden, die verbrecherischen Pläne doch immer weiter wuchern. Züchtigungen und Verbannungen, Kerker und Galgen schrecken die Fanatiker nicht ab; in demselben Momente, da man von schweren Verurtheilungen durch die Kriegsgerichte vernimmt, kommt auch schon wieder die Kunde von neuen und gesteigerten Mordplänen. — Die Nihilisten werden sich bald den Ruf der Assassinen des 19. Jahrhunderts erworben haben, und es ist gar nicht abzusehen, wie die Regierung mit ihnen fertig zu werden gedenkt. Das russische Reich ist seit dem Regierungsantritte Alexander II. zwar geographisch größer und ausgebreiteter, als es früher war, geworden, es ist aber dafür auch im Innern so zerwühlt und durch die gefährlichste Propaganda

Digitized by Google

zersetzt worden, daß die Kraft der Regierung dadurch bedeutend gelähmt ist. Sie muß ihre ganze Kraft, alle ihre Mittel daran setzen, die innere Pest zu vertilgen, die an dem Marke Rußlands nagt und sein Blut bereits vergiftet hat. Die Frage ist aber, ob es wohl gelingen wird, den kranken Coloß zu heilen, ob nicht der Patient schon bis in seine tiefsten Lebensnerven zerrüttet ist. Die Zukunft wird dies in nicht ferner Zeit lehren, aber man kann die Besorgniß nicht unterdrücken, daß es noch zu erschütternden Convulsionen kommen wird.

Auch England ist im Laufe der letzten Jahre namhaft vergrößert worden.

Das britische Banner weht jetzt in Kabul und auf Cypern, und der Krieg in Südafrika hat den Zweck, den dunklen Welttheil, der immer mehr aufgeschlossen wird, unter die englische Botmäßigkeit zu zwingen. Aber diese glänzenden äußeren Erfolge sind durch die Schwierigkeiten im Mutterlande nur wenig getrübt. Denn die irische Agrar-Bewegung läßt sich, was ihre Gefahr und Intensität betrifft, mit der nihilistischen nicht in Parallele stellen. Es ist zwar möglich, ja wahrscheinlich, daß in nächster Zeit sich der Verband Canadas und Australiens mit Großbritannien immer mehr lockern wird, aber die Macht Englands in Europa, Asien und Afrika bleibt dadurch im großen Ganzen ungebrochen.

Oesterreich-Ungarn kann den Eventualitäten, welche in Aussicht stehen, mit Ruhe entgegenschauen. Während Rußland und England fortwährend eine agressive Politik verfolgen, ist Oesterreich berufen, in Europa die conservativen Interessen — zu pflegen und zu wahren, und im Vereine mit Deutschland wird ihm diese Aufgabe auch gelingen. Eben darum glauben wir an keine Reorganisirung des „Drei-Kaiser-Bundes." Die russischen Aspirationen lassen sich mit den Plänen, welche der österreichisch-deutsche Friedensbund verfolgt, nicht in Einklang bringen.

Man braucht zu diesem Ende nur auf den Interessenkampf zwischen England und Rußland hinzuweisen, der beiden Mächten ein actives Vorgehen auferlegt, um zu fragen, ob der conservirende, der defensive Charakter des Bundes zwischen Oesterreich und Deutschland es vertragen könnte, daß demselben eine Macht beitrete, deren

Digitized by Google

Politik auf die Umwälzung der bestehenden, zur Noth hergestellten Verhältnisse im Oriente gerichtet ist, eine Macht, die jeden Augenblick das Schwert zum Angriff, oder doch nur zur Abwehr des seinen illegitimen Gelüsten entgegengesetzten Widerstandes zücken muß? Man denke sich den Fall concret, daß England sich genöthigt sähe, eine günstige Situation auszunützen und angriffsweise wider Rußland vorzugehen. Sollen dann Deutschland und Oesterreich sich England entgegenwerfen, und würde eine solche Action den Intentionen der beiden Mächte entsprechen, welche wohl den Frieden Europa's, nicht aber eine einzelne Macht und deren gefährliche Zukunftspläne schirmen wollen? Was das deutsch-österreichische Bündniß bezweckt und bedeutet, ist die absolute Sicherstellung gegen jede Eventualität eines Friedensbruches. Rücken an Rücken gestellt, wollen beide Mächte ihre Reiche bewahrt wissen vor jeglicher Gefahr, die denselben aus der Unfertigkeit der Zustände in Europa erwachsen könnte. Dies schließt aber jede Abmachung auf anderer Grundlage, die selbst die Quelle neuer Verwicklungen werden könnte, vorweg aus. Und Letzteres wäre der Fall, wenn dem natürlichen Bündnisse der beiden Reiche ein Dritter hinzuträte, dessen bloße Anwesenheit genügen würde, die Natur desselben zu fälschen.

Der Drei-Kaiserbund, wie er ursprünglich bestand, ging in die Brüche, als Rußland's Diplomatie, statt sich neben Deutschland und Oesterreich zum Hüter des Berliner Vertrages zu machen und, mit diesen Mächten vereint, die Pforte zur loyalen Durchführung der übernommenen Verpflichtungen zu verhalten, auf die Fruſtrirung der Berliner Stipulationen hinarbeitete, er ging in die Brüche, als der russische Chauvinismus die russische Staatskunst auf Pfade drängte, die seitab von jenen lagen, die zu wandeln Ehre und Pflicht den beiden Genossen gebot und ein Programm aufstellte, das seiner Entstehung und seiner Vertretung nach die Ruhe der beiden Freundnachbarn geradezu bedrohte. Ob nach allem dem die Bande der Solidarität, welche in Berlin seinerzeit geknüpft worden waren, wieder hergestellt werden können, muß zum mindesten sehr fraglich erscheinen. Jedenfalls müssen ganz andere Bürgschaften geboten werden, als ein paar schöne Worte, denn darüber muß man sich doch in St. Petersburg klar geworden sein, daß das Bündniß zwischen Oesterreich und Deutsch-

Digitized by Google

land von beiden Mächten bezüglich der abwehrenden Natur desselben, unentwegt festgehalten wird.

P. Nikolaus Brezowsky.

Wenn ein bedeutender Mann stirbt, der sich um seinen Monarchen und um sein Vaterland große Verdienste erworben hat, so ist es die Pflicht der Presse, ihm einen ehrenden Nachruf zu weihen, um dem Volke diese Verdienste ins Gedächtniß zu rufen. Es ist dies sowohl eine Pflicht gegen die Todten wie gegen die Lebenden, welch letztere sich an den leuchtenden Beispielen der Vaterlandsliebe, der Treue und Ergebenheit für den Herrscher und das Reich erbauen und dadurch zur Nachahmung angeeifert werden. In der Regel wird an dieser Gepflogenheit auch fest gehalten, und wir sehen, wenn ein bedeutender Staatsmann, ein großer Krieger, ein Gelehrter oder Künstler das Zeitliche segnet, wie sehr man sich beeilt, dem Dahingeschiedenen einen ehrenden Nachruf zu widmen; nur ein Stand wird stiefmütterlich bedacht, und das ist der Clerus und doch verdienen die Mitglieder desselben in erster Reihe genannt zu werden.

Wir wollen hier nicht von den großen Staatsmännern und Gelehrten sprechen, die aus den Reihen des Clerus hervorgegangen sind und deren Verdienste zu leuchtend sind, als daß man sie übersehen könnte, wohl aber von Jenen, die, wenn auch im bescheidenen Wirkungskreise stehen, so doch die allgemeine Verehrung verdienen als Vorbilder eifriger Pflichttreue, treuer Hingebung, als bewährte Seelenführer, als weise Rathgeber Hoch- und Niedriggestellter, als rastlose Arbeiter im Dienste Gottes und der heils- und hilfsbedürftigen Menschheit.

Ein Mann dieser Art ist uns kürzlich in dem Provinzial der Capistraner, Provinzial des Franciscaner-Ordens P. Nikolaus Brezowsky, entrissen worden. P. Nikolaus Brezowsky, geboren am 2. Juli 1822 zu Wien, erhielt seine erste Schulbildung in der Piaristenhauptschule zu St. Thekla auf der Wieden, seine Gymnasialstudien machte er mit eminentem Erfolge am Gymnasium der Piaristen in der Josefstadt. An Geist und Herz reichlich begabt und von ungeheuchelter Frömmigkeit durchdrungen, folgte er einem inneren Rufe zum Priester-

Digitized by Google

thume und trat am 8. November 1841 in den ehrwürdigen Orden des heil. Franciscus zu Wien, legte am 26. December 1844 seine feierlichen Ordensgelübde ab und feierte, zum Priester geweiht, seine Primiz am 29. Mai 1846.

Durch eine Reihe von 38 Jahren eine Zierde des Seraphischen Ordens bekleidete er daselbst die hervorragendsten Aemter in Ungarn als Licenciat und Lector der Theologie und als Guardian. In letzterer Eigenschaft entfaltete der Verewigte eine weise und umsichtige Thätigkeit besonders im Wiener Convente. Da ihm in Folge seiner gediegenen theologischen Kenntnisse ein reiches Materiale zu Gebote stand, war die Kanzel das Feld seiner segensreichen Wirksamkeit; oft predigte er an einem Tage zwei bis drei Mal in verschiedenen Kirchen. Von seinem theologischen Wissen und seiner notorischen Frömmigkeit angezogen, wurde er zu wiederholten Malen von den Vorstehern der Stifte und Klöster berufen, die Priesterexercitien abzuhalten; als Director der Mitglied des dritten Ordens des heil. Franciscus war er unabläßig bemüht, die gnadenreichen Segnungen desselben Vielen zuzuwenden und Mitglieder aus den höchsten geistlichen und weltlichen Ständen vertrauten sich seiner Leitung an. Bewundernswerth war seine unermüdete Thätigkeit bei der Feier der Ordensfeste. Außerdem fand er Zeit, von inniger Sehnsucht, Allen nützlich sein zu können, durchdrungen, als Beichtvater zu wirken im Kloster der Elisabethinerinnen auf der Landstraße; als Katechet der armen Kinder, welche der Obhut der Ordensfrauen du sacré coeur anvertraut sind; sowie öfters als Prediger bei den Schwestern vom armen Kinde Jesu in Döbling. Von seinen gediegenen Kenntnissen in Betreff der Seelenführung, sowie von Güte, Milde und Unverdrossenheit, womit er dieses heilige Amt verwaltete, werden alle Jene, welche aus dem Priester- und Laienstande seiner Leitung sich anvertrauten, bereitwillig Zeugniß ablegen. Ein Beweis des hohen Werthes dieses edlen Priesters ist, daß ihn seine Ordensbrüder an die Spitze des Ordens als Provincial beriefen im August 1878. Bei all' diesen Vorzügen des Geistes bewahrte der Verblichene die klösterliche Demuth und Bescheidenheit, war so ganz selbstlos, daß er von dem schönen Gedanken, nur für die Ehre Gottes und das wahre Wohl des Nächsten zu wirken, durchdrungen, sich selbst ganz vergaß und leider oft über seine Kräfte ar-

Digitized by Google

bettete. Ein allmählich sich mehr und mehr entwickelndes organisches Herzleiden verursachte dem Dahingeschiedenen manchmal große Beschwerden, daher seine Ordensbrüder, von schmerzlicher Ahnung einer etwaigen traurigen Katastrophe erfüllt, vor einiger Zeit ihm eine Collectiveingabe überreichten, er möge seine Kräfte zum Besten des Ordens schonen und alle seine Thätigkeit auf die Leitung des Ordens beschränken. Der Gefahr, in welcher er schwebte, sich wohl bewußt, fügte sich der Selige dieser Bitte, indem er von seiner anstrengenden Thätigkeit, wiewohl ungern, etwas nachließ. So nahe aber mochte er wohl die Gefahr nicht ahnen, die ihn so unvermuthet mitten aus seiner ihm lieben Wirksamkeit riß und sein edles Herz, das so warm für Gott und Menschen schlug, mit einem Male stille stehen hieß.

Ueber secundäre Eisenbahnen.

Im Abgeordnetenhause hat Herr Reschauer einen Antrag eingebracht auf Herstellung von Secundärbahnen in den von Nothstand betroffenen Gegenden obenan. Der Antragsteller trat für seine Sache mit ebensoviel Wärme als sachlichen Motiven ein. Er wußte dem Antrag eine besonders vernünftige Pointe dadurch zu geben, daß er nicht die Herstellung bestimmter Secundärbahnen befürwortete, sondern nur im Allgemeinen verlangte, daß gesetzlich die Bedingungen stipulirt werden, unter welchen der Staat dem Baue von Secundärbahnen seine Förderung und Unterstützung leiht. Dadurch verliert der Antrag den odiosen Charakter, der ihm sonst vielleicht beigelegt worden wäre, er erhebt sich vielmehr zu einem wichtigen Gliede in dem System unserer Eisenbahngesetzgebung.

Sowohl Theorie als Praxis sind darüber einig, daß die Verbesserung des Transportwesens auf den Straßen zweiter und dritter Ordnung zu einem großen Theil durch Anwendung des Dampfes auf dasselbe zu geschehen habe. Auch darüber ist man allerseits einverstanden, daß die hiernach in engeren Maschen und auf kürzeren Strecken sich aneinander schließenden Eisenbahnen zweiter und dritter Ordnung entschieden billiger gebaut und betrieben werden müssen als die Hauptbahnen, — entsprechend dem geringeren Verkehr, welchen sie zu vermitteln haben. In Bezug auf alles Uebrige aber gehen die Ansichten noch sehr weit auseinander.

Digitized by Google

Wir werden es versuchen, von den bisherigen Bestrebungen auf diesem Gebiete einen summarischen Ueberblick zu geben und auch unsere eigenen Folgerungen und Ansichten in Bezug auf die vorliegende Frage entwickeln.

In England, wo die ersten Eisenbahnen gebaut wurden, erhielt das Bahnnetz eine so große Ausdehnung, wie dieselbe, Belgien ausgenommen, relativ in keinem andern Lande erreicht wurde. Im Jahre 1860, aus welchem uns gerade die vergleichsweisen Daten zur Hand sind, besaß Deutschland etwas über $^1/_{10}$ Meile Bahnstrecke per Quadratmeile Bodenfläche, während England mehr als die dreifache Länge pro Quadratmeile besaß. Es wurden in England die Verkehrswege zweiter Ordnung sofort mit in das Bahnnetz hineingezogen. Der in England auf den Straßen zweiten Ranges immerhin noch verhältnißmäßig bedeutende Verkehr ließ auch für diese Routen noch eine mäßige Rentabilität des Baucapitals in Aussicht nehmen, und das sehr reichlich vorhandene Capital bedurfte nicht mehr, um den sich immer weiter ausdehnenden Bahnunternehmungen ununterbrochen zuzufließen. Dabei wurden in England die Linien zweiter Ordnung mit durchschnittlich demselben Kosten-Aufwande und nach demselben Systeme gebaut, wie jene ersten Ranges. Das Anlagecapital erhebt sich, mit rund Einer Million Thaler pro Meile, auf nahe das Doppelte der durchschnittlichen Anlagekosten der preußischen Bahnen. Die Durchschnitliche Rentabilität der englischen Bahnen überschreitet aber auch nicht 4%, während die der preußischen Bahnen, mit Einrechnung der zu zahlenden Staatssteuer, 7% im Durchschnitt beträgt. Dabei sind die englischen Tarife um etwa 20% höher als die französischen und deutschen.

In dem England zunächst benachbarten Schottland hat man nach dem Vorgange Englands das Bedürfniß, die Straßen zweiter Ordnung gleichfalls dem Eisenbahnbetriebe zu übergeben, schon früher lebhaft empfunden. Doch bei der viel dünneren Bevölkerung des Landes und der durchschnittlich weit geringeren Verkehrsbewegung war nicht daran zu denken, das theure Bausystem der Hauptbahnen auch auf solche secundäre Linien zu übertragen. Es mußten Mittel gefunden werden, den Bau und Betrieb dieser letzteren bedeutend billiger zu bewerkstelligen, und die practischen und betriebsamen Schotten haben dies Problem für ihre Verhältnisse sehr glücklich gelöst. Während,

Digitized by Google

wie erwähnt, die englischen Bahnen ihre runde Million Herstellungskosten pro Meile beanspruchten, gelang es in Schottland für secundäre Verkehrslinien Schienenwege mit einem Kostenaufwande von 160 bis 290.000 Thlr. pro Meile und incl. Betriebsmittel zu strecken. Diese Oekonomie erreichte man auf folgende Weise:

1. Theurer Grunderwerb und kostspielige Kunstbauten wurden nach Möglichkeit vermieden. Man mußte sich also dem Terrain auch mehr accomodiren durch Zulassung größerer Steigungen und kleiner Radien.
2. Man beschränkte die Geschwindigkeit auf höchstens 4 Meilen in der Stunde.
3. Man führte Grunderwerb und Bahnanlagen nur eingeleisig aus.
4. Die Stationsgebäude wurden möglichst einfach und billig gebaut.
5. Die Bewachung und Einfriedung der Bahn durfte in Folge der geringen Geschwindigkeit auf ein Minimum reducirt werden.
6. Den Oberbau und die Betriebsmittel stellte man bedeutend leichter als bei den Hauptbahnen her.

Die frequentesten dieser Bahnen erzielten eine Einnahme bis zu 30.000 Thlr. pro Meile; die Durchschnittseinnahme mag aber 15.000 Thlr. pro Meile nicht übersteigen. Die Tarife derselben sind noch höher als die der englischen Hauptbahnen. Die Durchschnitts-Einnahme der letzteren beträgt etwa 70.000 Thlr. pro Meile und die der preußischen Bahnen 65.000 Thlr., die Rente der schottischen secundären Linien erreichte $3\frac{1}{2}$—4%.

In Frankreich kam 1861 auf die Quadratmeile $\frac{1}{8}$ Meile Bahnlänge — (gegen $\frac{1}{10}$ Meile in Deutschland). Das gegenwärtige Netz hat pro Meile 856.000 Thlr. gekostet — gegen beispielsweise 524.000 Thlr. pro Meile Bahn in Preußen. Rund ein Fünftel der Anlagekosten hat der Staat getragen. Durch das Gesetz von 1842 hat nämlich der französische Staat das zu erbauende Netz planmäßig festgelegt. Die Privatindustrie hatte aber noch wenig Vertrauen zu solchen Unternehmungen, und so hat denn der Staat, indem er zuerst selbst einen Theil der Kunstbauten ausführen ließ, später Geldzuschüsse zu den Baukosten lieferte, im Ganzen, wie gesagt, $\frac{1}{5}$ der Herstellungskosten des gegenwärtigen großen Hauptnetzes getragen, dessen plan-

Digitized by Google

mäßige Anlegung sich übrigens durch einen einzigen Blick auf die Karte von Centraleuropa vortheilhaft herausstellt. Diese 1600 Meilen ihres gegenwärtig fertigen Netzes nennen die Franzosen réseau premir et second. Obgleich überdies 35.000 Kilometer der musterhaften routes impériales, welche vorzugsweise dem Ersten Napoleon verdankt werden, das Land bedecken, hat sich doch schon seit Jahren das Bedürfniß geltend gemacht, die Wohlthat des Dampftransportes auch auf den Provinzialverkehr auszudehnen und somit noch ein „troisième réseau" zu schaffen. Es wurde zu diesem Ende eine Commission ernannt unter dem Vorsitze des universellen Michel Chevalier, welche Untersuchungen anstellen sollte über die Modalitäten, welche beim Bau dieser Bahnen zweiter Ordnung zu befolgen sein würden. Von dieser Commission beauftragte Ingenieure haben vor Allem die schottischen secundären Bahnen, als die namhafteste Leistung auf dem in Rede stehenden Gebiete, genau studirt, und diese Studien, resp. deren veröffentlichte Resultate sind es, denen wir die hauptsächlichsten, bisher in der Eisenbahnliteratur coursirenden Angaben über die schottischen secundären Bahnen verdanken.

Die Vorschläge der gedachten Commission gingen darauf hinaus, daß die Regierung den Bau von secundären Bahnen nach dem Muster der schottischen begünstigen solle. Außer einem Zuschuß der Regierung sollten die vereinigten Kräfte der Departements, Kreise und Gemeinden für die Herstellung solcher Bahnen in Verwendung gesetzt und der Betrieb derselben schließlich unter „billigen Bedingungen" den nächst belegenen Hauptbahnen übergeben werden. In Wirklichkeit wollte die Sache nicht recht vorwärts. Endlich nahm sich der Präfect des Elsaß derselben an und verstand es, unter Anwendung der den Localbehörden durch das Wegebaugesetz zu Gebote stehenden Mittel 79 Kilom. (10½ Meilen) Vicinaleisenbahnen herzustellen, welche 1864 dem Betriebe übergeben wurden.

Die Herstellungskosten (excl. Betriebsmittel) haben etwa 140.000 bis 180.900 Thlr. pro Meile betragen, also noch etwas mehr wie bei den schottischen secundären Bahnen. Die Bruttoerträge variiren zwischen 8000—23.000 Thlr., bleiben also hinter denen der vorgedachten schottischen Bahnen zurück. Uebrigens kann man diese fran-

Digitized by Google

zösischen Vicinal-Bahnen als vorzugsweise aus Staatsmitteln gebaut betrachten, denn es haben zu den Baukosten beigetragen:

1. Der Staat . . . . . 56—58%
2. Das Departement mit Hilfe von Anleihen oder außerordentlichen Auflagen . . . . . 12—20%
3. Die Kreise aus ihren Fonds . . . . . ½— 5%
4. Die betheiligten Gemeinden . . . . . 6—14%

Ueberdies machte die Ostbahn Schwierigkeiten in Bezug auf die Uebernahme des Betriebes, schätzte ihre Bruttoauslagen auf etwa 12,000 Thlr. pro Betriebsmeile und wollte diese Summe vom Departement garantirt haben. Schließlich mußte der Staat sich in's Mittel legen und es wurden die gedachten Vicinalbahnen ganz und gar der Ostbahn unter Garantie von 4⅔% Rente seitens des Staates übertragen.

Es scheinen hiernach die Vicialbahnen unter den bisher angestrebten Modalitäten in Frankreich nicht eben Aussicht auf guten Erfolg und schnelle Ausbreitung zu haben. So viel sich übersehen läßt, wird der Staat auch den Ausbau dieses „troisième réseau" nach vorheriger planmäßiger Festlegung und unter Gewährung einer Zinsengarantie auf die Hauptbahnen zu übertragen suchen.

Wenden wir uns nunmehr den deutschen Verhältnissen zu, so finden wir zunächst ein im Vergleich zu England, Belgien und selbst noch Frankreich weniger entwickeltes Bahnnetz vor. Daß die Entwicklung desselben im Großen keine planmäßige, den natürlichen Verhältnissen überall Rechnung tragende sein konnte, nimmt, bei der politischen Eintheilung Deutschlands keinen Menschen Wunder. Am besten entwickelt mag wohl das preußische Eisenbahnnetz sein, welches sich in einer Länge von rund 800 Meilen über rund 500 □Meilen verbreite, so daß also mehr als ⅙ Meile Bahn auf die Quadratmeile kam, gegen nur ⅛ Bahnmeile, wie oben erwähnt, in Frankreich, und nur ¹⁄₁₀ Bahnmeile in Gesammtdeutschland,

Das Bestreben, Bahnstrecken mit geringeren Baukosten, als die großen Hauptbahnen, herzustellen, hat sich in Deutschland bisher vorzugsweise nur in dem Bau sogenannter Industriebahnen manifestirt d. h. solcher Bahnen, welche die Bestimmung haben, einzelne Etablissements, Kohlenzechen, Bergwerke ꝛc. mit nahe vorbeiführenden

Digitized by Google

Hauptlinien zu verbinden. Man hat solche Bahnen meist eingeleisig und schmalspurig, zum Theil jedoch auch breitspurig gebaut; im letzteren Falle wird das Betriebsmaterial wohl meist von den Hauptbahnen gestellt. Breit- und schmalspurige Pferdebahnen existiren an verschiedenen Orten theils zur Güter-, theils zur Personenbeförderung. Eine ausgedehntere Anwendung der Dampfkraft auf den Provinzial- und Vinicialverkehr hat bis jetzt nicht stattgefunden. Doch scheint von Seiten der preußischen Regierung ein Vorgehen nach dieser Richtung hin wiederholt in's Auge gefaßt zu sein. Der „Preußische Staatsanzeiger" hat wiederholte Mittheilungen über das Thema der secundären Bahnen aus sachkundiger Feder gebracht und hat auch ein Beamter des preußischen Ministeriums für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten — Herr Eisenbahnbau-Inspector Schwabe — wahrscheinlich auf Veranlassung seiner vorgesetzten Behörde, eine Broschüre „Ueber Anlage secundärer Eisenbahnen" die Aufmerksamkeit der Eisenbahn-Techniker auch in Deutschland schon seit längerer Zeit auf sich gezogen, und es stand dieselbe unter Anderm auch auf der Tagesordnung der Versammlung deutscher Eisenbahntechniker, welche in Dresden tagte.

Die Nachtheile einer fast völligen Planlosigkeit in der Entstehung und Entwicklung des deutschen Hauptbahnnetzes treten gegenwärtig fühlbar genug zu Tage. Die Nothwendigkeit, in Sachen des öffentlichen Verkehrs einheitlich und planmäßig zu verfahren, d. h. also: regierungsseitig eine verständige Leitung und Regelung eintreten zu lassen, — hat sich selbst in England seinerzeit geltend gemacht, als es nach dem geistvollen Plane des Ingenieurs Telford den Ausbau seines Straßennetzes bewirkte. Es datirt von eben diesem Zeitpunkte an die englische Superiorität im Verkehrswesen. Wir glauben, daß nach den bisher im Verkehrswesen gemachten Erfahrungen die Nothwendigkeit der Zugrundelegung eines wohldurchdachten Planes bei der Ausführung der Vicinalbahnnetze kaum ernstlich wird bestritten werden können.

Es tritt uns zunächst die Frage entgegen: sollen und können zweckmäßig die Vicinalbahnen so gebaut werden, daß ihr Material unmittelbar auf das der Hauptbahnen und vice versa das der Hauptbahnen auf die Zweigbahnen wird übergehen können? Hieran reihen

Digitized by Google

sich sodann die ferneren Fragen: — wird breit- oder schmalspurig zu bauen und wird der Betrieb der Vicinalnetze den angrenzenden Hauptbahnen oder besonderen Gesellschaften zu übertragen sein?

Nach den Andeutungen des „Preuß. Staatsanzeigers" und der Broschüre des Herrn Schwabe zu urtheilen, ist das preuß. Gouvernement bis jetzt der Ansicht, daß es von Wichtigkeit sei, das Material der Vicinalbahnen allenthalben auf die Hauptbahnen und vice versa durchlaufen lassen zu können. Eine Autorität, Herr Flachat, hat sich in einem Promemoria für das Gegentheil ausgesprochen. Wir haben hier den Angelpunkt der Frage der secundären Bahnen vor uns.

Soll das Material der Hauptbahnen auch auf dem secundären Netze coursiren können und umgekehrt, so folgt hieraus eo ipso:

1. daß das secundäre Netz mit normaler Spurweite (4′ 6⅞″) zu bauen ist;
2. daß die Gestänge, der Oberbau der secundären Bahnen nicht bedeutend schwächer sein darf als das der Hauptbahnen, da es sonst bald durch das schwere Material der letzteren, auch bei vorausgesetzter geringerer Fahrgeschwindigkeit, ruinirt werden würde;
3. daß das rollende Material der Zweigbahnen von dem der Hauptbahn in der Construction kaum verschieden sein darf.

Die einzige wesentliche Verschiedenheit des secundären Netzes vom Hauptbahnnetze würde also darin bestehen, daß man von vorn herein, also auch beim Grunderwerb, nur auf einspurigen Bau und Betrieb reflectirte, während der Oberbau und das Betriebsmaterial mit dem der Hauptbahnen in allen wesentlichen Punkten correspondiren müßten. Es würden in diesem Falle ohne Frage die Vicinalnetze als Nebenlinien von den Hauptbahnen mit deren eigenem Material am zweckmäßigsten exploitirt werden.

Dergleichen Bahnen werden in Deutschland, unter durchschnittlich 250.000 Thlr. (incl. Betriebsmittel) pro Meile, kaum herzustellen sein. Eine Verzinsung dieses Anlagecapitals zu 5% würde einer Summe von 12.500 Thlr. entsprechen. Die Betriebsausgaben würden gegenüber einer Betriebsausgabe von rund 30.000 Thlr. pro Meile durchschnittlich bei den preußischen Bahnen, kaum geringer als 10 bis 12.000 Thlr. pro Meile zu veranschlagen sein. Um eine fünfprocentige

Digitized by Google

Verzinsung des Anlagecapitals zu erzielen, müßte also auf eine durchschnittliche Einnahme von etwa 22—25.000 Thlr. gerechnet werden müssen. Wir glauben jedoch, daß man bei unseren Verhältnissen kaum mehr als eine durchschnittliche Einnahme von 15.000 Thlr. pro Meile für solche Vicinalbahnen wird in Aussicht nehmen können. Es würde also eine durchschnittliche Rentabilität von etwa 2% für das Anlagecapital solcher Bahnen resultiren.

Wollte der Staat also unter den oben näher bezeichneten Modalitäten den Bau breitspuriger Vicinalbahnen begünstigten, so müßte er sich entweder, wie in Frankreich, auf baare Zuschüsse zu den Baukosten oder auf eine Zinsengarantie einlassen, welche beide seine Cassen schwer belasten würden. Wir haben bereits oben gesehen, daß die Betheiligung der Gemeinden und Kreise an den Baukosten der Vicinalbahnen in Frankreich äußerst schwach war, daß der Staat etwa 50% dieser Kosten (und darüber) baar aufwenden und schließlich der den Betrieb übernehmenden Ostbahn noch eine Zinsengarantie leisten mußte. Was es mit der fließenden Redewendung: einer Uebernahme des Betriebes der Vicinalbahnen seitens der Hauptbahnen „unter billigen Bedingungen" eigenklich auf sich hat, braucht wohl nicht erst deducirt zu werden.

Wenn man diese Auspicien gebührend in's Auge faßt, so glauben wir kaum, daß es sich empfehlen wird, Vicinalbahnen zu bauen, welche mit dem Material der Hauptbahnen explotirt werden können. Uebrigens können wir dem Motiv, welches hauptsächlich für die Nothwendigkeit normalspurigen Baues der Vicinalbahnen angeführt wird, in keiner Weise beitreten, und bekennen uns im Gegentheil, in Bezug auf das Durchlaufen der Wagen, zu den Principien des Herrn Flachat.

In Deutschland freilich, wo auf je ein paar Armslängen eine selbstständige und getrennte Bahnverwaltung kommt, war es absolut nothwendig, daß man das unnöthige Umladen an jeder Bahngrenze beseitigte. Doch ist dabei nicht außer Augen zu lassen, daß auch das Durchlaufen der Wagen eine Zweckmäßigkeitsgrenze hat.

Sollten die Vicinalbahnen von selbstständigen Verwaltungen explotirt werden, so würden sie, auch wenn sie normalspurig gebaut wären, nach kurzer Erfahrung wahrscheinlich und voraussichtlich zum Umladen

Digitized by Google

an den Endpunkten ihres Netzes, also da, wo sich dasselbe an die Hauptbahnen anschließt, übergehen müssen.

Die Nothwendigkeit des Umladens bei schmalspuriger Anlage der Vicinalbahnen wäre also eine Angelegenheit von verhältnißmäßig nebensächlicher Bedeutung. Von beiweitem größerer Wichtigkeit ist es, daß bei schmalspuriger Anlage noch fernere, nicht unbedeutende Ersparnisse an Bau und Betriebskosten sich erzielen lassen, und zwar ganz einfach deßhalb, weil, abgesehen von dem weniger erforderlichen Terrain ꝛc., der Oberbau und das rollende Material, unabhängig von dem der Hauptbahnen, leichter und billiger hergestellt werden können. Die Bröhlthalbahn ist z. B. mit einem Kostenaufwande von 46.208 Thlr. pro Meile und incl. Betriebsmaterial hergestellt bei einer Spurweite von 28″. Die Festiniogbahn in Schottland bewirkt bei einer Spurweite von 2 Fuß noch den Transport von Reisenden.

Wir glauben, dargethan zu haben, daß eine durchgehends normalspurige Herstellung des Vicinalbahnnetzes an dem Kostenpunkte scheitern wird. Die bei einem normalspurigen Bau als nothwendig vorauszusehenden Zinszuschüsse würden das Maß der für solche Zwecke disponiblen Staatsmittel übersteigen und ohne Zinszuschußgarantie wird die Privatindustrie nur in wenigen Ausnahmefällen bei dem breitspurigen Bau der secundären Eisenbahnen ihre Rechnung finden. Die Nothwendigkeit des Umladens bei schmaler Spur erscheint verhältnißmäßig irrelevant, während auf der andern Seit die schmale Spur einen so ökonomischen Bau gestattet, daß die Durchführung der Vicinalnetze mittelst derselben auch im industriellen Sinne rentable Anlagen in Aussicht stellt. Auch für die schmale Spur wird die Zinsengarantie zur Aufmunterung des Capitals anfangs nicht ganz fehlen dürfen, doch werden dem Staate dadurch keine, oder doch keine erheblichen Opfer auferlegt werden.

Alle Gründe scheinen uns demnach zu Gunsten schmalspuriger Durchführung der Vicinalnetze zu sprechen.

Diese eingeleisig schmalspurigen Bahnen würden einen Verkehr von etwa 3 bis 4 Zügen täglich in jeder Richtung vermitteln und würden sich mit einer geringeren Geschwindigkeit als die Hauptbahnen — etwa 3 bis 3½ Meilen per Stunde — begnügen müssen, was

Digitized by Google

ja noch immer der dreifachen Postgeschwindigkeit gleichkommt. Bei derart verminderter Geschwindigkeit läßt sich ein sehr einfacher und billiger Betrieb handhaben.

Ein österr.-ungarisches Canalsystem.

Der Abgeordnete Friedmann hat im österreichischen Abgeordnetenhause einen Antrag auf den Bau zweier Wasserstraßen eingebracht, durch welche die Donau von Wien und Linz aus mit der Elbe und Oder, beziehungsweise mit der Nord- und Ost-See in Verbindung gesetzt würde.

In seiner Motivirung entwickelte der Redner große wirthschaftliche Gesichtspunkte, welche das Haus unwillkürlich fesselten und zu lautem Beifall hinrissen. Friedmann wies auf das imposante Canalnetz hin, welches Frankreich seit einem Jahrzehnt ausgeführt, und welches in der neuen französischen Oekonomie eine so gewichtige und allgemein anerkannte Bedeutung erlangt habe. Der Redner betonte auch mit Glück, daß die von ihm geplanten Wasserstraßen die Ungarn sofort zur Regulirung ihrer Donaustrecke bewegen würden, weil Oesterreich sonst für seinen Güterzug sich einen Abfluß nach dem Norden gesichert hätte. Das schwerwiegenste Moment für die projectirten Wasserbauten liegt jedoch in der leidenden österreichischen Volkswirthschaft, die nur durch kräftige Impulse, durch productive Arbeiten von ihrem chronisch gewordenen Siechthum befreit werden kann.

Ueber denselben Gegenstand hielt vor Kurzem in Budapest General Türr vor einem ebenso zahlreichen als distinguirten Publicum einen Vortrag, wobei er zunächst die volkswirthschaftliche Bedeutung der Wasserstraßen im Allgemeinen hervorhob und sich auf das Beispiel des Auslandes, besonders Nordamerikas und Frankreichs berief, welche Länder bedeutende Summen für den Bau von Canälen verwendet haben; so hat das französische Parlament heuer allein 350 Millionen Francs für die Vervollständigung des Canalnetzes des Landes votirt. Der General wies sodann nach, welchen Nutzen in Ungarn die wenigen, bereits vorhandenen Canäle leisten, sowohl was die Erleichterung des Trans-

Digitized by Google

portes, als die Hebung der Productionsfähigkeit des Bodens anbelangt. Unter allgemeiner Heiterkeit des Auditoriums ließ der Vortragende einen Passus aus einem, seinerzeit von ihm benützten (natürlich lateinischen) Schulbuche verlesen, in welchem die Bácska als holzlose, unfruchtbare und nur an „kaiserlichen Moräſten" reiche Gegend geschildert wird. Wie hat sich nun dieselbe Bácska seitdem durch den Einfluß des Franzenscanals zu ihrem Vortheile verändert! Die Wasserstraßen, welche nothwendig wären, damit der Export Ungarns nach dem Westen sich hebe und der Productionsfähigkeit des Alföld gesteigert werde, sind der Vukovár-Samaczer Canal und der Budapest-Csongrád-Szegediner Canal. Durch Benützung dieses letzteren zur Berieselung des Ackerlandes würde die Productionsfähigkeit des Alföld um mindestens 50—80 Millionen Gulden jährlich gehoben werden.

Der Bau von Canälen setzt als erste Bedingung die Einigung großer nationaler Collectiv-Interessen voraus. Wir können uns daher nicht wundern, daß der Canalbau überall vom Staate ausging, daß bei Nationen, die frühzeitig zu großen Einheitsstaaten gelangten, wie bei den Engländern und den Franzosen, weit früher Canäle gebaut wurden, als im zerfallenden deutschen Reich, wo nach dem dreißigjährigen Kriege der große nationale Haushalt sich mehr und mehr zersplitterte und die localen Kirchthurminteressen zunahmen und das Uebergewicht erlangten.

In England, wo schon im Jahre 1759 unter der Leitung des genialen Ingenieurs James Brindley ein Canalsystem begonnen wurde, tauchte auch zuerst der Gedanke auf, daß die Canäle die nützlichsten Wasserstraßen im Innern des Landes, und daß die Flüsse „die wilden Gesellen", uns eigentlich von der Natur angewiesen, um Canäle damit zu speisen.

In Frankreich wurden die Flüsse Loire und Rhône schon frühzeitig durch Canalsysteme verbunden; in neuester Zeit ist sogar eine Canalverbindung zwischen dem Rheine und der Rhône projectirt worden.

Von besonderer Vollendung aber und das ganze Land tausendfältig durchkreuzend ist das bekannte Canalsystem Hollands.

Alle diese Canäle wurden meist mit Staatsmitteln gebaut, vom

Digitized by Google

Staate controlirt und als Staatssache behandelt. Die allgemeine Nützlichkeit derselben für das Wohl des Landes war das treibende Motiv der Unternehmung; die Rentabilität derselben, als productiver, sich durch die eignen Einnahmen erhaltender und Gewinn abwerfender Verkehrsanstalten kam erst in zweiter Reihe zur Frage.

In den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika wurde der erste Antrieb zum Bau von Canälen durch ein großes, alle anderen Interessen überwiegendes Handelsinteresse gegeben; durch die nothwendige Verkehrsverbindung der ausgedehnten Schwestercolonien des Westens und seines in immer größeren Dimensionen anschwellenden Productenhandels mit dem Atlantischen Ocean. Dieses große Interesse tritt schon früh in der Geschichte des Landes auf. Es wurde bereits im Geiste des Mannes erwogen, dem der Nordamerikanische Staatenbund zum größten Theile seine Gründung verdankt, im Geiste Washingtons.

Es ist ein unumstößliches Gesetz der Physik der Erde, daß für den Massentransport kein Hilfsmittel die Concurrenz mit dem Wasser aushalten kann. Alle Meere geben davon Zeugniß. Welche bewegende Kraft auch durch welche Combination immer aufgefunden werden sollte, jede wird, auf das Wasser angewendet, den Vortheil gewinnen, daß ihr dasselbe durchschnittlich die halbe, oft die ganze Last abnimmt, und daß zugleich die Verschiebbarkeit dieser Unterlage die Reibung bis auf ein Minimum aufhebt. Vermag man also zugleich die Strömung zu beseitigen und, wie dies die Kettenschleppschifffahrt auf den Canälen ermöglicht, einen festen Anhaltspunkt für den Zug zu gewinnen, so läßt sich überall, wo nicht besondere Schnelligkeit, sondern nur Massenbewegung in Betracht kommt, eine wirksamere, also auch billigere Einrichtung nicht denken, so lange überhaupt das Wasser nicht durch Frost unbenutzbar wird.

Bei der großartigen Entwicklung der Eisenbahnen aber kann in heutiger Zeit an Canalunternehmungen nur noch gedacht werden, wenn und wo sie mit den Eisenbahnen zu concurriren vermögen.

Ein Canalnetz oder ein planmäßiges System künstlicher Wasserstraßen für ein ausgedehntes Gebiet soll geeignet sein, die wichtigsten Punkte für Industrie und Handel im Innern des Landes sowohl untereinander, als von den Haupt-Ein- und Ausfuhrhäfen

Digitized by Google

aus zu Wasser zugänglich zu machen. Die Absicht ist, die Hauptlinien, auf denen der Verkehr sich bewegt, nach den durch die Natur der Verhältnisse geforderten Richtungen, womöglich von einem Meere zum andern, aller Vortheile der Billigkeit und Bequemlichkeit des Wassertransportes theilhaftig zu machen.

Es ist nicht die Aufgabe dieser Besprechung, auf die Frage genauer einzugehen, ob es möglich ist, durch Regulirungen des Strombettes, Buhnenbauten und dergl. den Wasserstand und die Schiffbarkeit auf den wichtigsten Stromstrecken zu verbessern. Die bis jetzt trotz großer Anstrengungen erreichten Erfolge sind sehr ungenügend; einen dauernd gesicherten, gleichmäßigen, nur durch den Winter unterbrochenen Schiffsverkehr aber auf diesem Wege zu ermöglichen, dahin gehen auch die am weitesten gespannten Hoffnungen nicht.

Diese Sachlage weist also, wenn man auf zweckentsprechende Wassertransporte nicht verzichten will, unbedingt auf Canalbauten, d. h. Canalisirung der Flüsse hin. Offenbar können die an sich günstig gelegenen Stromlinien nur durch dieses Mittel practisch völlig brauchbar gemacht werden. Gut gebaute Canäle sind unbestritten das radicale Heilmittel für die vorhandenen Uebelstände, denn die Canalisirung vermag ihrem Wesen nach mit wenig Wasser dauernd gleichmäßige Wasserstände von hinreichender Tiefe zu schaffen; ein Canal hebt den durch das Gefälle bedingten Abfluß fast ganz auf, kein Wasserverlust durch Verdunstung, Durchsickerung und dergl. beträgt kaum 2 Kubikfuß für Meile und Secunde und im Uebrigen bedarf jedes passirende Canalschiff vom Schnittpunkt des Canals bis zu seiner Ausmündung höchstenfalls 24,000 Kubikfuß Schleußenwasser. Dies sind Aussprüche, denen bei uns bei der sommerlichen Regenmenge von etwa 86 Zoll, obwohl davon zwei Drittel verdunsten, selbst sehr kleine Gewässer zu genügen vermögen.

Aber Möglichkeit der Canalisirung ist durch ihre Kostspieligkeit begrenzt.

Die Rentabilität eines Canals hängt nicht vom Verkehr im Allgemeinen, sondern von dem Vorhandensein großer zu befördernder Massen der für die Canalfracht geeigneten groben Güter ab, also von der zu erwartenden Fracht an Holz, Kohlen, Torf, Steinen, Baumaterial, Getreide, Obst, Düngstoffen, Erzen, Erde u. dergl.

Digitized by Google

auch einigen Kaufmannsgütern, wie Baumwolle, Wolle, Spiritus, Petroleum, Schwefelsäure, Gläsern, Roheisen, Schmiedeeisen, Maschinen, Pulver und ähnliche.

Die Gütermasse muß durchschnittlich ein solches durchschnittliches Frachtgewicht für jede Meile des Canals erreichen, daß Verzinsung,*) Unterhaltung und Verwaltung der Anlage aus den Canal-Gebühren gedeckt werden können. Die Höhe dieser Gebühren hat ihr Maß in der Concurrenzfähigkeit des Wassertransportes gegenüber dem Eisenbahn-Transport. Der Wassertransport ist zwar nicht ganz ohne Vorzüge vor dem Eisenbahntransport, weil das Canalschiff an jeder Stelle des Canals ein- und ausladen kann, der Eisenbahnzug dagegen die Stationen innehalten muß; auch kann auf dem Canal Jeder mit seinem eigenen Fahrzeug fahren und die Waaren ohne Mehrkosten durch seine eigenen Leute aufsuchen, kaufen und verladen. Die Eisenbahn aber behält den großen Vorzug der Schnelligkeit und der Beförderung in jeder Jahreszeit. Die Canalfracht darf also, gleichen Weg vorausgesetzt, Selbstkosten des Transports und Canolgebühr zusammengerechnet, die Eisenbahntransportkosten für entsprechende Güter nicht blos nicht erreichen, sondern muß einen erheblichen Spielraum für Zeit- und Zinsenverlust und für die Tarifermäßigungen freilassen, mit denen die Eisenbahn der Wasserfracht Concurrenz zu bieten vermag.

Die Baukosten per Canal-Meile werden auf durchschnittlich kaum 300.000 fl. berechnet. Baron von Puttkamer-Zartentin gibt in seiner kleinen Schrift „die Canalisation des preußischen Staates, Berlin 1867" die wahren Kosten der Meile Canal bei sparsamem Bau und richtiger Verwendung der Erdmassen auf 160.000 Thlr. an. Wasserbau-Inspector Heß zu Celle berechnet (Zeitschrift für Bauwesen S. 514) den Durchschnittspreis aller Canäle des Staates New-York, wenn man den übermäßig theueren Ohiocanal wegläßt, auf 115.200 Thlr. für die preußische Meile.

Wenn es sich darum handelt, einen bereits mehr oder weniger schiffbaren Fluß oder bestehende Grabenzüge zur Schiffbarkeit zu reguliren, oder wenn das Niveau auf weite Strecken hin so gleich-

*) Wo der Staat selbst mit bereiten Mitteln Canäle baut, kann er auf „Verzinsung" des aufgewendeten Baucapitals verzichten. D. R.

Digitized by Google

mäßig ist, daß Schleußenanlagen nur in sehr beschränktem Maße nöthig werden, können sich die Kosten des Baues sehr beträchtlich, unter Umständen bis zur Hälfte erniedrigen.

Auf Grund dieser Voruntersuchungen hat Herr Regierungsrath Meixen in Berlin ein Netz von Canal-Verbindungen entworfen, welches geeignet scheint, den großen Verkehrsbedürfnissen Rechnung zu tragen, sichere Rentabilität erwarten läßt und topographisch ausführbar erscheint. Ueber Länge, Kosten und Verbindungspunkte dieses Netzes gibt Herr Dr. Meitzen folgende Uebersicht:

Canalstrecke	Länge Meilen	Kosten p. Meile Thlr.	Baukapital der Strecke Thlr.
Zabrze—Wien—Pest	44	250,000	11,000,000
Kosel—Berlin	51	250,000	12,000,000
Fraustadt—Netze	27	150,000	4,000,000
Netze—Danzig	25	200,000	5,000,000
Unruhstadt—Stettin	24	200,000	4,800,000
Meißen—Berlin	18½		7,000,000
Berlin—Hamburg.	36	250,000	9,000,000
Elbe—Bückeburg	29	250,000	7,250,000
Bückeburg—Ruhrort	33	350,000	11,550,000
Wolmirstedt—Plötzkau . . .	9½	250,000	2,375,000
Plötzkau—Leipzig	12	300,000	3,600,000
Bohmte—Bremen.	13½	200,000	2,700,000
Wildeshausen—Leer	8	200,000	1,600,000
Wildeshausen—Wilhelmshafen .	11	200,000	2,200,000
Ruhrort—Lanklaer	13	350,000	4,550,000
	354½	252,000	89,425,000

Ueberblickt man auf der Karte das System der Canallinien, welche vorstehend als topographisch ausführbare Verbindungen der großen, eine genügende Canalfracht einigermaßen verbürgenden Mittelpunkte der Production und Consumtion Deutschlands hingestellt werden konnten, so läßt sich nicht verkennen, daß dasselbe die Ansprüche, die im Eingange der Besprechung an ein Canalnetz gestellt wurden, in sehr ausgiebiger Weise erfüllt. Auf diesen projectirten Linien allein, ohne eine der älteren, zum Theil sehr unvollkommenen Wasserverbindungen zu Hilfe zunehmen, würde dasselbe Canalschiff in der vorausgesetzten Fahrtiefe von 6 Fuß von Antwerpen auf dem möglichst geraden

Digitized by Google

Wege nach Danzig, oder ebenso von Wien aus nach Danzig, Stettin oder Hamburg gelangen können. Aehnlich wäre der Weg von Böhmen und Sachsen mindestens nach den Seeplätzen der Nordsee völlig erschlossen und, im Anschluß an die natürliche Straße des Rheins und die in sie einmündenden oberrheinischen Canälen, eine brauchbare Linie nach Bremen und bis in das Herz Deutschlands hergestellt.

In Berlin läge im Wesentlichen der Knotenpunkt, an welchem von allen Himmelsgegenden, aus der Nord- und Ostsee, von Frankreich und Belgien, wie von Oesterreich, Ungarn und Rußland die Wasserverbindungen zusammenlaufen und sich kreuzen würden.

Es ist selbstverständlich, daß es leicht wäre, noch eine große Zahl Canallinien anzuführen, welche für größere oder kleinere Landestheile besonderen Nutzen zu gewähren vermöchten. Es soll auch nicht in Abrede gestellt werden, daß manche der bestehenden, wie der nur projectirten Verbindungen bei weit geringerem Frachtverkehr, als hier zur Bedingung gestellt, mehr oder weniger Aussicht auf Rentabilität haben können. Durchstiche zwischen Seeen, schiffbare Torf-, Bruch- und Forstcanäle, die zugleich Meliorationszwecke verfolgen, können sehr wohl rentiren, selbst wenn sie nur die von ihnen selbst aufgeschlossenen Producte als Fracht erhalten. Auch andere sehr bedeutende Unternehmungen lassen sich als rentabel denken. Es wäre z. B. vielleicht mit Vortheil möglich, die Donau über die schwäbische Alp längs des Neckars mit dem Rhein auf geraderem Wege zu verbinden, als es über den vielfach gekrümmten und deßhalb wenig benutzten Main durch den Ludwigscanal geschehen ist; ähnlich ließen sich möglicherweise ohne allzugroße Opfer Verbindungen von Ulm aus zum Oberrhein, von Frankfurt nach Kassel, oder im Osten zwischen der obern March und Elbe ausführen. Gewiß können auch Canalstrecken, wie von Rostock nach Berlin, oder von der obern Havel durch die Uckerseen zum Haff unter erheblicher Förderung der betheiligten Gegenden zur Durchführung gebracht werden, wenn nach den bestehenden Verhältnissen der Ausbau sehr geringer Kosten bedarf ohne Zuflüsse an freiwilliger oder verpflichteter Hilfe in Aussicht stehen. Schwerlich wird überhaupt irgendwo ein gangbarer Canal angelegt werden können, ohne einen nachhaltig günstigen Einfluß auf die wirthschaftliche Entwicklung seiner Umgegend zu

Digitized by Google

erweisen, so daß es darauf ankommt, inwieweit Gemeinden und Communal- oder Provinzialverbände oder der Staat selbst diese Vortheile genügend erachten, um, wie es bei Chausseebauten in der Regel geschieht, Terrainabtretungen, Hilfsdienste und Geldzuschüsse ohne Ersatzansprüche zu gewähren.

Die Rolle der Wälder

in der Pflanzennatur und ihre Bedeutung für das Leben der Menschen.

Von F. G. v. Jenssen-Tusch.

Was neben den Unebenheiten der Erdoberfläche und der Vertheilung von Land und Wasser besonders dazu beiträgt, den verschiedenen Ländern der Erde ihre Physiognomie zu geben, das ist unstreitig die Pflanzenwelt und unter den Pflanzen sind es wieder die hochwachsenden, baumartigen Gewächse, welche durch ihre Größe in der Charakteristik der Länder eine Hauptrolle spielen. Eine Vereinigung hoher, baumartiger Gewächse, die nach unten keinen getheilten Stamm geben, nennen wir einen Wald, während Gebüsche und Haiden Sammlungen niedriger, baumähnlicher Gewächse oder Stauden bezeichnen. Der Busch unterscheidet sich nur dadurch vom Baume, daß er gleich an der Wurzel mehrere Zweige schließt; allein es gibt viele Uebergänge in der Natur zwischen Bäumen, Stauden und Büschen und durch die Hand des Gärtners lassen sich viele Bäume in Büsche und auch wiederum Büsche zu Bäumen ziehen. Der Banianbaum, Ficus indica, hat die Eigenschaft, daß er seine Zweige bis auf die Erde herabhängen läßt, die nun hier neue Wurzeln schlagen, aus welchen neue Stämme emporwachsen, die ihre Verbindung mit dem Mutterstamme fortsetzen. Am Flusse Nerbuddah findet man nach Forbes einen Wald, der aus einem einzigen Banianstamme entstanden ist; es gibt in demselben 350 große und mehr als 3000 kleinere Stämme, die alle zusammenhängen und ein Areal von 2000 Fuß einnehmen. Ein Armeecorps von 7000 Mann hat einst in dem Schatten dieses Waldes Rast gehalten — Ein Aehnliches gewährt

Digitized by Google

der Wurzelrindenbaum, Rhizophora, *) welcher eine bedeutende Rolle in den Küstensümpfen der tropischen Länder spielt. Auch dieser Baum senkt Zweige nieder, die wiederum Wurzeln und neue Stämme bilden, und in solcher Art einen verworrenen Laubwald abgeben, der sich ganz besonders zum Aufenthalte für Schlangen und Krokodille eignet.

Damit Bäume gedeihen können, sind gewisse climatische Wärmeverhältnisse erforderlich. Es gibt viele Theile der Erde, in welchen der dort herrschenden Kälte wegen keine Wälder gedeihen und die deßhalb baumlos sind, was eine Untersuchung der Baumgrenze uns näher erläutern wird.

Fragen wir nach dieser Grenze in den nordischen Polarländern, so finden wir, daß sie in dem nördlichsten Lande Skandinaviens, wo sie von der Birke gebildet wird, während Kiefer und Rothtannen nur bis zum 69° reichen, im 70—71° n. Br. angetroffen wird und auch hier erst landeinwärts, nicht am Küstenrande. Von hier an senkt sich die Baumgrenze gegen Osten und gegen Westen. Die Färinseln (Faröer), Island und Grönland, haben keine Wälder, obgleich noch die Südspitze von Grönland, das Cap Farvel, bis zum 60° der Breite und der südlichste Theil der andern Tafel und Tafelgruppe nur bis zu 63½ und 61½° reichen. Noch südlicher fällt die Baumgrenze an der westlichen Küste von Nordamerika, da in Labrador nicht höher als bis zum 58. Breitengrade Bäume vorkommen. Im Innern von Nordamerika steigt dagegen die Grenzlinie wieder, denn am Kupferminenfluß geht sie bis zum 68.—69.° hinauf, wo Franklin, trotz der hier herrschenden grimmigen Kälte noch Tannenbäume, Pinus alba, fand. In Sibirien reicht der Lärchenbaum, Larix sibirica, der dort beständigen Kälte ungeachtet, auch weit gegen Norden, denn er wird bis zum 68. Breitengrade angetroffen. Im östlichen Sibirien aber senkt sich die Baumgrenze sehr und noch mehr auf Kamtschatka, wo der Baumwuchs kaum höher als bis zum 58.° reicht, und nur wenig höher erstreckt er sich an der amerikanischen Nordwestküste. Die Grenzlinie des Baumwuchses hat solcherweise zwei Polar- und zwei Aequatorialbiegungen, die in auffallen-

(* Goreffaoy ?

Digitized by Google

dem Gegensatze zu den Biegungen der Wärmelinie stehen. Denn gerade da, wo die mittlere Temperatur am niedrigsten ist, reicht die Baumgrenze am weitesten gegen Norden, d. h. im Innern beider Continente, und da, wo die mittlere Temperatur am höchsten steigt, d. i. an den beiden Weltmeeren, senkt sich die Linie des Baumwuchses am tiefsten gegen Süden. Offenbar ist es also nicht die mittlere Wärme, welche das Vorkommen der Bäume bestimmt, sondern theils die Sommerwärme, welche in der Regel auf gleichen Breiten etwas höher im Innern der Continente ist als an den Meeresküsten, theils ein unbeständiges Clima und heftige Stürme, die an den Küsten herrschen, theils endlich die salzhaltigen Luftströmungen, welche von schädlichem Einflusse auf den Baumwuchs sind.

In der südlichen Halbkugel reicht die Baumgrenze ebenso weit gegen den Südpol, als sich das feste Land dahin erstreckt. Freilich gibt es keine Bäume am Cap Horn, aber das Feuerland hat große Buchenwälder aufzuweisen. Die südlich der Festlandsgrenze liegenden Inseln sind dagegen baumlos.

Aber es ist nicht allein die zunehmende Kälte, welche dem Fortkommen der Bäume Einhalt thut, sondern es haben die Berge gleichen Einfluß darauf. Es gibt nämlich ebensowohl eine Baumgrenze in senkrechter, als in horizontaler Richtung auf der Erde. In Lappland hört der Baumwuchs schon in einer Höhe von 500 Fuß auf, mit der Birke nämlich, im südlichen Norwegen bei 3500 Fuß Höhe, und ebenfalls mit der Birke, in den Alpen bei 6000 Fuß mit dem Lärchenbaum und dem Zirbelbaum, in den Andesgebirgen bei der Höhe von 12.000 Fuß.

Außerhalb der Polarländer und der höheren Berggürtel gibt es indessen auch auf der Erdoberfläche innerhalb der Baumgrenze große Strecken, welche waldlos sind. Als solche sind besonders folgende Strecken zu nennen:

1. Der Wüstengürtel in Afrika, vom Atlas und dem Mittelländischen Meer bis zum Hochlande, südlich des oberen Laufes des Nigerflusses und des Sees Tschad, um den 15.° n. Br., und vom Atlantischen bis zum Rothen Meere, wozu auch Aegypten und Nubien gehören, ja man kann ganz Arabien, den größten Theil von Persien und den nordwestlichen von Indien noch hinzurechnen, nämlich bis

Digitized by Google

zum unteren Lauf des Indus. Dies beträgt einen ungeheuren Theil des Festlandes, der vielleicht nicht kleiner sein wird als ganz Europa.

2. Die Salzsteppen im Osten, Norden und Westen des Caspischen Meeres und des Aralsees. Sie erstrecken sich auch bis in's südliche Rußland, wo es ebenfalls keinen Wald gibt.

3. Die Mongolei und Tibet, wo einestheils die hohe Lage, anderentheils die Beschaffenheit des Bodens einen gänzlichen Mangel an Waldungen bewirken.

4. Die großen Savannen oder Grasebenen des Missouri und Mississippi und auch die Savannen in Florida gehören zu den waldlosen Landstrecken in Nordamerika.

5. Die großen Hochebenen in den nördlichen Provinzen von Mexiko.

6. Die Steppen oder Llanos am Orinoko in Südamerika.

7. Die endlosen kahlen Ebenen oder Pampas am Flußgebiete des la Plata, welche sich von den Cordilleras in Chili bis an das Atlantische Meer und von den Gebirgen Brasiliens bis zur Magellanstraße erstrecken.

Außer den hier angegebenen Grenzen für die unbewaldeten Theile der Erdoberfläche gibt es noch viele andere, kleinere Strecken, wie z. B. das Hochland von Spanien, die Marschen an der Nordsee, die Westküste von Jütland u. m. a., die keine Wälder haben.

Was nun aber den verschiedenen Charakter der Wälder betrifft da theile man sie nach den Baumarten, die darin wachsen, in folgende Gürtel:

1. Der Gürtel der Nadelhölzer. Die Nadelbäume sind in der Regel an ihren schlanken Stämmen zu erkennen, welche bei einigen Arten an der Nordwestküste von Amerika eine Höhe von 200 bis 300 Fuß erreichen, sowie an ihren schmalen, trockenen und nadelförmigen Blättern, die alle Jahreszeiten hindurch grün bleiben, wenn man allein den Lärchenbaum davon ausnimmt. Durch diese letztere Eigenschaft bewahren sie das ganze Jahr hindurch den Anblick der Vegetation in einem Erdgürtel, wo sonst im Winter jede Spur einer Vegetation verschwunden ist. Die dicht neben einander aufwachsenden Baumstämme lassen nicht leicht irgend eine andere Baumart in denjenigen Wäldern zu, wo Nadelbäume die Herrschaft führen,

Digitized by Google

doch findet man nicht eben selten die Birke mit ihnen untermischt. Die Vegetation der Nadelbäume ist sehr kümmerlich, was namentlich von den Tannenwäldern gilt und wozu die Ursachen in dem starken Schatten, dem unfruchtbaren Boden, den die Nadelhölzer lieben, und den herabfallenden Nadeln gesucht werden müssen. Doch findet man auf diesem Erdreich aus der Familie der Ericeen Rhododendra, Pyrolae u. n. a. nebst einigen Schwämmen, und von den Bäumen hängen die bartförmigen Flechten, Usneen herab. Im nördlichen Europa sind es nur die drei Arten Nadelhölzer: Kiefer, Rothtanne und Lärchenbaum, welche die Nadelhölzer bilden; spärlich nur, und nicht waldig kommt der Taxusbaum hier vor. Das nördliche Asien erzeugt ebenfalls nur wenige Baumarten in seinem weiten Waldgürtel, so daß große Einförmigkeit in den nördlichen Ländern des alten Continents herrscht. Weit größer ist dagegen die Mannigfaltigkeit der nordamerikanischen Nadelwälder, wo man schon 30 bis 40 Arten Nadelhölzer kennt.

2. Der Waldgürtel der Kätzchenblüthler. Wenn die Nadelhölzer ihrer Neigung, in die Höhe zu wachsen, folgen, ohne einen entsprechenden Umfang zu gewinnen, so dehnen sich dagegen die Kätzchenblüthler *) daneben mit ihrer starken Verästelung nach den Seiten aus. Ihre Blätter sind gewöhnlich breit und zart und deßhalb gleich den Aesten und Zweigen sehr beweglich vor dem Winde, was ihnen einen Reiz verleiht, der den steifen Nadelbäumen ganz abgeht. Aber sie verlieren die Blätter und hinterlassen während des Winters nur die nackten Aeste und Zweige. Die Stämme erreichen hier aber gewöhnlich einen größeren Umfang als die Nadelhölzer, z. B. Eichen, Buchen, Kastanien und Platanen. Mit den Nadelhölzern stimmen sie so weit überein, als ihre Blumen klein und von keiner Schönheit für das Auge sind. Die Mannigfaltigkeit ist hier größer als im Gürtel der Nadelbäume, aber auch hierin hat Nordamerika wieder den Vorzug, besonders durch seine vielen Eichenarten. Die Laubhölzer dulden eher einen Pflanzenwuchs unter dem Schatten ihrer Kronen als die Nadelhölzer, und ganz besonders schön breitet sich unter ihrem Dache, ehe sich ihr Laub entfaltet, eine Frühlingsflora aus.

*) Amentaceae, die 162. der naturh. Pflanzenordnung.

Digitized by Google

Im Gürtel der Kätzchenblüthler treten übrigens auch Nadelbäume auf, wie es umgekehrt mit den Laubhölzern in der Region der Nadelbäume der Fall ist; die Eintheilung aber ist hier nach den vorherrschenden Baumarten gemacht.

Im wärmeren Theil der gemäßigten Zone in Südeuropa und Nordafrika tritt der Uebergang vom Gürtel der Kätzchenblüthler zum tropischen Gürtel hervor. Hier bewahren mehrere Arten der Kätzchenbäume ihr Laub den sogenannten Winter hindurch, wie z. B. die Steineiche und die Korkeiche; Pflanzenfamilien, die in der kalten Zone nur als Kräuter und Gebüsche auftreten, stehen hier als hochwachsende Stauden oder Bäume da, wie z. B. die Hülsenpflanzen und Malvaceen, und tropische Familien, wie die Lorbeerfamilie und Palmen, haben hier einige Repräsentanten ihrer Geschlechter. Die Mannigfaltigkeit nimmt zu und schon schmücken schöne Blumen und Blüthen einen Theil der vorkommenden Bäume. Aehnliches zeigt sich in den südlicheren Gegenden Nordamerika's, wo Magnolien, Biberbäume, mit breiten glänzenden Blättern und großen prächtigen Blumen auftreten und die Gleditschia- und Robiniaarten mit feingetheiltem Laub und hübschen Blüthen.

3. Der Gürtel der formenreichen Wälder. Was diesen meistens innerhalb der Wendekreise liegenden Gürtel wesentlich charakterisirt, ist die außerordentliche Mannigfaltigkeit der darin vorkommenden Bäume. Während die Wälder bei uns aus einer oder einigen wenigen Arten Bäume bestehen, wird ein solcher in der heißen Zone von vielen Hunderten von Baumarten gebildet. So enthält z. B. eine einzige Region auf den Gebirgen der Insel Java allein 100 Feigenarten, außer vielen anderen Bäumen. Wenn unserem Auge in der gemäßigten Zone fortwährend der Anblick von Tannen, Kiefern, Buchen oder Kastanien begegnet, treten z. B. Palmen und Mimosen schon in neuen Artformen auf, wenn man sich nur eine kurze Strecke von ihnen entfernt. Diese endlose Mannigfaltigkeit erschwert es aber, auch nur über die Hauptformen eine zuverlässige Uebersicht zu gewinnen Wir wollen von denselben eben nur folgende nennen: die Palmen mit ihren hohen, schlanken, ungetheilten Stämmen, mit Blättern, Blumen und Früchten am Gipfel, die sich gewöhnlicherweise weit über die niedrigen Laubwälder erheben; Mimosen und andere Hül-

Digitized by Google

senbäume mit sehr zusammengesetztem Laube und oft prächtigen Blüthen, wie die Amherstia nobilis: die Malvaceen mit ihren dicken Stämmen wie der Baobab, mit breiten, meist getheilten Blättern und übergroßen und prachtvollen Blumen, wie die Caroli nea; Bäume aus der Familie der Euphorbien, welche einen Milchsaft enthalten, der bald giftig, bald, wie bei der Euphorbia balsamifera, gleich der Milch von Thieren trinkbar ist; Bäume aus der Feigenbaumfamilie mit großen, glänzenden Blättern und aromatischen Stoffen; die baumähnlichen Farren mit dem feingetheilten, schönen Laub an den Enden und Cykadeen mit dem mächtigen, oft kammförmig gefiederten Laub am Gipfel des gewürfelten Stammes.

Eine zweite Eigenschaft, welche die tropischen Bäume charakterisirt, ist die für uns auffallende Größe der Individuen. Denn obgleich es auch in dem gemäßigten Erdgürtel hohe Baumarten, wie z. B. die Föhrenarten, gibt, so sind doch im Ganzen alle Bäume der heißen Zone höher als die der gemäßigten. Ferner zeichnen sich die tropischen Bäume durch große, nicht abfallende Blätter, durch große Blumen und Früchte aus, wie z. B. die Ludoicea maldivia, und endlich gehört auch die unendliche Menge von Schlingpflanzen zu den charakteristischen Erscheinungen in den tropischen Wäldern. Diese letzteren, die sogenannten Schlinggurken, Lianen, wie z. B. Cissus, Banisteria, Bignonia und Passiflora, welche selbst baumartig wachsen, schlingen sich um andere Baumstämme und gewinnen oft über diese eine solche Uebermacht, daß sie dieselben ersticken, so daß diese zuletzt nur noch einen kahlen Cylinder als Stütze abgeben. Oft scheinen die Schlingpflanzen der tropischen Zonen die Stämme der Bäume, um welche sie sich hinranken, zu erdrücken, was dadurch entstehen mag, daß Rinde und Holz des Baumes über die Schlingpflanze hinauswachsen; oft hängen sie wie Guirlanden von einem Stamme zum andern, oder, wie z. B. die Rotangs, Calam ae, das Spanischrohr, sie schlängeln sich in einer Länge von mehreren Hundert Fuß gleich Stricken von einem Baum zum andern, und da die Stämme der Waldbäume sehr dicht aneinander stehen, so kann man sich nur mit Hilfe der Axt einen Weg durch einen solchen Wald bahnen. — Es gehört weiter auch die Menge der Schmarotzerpflanzen zum Charakter der tropischen Wälder, und zwar sind dies

Digitized by Google

theils wirkliche Schmarotzergewächse, welche Wurzeln in andere Stämme schießen und sich von den Säften derselben nähren, wie die Arten des Loranthus, theils falsche Schmarotzergewächse, welche zwar auf den Stämmen und Aesten der Bäume wachsen, dabei aber Luftwurzeln ansetzen und sich von der Feuchtigkeit, welche sie auf diese Weise aus der Luft einsaugen, theils von den Säften, die sie in den Höhlungen der Stämme finden, ernähren. Hierher gehört vornehmlich die außerordentlich zahlreiche Familie der Orchideen, welche so ausgezeichnet ist durch prächtige und ganz eigenthümlich geformte Blumen, ferner die Pothosfamilie mit breiten, oft handförmigen Blättern und Blumen auf dicken, fleischigen Kolben; dann gehören auch dazu die Pfefferpflanzen und die Schlingfarren. Diese verschiedenen Pflanzenformen bedecken oft einen Baum in so zahlreicher Menge, daß man von demselben sagen könnte, er trage einen ganzen Blumengarten an sich, da oft hundert verschiedene Gewächse einen Wirrwar veranlassen, der es auch dem erfahrenen Auge schwer macht, zu unterscheiden, was zu jeder Pflanze besonders gehört. — In den tropischen Wäldern findet man auch das Bambusrohr, diese holzfaserige Grasart, welche durch ihre herabhängenden Zweige und das lebhafte Grün ihrer Blätter einen angenehmen Gegensatz zu dem gewöhnlich dunklen Laub und den weit ausgebreiteten Zweigen der tropischen Bäume bilden.

Es ist also klar, daß es in den tropischen Wäldern eine viel größere Fülle und viel größere Pflanzenmassen gibt als in den Wäldern außerhalb der Wendekreise. Der dort andauernde Wärmegrad und die große Feuchtigkeit rufen eine schnelle Abwechslung hervor, so daß aufgelöste Pflanzentheile schichtenförmig auf dem Erdreich der Waldungen aufgehäuft werden. Dies gilt besonders von den brasilianischen Urwäldern und mehreren Gegenden auf Java, wo die große Wärme und Nässe eine unendliche Fülle in der ganzen Vegetation hervorrufen.

Steigt man aber in der heißen Zone bis zu einer sich dem Aequator nähernden Höhe hinauf, so verändern sich auch mit dem veränderten Clima die Wälder; man findet hier die Formen der gemäßigten Zone und ihre geringere Mannigfaltigkeit und Abwechslung wieder. Auf den Bergen von Mexiko findet man viele Eichen und

Digitized by Google

Zapfenbäume; in beträchtlichen Höhengegenden Java's wachsen ebenfalls zahlreiche Eichen neben Kastanienbäumen, und auf den Höhen des Himalaya verschiedene Zapfenbäume und andere tropische Formen.

4. Der Gürtel der Wälder mit steifem Laub. Richten wir nun unsere Blicke auf die jenseits des Wendekreises liegenden Länder der südlichen Halbkugel, so finden wir besonders in Neuholland und auf Vandiemensland Wälder von ganz eigenthümlichem Charakter. In diesen beiden Ländern gibt es nämlich eine große Anzahl von Baumarten und gleichwohl große Einförmigkeit, weil alle hier vorkommenden Bäume zu gewissen Hauptformen gehören, wovon die verschiedenen Arten untereinander von geringer Abweichung sind, und weil sie beinahe alle eine gewisse Eigenthümlichkeit gemein haben. Die Blätter sind nämlich trocken und lederartig, oft immergrün, von blaugrüner oder graugrüner Farbe und stehen bei den meisten Bäumen vertical in die Höhe. Daraus folgt schon, daß die Wälder nur wenig Schatten geben können und ein trocknes und todtes Aussehen haben müssen, obschon die Bäume oft schöne Blumen tragen.

Was so von Neuholland gilt, ist ebenso in Südafrika. Insoweit hier Wälder auftreten, die zum Theil nur spärlich vorhanden sind, bestehen sie besonders aus Proteaceen und Ericeen mit steifen Blättern. Anders aber verhält es sich mit dem gemäßigten Südamerika. An der östlichen Seite gibt es hier, wie gesagt keine Wälder; auf der Westseite, in Chili, verbreiten sich die tropischen Formen südlich des Wendekreises, um in den südlichsten Gegenden und auf dem Feuerlande von Formen abgelöst zu werden, welche den europäischen, z. B. den Buchen, ähnlich sind.

Der Einfluß der Wälder auf die Atmosphäre tritt in der heißen Zone am deutlichsten hervor; denn die Wälder vermehren den Regen und bringen Nässe, sie rufen Quellen hervor und fließende Gewässer. Waldlose Strecken nehmen eine starke Hitze auf und die über denselben ruhende Luft steigt senkrecht in die Höhe und verhindert dadurch, daß die Wolken sich gegen die Erde senken; die constanten Winde, der Passat und die Monsoons, geben auch, wenn sie ungehindert über große Ebenen wehen können, keinen Anlaß zum Uebergang der Dünste in Tropfenform. In Wäldern dagegen kann das bedeckte Erdreich natürlich keinen so hohen Grad von Hitze aufnehmen und die Aus-

Digitized by Google

dünstungen der Bäume tragen überdies zur Abkühlung der Luft bei. Wenn hier also die mit Dünsten angefüllten Luftströmungen die Wälder ereichen, so ist Veranlassung zum Verdichten gegeben, und daß sie folglich in Regen übergehen können. Die Ausdünstung der Erde unter Bäumen geht langsamer vor sich, und da diese auch im heißen Clima selbst stark ausdünsten, so hat die Luft in den Wäldern einen hohen Grad von Feuchtigkeit, die wiederum Quellen und fließende Gewässer erzeugt.

Daß die Wälder wirklich einen solchen Einfluß haben und daß derselbe entbehrt wird, wo Wälder fehlen, davon hat man in manchen Gegenden der Erde traurige Erfahrungen gemacht, die durch Ausrottung der Wälder des Regens, der Feuchtigkeit, der Quellen und rinnenden Wasser beraubt worden waren, so wichtiger Dinge für das Wachsthum und Gedeihen aller Pflanzen. Als die canarischen Inseln entdeckt wurden, waren sie dicht mit Waldungen bewachsen: nachdem man diese nach und nach durch Ausrotten vertilgt hat, ist das dortige Clima sehr trocken geworden, auf einigen Inseln, wie z. B. auf Fuerteventura, in so hohem Grade, daß die Bewohner bisweilen, wenn sie nicht nach den Nachbarinseln fliehen, vor Durst umkommen müßten. Eine gleiche, durch Vernichtung der Wälder hervorgerufene Dürre des Klima's findet man auf den kapverdischen Inseln, auf mehreren Antillen und an anderen Orten der heißen Zone.

Auch hinsichtlich der gemäßigten Climate hat man die Behauptung aufgestellt, daß die Wälder ebenfalls hier Regen und Feuchtigkeit befördern und daß man durch Ausrottung der Wälder Dürre des Climas erzeugt. Daher haben Forstbeamte und Staatsmänner schon lange über zu gewaltsame Benutzung der Wälder Klage geführt und zur Conservirung derselben Vorschläge gemacht. Vielleicht ist doch diese Befürchtung etwas übertrieben, denn es dürfte kein hinreichender Grund vorhanden sein, daß ein solcher Einfluß, wenn er auch den Wäldern der gemäßigten Erdgürtel nicht ganz abzusprechen ist, in dem angegebenen Maße vorhanden sei.

Erwägen wir die Vertheilung des Regens in Europa, wo sie allein nach angestellten Beobachtungen genau bekannt ist, so ergibt sich, daß die Gebirge und das Meer die beiden Momente sind, welche auf die Regenmenge einer Gegend Einfluß üben, indem sie beide dem Regen-

Digitized by Google

fall förderlich sind. Wenn man aus der Ebene die Berge hinabsteigt, so nimmt die Regenmenge an der Seite des Gebirges zu, welcher gegen die regenbringende Himmelsgegend gerichtet ist, an den meisten Orten die südwestliche Seite. Ebenso nimmt die Regenmenge, wenn auch zu etwas geringerem Belange, an der Meeresseite zu, und wo beide Momente, Gebirge und Meer, vereinigt sind, da wächst die Regenmenge bisweilen bis auf das Vier- und Fünffache ihrer sonst mittleren Größe, wie z. B. an den Westküsten von Norwegen und England, an der Küste von Portugal und an der Südseite der Alpen, besonders von dem Adriatischen Meer. Dagegen wurde kein Einfluß der Wälder hier bemerkbar. Orte, welche in Norddeutschlands waldreichen Ebenen liegen, haben nicht mehr Regentage im Jahr als diejenigen in unbewaldeten Gegenden, und stehen an Regenmenge zurück gegen das waldlose Holland. Stockholm und Upsala in waldreichen Gegenden Schwedens haben keine größere Regenmenge, als das nur von einigen entfernten Luftwäldern umgebene Kopenhagen.

Wenn man die Regenmessungen verschiedener Perioden in Gegenden, wo die Wälder vertilgt sind, mit einander vergleicht, so geht auch daraus ein nur geringer Einfluß der Wälder hervor. Derartige in Kopenhagen angestellte Beobachtungen vom letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts geben nämlich eine Regenmenge von etwa 20 Zoll, während die vom jetzigen Jahrhundert 22 Zoll ausweisen, obgleich in dieser Periode ein starker Angriff auf die Wälder Dänemarks in den Kriegsjahren stattgefunden hatte. — In London ist die Regenmenge sich seit Mitte des vorigen Jahrhunderts gleich geblieben, obgleich die steigende Cultur des Bodens dort eine starke Abnahme der Wälder veranlaßt hat.

(Schluß folgt.)

Die Monumentalbauten Wiens im Jahre 1879.

Die Bausaison ist zu Ende, die Arbeiten an den Staats- und Monumentalbauten sind eingestellt, die unvollendet gebliebenen Objecte sind theilweise verschalt, um sie gegen den Einfluß der Witterung zu schützen, wo es möglich war, wurde die Bedachung noch hergestellt,

Digitized by Google

während des Winters wird nur in den betreffenden Bauhütten gearbeitet. In erster Linie sind es die Staats- und Monumentalbauten, welche das Interesse fesseln; sie sind bereits so weit gediehen, daß man ein recht anschauliches Bild von der „Krönung" des ganzen Stadterweiterungswerkes gewinnt. Die beiden Hofmuseen sind in ihrer äußeren Gestaltung nahezu vollendet, es sind nur noch die Kuppeln und die Tabernakel um dieselben herum herzustelln, was im nächsten Frühjahre geschehen wird. Der Eindruck, den diese beiden Prachtbauten machen, ist ein großartiger und vornehmer; sie steigen auf so massig und dabei doch so anmuthig, scheinbar einfach und doch so reich. Und der Reichthum besteht nicht blos in der herrlichen Profilirung, sondern vor Allem in den schönen Linien, in den reizvollen Verhältnissen, in der Harmonie des Ganzen. Die schüchternen Anwandlungen vom Barocken wirken wie Schönheitspflästerchen. Beide Museen, für das Auge vollkommen gleich, kehren einerseits der Ring-, anderseits der Lastenstraße ihre Schmalfronten zu, während die beiden Hauptfaçaden sich vis-à-vis befinden und den freien Platz zwischen Burgthor und Hofstallungen abgrenzen. Auf diesen Platz soll das Erzdenkmal der großen Kaiserin Maria Theresia zu stehen kommen. Das wird einen großartig schönen Anblick gewähren.

Der nächstgelegene Staats- und Monumentalbau ist der Justizpalast; er ist im Ganzen ungünstig placirt und so in einen Winkel hineingeschoben, daß er seine schönen Linien nicht recht zur Geltung zu bringen vermag. Er ist der am weitest fortgeschrittene Bau, denn in der äußeren Gestaltung ist er bereits vollendet und auch die innere Adaptirung hat schon bedeutende Fortschritte gemacht. Gegenüber den Nachbarbauten nimmt sich der Justizpalast etwas kraus aus, es hängt und klebt zu viel an ihm herum, und die vielen Thürmchen benehmen ihm den Charakter des Einfachgroßen. Man rühmt an ihm die höchst practische innere Eintheilung, und in dieser Beziehung mag er vielleicht vor jenen Bauten etwas voraus haben, bei denen dem Styl so manches Opfer gebracht worden ist. Wir haben unter den Neubauten Wiens einige, die in Bezug auf innere Eintheilung Manches zu wünschen übrig lassen.

Am Parlamentshause, diesem Prachtwerke griechischer Renaissance, wird die Eindachung noch in dieser Woche vollendet, wodurch ein

Digitized by Google

wesentlicher Schutz gegen die Einflüsse des Winters geschaffen ist. Die Steinversetzung ist so ziemlich beendet bis auf die Postamente für die Attika und die Quadrigen, welche man im Laufe der letzten Bauwoche auch noch zu bewältigen hofft. Ein böser Fall ist die Geschichte mit der Auffahrtsrampe, die so steil ausgefallen ist, daß sie nur schwer befahren werden kann. Was Meister Hansen sich dabei gedacht hat, weiß der liebe Himmel, er muß ganz vergessen haben, daß Wiener Fiakerpferde keine gewöhnlichen Zugpferde sind. Nun beabsichtigt das Baucomité eine zweite Rampe anzulegen, um dadurch die Steilheit der ersteren zu mildern, das bedingt aber ein Vorrücken bis an den Reitsteig der Ringstraße. Was den Bau selbst betrifft, so macht er den besten Eindruck; die griechischen Formen sind mit antiker Klarheit zur Geltung gebracht. Heitere Schönheit spricht aus dem Ganzen, es fehlt nur der sich darüber wölbende „ewig blaue Himmel" Attikas. Ueber die geplante Vergoldung und Polychromirung ist noch nichts entschieden; die kostspielige Frage wird erst der Baucommission vorgelegt werden, welche dieser Tage im Herrenhause gewählt worden ist. Je öfter ich die Vergoldungsprobe betrachte, umso weniger gefällt sie mir; namentlich die Art der Vergoldung der Capitäle hat nicht meinen Beifall, und so viel ich gehört habe, geht es anderen Leuten auch so. Die edlen Formen werden dadurch, daß der ganze Capitälkörper gleichmäßig mit Gold überkleistert wird, barbarisch vernichtet. Da hätte man factisch besser gethan, die Capitäle aus vergoldetem Blech herzustellen, als sie mühsam aus dem kostbaren Gestein herauszumeißeln. Man braucht nur ein so vergoldetes Capitäl mit dem benachbarten unvergoldeten zu vergleichen: hier sind noch die reinen classischen Formen in klarer Deutlichkeit, dort sieht man nur einen gleißenden Klotz. Wenn schon vergoldet werden soll — die Nothwenigkeit leuchtet zwar nicht ein, denn das Haus für die Vertretung des Volkes, die Stätte ernster Arbeit, soll nicht prunken und glänzen — so geschehe es wenigstens mit jenem Kunstgeschmacke, der den Alten eigen war.

Mit Befriedigung nimmt man die Resultate wahr, welche diesen Sommer beim Bau des neuen Rathhauses erzielt worden sind. Auch hier ist bereits ein Theil der Bedachung hergestellt und werden jetzt eben die Eckthürme aufgesetzt. Der gewaltige Bau imponirt jetzt

Digitized by Google

schon, da er noch gar nicht vollendet ist, wie erst, wenn er in seiner gothischen Pracht dasteht. Da vor dem Rathhause zwei Monumentalbrunnen errichtet werden sollen, so bedingt dies eine Umgestaltung der schon so hübsch verwachsenen Parkanlage. Die 212.278 fl., welche die Letztere gekostet hat, sind daher zum Theil vergebens ausgegeben worden. Bis Ende 1878 waren für den Rathhausbau schon 5,070.880 fl. ausgezahlt worden; der ganze Bau ist auf zehn Millionen veranschlagt, wovon 1,500.000 fl. für die innere Einrichtung präliminirt sind.

Am neuen Hofburgtheater sind die Innenmauern, die sämmtlich aus Backsteinen bestehen, nahezu vollendet, und wird schon rüstig an der Steinversetzung gearbeitet. Das Parterregeschoß dürfte noch vor Ende dieses Baujahres die Werksteinverkleidung erhalten haben. Der Bau des neuen Hofschauspielhauses wäre schon weiter vorgeschritten, wenn die Steinlieferanten nicht eine Verzögerung herbeigeführt hätten. Die Werksteine werden aus einem alten, längst verlassenen, seit einem Jahre durch Baron Hasenauer wieder in Betrieb gesetzten Römerbruche bei Pomer nächst Pola geliefert. Die Mittel der Unternehmer langen aber leider nicht aus, das erforderliche Quantum zu liefern. Fachmänner behaupten, nur Carraramarmor halte den Vergleich mit diesem Pomersteine aus Man kann sich demnach vorstellen, welchen Eindruck das neue Burgtheater machen wird zumal, daß es im Styl der italienischen Renaissance gebaut wird, welcher zu ihrer rechten Wirkung ein so schönes Material verlangt. Die Rund-Façade mit ihren neuen Arcaden und der dreibögigen Loggia wird sich gar prächtig ausnehmen, vorausgesetzt, daß die feinen Formen der italienischen Renaissance gehörig zur Geltung gebracht werden. Von diesem äußeren Schmuck ist jetzt noch nichts zu sehen, er lagert noch in roher Bearbeitung auf dem Bauplatze.

Am langsamsten schreitet der auf die Dauer von zehn Jahren präliminirte Bau der neuen Wiener Universität vor; nach Abschluß des sechsten Baujahres ist derselbe noch nicht so weit gediehen, als er es nach dem ursprünglich aufgestellten Arbeitsprogramme heute sein sollte. Die Ursache der Verzögerung liegt darin, daß die alljährlich vom Reichsrathe zu genehmigenden Geldmittel stets geringer als die präliminirten ausfielen. Mit Schluß dieses Jahres wird die Summe

Digitized by Google

von 3,250.000 fl., also noch nicht die Hälft der bewilligten Bausumme, verbraucht sein In dem neulich im Abgeordnetenhause vorgelegten Finanzgesetz heißt es, daß behufs der Vollendung des Parlamentshauses, des Justizpalastes und der Universität in Wien der Finanzminister ermächtigt werden soll, die hierzu erforderlichen Geldmittel im approximativen Betrage von 8,745.000 fl. unter Bestellung der angeführten Objecte als Hypothek durch ein in Annuitäten rückzahlbares Pfandbrief-Anlehen zu beschaffen. Die Erfordernisse für dieselben Monumentalbauten sind in den früheren Jahren aus dem ordentlichen Budget der betreffenden Ministerien gedeckt worden. Es fragt sich nun, ob das Parlament diesem vorgeschlagenen Pfandbrief-Anlehen zustimmen wird, und wenn nicht, woher die Mittel für die Fortsetzung der Monumentalbauten herbeigeschafft werden sollen. Bei solcher Sachlage muß das Project der Vergoldung des Parlamentshauses, das sicherlich mehr als eine Million kosten dürfte, als ein wahrhaft übermüthiges und verschwenderisches bezeichnet werden. Doch zurück zum Universitätsbau. Obzwar im heurigen Jahre nur eine Bausumme von beiläufig 500.000 fl. zur Verfügung stand, hat der Bau doch eine Förderung in der Hinsicht erfahren, als in Folge der vollendeten Bedachung der Innenbau in Angriff genommen werden konnte, und wurde vorerst der größte Theil der Wölbungen durchgeführt. Der Festsaal wurde in diesem Jahre bis zur Höhe des ersten Stockes gefördert; der Bau der Bibliothek mußte hingegen auch heuer noch unterbleiben. Festsaal und Bibliothek sollen im nächsten Jahre unter Dach gebracht werden. Das Innere der Universität soll einem officiellen Bulletin zufolge „mit Vermeidung eines jeden überflüssigen Luxus" würdig und zweckentsprechend durchgeführt werden. Es wäre aber sehr schade, wenn die Einfachheit und Schmucklosigkeit zu weit getrieben würde. —
So wie sich der Universitätsbau jetzt präsentirt, läßt er hoffen, daß er auch bei Vermeidung jedweden Luxus ein stolzes Werk darstellen wird. Dafür bürgt schon der Styl, die edelste Form italienischer Hoch-Renaissance, in deren Anwendung sich Ferstel als geistreicher und denkender Künstler erwiesen hat. Man hält es kaum für möglich, daß derselbe Meister, der die gothische Votivkirche schuf, nun auch diese prächtigen Hallen, diese Colonnaden der freien lichten Höfe, diese stolzen Risalite, welche an Rom und Florenz erinnern, baut.

Digitized by Google

Imposant und ruhig wirken die vier gewaltigen Façaden des Aeußern; figurales und ornamentales Beiwerk ist nur spärlich angewendet, umso großartiger wirkt die endlos scheinende Bogenreihe der Fenster in dem oberen Geschoße. Einen besonderen Reiz bildet das effectvolle Ensemble eines dreischiffigen Vestibules des Einganges, von welchem rechts und links monumentale Treppen abzweigen. Der Universitätsbau deckt eine Fläche von 5660 Quatratklafter, hat fünf Höfe im Innern, deren größter 888 Quadratklafter mißt und in welchem das Denkmal Herzog Rudolps, des Stifters der Wiener Universität im 14. Jahrhunderte, platzfinden soll. Neben den prunkenden Nachbarn, dem gothischen Hotel de la Ville und dem athenienſischen Parlamentshause wird die neue Universität doch eine würdige Burg der Wissenschaft sein.

Sieht man von den Staats- und Monumentalbauten ab, so erscheint die Bauthätigkeit heuer geringer als sonst. Es ist das leicht erklärlich: die Wohnungsnoth hat aufgehört, die Miethzinse sind gesunken, zahlreiche Wohnungen stehen leer, die Anlage von Capital in Neubauten erweist sich demnach als wenig lucrativ, kein Wunder, wenn die Bauluſt nachgelassen hat. Ueberdies ist der Ausbau von Neuwien nahezu vollendet, nur wenige Bauplätze harren noch der unternehmenden Geister. Die Ringstraße ist fast ganz ausgebaut, die letzten Neubauten auf dem Schottenringe schließen den prächtigen Gürtel, den Frau Vindobona sich um die Taille gelegt hat. Auch in den Seitenstraßen der Ringstraße stößt man auf wenige Bauplätze, die unbenützt blieben. Die meiste Thätigkeit herrscht gegenwärtig auf dem Schottenringe und dem angrenzenden Terrain, wo heuer eine nicht unbedeutende Anzahl von Neubauten geschaffen worden ist. Der bis jetz noch dürftige Kranz von altdeutschen Häusern, der die Votivkirche umgeben soll, ist heuer um einige Blätter bereichert worden. Die das Rathhaus flankirenden, vom Sadterweiterungsfonde erbauten stylvollen Musterhäuser nehmen sich vortrefflich aus: die Wiener können da das Vergnügen genießen, unter Arcaden zu wandeln, wie die Bozner oder Berner.

Zu den jüngsten Wiener Neubauten gehören auch die Palais der Barone Nathaniel und Albert Rothschild in der Heu- und Alleegasse, auf welche große Summen verwendet wurden und noch verwendet

Digitized by Google

werden, denn das Haus des Letztgenannten ist erst im Werden, während das des Ersten bereits das öffentliche Urtheil herausfordert. Es ist wahr, der Bau kostet dem Rothschild sein Geld, und wer so reich ist, kann auch bauen lassen, was und wie er will, ganz nach Wunsch und Geschmack, aber wenn er seinen Bau an die Straße hinstellt, so muß er die Leute darüber reden lassen. Und wenn nun das Dreimillionen-Palais ein architektonischer Galimathias genannt wird, so muß sich der Herr Baron das gefallen lassen. Der Bau des Baron Albert scheint besser zu werden, wenn auch hie und da schon Anzeichen vorhanden sind, daß das schöne Steinmaterial dazu dienen wird, barocke Ideen auszudrücken. Auch das „Haus Reizes" neben dem Generalcommando, also dicht hinter dem Universitätsbau, ist, genau besehen, ein architektonisches Ungethüm, dessen Verhältnisse durchaus nicht harmonisch sind. Da nimmt sich der Bau des Herrn Miller v. Aichholz, fast unmittelbar neben dem Albert Rothschild'schen Palais, viel anmuthiger aus. Es ist dies das einzige neuere Beispiel eines im vornehmen Styl gehaltenen echt französischen Hotels, das bei beschränkten Raumverhältnissen äußerst glücklich und mit Eleganz ausgeführt ist. Dasselbe kann man von dem Palais des Grafen Nako sagen, das ebenfalls in der Alleegasse gelegen ist, wie überhaupt dieser Theil der Vorstadt Wieden sich zu einem durch Prachtbauten hervorragenden entwickelt hat.

Auf den ehemals Metternich'schen Gründen, dort, wo vor einem Jahrzehnt noch ein herrlicher Park mit alten Bäumen, schattigen Laubgängen und duftenden Grasflächen bestand, ist eine Gruppe von Häusern entstanden, in welcher die Aristokratie Wiens bereits anfängt, ihre Salons zu eröffnen. Es ist das künftige Faubourg St. Germain der Donaustadt. Unter den neuen palastartigen Gebäuden nimmt jedenfalls das neue Botschafterpalais des deutschen Reiches die erste Stelle ein. Das im edelsten Renaissancestyl gebaute Palais macht auf den Beschauer den Eindruck jener stolzen, selbstbewußten Vornehmheit, wie man sie häufig im Westend Londons und im Aristokraten-Faubourg in Paris findet. Es ist nach Plänen des Architekten Rumpelmaier, eines geborenen Preßburgers, von den Baumeistern Dehm und Olbricht ausgeführt worden und bereits so weit vollendet, daß es in diesem Jahre noch bezogen werden kann. Der Neubau

Digitized by Google

besteht aus dem eigentlichen Palais und zwei mit demselben verbundenen Nebengebäuden, welch' letztere für Archive, Kanzleien, Wohnungen für das Dienstpersonal ꝛc. bestimmt sind. Auf drei Seiten ist das Palais von einem Garten umgeben, der aber nur etwa dreißig Schritte breit und von einem eisernen Gitter eingefriedet ist. Das Palais hat auf dem Parterre nur eine Etage, während die Nebengebäude einen Mezzanin und drei Stockwerke haben. Sie gleichen darum auch nicht Flügeln, sondern Separatgebäuden. Die Wohnung des Botschafters befindet sich im Erdgeschoß des Palais, der erste Stock enthält die im großen Styl angelegten Repräsentationsräume und die für hohe Besuche bestimmten Gemächer. Die Zufahrt zu dem Botschafterhotel findet auf der Westseite von der Metternichgasse aus statt und führt zu einem geräumigen Vestibul, von welchem man über eine monumentale Marmortreppe zu der Wohnung des Botschafters und in den ersten Stock gelangt. Der ganze Bau, im Innern voll Eleganz und Pracht, zeichnet sich, wie schon gesagt, durch edle Einfachheit und schöne Verhältnisse aus. Dem deutschen Botschafterpalais gegenüber, in der Metternichgasse, befindet sich auch das Hotel der englischen Gesandtschaft, ebenfalls ein schönes, elegantes um ein Stockwerk höheres Gebäude, das aber nicht so imposant aussieht wie das deutsche Palais.

In der innern Stadt sind einige sehr bemerkenswerthe Neubauten im Verlaufe dieses Jahres entstanden, so das sogenante Porzelanhaus an Stelle des ehemaligen Gasthauses „Zum wilden Mann" in der Kärtnerstraße, das Tapetenhaus in der Singerstraße, so genannt, weil die Außenwände der oberen Stockwerke Tapetenmuster tragen, und das große Waarenhaus, das an Stelle des alten „Küßdenpfennig" in der Adlergasse gebaut worden ist. Die Ruine auf dem Bauernmarkt wird nun endlich auch abgetragen; es baut daselbst die Versicherungsgesellschaft Assicurationi Generali ihr neues Heim; allein noch immer werden keine Anstalten getroffen, die Jasomirgottgasse ganz auszubauen, denn das bedingte zunächst die Demolirung des Rothberger'schen Hauses am Stephansplatze. Der alte Rothberger scheint seinen guten Posten nicht verlassen zu wollen.

Endlich ist die Frage wegen Demolirung der Salzgrieskaserne zur Austragung gekommen. In der letzten vertraulichen Sitzung des

Digitized by Google

Gemeinderaths wurde das zwischen Reichskriegsministerium und Commune abgeschlossene Uebereinkommen acceptirt. Im Monat Mai 1880 soll mit der Demolirung des unschönen, als Seuchenherd und Ungeziefer-heimstätte berüchtigten Gebäudes begonnen werden. Es fehlt nicht an Offerten von Architekten, Speculanten und Capitalisten, welche die Verbauung der durch diese Demolirung gewonnenen Gründe übernehmen wollen. So wird in baulicher Beziehung die Civilisation endlich auch Einkehr in diesem Stadttheil halten, der so lange als Sitz der Unreinlichkeit galt; ob sich die gegenwärtigen Bewohner nach der Regulirung und Umgestaltung daselbst noch so wohl fühlen werden, wie jetzt, läßt sich noch nicht sagen. Was heute mit dem Begriff „Salzgries" verbunden ist, hat viel zu viel conservative Eigenschaften, als daß es sich sofort in die neuen Verhältnisse finden könnte.

Literatur.

* Bilharz, der heliocentrische Standpunkt der Weltbetrachtung. Stuttgart, Cotta. Wie Kopernikus die Menschheit von dem Wahne, daß sich die Sonne sammt allen Planeten und dem ganzen Firmament um die Erde bewege, erlöst und durch Enthüllung des wahren Sachverhalts, der Bewegung der Erde um die Sonne, eine unermeßlich reichere und richtigere Weltanschauung zum Gemeingut der Culturvölker gemacht hat, so verlangt der Philosoph „des heliocentrischen Standpunkts", daß auch die philosophische Forschung sich von der geocentrischen Weltanschauung frei mache und denjenigen Ausgangspunkt für ihre Weltbetrachtung zu gewinnen bestrebt sei, der vermöge des richtigen Blickes in den Zusammenhang der Dinge, den er gewähre, auch den einfachsten Verstand befähige, Verhältnisse, die von einem excentrischen Standpunkt aus gesehen die größten Schwierigkeiten machen, zu durchschauen. Sichern könne den Forscher nur ein solcher Ausgangspunkt sowohl vor einem Versinken in die Subjectivität der Auffassung, als vor einem Sichverlieren in das Object, die der Betrachtung unterworfene Erscheinung. Von der Deduction allein, der Ableitung des die Erscheinungswelt beherrschenden Gesetzes aus dem bloßen Gedankenbilde, das sich der Philosoph davon macht, sagt Bilharz mit Recht, sie könne ebenso wenig Gewähr dafür bieten,

Digitized by Google

daß sie zur reinen Wahrheit führe, als das inductive Verfahren allein zu mehr gelangen könne als zu einer Ansammlung empirischen Wissens, da nur die auf Induction, Erfahrung, gebaute Deduction das Gesetz, aus dem sich die Erscheinung erkläre, aufzufinden vermöge. So macht sich denn unser Philosoph frisch an's Werk, indem er seine vielseitigen mathematischen, physikalischen und medicinischen Kenntnisse für die Aufsuchung der bewegenden Kräfte der Erscheinungswelt verwendet und danach sich sein Weltbild und seine Vorstellung über die Rolle und Aufgabe des Menschen gestaltet. Schon hieraus wird sich die Ursprünglichkeit und Eigenartigkeit der Bilharzschen Philosophie erkennen lassen. Dabei ist jedoch dem nicht so, daß der Philosoph des heliocentrischen Standpunkts nicht auch von Vorläufern Vieles in sein Denken aufgenommen und demselben einen theilweise maßgebenden Einfluß darauf gestattet hätte. Die nach seiner Ansicht von der späteren Philosophie des griechischen Alterthums mißverstandenen, aus Mangel an philosophischem Scharfblick geringschätzig abgefertigten Eleaten bezeichnet er selbst als die ältesten Vertreter seines Hauptgedankens; besonders aber ist von neueren Philosophen Schopenhauer, um einen bildlichen Ausdruck für das Verhältniß zu gebrauchen, der Vater und Kant der Großvater der Richtung, die Bilharz genommen hat. Nicht so zwar, daß der Eine oder Andere sich so eigentlich in ihm wiederspiegelte oder unser Philosoph vorzugsweise dem geistigen Vater seiner philosophischen Weltanschauungen Schopenhauer gliche. Er erinnert vielmehr oft mehr an Kant, dem er auch darin gleicht, daß er auf die sittliche Aufgabe des Menschen und insbesondere seine Pflicht zur Activität im ethischen Geiste weit entschiedener hinweist, als dies von Schopenhauer geschehen und daß er dessen Pessimismus als eine nicht auf der Höhe einer ächt philosophischen Weltanschauung stehende Verirrung verwirft und den resignirten Quietismus und die mönchische Weltentsagung, worauf die practische Philosophie Schopenhauer's hinausläuft, sogar für unsittlich, eine ethische Krankhaftigkeit erklärt. Dabei ist aber Schopenhauer auch für unseren Philosophen der Erforscher des Grundprincips alles Seins, bis zu welchem die menschliche Forschung überhaupt vorzudringen vermöge. Auch ihm erscheint „der Wille" als dieses Grundprincip; der subjective und objective Wille (der Anschauende und das Angeschaute), sagt er,

Digitized by Google

machen zusammen das Sein, das Subject und das Idealobject (die Vorstellung) zusammen das Bewußtsein. Wenn er aber im „Willen" das Princip alles Seins erkennt, so glaubt er dabei nicht ohne Grund Schopenhauer im Ausdruck berichtigen zu sollen und setzt statt des Schopenhauer'schen „Willen zum Leben" den „Drang zum Sein", obgleich er hierin, weil es der Sprache an einem vollständig congruenten Ausdruck fehlt, gleichfalls zu eng ist, insofern unter dem Schopenhauer'schen Willen nicht blos der die Willensbildung hervorrufende Willensdrang, sondern auch der in das Bewußtsein aufgenommene, überhaupt der in Wirksamkeit tretende eigentliche Wille zu verstehen ist. Das Erkennen bringt Bilharz besser, als dies von Schopenhauer selbst geschehen ist, in der Willensthätigkeit unter, indem er mit vollem Grund das Erkennen als einen Willensact bezeichnet. Auch setzt er die Empfindung mit dem Willen insofern in eine ganz richtige, mit Scharfsinn hervorgehobene Verbindung, als er in derselben dem positiven Wollen des Subjects gegenüber dessen Negative erblickt, da in der Empfindung das Subject vom Object eine Einwirkung auf sich erleidet, somit sein Wille demjenigen des Subjects gegenüber zurückweicht. Freilich hätte den Verfasser des heliocentrischen Werkes die richtige Beobachtung, daß alles Erkennen zugleich ein Wollen ist, auch darauf aufmerksam machen sollen, daß umgekehrt alles Wollen zugleich ein Erkennen enthält, wäre dasselbe auch nur ein nicht bis zum Bewußtsein sich erhebendes Innewerden des kausalen Zusammenhangs des wollenden Subjects mit dem von ihm sich vorgestellten Object, dem Gegenstand der von ihm beabsichtigten Wirkung. In ihrer Consequenz würde diese Erwägung Bilharz wohl auch auf das Ungenügendende, eines befriedigenden Abschlusses Ermangelnde der Schopenhauer'schen Philosophie geführt haben, insofern in derselben bei dem „Willen" als Grundprincip alles Seins stillgestanden und nicht nach dem Subject, das den Willen in sich trägt und aus sich heraus in Wirklichkeit setzt, gefragt, nicht vom Willen auf das Vorhandensein eines Wollenden geschlossen wird. Mit Recht bezeichnet es Bilharz als einen Rückschritt, wenn Hartmann in seiner „Philosophie des Unbewußten", die Schopenhauer'sche Weltanschauung entgeistigend, „das Unbewußte" an die Stelle des Schopenhauer'schen „Willens" setzt, denn damit verflüchtigt sich das von Schopenhauer aufgestellte und

Digitized by Google

von Hartmann doch auch in seine Philosophie aufgenommene Princip und verliert man sich vollends in das Nebelhafte; aber unmöglich kann sich der forschende Menschengeist mit einem Princip, wie es der Wille ist, begnügen, das, weil Wille bloßes Attribut eines Wollenden ist, seinem Begriff und seiner Natur nach die Frage veranlassen muß, in welch' höherem Principe es wurzele, mit andern Worten, wer und von welcher Wesensbeschaffenheit denn das Subject sei, dem dieses Attribut zukomme? Der Mangel eines befriedigenden Abschlusses, der in der Philosophie Schopenhauers sogar ihrem Schöpfer nicht ganz verborgen blieb, so daß er bei Hinausweisung der Theosophie aus dem Bereiche des philosophischen Forschens und Denkens die Meinung wenigstens andeutet, es könne neben dem Gebiete des Wissens auch noch ein anderes, für sich bestehendes des Glaubens geben, tritt bei unserem Philosophen weniger scharf hervor, da er sich in seiner Metaphysik mehr mit der Auffindung des von ihm gesuchten heliocentrischen Standpunkts für die Naturphilosophie als der abstracten Betrachtung des Grundwesens alles Seins beschäftigt. Die große Zahl scharfsinniger Beobachtungen und treffender Bemerkungen, die wir bei ihm finden, wird ihm eine hervorragende Stellung unter den Vertretern der Schopenhauer'schen Schule verbürgen. Die unverfälschte, inhaltsvolle Wahrheit, die er sucht, macht sich auch da als die ihn beseelende Kraft seines Geistes geltend, wo eben wegen des vielseitigen zur Metaphysik in Beziehung stehenden Wissens des Verf. die Gefahr für ihn vorläge, in einem bloßen dialectischen Gedankenspiel und in der Auffindung der veranschaulichenden mathematischen Formel für sein Gesetz die Aufgabe der philosophen Forschung zu erblicken.

* „Die Wechsel-Rechnung" von Prof. Rudolph Kathrein. (Verlag A. Hölder Wien.) Nach Durchsicht dieser Arbeit können wir mit größter Anerkennung constatiren, daß der Verfasser, welcher sich auch der Unterstützung des k. und k. Ministeriums des Aeußern erfreute, bestrebt war, ein hauptsächlich für die Praxis bestimmtes Nachschlagebuch zu liefern. Der Inhalt ist ein sehr reichhaltiger; nebst einer genauen Erklärung der Münzverhältnisse der einzelnen Länder, kommen die Devisen-Notirungen von 66 europäischen und überseeischen Plätzen vor; weiters sind die Normen der betreffenden National- und Reichsbanken im Wechselhandel enthalten; hieran schließen sich die

Digitized by Google

Stempelgesetze und die Courtageberechnungen. Den Schluß bildet die Berechnung der Platzwechsel und Devisen. Als Ganzes gedacht, wie im Einzelnen und namentlich in der stricten Ausführung der Wechselberechnungen ist dieses Buch eine erfreuliche Erscheinung auf dem Gebiete der Fachliteratur.

* J. K. Gedichte. Das Schwabenland ist ein Poetenland. Riesenbäume des deutschen Dichterwaldes sind aus diesem Erdreich aufgeschossen, in deren Schatten wir Epigonen noch heute gern ruhen, wenn uns die Alltagsstraße recht müde gemacht und mit Schweiß und Staub bedeckt hat. Nicht unter diese Großen, doch auch nicht unter die Kleinen gehört Theobald Kerner (Justinus Sohn), welcher uns mit seinen „Dichtungen" (Hamburg, Carl Grädener) entgegentritt. Es ist wieder einmal ein warmer Ton echter Poesie, der aus diesen Liedern erklingt, keine goldschnittgeränderte Salon-Lyrik, die nach dem Laden des Parfumeurs duftet, sondern wahre, wirkliche Natur, aus welcher uns unverfälschte, würzige Waldluft entgegenweht. Man fühlt, daß der Dichter, welcher diese Lieder geschrieben, die Natur nicht blos mit den Lippen preist, sondern auch aus voller Seele liebt. So ist „Ein Jahr nach Wunsch" ein reizendes Gedicht, in welchem auch hie und da Blitze echten Humors aufzucken, wie überhaupt dem Verfasser Ironie nicht fremd ist, was die Gedichte „Allzugütig", „Moderne Freundschaft" u. a. m. genügend beweisen. In „Götz von Berlichingen" hingegen gelangt der unverfälschte Ehrbegriff alter deutscher Treue, die nicht sophistisch am einmal gegebenen Wort marktet, zu schönem Ausdruck. Auch im Gewande der Prosa bleibt der Verfasser vorzugsweise Poet; die kleinen Erzählungen, welche den zweiten Band der „Dichtungen" füllen, sind meist Stimmungsbilder, welchen zwar der Nervenreiz der Spannung fehlt, indem der Kern der Handlung meist sehr einfach ist, für diesen Mangel aber durch die Tiefe eines echt deutschen Gemüthes zu entschädigen wissen, von welchem sich die kleinen Erzählungen so wohlthuend abheben, wie anspruchslose Wiesenblumen von dem grünen Rasenteppich, der ihnen gleichzeitig zum Schutze und zur Folie dient.

* Zur Himmelskunde. Herr Dr. M. Wilhelm Meyer, Assistent der Sternwarte zu Genf, hat eine Reihe von Skizzen aus der Himmelskunde, welche er zum Theil schon in verschiedenen Zeitschriften

Digitized by Google

und Revuen veröffentlichte, völlig umgearbeitet und ergänzt, dieselben untereinander in Zusammenhang gebracht und so ein abgeschlossenes Werk geschaffen, das unter dem Titel „Kosmographisches Skizzenbuch" im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erschienen ist. Das Buch gibt ein eingehendes Bild von den Himmelskörpern und den Erscheinungen im Weltraume und bietet jedem Freunde der Astronomie die Gelegenheit, sich mit den Lehren der Astronomie, dem Wesen der Cometen, der Meteore, der Doppelsterne, Sonnensysteme, der Himmelsluft ꝛc. vertraut zu machen. Als Vorzug des Werkes ist es anzuerkennen, daß bei möglichster Vollständigkeit der Anblick langer Zifferureihen vermieden wird, der Gegenstand vielmehr in recht übersichtlicher und anziehender Form dargestellt ist.

* Graphische Zeitdarstellung zur Weltgeschichte. Dieses von Josef Sucher nach den neuesten Werken und nach Prof. Straß' Methode entworfene und im Verlage von Carl Graeser in Wien in 4. Auflage erschienene Tableau wurde an dieser Stelle bereits bei Gelegenheit einer früheren Auflage besprochen. Die Entwicklung und die bemerkenswertheften Momente der Völkergeschichte werden auf diesem Blatte in der Form von Strömen ersichtlich gemacht, die mit den entsprechenden Abzweigungen und Verschmelzungen parallel über das Blatt herablaufen. Die wichtigsten historischen Daten sind in die Zeichnung eingetragen, während die Querlinien der seitwärts angebrachten Jahreszahlen-Reihe den synchronistischen Ueberblick ermöglichen. Das Ganze verdient jedenfalls als interessante und zweckmäßige Ergänzung der historischen Lehrbücher allseitige Beachtung.

* „Lessing's Leben und Werke". Die deutsche Ausgabe dieses englischen Werkes von H. Zimmern (Verlag der literarischen Anstalt August Schulze in Celle und Leipzig) liegt jetzt mit den beiden Doppellieferungen 7—10 vollständig vor.

Volkswirthschaftliches.

Lebensversicherung.

So oft hört man den Ausspruch: „Die Lebensversicherungen können nur von Denjenigen benützt werden, die ihrer nicht bedürfen, sie

Digitized by Google

eignen sich nur für die bemittelten Stände, während die ärmere Volksclasse die Lasten zu erschwingen nicht im Stande sei, welche die continuirliche Aufrechterhaltung eines Lebensversicherungs-Contractes aufbürdet." In diesem Ausspruche ist, wie in allen allgemein gehaltenen Phrasen, Wahres und Falsches vermischt, speciell in unserem Falle sehr viel Falsches und nur eine geringe Dosis Wahres. Thatsache ist allerdings, daß für die ärmste Volksclasse, für jenen Theil der Bevölkerung, der auf jeden regelmäßigen, die nöthigsten Bedürfnisse deckenden Erwerb verzichten muß, die Lebensversicherung, welche doch immer das Ansammeln von wenn auch noch so geringen Ersparnissen voraussetzt, keinen Nutzen gewähren kann, weil eben die thatsächliche Unmöglichkeit vorliegt, mehr zu erwerben, als zur körperlichen Fristung des nackten Lebens absolut erforderlich ist und selbst für einen solchen Erwerb keine Garantie geboten werden kann. Zwischen jener Volksclasse aber, welche man die Bemittelte zu nennen pflegt und jenem soeben skizzirten ärmsten Theihle der Bevölkerung liegt noch die, wohl die meisten Individuen in sich zählende Bevölkerungs-Schichte, welche den größten Theil des Beamten- und Lehrerstandes, der kleinen Gewerbetreibenden, Handwerker und besser situirten Arbeiter umfaßt. Diese ausgedehnte und aus den solidesten Elementen sich zusammensetzende Bevölkerungs-Schichte Oesterreichs müßte das ergiebigste Terrain für die Lebensversicherungs-Institution werden, wenn in ihr jener Sparsinn und jener fürsorgliche Blick entwickelt würden, durch welche sich diese Schichten in anderen Culturstaaten, z. B. in Amerika, England, Frankreich und zum größten Theile auch in Deutschland, so vortheilhaft auszeichnen.

So lange die Lebensversicherung als etwas Nebensächliches, als eine Art Luxusartikel angesehen wird, wird sie sich niemals in jenen Kreisen Bahn brechen, wo das Zurücklegen von Ersparnissen nicht ohne mehr oder weniger empfindliche Einschränkungen erzielt werden kann. Denn für etwas, was nicht absolut nothwendig, nicht als etwas nicht zu Umgehendes erscheint, wird man sich in jenen Kreisen nicht zu größeren oder geringeren Opfern herbeilassen; man würde es selbst in jenem Fall nicht thun, wenn, wie dies leider bei uns nicht der Fall ist, der Sparsinn auf der Stufe hoher Entwicklung stünde. Erst dann, wenn die Lebensversicherung als das, was sie wirklich ist, als ein Bedürfniß von der Bevölkerung aufgefaßt wird, erst dann wird sie jenen nicht

Digitized by Google

hoch genug zu schätzenden Antheil an dem Aufschwunge des Volkswohles nehmen können, der ihr mit vollem Rechte zugeschrieben wird. Es dürfte aber noch lange währen, bis bei einem großen Bruchtheile der Bevölkerung eine Umwandlung der Anschauung dahin eintritt, daß die Lebensversicherung als nicht zu entbehrendes Bedürfniß erscheint, als ein Bedürfniß, dessen Befriedigung wichtig genug ist, um in erster Linie berücksichtigt zu werden.

Man würde aber zu viel sagen, wenn man behaupten wollte, daß in den von uns charakterisirten Bevölkerungskreisen überhaupt jedes Verständniß für die durch die Lebensversicherung erreichbaren materiellen und ethischen Vortheile fehle. Und wenn in jenen Kreisen, wo Sinn und Verständniß für diese Vortheile unleugbar vorhanden sind, die Lebensversicherung sich doch nur sehr schwer Bahn bricht, so mögen daran gewisse zwar fest wurzelnde, deßhalb aber um nichts weniger falsche Ansichten über das Gebahren der Versicherungs-Gesellschaften Schuld tragen. So weiß z. B. jeder Versicherungsagent ein Lied davon zu singen, wie schwer es fällt, das Mißtrauen zu zerstören, welches in einem großen Theile der Bevölkerung insoferne gegen die Lebensversicherungs-Institute herrscht, als man letztere geradezu unbedachterweise beschuldigt, sich auf Kosten der Versicherten durch chicanöse Abweisung der Entschädigungsbeträge bereichern zu wollen.

Den Ausruf: „Ich versichere nicht mein Leben, denn wer weiß, ob es der Gesellschaft nach meinem Tode belieben werde, an meine Erben die versicherte Summe auszuzahlen," bekommt jeder Versicherungsagent hundertmal zu hören und forscht man nun der Quelle dieses Mißtrauens nach, so ergibt sich, daß letzterem wirklich etwas Thatsächliches zu Grunde liege, daß wirklich hier und dort Erben eines Versicherten die Entschädigungssumme vorenthalten wurde. Daß nun jenen Kreisen, wo ein solcher Abweisungsfall vorgekommen war, bei der Schnellfertigkeit des dem Versicherungswesen fernstehenden Laien-Publicums das Mißtrauen in die Loyalität der Versicherungs-Institute leicht Wurzeln fassen konnte, ist sehr begreiflich, denn der Laie hält sich an die Thatsache und frägt nicht nach den Gründen der erfolgten Abweisungen. Würde er sich die Mühe nehmen, darnach zu fragen, so würde er bald die Grundlosigkeit seines Mißtrauens einsehen, er würde begreifen, daß nicht die Versicherungs-Gesellschaft, sondern die

Digitized by Google

Versicherten durch Nichterfüllung der durch den Abschluß des Versicherungs-vertrages erwachsenen Pflichten Schuld an dem Verluste der ihnen sonst zustehenden Rechte tragen.

Gerade da der Agent unter einem solchen Mißtrauen am meisten zu leiden hat, sollte er es auch als seine wichtigste Aufgabe betrachten, dasselbe gründlich zu zerstören, und scheint uns diese Aufgabe weit weniger schwierig, als man denken sollte. Wenn der Agent nur einen Bruchtheil jener Suada, die er verschwendet, um eine Partei zum Abschlusse eines Versicherungs-Vertrages zu bewegen, aufwenden würde, um seine Clienten über den Umfang ihrer Pflichten aufzuklären, welche dieselben bei Verlust jedes Entschädigungs-Anspruches bei Abschluß und während der ganzen Dauer des Versicherungs-Vertrages zu erfüllen haben, wenn er ihnen bei vorkommenden Abweisungsfällen die Motive darlegen würde, aus welchen die Gesellschaft gezwungen war, jeden Ersatz-Anspruch abzuweisen, wenn er endlich darauf hinweisen würde, in wie vielen Fällen die Gesellschaft trotz ihres guten Rechtes zur Abweisung dennoch die Entschädigungs-Beträge auszahlte, weil sie sich überzeugte, daß nicht böser Wille, sondern ein immerhin zu entschuldigendes Versehen seitens des Versicherten die Nichterfüllung der eingegangenen Verpflichtungen veranlaßt hatten, wenn er dies Alles seinen Clienten bei jeder schicklichen Gelegenheit und mit beredter Zunge erklären würde, dann müßte unseres Erachtens nach das sowohl den Agenten und die Versicherungs-Gesellschaften, als auch das materielle Wohl des Einzelnen, wie der Gesammtheit schädigende Mißtrauen in die Loyalität der Versicherungs-Institute bald ausgerottet sein, dann würde auch bald eines der wesentlichsten Hindernisse, welches heute noch der allgemeinen Einbürgerung der Lebensversicherungs-Institution in jenen Kreisen, wo dieselbe in materieller und ethischer Beziehung die weittragendsten Erfolge erzielen müßte, beseitigt und ein ausgedehntes und ein fruchtbares Feld dieser Institution sich erschlossen haben.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Ant. Magner.
Druck von Hugo Hoffmann, Wien. VII., Breitegasse 4.

Digitized by Google

Inhalt: Monatsübersicht. — Johann Arany. — Aus Metternich's nachgelassenen Papieren. — Beethoven's „liebe, werthe Dorothea-Cäcilia". — Der Wald und seine Bedeutung für das Leben der Menschen. — Zur Geschichte des Verkehrswesens.

Monatsübersicht.

Nicht, um den banalen Gewohnheiten zu fröhnen, daß man das beginnende Jahr mit den rosigsten Hoffnungen begrüßt, sondern weil ganz bestimmte Anzeichen vorliegen, daß die Monarchie nunmehr wirthschaftlich in richtigere und glücklichere Bahnen einlenkt, als bisher, setzen wir unsere ganze Zuversicht auf das neue Jahr.

Nach außen hin haben sich die Besorgnisse ernster Conflicte zerstreut. Im Nordwesten bietet uns Deutschland die Bruderhand zu Schutz und Trutz und im Südosten halten wir selbst die scharfe Wacht am Balcan. Die innere Politik gewährt zwar keinen trostvollen Ausblick, da sich die einseitigen nationalen Aspirationen mit Macht zum Worte drängen, doch ist uns mindestens der Trost gegeben, daß man allerseits sich scheut, den eigentlichen staatsrechtlichen Hader auf die Fahne zu schreiben. Ein Anderes aber ist es, was uns mit Freude erfüllt. Die Thatsache nämlich, daß allerorts der ernste und energische Wille der Bevölkerung, die wirtschaftlichen Verhältnisse zu bessern und günstiger zu gestalten, zum Durchbruche kommt. Es ist nicht mehr ein bloßer, schwächlicher Wunsch, ein weichliches Klagen und Warten auf das, was etwa die Regierung thun wird, sondern ein entschlossenes und mannhaftes Selbstaufraffen, das die Garantie des Gelingens in sich trägt. Der Anstoß ist gegeben und Niemand kann sich ihm entziehen. Die verhängnißvolle Krisis war zu groß und umfassend, sie hat zu tiefe Wunden geschlagen und zu lange Zeit ihre Verheerungen fortgesetzt, als daß

Digitized by Google

nicht alle Classen und alle Parteien jetzt einmüthig bereit wären, den Kampf mit ihr aufzunehmen. Und eine Reihe von Veränderungen in den productiven und commerciellen Verhältnissen Europas ja sogar das Eingreifen Amerikas auf dem Weltmarkte brachte einen günstigen Umschwung hervor, der nun mit aller Kraft und mit rücksichtslosem Eifer ausgenützt werden muß. Die Strömung ist da und reißt Alles mit sich fort. Die Bevölkerung wirkt auf ihre Vertreter und veranlaßt sie, auf die materiellen Interessen Oesterreichs das Hauptgewicht zu legen; das Parlament wirkt auf die Regierung und drängt sie zur gleichen Thätigkeit.

Ein sehr befriedigendes Ergebniß lieferte die Begebung von 15 Millionen Gulden Papierrente. Der Emissionscurs ist diesesmal um nicht weniger als $9\frac{1}{2}\%$ höher als im Vorjahre, das macht im ganzen bei der in Betracht kommenden Summe einen Gewinn von nahezu $1\frac{1}{2}$ Millionen für den Staatsschatz. Sowohl um dieses Gewinnes willen, der wahrlich in unserem leider nicht deficitlosen Budget nicht gering anzuschlagen ist, aber noch besonders um des Symptomes willen, das in diesem hohen Curse zum Ausdruck kommt, wird das Resultat der Rentenbegebung diesmal mit großer Genugthuung begrüßt. Es zeigt sich, daß erfreulicher Weise der österreichische Staatscredit, dem seit Jahren schon von Freunden und Gegnern der Monarchie das Sterbelied gesungen wird, die volle Lebenskraft aller Derjenigen hat, die vor der Zeit todtgesagt werden. Der Credit eines Staates wird gemeiniglich nach der Höhe seines Zinsfußes bemessen, den er für seine Darlehen zu leisten hat. Im vorigen Jahre betrug dieser Zinsfuß noch 7%, er beträgt diesmal nur $6{\cdot}2\%$. Das ist eine Steigung des Credits, die Niemand verkennen kann, und die auch wohl ihre bedeutenden Ursachen hat. Wenn auch dem gewissenhaften und streng wachsamen Volksvertreter die Ersparungsmaßnahmen im Budget noch nicht ausreichend erscheinen mögen und wenn er, seiner Pflicht und seinem Beruf gemäß, in der finanziellen Wirthschaft noch Manches zu bessern wünscht, so läßt sich doch nicht läugnen, das die finanziellen Kreise von ihrem Standpunkte aus sich dem Fortschritte, welchen die österreichische Finanzwirthschaft trotz alledem und alledem gemacht, nicht

Digitized by Google

verschließen, daß sie den Werth der bereits erzielten Ersparungen erkennen, daß sie die Eisenbahnpolitik der Regierung zu würdigen wissen und daß sie endlich von der neuen Zollpolitik eine Besserung der wirthschaftlichen Zustände des Reiches überhaupt erwarten und demgemäß auch den Credit des Reiches höher anschlagen. Es sind nicht blos die heimischen Finanzkreise, die so calculiren, vielmehr zeigt gerade das Resultat der gestrigen Begebung, daß auswärtige Capitalisten sich herandrängen, um österreichische Staatspapiere, für welche der Markt im Auslande noch immer ein sehr günstiger sein muß, aufzunehmen. Es ist in dieser Hinsicht charakteristisch, daß in der Gruppe der „Union-Bank", welche die Rentenemission erstanden hat, das finanzielle Gebiet von Oesterreich, Deutschland, Belgien, Italien und der Schweiz vertreten ist. Von den Financiers aller dieser Staaten hat der österreichische Credit ein Vertrauensvotum erhalten, das nicht blos wegen seines augenblicklichen Gewinnes, sondern mehr um seiner sachlichen Bedeutung willen gebührend anzuschlagen ist.

Es ist kein Zweifel, daß dieses erfreuliche Resultat zum großen Theile auch der günstigen Wendung beizumessen ist, welche die auswärtigen Beziehungen der Monarchie genommen haben, und hier kommt immer wieder zunächst das österreichische deutsche Einvernehmen in Betracht, das für eine friedliche Gestaltung der europäischen Politik von hohem Werthe erscheint. Dieses Einvernehmen hat in der Antwort, welche Se. Maj. unser Kaiser auf die Ansprachen der Delegationspräsidenten ertheilte, zum erstenmale aus dem Munde eines der betheiligten Herrscher feierliche Bestätigung erhalten.

Das neue handelspolitische Verhältniß der österreichisch-ungarischen Monarchie zu Deutschland ist seit 1. Jänner etablirt. Der neue Zustand der Dinge ist noch zu jung, als daß sich vom Standpunkte der Erfahrung über die Ersprießlichkeit oder etwa über die Nachtheile desselben ein Wort sagen ließe. Aber die Mißvergnügten warten nicht erst die Lehren der Erfahrung ab und schreien das neue Verhältniß, das heißt die ernste Anwendung des von den Legislativen geschaffenen Tarifs, als ein großes Unglück aus. Wenn dem wirk-

Digitized by Google

lich so wäre, dann haben wir Muße genug gehabt, uns auf das Unglück vorzubereiten, denn der verhaßte autonome Tarif hat schon seit mehr als anderthalb Jahren Gesetzeskraft erlangt. Die Mißvergnügten behaupten aber auch, daß das System des Schutzzolles in Oesterreich nicht durch bessere Erkenntniß, sondern durch die Leidenschaft des Privat-Interesses gesiegt habe. Das ist ein absichtlicher oder unabsichtlicher Irrthum, der umso dringender corrigirt werden muß, weil er geeignet ist, die Bevölkerung gegen die heimische Industrie aufzustacheln, einen auffälligen Gegensatz zwischen den allgemeinen Interessen und jenen der heimischen Arbeit zu schaffen. Allerdings hat nicht die bessere Erkenntniß allein den Reiz des Schutzzolles in Oesterreich entschieden, denn wiewohl diese Erkenntniß bereits zahlreiche und einflußvolle Anhänger geworben, war sie doch nicht stark genug, Meinungen und Ueberzeugungen, die dem Herkommen entsprachen und durch Jahrzehnte lange Geltung sich gestärkt hatten, zu durchbrechen. Was in Wahrheit den Sieg des Schutzzolles in Oesterreich entschieden hat, das war nur der Sieg, den dieses System zuvor in Deutschland errungen hatte und der uns absolut keine Wahl ließ, anders zu handeln, als es thatsächlich geschehen ist. Gestehen es doch selbst die enragirtesten Freihändler, daß das Vorgehen Deutschlands vollständig ausreiche, um jede Illusion zu zerstören, oder gehört es etwa auch zu den Principien der Verkehrsfreiheit, daß wir deutschen Waaren unsere Grenze öffnen sollen, selbst dann, wenn Deutschland seine eigene Grenze vor uns verschließt? — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

In der Frage der mit Serbien abzuschließenden Eisenbahn-Compensation hatte Oesterreich-Ungarn bis jetzt ein geradezu erstaunliches Maß von Geduld und Nachsicht bewährt, was aber nunmehr anders werden soll. Oesterreich-Ungarn dringt jetzt, wie aus den Erklärungen des Ministers des Aeußern Freiherrn v. Haymerle hervorgeht, mit allem Nachdrucke darauf, daß der Artikel 38 des Berliner Friedens, sowie die Convention vom 8. Juli 1878 zur Durchführung gelangt.

Digitized by Google

Für eine Großmacht ist es zeitweilig nicht leicht, die nöthige Ruhe und Geduld kleinen Staaten gegenüber zu bewahren, welche gerade aus ihrer Schwäche Capital zu schlagen wissen. Allein Oesterreich hat in dieser Sache Geduld genug an den Tag gelegt. Unsere Monarchie kann unmöglich den Ausbau einer für ihre handelspolitischen Verhältnisse höchst wichtigen Verkehrslinie von der Laune und Willkür eines kleinen Nachbars abhängig machen. Wenn man in Serbien, wie dies der Fall sein soll, befürchtet, daß durch den Bau von Eisenbahnen ein Mittel für die Entwicklung der nationalen Vertheidigung verloren gehen könnte, so ist das eine Auffassung der serbischen Politiker, die Oesterreich nichts angeht. Wenn eine andere Partei in Serbien die Besorgniß hegt, daß durch den Eisenbahnbau Serbien in eine gewisse Abhängigkeit von Oesterreich gerathen könnte, so kann man wohl entgegnen, daß eine solche Besorgniß unbegründet ist, da Oesterreich durchaus keinen Einfluß auf die Vergebung und den Betrieb dieser Bahnen zu haben wünscht, sondern sein ganzes Verlangen darauf beschränkt, daß überhaupt die Bahn gebaut und in zweckmäßiger Richtung gebaut werde.

Sollte Serbien aus diesem oder jenem Grunde, aufgestachelt vielleicht durch Gegner Oesterreichs oder aus mißverstandenen politischen Rücksichten, nicht bald diejenigen Entschlüsse fassen, welche zur Beschleunigung dieser Angelegenheit nothwendig sind, dann wird wohl Oesterreich ohne diese Böswilligkeit der serbischen Politik zu vergessen, andere Wege suchen, um seine commerciellen Interessen im Orient zu sichern. Die serbischen Politiker aber, — welche zum Danke dafür, das Oesterreich gegen den Willen und directen Antrag Rußlands eine bedeutende Vergrößerung Serbiens auf dem Berliner Congreß erwirkt hat — nunmehr der österreichischen Monarchie gegenüber eine so wenig loyale Haltung beobachten, werden in der Zukunft erfahren, daß sie ihrem eigenen Vaterlande einen schlechten Dienst geleistet haben.

Digitized by Google

Johann Arany.

Die beiden epochemachenden Dichter der ungarischen Literatur des 19. Jahrhunderts, Michael Vörösmarty und Alexander Petöfi haben ihren Nachfolgern deutlich die Rolle vorgezeichnet, welche der Literatur überhaupt und insbesondere der lyrischen Poesie im Magyarenlande zugetheilt ist. Gewiß gibt es zwischen beiden Meistern kaum Analogien: Vörösmarty ist mehr ein bedächtiger und feinfühlender Kunstkenner, als ein begeistertes Genie; Petöfi eine jugendlich feurige Natur, ebenso originell im Gefühl, wie in der Form. Wir vermögen nicht, wie einige ungarische Kritiker, in Vörösmarty die klassische Heiterkeit Göthe's, in Petöfi den kühnen Aufschwung Schiller's wiederzufinden. Göthe als Gelehrter und Dichter, als Philosoph und Kunstkenner, als einsichtsvoller und feiner Beobachter der unendlichen Kundgebungen der schöpferischen Kraft, ist ein so vollendeter Geist, daß es unmöglich wird, ihn mit irgend Jemand in unserem Jahrhundert zu vergleichen. Was die feurige Begeisterung Schiller's betrifft, so ist dieselbe mit so tief eingehenden Bemerkungen und einem so beständigen Vorwiegen der Philosophie, der Kunst und der Freiheit durchwoben, daß kein anderes Land als Deutschland eine solche Dichternatur hervorbringen konnte; wir beschäftigen uns aber jetzt nicht mit Deutschland, sondern mit Ungarn. Ein Vörösmarty und Petöfi, und hierauf beruht zum Theil das Interesse, welches sie uns einflößen, ersteht weder aus dem germanischen Geiste, noch aus der lateinischen Tradition; wir müssen, wenn wir von ihnen sprechen, Vergleichungen vermeiden, welche die Erinnerung an ihre Verdienste abschwächen würden, wir dürfen sie nur mit Männern ihres Stammes in Parallele stellen. Der Abstand nun, welcher diese beiden Repräsentanten der ungarischen Poesie trennt, beruht in der Mannigfaltigkeit des Verstandes, der Begeisterung und der Cultur, welche uns zu allen Zeiten und bei allen Völkern entgegentritt. Vörösmarty besitzt einen bedeutenden tiefgehenden Geist, Petöfi eine Phantasie, welche dem ersten Antriebe folgt. Vörösmarty ist der Dichter der Akademien, Petöfi der Dichter des Volkes; der Eine feilt seine Verse, berechnet die Effecte, ordnet die Bilder, beruft die Rhetorik zur Unterstützung seiner poetischen Gedanken; der

Digitized by Google

Andere folgt nur dem Herzen und drückt seine Gefühle in der kräftig kühnen Sprache seines Geburtslandes aus. Beide Männer aber, die sich so wenig gleichen, die sich an so verschiedene Hörer wandten und sich von der Poesie ein so entgegengesetztes Ideal bildeten, folgten im Grunde einem gemeinschaftlichen Antriebe. Für den akademischen Dichter sowohl wie für den Volkssänger handelte es sich vor Allem um die Verherrlichung Ungarns.

Michael Vörösmarty kann den Formfragen leicht eine große Sorgfalt zu Theil werden lassen, er verliert dabei niemals seine patriotische Mission aus den Augen. Mitten in Bildern, die am wenigsten dazu geeignet erscheinen, sieht man immer wieder den Gedanken hervorleuchten, der ihn nie verläßt. Mag er in seinen epischen Erzählungen die ruhmvollen Zeiten Ungarns besingen, oder in glänzenden Versen den Frühling, die Natur und manche Bilder aus dem modernen Leben schildern, immer zeigt sich bei ihm eine fortdauernde Begeisterung, eine Idee, die zwar zuweilen in den Hintergrund gedrängt ist, aber immer auf's Neue hervortritt: „Ungarn ist groß gewesen, seine Vergangenheit ist Bürge für seine Zukunft. Ein solches Volk kann nicht untergehen, und wenn es untergeht, wird es wiedererstehen." Das ist die Grundlage aller Werke des Dichters. Als didactischer Sänger, als Sittenlehrer des Volkes, wenn wir so sagen dürfen, verbreitete er in harmonischer Form die Ideen, welche die politischen Redner in den Landtagsverhandlungen aussprachen. Oft ward er durch ihre Reden begeistert, öfter noch lieh er ihnen seine Sprache. Kertbeny, jener ungarische Schriftsteller, dessen dankenswerthe Bemühungen für die Einführung der neueren magyarischen Poesie in Deutschland wir schon erwähnt haben, hat ihn sehr gut beurtheilt. „Seine Dichtungen," sagt derselbe, „sind Parlamentsreden. Wie oftmals haben seine berühmten Zeitgenossen auf dem Landtage, ein Nagy, ein Balogh, ein Wesselenyi, ein Szecsenyi nichts weiter gethan, als seine vortrefflichen Strophen in Prosa übertragen!"

Was Petöfi betrifft, so hat dieser nicht nur der Verkündigung durch Worte sein Talent gewidmet, sein ganzes Leben ist vielmehr die practische Verwirklichung dieses Programms. Die Tradition, welche der gelehrte Dichter in abstracter Weise begründet hat, ge-

Digitized by Google

winnt bei dem Volkssänger Fleisch und Blut. Er sagt nicht: „Duldet, hofft!“ er duldet vielmehr und hofft. Er ruft zum Kampfe auf, zwar zunächst nur zu einem ganz idealen Kampfe, zum Kampfe gegen das Schicksal und gegen eine unheilvolle Vergangenheit, aber bald darauf, wenn Ungarn für seine Unabhängigkeit kämpft und der Dichter als Soldat in diesem heiligen Kriege fällt, erscheinen die Schlachten, in welchen er sein Leben zum Opfer darbringt, als die ganz natürliche Folge seiner poetischen Feldzüge. Welche Uebereinstimmung in diesem unruhigen Leben, welche harmonische Entwicklung von Geist und Herz inmitten so stürmischer Leidenschaften! Was Vörösmarty so edel gelehrt hatte, das stellte Petöfi mit der großherzigsten Kühnheit vor Aller Augen, das Drama seines Lebens und Sterbens vervollständigte das Drama seiner Gesänge. Dank diesen beiden Männern war von nun an die Aufgabe der ungarischen Poesie im 19. Jahrhundert klar bestimmt; war dies eine Zeit, um die Freuden des Frühlings und der Sommernachtsträume zu besingen? Die Poesie mußte zur Stimme des Volkes werden, zur Behüterin der männlichen Traditionen, ruhig zuwartend, bis es ihr vergönnt sein wird, zur Kampfdrommete zu werden. Jeder Dichter, welcher verabsäumt, das Nationalgefühl zu beleben und die Söhne Arpads auf die kommenden Prüfungen vorzubereiten, ist seiner Mission ungetreu.

Aus diesem Geschtspunkte muß man die lyrischen Dichter Ungarns beurtheilen, welche Anspruch darauf machen, das Erbe Vörösmarty's und Petöfi's anzutreten. Man muß sich jedoch wohl hüten, diese Grundsätze engherzig auf sie anzuwenden und darf die Poesie nicht einschränken, indem man sie zu tadeln glaubt. Die Phantasie hat ihre Freiheiten; so geheiligt und gebieterisch die Pflichten des öffentlichen Lebens immerhin sein mögen, so werden sie doch nie die Berechtigung des individuellen Lebens vernichten können. Es gibt Dinge, an welche eine Vorschrift niemals reicht: lieben, leiden, bitten, das ist das ewige Thema der Lyrik. Wer die vom Himmel empfangene Gabe in sich ausbildet, wer treulich dem Rufe seiner Natur folgt, der arbeitet zum Nutzen der staatlichen Gesellschaft, denn die Wohlfahrt Aller, das heißt der Ruhm und das Gedeihen des Vaterlandes, wird aus den gesammten einzelnen Verdiensten, aus all' den indivi-

Digitized by Google

duellen Vervollkommnungen gebildet. Unter diejenigen, welche der patriotischen Tradition am treuesten geblieben sind, gehört in erster Reihe Johann Arany.

Johann Arany wurde 1817 zu Nagy-Szalonta im Comitat Bihar geboren. Als Sohn eines reformirten Bauern empfing er eine sorgfältige Erziehung, da die Eltern seine Anlagen für das Studium bemerkten und ihren Stolz darein setzten, ihn zum Geistlichen auszubilden. Nachdem er in seiner Vaterstadt die erste Schulbildung genossen, trat er in das Gymnasium zu Debreczin ein, wo er bald den ersten Platz unter seinen Mitschülern errang. Schnell genug wurde ihm das eintönige Leben im Gymnasium zuwider; das Bedürfniß nach Thaten und Abenteuern, welches der ungarischen Jugend innewohnt, trieb ihn, wie Petöfi, zu sonderbaren Streichen. Vor seinem Geiste stand ein ungebundenes Leben, nur der Poesie und Kunst gewidmet, und als eine Schauspielertruppe Vorstellungen in Debreczin gab, ein Ereigniß für die ganze Stadt, glaubte der junge Arany sein geträumtes Ziel erreicht zu haben. Er war neunzehn Jahre alt und faßte schnell seinen Entschluß; in die Gesellschaft eingetreten bereitete er sich vor, auf der Bühne zu erscheinen. Leider löste sich diese Schauspielertruppe, eine der besseren in Ungarn, bald nachher auf, und da der junge Arany fest auf seinem Versatz beharrte, war er genöthigt, Stellen bei jenen herumziehenden Gesellschaften anzunehmen, die von Dorf zu Dorf ihre Bühne aufschlagen. Es ist erklärlich, daß ein solches Leben seinen Illusionen die grausamste Enttäuschung bereitete, die Entbehrungen und Verdrießlichkeiten, welche er zu überstehen hatte, lassen sich nicht beschreiben. Als er eines Tages an einem öden Orte zwischen Felsen und Haidekraut herumirrte, glaubte er eine innere Stimme zu hören, die ihm zuflüsterte, daß seine Mutter stürbe, und ihm befahl, nach seinem Dorfe zurückzukehren. Er reiste ab, durchzog Ungarn und langte entkräftet vor Hunger und Entbehrungen in Szalonta an. Seine Mutter war noch am Leben, starb aber kurze Zeit darauf. Der junge Herumstreicher erblickte bei seiner unruhigen Phantasie in diesem Unglück eine Strafe des Himmels, eine Züchtigung, die Gott ihm auferlegte, weil er das väterliche Haus verlassen hatte, um thörichten Abenteuern nachzulaufen. Von da ab entsagte er für immer allen trügerischen

Digitized by Google

Träumereien; sein Vater war hochbetagt, schwach und beinahe blind und er beschloß, sich ganz ihm zu widmen. Lebt wohl, ihr Hoffnungen auf Ruhm, lebe wohl, Kunst, Dichtung, Theater mit Allem, was die Jugend begeistert hatte! Lebe wohl selbst du, schweigsame Uebung der Wissenschaft! Er floh die angenehmen Geistesgenüsse wie eine hinterlistige Verlockung, die ihn nochmals dem Kreise entziehen konnte, auf dem sein Wille ihn beschränkt hatte. Drei Jahre lang gab er an der protestantischen Schule zu Nagy-Szalonta lateinischen Unterricht. 1840 wurde er zum zweiten Secretär des Comitats ernannt, bald darauf verheiratete er sich und den ganzen Tag über von den Pflichten seines Amtes in Anspruch genommen, an sein Haus durch die zartesten Bande gefesselt, glaubte er für immer dem Einflusse der Versuchungen entzogen zu sein, die ihn früher irregeleitet hatten. Die Krankheit — so nannte er seine poetischen Bestrebungen — war besiegt und vollständig gehoben. Er täuschte sich; bei ihm, der zum Dichter geboren war, war diese Krankheit unheilbar. Die Versuchung, welche er so gewissenhaft fernhielt, stellte sich bald in der Gestalt eines Freundes aus dem Gymnasium, Stephan Szelagyi, wieder ein, welcher damals an einem großen philosophischen Werke für die ungarische Akademie arbeitete. Wie hätte auch der eigene Enthusiasmus der ersten Bestrebungen des jungen Dichters beim Anhören der begeisterten Mittheilungen Szelagyi's nicht wieder aufleben sollen? Im Jahre 1842 hatte Arany seinen gelehrten Mitschüler gastfreundlich aufgenommen, fünf Jahre darauf krönte die Kisfaludy-Gesellschaft die bedeutendste seiner poetischen Schöpfungen mit einem außerordentlichen Preise.

Das Gedicht führt den Titel „Toldi" und ist eine ungemein geistreiche Neugestaltung einer alten Volkserzählung, welche im sechzehnten Jahrhundert durch einen gewissen Peter Illosvai in Verse gebracht wurde. Der „Toldi" des sechzehnten Jahrhunderts ist eine Personification des ungarischen Volkes, eine Art Jacques Bonhomme von den Ufern der Donau. Kraftvoll, übergroß, unerschrocken, von außerordentlicher Beschränktheit und engelgleicher Geduld, ist dieser gute Riese lange Zeit das Opfer der Ungerechtigkeit, bevor er seinen Werth zur Geltung bringt und sich durch die Kraft seines Armes Recht verschafft. Der ältere Bruder Toldi's, der durch Intriguen

Digitized by Google

an den Hof des Kaisers gelangt ist, verachtet ihn, der ein einfacher Bauer geblieben war. Er mißhandelt ihn, überhäuft ihn mit Verachtung, entreißt ihm seine Güter und zwingt ihn, aus dem väterlichen Hause zu entfliehen. Toldi lebt lange Zeit in Wäldern verborgen, endlich aber rettet er Ungarn von einem wilden gefürchteten Feinde. Arany hat den ganzen Glanz seiner Poesie in dieser Sage aufgehäuft. Dies war das Werk, mit welchem Johann Arany sich mit einem Schlage dem Publicum nicht nur als fertiger, sondern auch als großer Dichter vorstellte. Und die ungarische Literatur hatte gerade zu jener Zeit manche gigantische Kraft aufzuweisen. Und einer der damaligen Riesen, Petöfi, war von der Lectüre des Gedichtes hingerissen und begrüßte den Dichter-Collegen begeistert in einem schönen Poem, in welchem er Arany unter Anderem sagte: „Andere pflücken den Lorbeer nur blattweise, Dir muß gleich der ganze Kranz geweiht werden!"

Seither war Johann Arany kein Unbekannter mehr. Seine in sechs Bänden erschienenen Werke — darunter als größere epische Gedichte der dritte Theil der „Toldy-Trilogie", „Toldy-Abend", und das erst jüngst in deutscher Uebertragung erschienene Epos „Buda's Tod", seine Erzählungen, seine Balladen und seine sonstigen Meisterwerke, in welchen allen er die volksthümliche Erzählung auf eine hohe künstlerische Stufe zu heben verstand — sind ebenso viele unsterbliche Gaben seines hohen Geistes. Keiner ist im Stande, die ungarische Sprache schöner und markiger zu sprechen, als er, und wer einen Einblick gewinnen will, welcher Formenreichthum und welche Ausdrucksfähigkeit dieser Sprache abzugewinnen ist, der findet hiefür in der gesammten ungarischen Literatur keine geeignetere Lectüre, als die Gedichte Johann Arany's.

Die reichste Dichter-Production Aranys fällt in die Zeit seiner Nagy-Köröser Professur (1851—60). Zum Director der Kisfaludy-Gesellschaft gewählt, kam er im Jahre 1860 nach Budapest, dessen ständiger Bewohner er seither ist. Mit dem Hinscheiden des Ladislaus Szalay's erwählte die ungarische Akademie ihn zu ihrem Secretär und seit dieser Zeit ließ er seine Leier so selten erklingen, daß wir uns bald daran gewöhnten, ihn als die „stummgewordene Nachtigall der Nation" zu betrachten. Physische und Gemüthsleiden, der

Digitized by Google

Verlust einer geliebten Tochter, die zahlreichen Agenden seines Amtes — alles dies senkte sich schwer und drückend auf seinen schöpferischen Geist, der nun nur noch in langen Intervallen seine Fittige entfaltete, wobei wir freilich immer mit Freude gewahren konnten, daß der Flug dieses Geistes trotz alledem und alledem ein so hochstrebender geblieben, wie er es stets gewesen.

Umso größer war daher der Enthusiasmus, als Ende October 1879 in der Kisfaludy-Gesellschaft Paul Gyulay einen in Papier gehüllten Gegenstand auf den Tisch des Hauses niederlegte, der sich als ein hübsch ausgestattetes Buch entpuppte, auf dessen Titelblatt die Worte gedruckt waren: „Toldy's Liebe, in zwölf Gesängen, von Johann Arany", als man die Ueberzeugung erlangte, daß der größte jetzt lebende Dichter Ungarns die ungarische Literatur oder sagen wir lieber die Weltliteratur mit einem neuen Schatze bereicherte.

Der Epiker der Nation schwieg ja seit langer Zeit! Seit länger als einem Jahrzehent klangen nach langen Pausen nur einzelne vereinzelte Accorde von der nicht so sangesreichen Lyra auf, und wir waren bereits geneigt zu glauben, diese seien nur zurückgebliebene verspätete Laute aus der alten Harmonie oder, was noch schlimmer, daß wir es mit ersterbenden Tönen zu thun hätten, welche von der zur Seite gestellten Lyra laut wurden, wenn eine Saite sprang.

Und nun schlägt die Poliphonie eines ganzen Musikwerkes an das Ohr der Nation, die so lange dieser Klänge vergebens harrte. Der Sänger der Nation erhebt die Stimme und singt begeistert und entzückend, mit nicht geringerer Kraft, als vor Jahrzehnten — nur weit trauriger, als damals. Man fühlt am Tone den Schleier, den die Zeit über die Leier breitete.

Aus Metternichs nachgelassenen Papieren.

Seit länger als einem Jahre ist schon die Sprache davon und seit dem der Prospect bekannt geworden, also seit dem Frühjahre 1879 hat man mit Spannung dem Momente entgegengesehen, da der Geist des einst so gefürchteten, gehaßten und vergötterten Staatsmannes in Gestalt eines Buches auftreten und seinen „durch der Parteien Haß und Gunst" getrübten Charakter den gang und gäbe

Digitized by Google

gewordenen Urtheilen gegenüber vertheidigen werde. Der erste Theil dieses Fundamentalwerkes enthält in zwei Bänden eine autobiographische Denkschrift des Fürsten „Materialien zur Geschichte meines öffentlichen Lebens, eine Galerie berühmter Zeitgenossen: die Porträts Napoleon's und Alexander's, geschildert von Metternich und eine Sammlung von Briefen, Vorträgen, Depeschen und Denkschriften Metternich's zur Ergänzung und Erläuterung der Autobiographie", welche die Zeit von 1773 bis 1815 umfaßt. Das ganze Werk wird aus vier Theilen bestehen, die Anzahl der Bände ist noch unbestimmt. Die Ausgabe des Werkes ist solid und gewissenhaft; der Herausgeber Fürst Richard Metternich und der Ordner des Nachlasses Hofrath Klinkowström haben es sich angelegen sein lassen, den Sinn der nachgelassenen Papiere des Fürst-Staatskanzlers durch keine Correcturen zu entstellen, im Gegentheil waren sie bemüht, die Denkschriften des Fürsten durch zahlreiche Anmerkungen, welche Briefen und sonstigen Aufzeichnungen oder Aeußerungen des Staatskanzlers entnommen sind, zu ergänzen und zu vervollständigen. Die englische und französische Ausgabe bringen die anderssprachigen Aufsätze in Uebersetzungen, nur die deutsche Ausgabe enthält alle Schriftstücke in der Sprache, in der sie geschrieben sind, mit einziger Ausnahme der Autobiographie, deren Bruchstücke in ein geordnetes Ganze zusammengefaßt sind. Die deutsche Ausgabe ist daher die Originalausgabe des Metternich'schen Schriften-Nachlasses und einem Quellenwerke gleich zu achten. Der Verleger, Hof- und Universitätsbuchhändler Wilhelm Braumüller in Wien, hat große Vorsorge auf die Ausstattung des Werkes verwendet, so daß auch in dieser Beziehung dem Buche der Charakter eines Werkes von hoher Bedeutung gewahrt erscheint.

Eine andere Frage ist nun die, ob es gelingen wird, durch diese Publication alle die Ankläger, Spötter und Verläumder verstummen zu machen, welche dem Fürsten-Staatskanzler bei dessen Lebzeiten sowohl, als nach dessen Tode so übel mitgespielt haben. Das beste und sicherste Mittel, ungerechte Vorwürfe abzuwehren, ist das eigene Wort, die öffentliche Rechenschaft durch Schrift und That und da hat es einige Verwunderung erregt, daß Fürst Metternich nicht früher schon mit seinen Papieren hervorgetreten, und daß

Digitized by Google

zwanzig Jahre nach des Fürsten Tode verfließen, bevor die wichtigen Documente das Licht der Oeffentlichkeit erblickten. Metternich bestimmte selbst, daß sein Nachlaß erst zwanzig Jahre nach seinem Tode der Oeffentlichkeit übergeben werde, eine solche Pause sei erforderlich, damit der Schriften-Nachlaß für die Lesewelt zur Reife gelange. Mit anderen Worten, es sollte gewartet werden, bis ein unbefangeneres Urtheil zu gewärtigen sei.

Der Staatskanzler erklärt sein literarisches Schweigen mit folgenden Worten; „Ich habe Geschichte gemacht und deßhalb die Zeit, sie zu schreiben, nicht gefunden. Ich wenigstens habe mir die Fähigkeit zur Lösung dieser doppelten Aufgabe nicht zuerkannt. Und mich derselben nach meinem Rücktritt zu widmen, dafür war mein Alter zu weit vorgerückt. Entfernt von unerläßlich nothwendigen archivalischen Quellen, hätte ich mein Gedächtniß allein zu Rathe ziehen müssen. Ich habe mich diesem Unternehmen nicht unterzogen, sondern suchte Ersatz in der hier bezeichneten Form. Die Geschichte meines neununddreißigjährigen Ministeriums liegt aufgezeichnet in drei Quellen: 1. In dem Archiv des Departements, dem ich vorstand, dessen Acten den Zeitraum von der Schlacht bei Wagram im Sommer 1809 bis zum 13. März 1848 umfassen. 2. In einer Actensammlung, welche ich unter dem Titel „Materialien zur Geschichte meiner Zeit" hinterlasse. 3. In Correspondenzen und Aufsätzen, welche ich während meines Rücktrittes gepflogen und verfaßt habe. Vereint bieten diese Quellen reichhaltigen Stoff für den unparteiischen Geschichtsforscher. Nicht Eigenliebe noch der Hang zur Rechthaberei liegt meinem Drange nach dem Bekanntwerden der Ansichten und Gefühle, welche mir im ganzen Verlaufe meines Geschäftslebens vorschweben, zu Grunde. Mein Gefühl ruht auf anderer Grundlage; in ihm herrscht das geschichtliche Element und die Pflege der Wahrheit vor."

Die autobiographische Denkschrift ist nicht aus einem Guße, denn sie besteht aus drei Fragmenten, welche die Herausgeber in geschickter Weise zu einem Ganzen verbunden haben. Diese drei Fragmente sind: 1. „Die Materialien zur Geschichte meines öffentlichen Lebens, eine Denkschrift, niedergeschrieben für das Familienarchiv im Jahre 1844. Dieselbe bricht mit dem Jahre 1810 plötzlich ab. 2. „Leitfaden zur Erklärung meiner Denk- und Handlungsweise während

Digitized by Google

des Verlaufes meines Ministeriums von 1809 bis 1848", aus dem Jahre 1852, ebenfalls als Denkschrift für das Familienarchiv geschrieben und als eine Fortsetzung der „Materialien" zu betrachten. 3. „Zur Geschichte der Allianzen 1813 bis 1815", ein Manuscript aus dem Jahre 1829, das ursprünglich zur Veröffentlichung bestimmt war, aber nicht dazu gelangte. Diese drei Fragmente stehen zu der Erklärung Metternich's, er habe nicht Zeit gehabt, die Geschichte, die er gemacht, auch zu schreiben, im Widerspruch; er hat es zum Theil doch versucht. Das Wichtigste dieser drei Schriftstücke ist die Geschichte der Allianzen, es ist historiographisch vom größten Werth und wird einen Sturm unter den Historikern von Fach hervorrufen. Obwohl Manches darin nicht ganz zutreffend und von den Thatsachen widerlegt erscheint, so werden diese Aufzeichnungen dennoch bewirken, daß wahrheitsliebende Geschichtsforscher sie zur Grundlage ihrer Darstellungen machen werden. Und das würde sonach eine ganze Revolution in der Geschichtsschreibung zur Folge haben, denn in diesen Aufzeichnungen erscheint der Staatsmann Metternich in einem ganz anderen Lichte, seine Handlungen erscheinen höchst menschlich und natürlich, sein ganzes Wesen erscheint in veränderter Gestalt. Was aber nicht zur Folge haben wird, daß das Endurtheil über Metternich's System und Regiment, über die ganze Metternich'sche Zeit wesentlich anders ausfallen wird, als es jetzt schon fest steht. Nur das Bild des Fürst-Staatskanzlers wird freundlicher und mancher seltsame Zug an ihm begreiflicher.

Das erste Capitel der autobiographischen Denkschrift ist „Lehrjahre" betitelt und skizzirt das Leben des Fürsten Clemens Lothar Wenzel Metternich-Winneburg von der Geburt und den Kinderjahren an bis zu seinem Eintritt in den kaiserlichen Staatsdienst. Im neunzehnten Jahre studirde Metternich in Mainz die Rechte und theilte seine Zeit zwischen dem Studium der Wissenschaften und der Gesellschaft, die ebenso sehr durch Geist als durch die sociale Stellung ihrer einzelnen Persönlichkeiten ausgezeichnet war. Da ist es nun sehr interessant zu lesen, wie der junge Metternich damals schon über die französische Revolution, über Volksbewegungen und Freiheitsbestrebungen gedacht hat. So sagt er von den französischen Emigranten in Mainz: Im Umgang mit dieser gewählten Gesellschaft

Digitized by Google

lernte ich die vom alten Regime begangenen Fehler kennen; gleichzeitig belehrten mich die Ereignisse, die jeder Tag brachte, über die Absurditäten und Verbrechen, denen eine Nation unvermeidlich verfällt, wenn sie die Grundlagen des gesellschaftlichen Baues untergräbt. Angesichts der Scenen der Verwüstung', deren Schauplatz Frankreich war, wandte sich mein Geist, einem natürlichen Gefühle folgend, jenen Studien zu, von denen ich mir den meisten Nutzen für meine künftige Laufbahn versprechen konnte. Ich fühlte, die Revolution würde der Gegner sein, den ich fürder zu bekämpfen hätte, und so verlegte ich mich darauf, den Feind zu studiren und mich in seinem Lager zu orientiren." Metternich erzählt nun, wie sich in Mainz der Geist der Neuerung eingestellt, daß die Studenten ihre Lectionen nach dem republikanischen Kalender notirten, daß Professoren sich Anspielungen auf die Emancipation des menschlichen Geschlechts, wie sie unter Marat und Robespierre so gut in Gang gebracht worden war", erlaubten, daß im Hause Georges Forsters viele Akolythen der Revolution sich versammelt hätten und daß er gesehen, wie viele jugendliche Geister da verführt worden seien.

Im Jahre 1795 vermählte sich Metternich mit der Tochter des Fürsten Ernst Kaunitz; er faßte damals den Plan, sich ins Privatleben zurückzuziehen und ganz den Wissenschaften, besonders den exacten und den Naturwissenschaften, zu leben. Er hörte Vorträge über Geologie, Chemie und Physik, verfolgte auch die Fortschritte der medicinischen Wissenschaften. Der Congreß von Rastadt drängte ihn aus seiner Zurückgezogenheit heraus, die Grafen des westphälischen Collegiums betrauten ihn mit der Wahrung ihrer Interessen. Nach Wien zurückgekehrt, nahm er seine wissenschaftlichen Arbeiten wieder auf. „Ich habe mich nie von der Welt abgeschlossen," schreibt er, „mein Leben war das eines Mannes, der die gute Gesellschaft sucht; diese allein hatte stets Anziehungskraft für mich. In meinen Gewohnheiten gehörte der Tag gänzlich den Geschäften und der Abend war eine zwischen der Ruhe und der Arbeit eingeschobene Erholungszeit. Mit Vorliebe besuchte ich die Salons, in denen ich eine angenehme Conversation zu finden wußte, da ich überzeugt war, daß dieselbe den Geist schärfe, zur Berichtigung von Ideen diene, und eine Quelle der Belehrung für Jene sei, die es verstehen, sie nicht in

Digitized by Google

bloßen Klatsch ausarten zu lassen . . Die Gesellschaft, in der ich mich am meisten bewegte, war die der Fürstin Carl (Eleonore) Liechtenstein, einer jener fünf Fürstinnen, die durch eine Reihe von Jahren die vertraute Gesellschaft des Kaisers Josef II. gebildet hatten. Dieser kleine Kreis, während der Regierung dieses Monarchen unter dem Namen der Gesellschaft der Fürstinnen bekannt, bestand aus der Fürstin Franz Liechtenstein, der Fürstin Ernst (Leopoldine) Kaunitz und ihrer Schwester, der Fürstin Carl Liechtenstein, und aus den Fürstinen Kinsky und Clary. Von den Männern hatten außer dem Kaiser Kosef der Marschall Lascy, der Oberstkämmerer Graf, später Fürst Rosenberg und der Fürst de Ligny Zutritt. Nach dem Tode des Kaisers zerstieben diese Gesellschaft. Die Fürstin Carl vereinigte bei sich einige Trümmer des ehemaligen Kreises, und dazu Alles, was Wien an Personen von angenehmen Umgangsformen besaß. Auch die Gräfin Hompesch, Schwester des Grafen Ludwig Cobenzl, der damals Botschafter in St. Petersburg war, hatte ihren Salon geöffnet; dort versammelten sich die Fremden und besonders die französischen Emigrirten." Ueber Letztere dachte Metternich sehr gering, er erklärte sie sammt und sonders für leichtsinnig. „Die Franzosen von damals begriffen die Revolution nicht, und mit wenigen Ausnahmen glaube ich nicht, daß ihnen dies jemals gelungen."

Das zweite Capitel der autobiographischen Denkschrift handelt von dem Eintritte Metternich's in den Staatsdienst und seiner Thätigkeit als Gesandter in Dresden. Das Capitel beginnt mit einem scharfen Tadel über die Schwäche des österreichischen Cabinets zur Zeit des Friedens von Lüneville und einer Charakteristik Thugut's, die nicht absprechender sein kann, in der aber, entgegen der damals herrschenden Meinung, gesagt ist, der Bestechung sei Thugut nicht zugänglich gewesen. Es scheint, daß unter den Metternich'schen Zeitgenossen über die staatsmännischen Fähigkeiten Thugut's gering gedacht wurde. Erst der neueren Geschichtsforschung war es vorbehalten, nicht blos Thugut's Privatcharakter von manchen leichtfertigen Anwürfen zu reinigen, sondern auch seinen staatsmännischen Eigenschaften gerechter zu werden, wie es in Vivenot's Werk über Thugut geschehen.

Das Interessanteste in diesem Capitel sind die „Grundsätze", von denen sich Metternich seinem Geständnisse zufolge stets hat leiten

Digitized by Google

lassen, auf die er zu allen Zeiten die mit dem Namen Politik und Diplomatie bezeichnete Wissenschaft zurückgeführt habe. Da diese „Grundsätze" einen tiefen Einblick in das Wesen und die Denkweise des Fürst-Staatskanzlers gewähren, seine Weltanschauung darlegen, so mögen sie hier Platz finden.

„Die Politik ist die Wissenschaft der Lebensinteressen der Staaten in der höchsten Sphäre. Da jedoch ein isolirter Staat nicht mehr existirt und nur in den Annalen der heidnischen Welt sich findet oder auch in den Abstractionen, sogenannter Philosophen, so hat man immer die Gesellschaft der Staaten, die wesentliche Bedingung der gegenwärtigen Welt, im Auge behalten. So hat denn jeder Staat außer seinen Sonderinteressen auch solche, die ihm mit anderen Staaten, sei es in ihrer Gesammtheit, sei es mit einzelnen Gruppen derselben, gemein sind. Die großen Axiome der politischen Wissenschaft gehen hervor aus der Erkenntniß der wahrhaft politischen Interessen aller Staaten; in diesen Generalinteressen ruht die Bürgschaft ihrer Existenz, wogegen die Einzelinteressen, denen die tägliche oder vorübergehende politische Bewegung zuweilen eine große Wichtigkeit verleiht, und deren Pflege in den Augen einer unruhigen und kurzsichtigen Politik die politische Weisheit ausmacht, nur einen relativen und secundären Werth besitzen. Die Geschichte lehrt uns, daß jedesmal, wenn die Sonderinteressen eines Staates mit den allgemeinen in Widerspruch gerathen und die letzteren in der eifrigen und ausschließlichen Verfolgung der ersteren vernachlässigt oder verkannt werden, diese Thatsache als ein Ausnahmsfall, als ein Krankheitsfall zu betrachten sei, dessen Entwicklung oder rasche Heilung über das Geschick dieses Staates entscheidet, das heißt über seinen nahen Verfall oder seine wiedererstehende Blüthe Was die modere Welt charakterisirt, was sie wesentlich von der alten unterscheidet, das ist die Tendenz der Staaten, sich einander zu nähern und in irgend einer Weise in einen Gesellschaftsverband zu treten, der mit der im Schoße des Christenthums entwickelten großen menschlichen Gesellschaft auf derselben Grundlage ruhe. Diese Grundlage besteht in der Vorschrift des Buches der Bücher: „Thue dem Andern nicht, was du nicht willst, daß dir gethan werde." Diese Grundregel jedes menschlichen Verbandes auf den Staat angewendet, heißt in der

Digitized by Google

politischen Welt Reciprocität, und ihre Wirkung ist, was man in der Sprache der Diplomatie „bons procédés“ nennt, mit anderen Worten: gegenseitige Zuvorkommenheit und ehrliches Vorgehen. In der alten Welt verschloß sich die Politik in die Isolirung und übte die absoluteste Selbstsucht ohne einem anderen Zügel als die menschliche Klugheit. Das Gesetz der Wiedervergeltung errichtete ewige Schranken und stiftete ewige Feindschaften zwischen den verschiedenen Verbänden, und auf jedem Blatte der alten Geschichte findet sich die Gegenseitigkeit des Uebels, das man sich zuthat. Die moderne Geschichte hingegen zeigt uns die Anwendung des Princips der Solidarität und des Gleichgewichtes zwischen den Staaten und bietet uns das Schauspiel der vereinten Anstrengungen mehrerer Staaten gegen die jeweilige Uebermacht eines Einzelnen, um die Ausbreitung seines Einflusses zu hemmen und ihn zur Rückkehr in das gemeine Recht zu zwingen. Die Herstellung internationaler Beziehungen auf der Grundlage der Reciprocität unter der Bürgschaft der Achtung vor den erworbenen Rechten und der gewissenhaften Erhaltung des beschworenen Wortes bildet heutzutatage das Wesen der Politik, von der die Diplomatie nur die tägliche Anwendung ist. Zwischen beiden besteht meiner Ansicht nach derselbe Unterschied wie zwischen Wissenschaft und Kunst. Gerade wie die Menschen täglich die Gesetze der bürgerlichen Gesellschaft übertreten, handeln die Staaten nur zu oft den ewigen Vorschriften zuwider, welche ihren Verband regiren. Die Fehler der Menschen und die, welche Staaten begehen, unterliegen denselben Strafen; ihr ganzer Unterschied liegt in der Schwere des Vergehens, die zur gewichtigen Individialität der Uebertreter im Verhältnisse steht . . . Nach diesem Glaubensbekenntnisse mag man ermessen, was für eine Bedeutung ich Politikern vom Schlage oder, wenn man will, von der Geltung eines Richelieu, Mazarin, Talleyrand, Canning, Capodistria, Haugwitz und so vieler mehr oder minder berühmten Namen immer beigelegt habe. Entschlossen, nicht ihre Wege zu gehen, und daran verzweifelnd, mir eine meinem Gewissen entsprechende Bahn zu brechen, mußte ich natürlich vorziehen, mich nicht in die großen politischen Angelegenheiten zu stürzen, in denen ich weit mehr Aussicht hatte zu unterliegen, als durchzudringen; ich sage materiell, denn moralisch zu unterliegen, habe ich nie ge-

Digitized by Google

fürchtet. Den Mann der Oeffentlichkeit bewahrt immer ein sicheres Hilfsmittel gegen diese Gefahr, das ist — der Rücktritt."

Die Zeit von 1803 bis 1805 verbrachte Metternich auf dem Gesandtschaftsposten in Berlin, wo seine hauptsächlichste Aufgabe war, Preußen zum Beitritte zu dem Bündnisse zwischen Oesterreich und Rußland zu gewinnen. Das dritte Capitel der autobiographischen Denkschrift gibt darüber interessante Aufschlüsse Wahrhaftig ergötzlich ist die Episode, wie der russische Gesandte, Herr v. Alopäus, Depeschen nebst einem Briefe des Kaisers Alexander an den König erhält, in welchem die Ueberschreitung der Grenzen Preußens durch russische Truppen mitgetheilt wurde. Herr v. Alopäus las die Depeschen in Gegenwart Metternich's, der davon schon unterrichtet war. Da fehlt mit einem Male der eigenhändige Brief Alexander's. Alles Suchen war umsonst. Verzweifelt schlägt Herr v. Alopäus die Hände über den Kopf zusammen und — der gesuchte Brief fällt aus einer Falte seines Schlafrockes. Die Drohung Alexander's wurde übrigens nicht ausgeführt, er besann sich eines Anderen, er hatte damit nur beabsichtigt, den König von Preußen zu einem Entschluß zu drängen. Als später Napoleon bei Anspach in das neutrale Gebiet Preußens einbrach, öffnete der König der russischen Armee die Grenzen freiwillig. „Nie vielleicht hat man so wichtige Ereignisse in einem entscheidenden Augenblicke zusammen treffen sehen", heißt es in der Denkschrift. Es folgte die Schlacht bei Austerlitz und der Friede von Preßburg. Ueber den Grafen Haugwitz als Friedensunterhändler fällt Metternich ein sehr absprechendes Urtheil. Höchst interessant sind die Charakteristiken der Königin Louise von Preußen und des Prinzen Louis Ferdinand. Von Ersterer schreibt Metternich: „Elf Jahre waren vergangen, seit ich die Königin nicht wieder gesehen hatte; ich fand sie von einer wahren Strahlenkrone von Schönheit und Majestät umgeben. Die Königin war mit sehr seltenen Eigenschaften geschmückt; durch das, was man gemeinhin esprit nennt, ragte sie nicht heror, aber sie besaß feinen Tact und Entschlossenheit der Seele, von der Beweise zu geben sie wenige Jahre darauf nur zu viel Gelegenheit fand Es wäre schwer, von der Majestät und Grazie ihrer Haltung, sowie

Digitized by Google

von dem Ausdruck von Güte und Sanftmuth, die in ihrem Wesen lagen, eine Beschreibung zu machen."

Minder glimpflich kommt der Prinz Louis Ferdinand weg. Metternich schreibt: „Diesen Prinzen schmücken sehr große Eigenschaften, die noch gehoben wurden durch die Vorzüge der äußeren Erscheinung, durch edle Haltung und feines Benehmen. Mit schneller Auffassung und klarem Geiste begabt, vereinigte Prinz Louis Ferdinand Alles in sich, was zu einem ausgezeichneten Manne gehört; leider ist die schlechte Gesellschaft nicht ohne Einfluß auf sein Leben geblieben. Es gab in ihm zwei verschiedene Menschen: den einen für Alles empfänglich, was groß, edel und nützlich; den andern, der auf alle diese Gaben der Natur nicht achtete. Ich hatte viele Beziehungen zu diesem Prinzen, der sogar eine Neigung zu mir faßte, aber die Fehler, die ich soeben bezeichnet habe, errichteten eine Schranke zwischen uns. Mein ganzes Leben hindurch habe ich schlechte Gesellschaft verabscheut; der Prinz Louis war von dieser umringt. In den politischen Grundsätzen begegneten wir uns, aber unser Geschmack und unsere Lebensweise wichen zu sehr von einander ab, als daß eine wahre Vertrautheit zwischen uns möglich gewesen wäre."

Im Jahre 1806 kam M. als Botschafter Oesterreichs an den Hof Napoleon's. Und diese Periode behandelt das vierte Capitel. So lange M. Gesandter an den kleinen Höfen war, konnte er wohl an seiner Erfahrung und diplomatischen Befähigung arbeiten, aber von Einfluß war er nicht. Erst am Hofe Napoleon's begann er eine Rolle zu spielen. Bekannt ist die Scene bei der großen Audienz am 15. August, als Napoleon Metternich apostrophirte: „Wohlan Herr Botschafter, was will Ihr Kaiser, Ihr Herr? Gedenkt er mich nach Wien zurückzurufen?" Metternich benahm sich sehr tapfer bei dieser Gelegenheit, so daß Napoleon ihm durch den Grafen Champigny sagen ließ, die Scene habe nichts Persönliches gegen ihn gehabt. Metternich war ein sehr fleißiger Diplomat, er sendete zahlreiche Berichte ein und seine Vorträge an den Kaiser Franz sind von der größten Wichtigkeit. Es nimmt dies umso mehr Wunder, als M. keine allzuhohe Meinung von Dem, was ein Gesandter schreibt und treibt, gehabt haben kann, denn gleich im

Digitized by Google

Anfang der autobiographischen Denkschrift erzählt er, wie der englische Gesandte in Dresden, Mr. Elliot, wenn ihm positive Nachrichten fehlten, welche erfände, um sie dann durch den nächsten Courier zu widerrufen. Und eine der köstlichsten Anecdoten über die Geschäftsführung in unserem auswärtigen Amte ist die, in der er mittheilt, daß bei Thugut's Abgang vom Ministerium Hunderte von Berichten, die von den Missionen zweiten Ranges herrührten, uneröffnet vorgefunden wurden, und daß eine Commission eingesetzt wurde, welche die Entsieglung vornehmen und die Depeschen in den Archiven hinterlegen mußte. Der Minister hatte diese Berichte also nicht gelesen.

Außerordentlich interessant und von scharfer Beobachtungsgabe zeugend ist M.'s Urtheil über die innere Lage Frankreichs vor dem Feldzuge von 1809. „Frankreich fühlte das Bedürfniß nach Ruhe," schreibt er, „und dies Gefühl herrschte nicht blos in den Massen, es wurde von Napoleon's Waffengenossen selbst getheilt. Diese Leute waren zum großen Theile aus den unteren Graden der Armee hervorgegangen und zum Gipfel der militärischen Ehren gelangt; sie waren mit der fremden Beute und durch die berechnende Großmuth des Kaisers reich ausgestattet worden und wünschten daher das, was sie erworben hatten, auch zu genießen. Napoleon hatte ihnen ein glänzendes Dasein bereitet. Der Fürst von Neufchatel (Berthier) hatte mehr als 1,200.000 Fr. Rente zu verzehren, der Marschall Davoust hatte ein Vermögen gesammelt, das nahezu eine Million Einkünfte abwarf; Masséna, Angereau und viele andere Marschälle verfügten über ähnliche Reichthümer. Diese Männer wollten ihr Vermögen genießen und es nicht täglich, gerade wie ihr Leben, durch die Wechselfälle des Krieges aufs Spiel gesetzt sehen. Gleich den Generalen hatten sich auch viele bürgerliche Existenzen zur Höhe großer Reichthümer aufgeschwungen . . . Frankreich hatte aufgehört, vom kriegerischen Geiste beseelt zu sein."

Ueber den Talleyrand schreibt M., daß er mit außerordentlichen geistigen Fähigkeiten begabt war, daß er sich aber mehr zum Zerstören als zum Schaffen eigne. „Ihn, den Priester, zog sein Temperament auf antireligiöse Bahnen; als Adeliger von Geburt plaidirte er für die Aufhebung seines Standes; unter dem republikanischen Regimente verschwor er sich gegen die Republik; unter dem Kaiser-

Digitized by Google

thum neigte er beständig zur Conspiration gegen den Kaiser; unter den Bourbonen endlich arbeitete er an dem Sturze dieser legitimen Dynastie. Zu verhindern, daß etwas geschehe, dazu war Talleyrand immer geschickt. So beurtheilte ihn auch Napoleon." Letzterer sagte einmal zu M.: „Wenn ich etwas machen will, gebrauche ich nicht den Fürsten Benevent; ich wende mich an ihn, wenn ich eine Sache nicht machen, aber scheinen will, daß ich sie wolle."

Metternich hat die Aristokratie Napoleon's zum Gegenstand eines besondern Abschnittes im zweiten Buche seines Nachlasses gemacht, und man muß gestehen, treffender läßt sich diese Gesellschaft nicht charakterisiren.

Am 8. Juli 1869 übernahm M. das Departement der auswärtigen Angelegenheiten an Stelle Stadion's. Den interessantesten Abschnitt dieses fünften Capitels der autobiographischen Denkschrift bildet die Geschichte des Wiener Friedens vom 14. October 1809, den M. einen „Friedensact voll unwürdiger Hinterlist, der jeder völkerrechtlichen Grundlage entbehrte", nennt.

Im Jahre 1810 begab sich M. in besonderer Mission nach Paris und seine diesbezüglichen Erlebnisse bilden den Inhalt des sechsten Capitels der autobiographischen Denkschrift. Es scheint, daß er persona grata bei Napoleon war, denn dieser ließ sich nicht nur in stundenlange Gespräche mit ihm ein, sondern machte ihn auch mit seinen Plänen und Projecten vertraut. „Eines seiner Lieblingsprojecte war damals die Idee einer Vereinigung aller Archive Europa's in Paris. Er werde, so sagte er mir, ein großartiges Gebäude auf dem Platz zwischen der Militärschule und dem Invalidendome aufführen lassen, ganz aus Stein und Eisen, damit jede Feuersgefahr ausgeschlossen sei. Dies Gebäude solle die Archive sämmtlicher Staaten Europas aufnehmen. Auf meine Bemerkung, daß er wohl damit anfangen müsse, sich vorerst in den Besitz der Archive zu setzen, bevor er an ihre Unterbringung denken könne, erwiderte er mit treuherziger Miene: Comment ne les aurai-je pas? Werden sich nicht alle Mächte beeilen, ihre Archive in ein sicheres Depot zu bringen? Sie sind dazu genöthigt, im Interesse der Sicherheit und der Wissenschaft. Bedenkt nur selbst, welche immensen Vortheile würden sich der Geschichte bieten. Die Entfernungen würden schwinden,

Digitized by Google

man brauchte nur über einen Corridor zu gehen, und man käme zu den historischen Schätzen Frankreichs, Oesterreichs Roms u. s. w. Napoleon versicherte, er werde das Project ausführen und zeigte M. sogar schon den Plan des Gebäudes. Nach dem Grundriß sollte der Archivpalast acht innere Höfe umfassen.

Die besondere Mission M.'s bestand darin, Napoleon über seine nächsten Pläne auszuforschen. Napoleon gestand, daß er den Krieg mit Rußland plane und fragte, welche Rolle Oesterreich dabei spielen werde. Er bot einen Tausch an, er wollte die illyrischen Provinzen für ein Stück Galizien geben: „am Tage, an welchem ich mich genöthigt sehen werde, einen Krieg gegen Rußland zu führen, würde ich einen großen und mächtigen Verbündeten an einem Könige von Polen haben." Oesterreich solle also seine Hand zur Wiederherstellung des Königreichs Polen bieten und sich durch vorherigen Verkauf der Domänengüter in Galizien theilweise schadlos halten. „Ich verließ St. Cloud mit dem Bewußtsein, hinlängliches Licht geschöpft zu haben. In seinem Vortrag, den er dem Kaiser Franz in Cilli hielt, stellte er die Behauptung auf: Im Jahre 1811 wird der Frieden erhalten bleiben; während des Jahres wird Napoleon seine Bundesgenossen zu einem Hauptschlage gegen Rußland sammeln. Den Feldzug wird Napoleon im Frühjahre 1812 beginnen. Und so geschah es auch.

Ueber die Regelung der Staatsfinanzen im Jahre 1811 gleitet die Denkschrift hinweg; sie sagt nur: Ihre wahre Regelung würde in der Lage des Tages zu den müßigen Unternehmungen gehört haben." Man sah sich zwei Aufgaben gegenüber, die Bedürfnisse der Gegenwart sicher zu stellen und die Anforderungen für die nächste Zukunft in's Auge zu fassen; hierzu eignete sich die vom Finanzminister Grafen Wallis vorgeschlagene Finanzoperation: Ersetzung der Banknoten durch minderwerthige Einlösungsscheine. Volles Lob zollt M. dem damaligen Hofkriegsrathspräsidenten Grafen Bellegarde; „er allein kannte vollständig meine Absichten, und er wußte sich mit mir über die Trugbilder, welche den Schein der öffentlichen Meinung annehmen, hinaus zu setzen. Er verstand gleich mir den Werth des Redenlassens."

Aus diesem, die Zeit vor und nach dem russischen Feldzuge behandelnden Capitel sei noch erwähnt, was M. über das Staats-

Digitized by Google

system in Oesterreich sagt. Daß er zur Durchführung der Finanzoperation die Zustimmung des ungarischen Landtags nöthig hatte, hat nicht seinen Beifall. Er schreibt: „Was sich bei diesem Anlasse mir aufdrängte, war das unabweisbare Bedürfniß nach Stärkung der Centralgewalt. In einem Staate, wie die österreichische Monarchie, wo das aus einzelnen Ländertheilen historisch oder rechtlich, aus Gründen der Nothwendigkeit oder aus Rücksichten der Klugheit zusammengesetzte Ganze nur in dem Oberhaupte des Gesammtstaates zusammenhält, da bedarf der von dem Bestehen des Reiches unzertrennbare Begriff der Einheit, soll er nicht in eine bloße Personalunion mit allen daran haftenden Schwächen sich auflösen, der Ausbildung und einer richtigen Begrenzung. Die Mittel und die Form für die kräftigere Auffassung des Gedankens der Reichseinheit liegen in dem Dasein eines moralischen Körpers, der berufen sein muß, dem gemeinsamen Oberhaupte des Reiches die Einheit der Regierungsgewalt zu sichern, ohne den Ländertheilen die Aufrechthaltung der ihnen zustehenden Einzelrechte zu beschränken. Als ein Körper dieser Art stellt sich ein wohlorganisirter Staatsrath dem unbefangenen Blicke des Staatsmanns dar, was auch dem Auge des Fürsten Kaunitz nicht entging. Auf seinen Vorschlag errichtete im Jahre 1760 die Kaiserin Maria Theresia einen Staatsrath. So richtig der Grundgedanke war, so wenig blieb die Ausführung frei von Mängeln." — Dieser Staatsrath machte bekanntlich viele Wandlungen durch und wurde 1809 gänzlich aufgelöst. „Der Creirung eines neuen Staatsraths an Stelle des aufgelösten widmete ich meine volle Aufmerksamkeit", schreibt M., „meine Absichten und bezüglichen Vorschläge gingen dahin, dem Kaiser einen wirklichen Rathskörper zur Seite zu stellen; statt einzelner arbeitender Staatsräthe ein deliberirendes Collegium zu bilden; der Centralgewalt mehr Centralsinn zu geben und dem Monarchen durch einen höhern Grad von Beruhigung und Sicherheit eine große Erleichterung seiner eigenen Arbeit zu verschaffen."

Was an geschichtlichen Ereignissen in diesem Capitel angeführt ist, muß als bekannt angenommen werden. Daß Kaiser Franz die von Napoleon verlangte Beistellung eines Hilfscorps von 30.000 Mann dafür bewilligte, daß von beiden kriegführenden Mächten die Neutralität und Unverletzbarkeit des österreichischen Gebietes nicht ge-

Digitized by Google

fährdet werde, nennt M „eine excentrische politische Stellung", wie solche die Geschichte aller Zeiten nicht aufzuweisen habe und wie sie ein Beispiel dieser Art wohl nie wieder zu verzeichnen haben werde. Beide Theile anerkannten die Neutralität Oesterreichs ungeachtet der Beistellung des Hilfscorps. Der bewaffneten Neutralität folgte die bewaffnete Mediation, welche, wie M. schreibt, dem Kaiser Franz im Kriege wie im Frieden das letzte Wort sicherte.

Nun kommt eine sehr bemerkenswerthe Stelle in der autobiographischen Denkschrift, die hier wörtlich citirt werde. Sie lautet:

„Zwei Fragen der gewichtigsten Art stellten sich mir augenblicklich gegenüber.

Die eine betraf das Ausmaß des österreichischen Reiches und des preußischen Staates. Im Vorhinein mußte dieses Ausmaß sowohl für den Fall der Eröffnung eines neuen Feldzugs zwischen Frankreich und den beiden mit demselben in Krieg stehenden alliirten Mächten, als für den Fall des Friedens, ohne Wiederaufnahme des Kampfes, festgesetzt werden. Wurde die Fürsorge einer vorläufigen Bestimmung der Gebietsgrenzen der alliirten Mächte nicht getroffen, so nahm der Krieg den Charakter eines erobernden an, und ihm Falle eines baldigen Friedens mangelte diesem letzteren eine der ersten Grundlagen. Wir nahmen für beide Reiche unsere Stellung nicht auf der Basis einer Vergrößerung, sondern auf jener der Wiederherstellung ihres Besitzstandes in den Jahren 1803 oder 1805. Der Kaiser war entschlossen, die Wahl zwischen diesen beiden Jahren dem Könige von Preußen zu überlassen.

Die andere, nicht minder wichtige Frage war die des quid faciendum mit allen jenen Gebieten, welche das ehemalige Deutsche Reich gebildet hatten und nach dessen Auflösung in vier Losen vertheilt lagen, deren drei Oesterreich, Preußen und den im Rheinischen Bunde vereinten Staaten angehörten, das vierte aber aus den großen deutschen Länderstrecken bestand, welche Frankreich als Departements einverleibt waren. Einen deutschen Staatskörper gab es nicht mehr

Vor Allem handelte es sich darum: Soll und kann ein solcher Körper wieder in's Leben gerufen werden?

. . . . . der tausendjährige deutsche Staatskörper hatte sich in den Jahren 1805 und 1806 — und zwar genau erwogen —

Digitized by Google

ebensowohl aus Mangel an innerer Lebensfähigkeit als durch äußere Einwirkungen aufgelöst. Hatten frühere Gebrechen die Kraft des Reiches gelähmt, so war dessen Fortbestehen durch die Resultate des Regensburger Mediations-Unternehmens im Jahre 1803 zur baren Unmöglichkeit geworden. Nicht allein war das deutsche Reich im Jahre 1805 erloschen, sondern der deutsche Name war von der Karte verschwunden.

Die Frage: Soll wieder ein deutscher Staatskörper in's Leben gerufen werden? konnte nur affirmativ beantwortet werden, denn für diesen Ausspruch vereinigten sich alle nur denkbaren moralischen und politischen Gründe. Die Aufgabe stellte sich dem kaiserl. Cabinete sonach nur im Betracht des Wie dar. Um die Richtung des Geistesganges des österreichischen Cabinetes bei dieser höchst wichtigen Aufgabe im Lichte der Wahrheit aufzufassen, ist es nöthig, sich über die damalige Lage der Dinge Rechenschaft zu geben, eine Lage, die unter den Eindrücken späterer Jahre und der daraus hervorgegangenen Parteibestrebungen wesentliche Umwadlungen erlitten hat, gegenwärtig aber (1852), wo wir dieses niederschreiben, auf's Neue die Richtigkeit unserer damaligen Aussprüche bestätigt,

Wir verwiesen die Entscheidung des „wie könnte ein deutscher Staatskörper wieder in den europäischen Staatenverein eintreten" auf die Beachtung der Fragen:

1. Kann das alte, heilige römische Reich deutscher Nation wieder in's Leben treten?

Darauf konnten wir uns selbst gegenüber nur mit einem entschiedenen Nein antworten; denn es waren in Deutschland (diesem Namen selbst nur den Werth einer geographischen Benennung beigelegt) die Elemente zur Wiederherstellung in seiner alten Form abhanden gekommen.

2. Hätten die Bruchtheile des früheren Reichskörpers in einen einheitlichen Staat vereint werden können?

Wir beantworten diese Frage mit einem auf folgenden Betrachtungen beruhenden verneinenden Ausspruch:

Dem Begriffe eines Staates muß der Begriff der einheitlichen Souverainetät zu Grunde liegen, sei es des persönlichen Souverains, sei es der Volkssouverainetät. Der persönliche Souverain kann über

Digitized by Google

mehrere auch in ihren Landesgesetzen und in ihrer localen inneren Verwaltung unter sich verschiedene Länder regieren; eine Volkssouverainetät kann nicht über einer andern Volkssouverainetät stehen. Von dem Begriffe dieser Letzteren war damals nicht die Rede; der Zeit war es vorbehalten, ihm in den deutschen Gebieten Eingang zu verschaffen. Die Rede konnte damals nur von der in einem Kaiser ruhenden Machtvollkommenheit sein, und gegen diese erhoben sich unübersteigliche Hindernisse.

Der Rheinische Bund hatte die im heiligen römischen Reiche im Kaiser und Reich ruhenden souverainen Rechte den Fürsten der Bundesstaaten zugewiesen. Sie hätten zu deren Rückgabe an das Oberhaupt des Reiches gezwungen werden müssen, und die moralischen Folgen dieses Zwanges wären zu dem Grundübel des früheren Reichswesens, nämmlich zu den unvermeidlichen Reibungen zwischen dem souverainen Oberhaupte und der Landeshoheit der Einzelstaaten noch hinzugefügt worden.

Würde der König von Preußen sich die Unterordnung seiner Souverainetät unter die des deutschen Kaisers haben gefallen lassen, und hätte sich etwa der Kaiser von Oesterreich seinerseits einem solchen Ansinnen gefügt?

Von der Wiedereinführung eines deutschen Kaiserthums und eines einheitlichen Reiches nahmen wir daher Umgang und faßten die Gestaltung eines deutschen Bundes allein in's Auge."

(Forts. folgt.)

Beethoven's „liebe, werthe Dorothea-Cäcilia".

„Eine sehr edle Gestalt und ein seelenvolles Gesicht spannten meine Erwartung beim ersten Anblick der edlen Frau noch höher, und dennoch ward ich durch ihren Vortrag einer großen Beethoven'schen Sonate wie fast noch nie überrascht. Solche Kraft neben der innigsten Zartheit habe ich selbst bei den größten Virtuosen nie vereinigt gesehen: in jeder Fingerspitze eine singende Seele und in beiden gleich fertigen, gleich sicheren Händen, welche Kraft, welche Gewalt über das ganze Instrument, das Alles, was die Kunst Großes und Schönes hat, singend und redend und spielend hervorbringen muß! Und es war nicht einmal ein schönes Instrument, wie man sie sonst hier so

Digitized by Google

häufig findet. Die große Künstlerin hauchte dem Instrumente ihre gefühlvolle Seele ein und zwang ihm Dienste ab, die es wohl noch keiner Hand geleistet hatte. Du kannst Dir denken, wie glücklich es mich macht, daß die edle hohe Künstlerin einige Zeit hier bleibt und mir erlaubt, sie oft an ihrem Fortepiano zu finden."

So schreibt von Wien aus am 2. Februar 1809 jener Johann Friedrich Reichardt, der einst Capellmeister des alten Fritz gewesen, in Berlin, Paris und Wien Alles gehört hatte, was eine entscheidende Epoche von 25 Jahren in der musikalischen Virtuosität groß gezogen, und jetzt als Capellmeister des Königs Hieronymus von Westphalen auf einer Reise sich befand, um Sänger für das neue Kasseler Theater zu gewinnen. „Dieses Kunsttalent gehört aber nicht diesem Lande an, Frau von Ertmann ist eine geborene Graumann aus Frankfurt am Main, lebt aber schon seit mehreren Jahren in diesem kunstreichen Lande und zog ihren größten Gewinn aus Beethoven's Nähe", fügt er später hinzu.

Er hatte diesmal ausgezeichnete Dilettanten in Wien gehört, die sämmtlich hauptsächlich an Beethoven „profitirt" hatten: die Gräfin Erdödy, Frau Marie Bigot. „Wie hätte mir dabei wohl einfallen können, daß ein noch höherer Genuß derselben Art mir so nahe bevorstände, und doch hab' ich ihn eben in so hohem entzückenden Grade gehabt, daß ich ihn Dir gar nicht beschreiben kann", sagt er trotzdem. „Schon längst hatte man mir von der Gemalin des Majors von Ertmann vom Regiment Deutschmeister, der in der Nähe von Wien in Garnison steht, als von einer großen Clavierspielerin gesprochen, die besonders die größten Beethoven'schen Sachen sehr vollkommen vertrage. Ich war also darauf vorbereitet und ging mit großer Erwartung zu ihrer Schwester, der Gemalin des jungen Bankiers Frank, welche die Güte hatte, mich von der Ankunft der Frau von Ertmann unterrichten zu lassen, um ihre Bekanntschaft zu machen." Noch zweimal hatte er dann Gelegenheit zu diesem Kunstgenusse, einmal mit der His moll-Sonate Op. 29 n, die von schwärmerischen Seelen „Mondschein-Sonate" genannt, von Beethoven selbst mit „quasi una fantasia" bezeichnet wird, und mit dem arrangirten Clavierquartett Op. 16.

„Nachdem ein Beethoven'sches schweres Quintett gut vorgetragen

Digitized by Google

worden", erzählt er, „hatten wir das Glück, von der Frau von Ertmann eine große Beethoven'sche Phantasie mit einer Kraft, Fülle und Vollkommenheit vortragen zu hören, die uns Alle entzückte. Es ist nicht möglich, etwas Vollkommeneres auf dem vollkommenen Instrumente zu hören. Es war ein schönes Streicher'sches Fortepiano, das heute zu einem ganzen Orchester beseelt wurde." Johann Andreas Streicher, der Jugendfreund, der einst Schiller bei seiner Flucht aus Stuttgart behilflich gewesen und später nach Augsburg gekommen war, wo er das in Mozart's Briefen so komisch beschriebene „Stein Mädel" kennen gelernt hatte, war darauf nach Wien gegangen und hatte, die Tochter heiratend, nun die berühmten Stein'schen Instrumente auf Beethoven's Rath und Begehren zu den noch heute so ausgezeichneten Streicher'schen ausgebildet. „Seine Arbeit ist auch von einer so seltenen Güte, Dauer und Würde", sagt er, und diese Ausgiebigkeit der Instrumente war dann wieder von bedeutendem Einfluß auf die Ausbildung der Spieler selbst geworden.

Schon Tags vorher hatte er nun unsere „Dorothea-Cäcilia", die damals etwa 30 Jahre zählte, wieder in einer Gesellschaft gehört, die jedoch mehr dem Tanz geweiht war und für die sie also absichtlich nur „angenehme kleine Sätze" ausgewählt, um die Neugier der zahlreichen Anwesenden zu befriedigen. Aber auch diese spielte sie mit einer Präcision und Eleganz, die eine große Meisterschaft voraussetzt. „Diese selbst aber entwickelte sie dann in jener herrlichen Phantasie, mich dünkt aus Dis moll, ganz und in einem erstaunenswürdigen Grade. Ich besinne mich nicht, je etwas Größeres und Vollendeteres gehört zu haben", sagt er. Ja, noch einen weiteren entscheidenden Zeugen ruft er mit der folgenden Erzählung auf: „Große Freude hatte ich den letzen Sonntag auch an Clementi's herzlicher Freude und ich kann wohl sagen Bewunderung gehabt, mit der er die Frau Baronin von Ertmann zum erstenmale hörte. Es war, wo sie ein Quartet von Beethoven (Op. 16) meisterhaft vortrug. Selbst Clementi rief mehrmals entzückt aus: „Sie spielt wie ein großer Meister!" Wer ihn kennt, weiß, was das aus seinem Munde zu bedeuten hat, aus dem vielleicht noch keine Schmeichelei in der Kunst gekommen und der sein Urtheil mit der schärfsten Goldwage der reinsten Kritik abzuwägen pflegt."

Digitized by Google

Beethoven's langjähriger Famulus Schindler geht nun auf die Art dieses Spiels in interessanter Weise näher ein. „Diese Künstlerin im eigentlichsten Wortsinn excellirte ganz besonders im Ausdruck des Anmuthigen, Zarten und Naiven, aber auch im Tiefen und Sentimentalen, demnach sämmtliche Werke vom Prinzen Louis Ferdinand und ein Theil der Beethoven'schen ihr Reportoire gebildet haben", sagt er. „Was sie hierin geleistet, war schlechterdings unnachahmlich. Selbst die verborgensten Intentationen in Beethoven's Werken errieth sie mit solcher Sicherheit, als stünden sie geschrieben vor ihren Augen. Im Gleichen thut es diese Hochsinnige mit der Nuancirung des Zeitmaßes. Sie verstand es, dem Geiste jeglicher Phrase die angemessene Bewegung zu geben und eine mit anderen künstlerisch zu vermitteln, darum Alles motivirt erschien. Damit ist es ihr oft gelungen, unseren Großmeister zu hoher Bewunderung zu bringen. Aber auch mit der Colorirung schaltete sie nach eigenem Gefühl und umging bisweilen die Vorschrift. Der Selbstdichterin war darin manches nach eigenem Ermessen zu thun gestattet. Sie brachte in verschiedenen, von Anderen verkannten Sätzen kaum geahnte Wirkungen hervor, jeder Satz wurde zum Bilde. Vergaß der Zuhörer das Athmen beim Vortrag des mysteriösen Largo im Trio Op. 70 Nr. 2, so versetzte sie ihn wieder im zweiten Satz der Sonate Op. 90 in Liebeswonne. Das oft wiederkehrende Hauptmotiv dieses Satzes, der eine Unterredung mit der Geliebten darstellt, nuancirte sie jedesmal anders, wodurch es bald einen schmeichelnden und liebkosenden, bald wieder einen melancholischen Charakter erhielt. In solcher Weise wußte diese Künstlerin mit ihrem Auditorium zu spielen.

Diese Kundgebungen einer seltenen Genialität, fährt er fort, seien jedoch keineswegs aus eigenwilliger Subjectivität hervorgegangen, sondern fußten vielmehr ganz auf Beethoven's eigener Art und Weise seiner Werke, im Vortrag überhaupt auf seiner Anleitung zum Vortrag inhaltsvoller Compositionen, die damals Niemand mehr sich angeeignet hatte als Frau von Ertmann. Jahre lang versammelte sie in ihrer Wohnung oder auch bei dem bekannten Tausendschreiber Carl Czerny, der ebenfalls Beethoven's Unterricht genossen, einen Kreis von echten Musikfreunden, hatte überhaupt um Erhaltung des reinsten

Digitized by Google

Geschmacks große Verdienste: „Sie allein war im Conservatorium. Ohne Frau von Ertmann wäre Beethoven's Claviermusik in Wien noch früher vom Repertoire verschwunden. Allein die zugleich schöne Frau von hoher Gestalt und feinen Lebensformen beherrschte in edelster Absicht die Gesinnung der Besseren. Beethoven hatte darum doppelten Grund, sie wie eine Priesterin der Tonkunst zu verehren und seine „Dorothea-Cäcilia" zu nennen."

„Der Freyin Dorothea Ertmann, gebornen Graumann", gewidmet ist nun eine der schönsten Sonaten Beethoven's, die A Dur-Sonate (Op. 101). Und wenn Schindler behauptet, dieselbe sei „für sie und ihre Vortragseigenthümlichkeiten" geschrieben, so ist wenigsten das Eine wahr, daß sie den letzteren nicht widerspricht, sondern in der That ein Maß von freier dichterischer Bewegung hat, das den Stil der eigentlich entscheidenden Periode von Beethoven's Schaffen in eben diesem Werke zuerst völlig sicher festgestellt. Doch sagt er selbst in einem seiner Briefe von diesem Werke: Der Zufall macht, daß ich auf folgende Dedication gerathe, nämlich auf die an Frau von Ertmann", das Billet dagegen, womit er ihr ein Exempler desselben zusendet, bezeugt neben jener Widmung völlig die Geltung, welche diese Künstlerin — denn bei solcher Höhe der Leistung hört der Dilettantismus auf — bei Beethoven gehabt. Er schreibt am 23. Februar 1817:

„Meine liebe, werthe Dorothea-Cäcilia!

Oft haben Sie mich verkennen müssen, indem ich Ihnen zuwider erscheinen mußte. Vieles lag in den Umständen, besonders in früheren Zeiten, wo meine Weise weniger als jetzt anerkannt wurde. Sie wissen die Deutungen der unberufenen Apostel, die sich mit ganz anderen Mitteln, als mit dem Evangelium forthelfen; hierunter habe ich nicht gerechnet sein wollen. Empfangen Sie nun, was Ihnen öfters zugedacht war und was Ihnen einen Beweis meiner Anhänglichkeit an Ihr Kunsttalent, wie an Ihre Person abgeben möge. Daß ich neulich Sie nicht bei Czerny spielen hören konnte, ist meiner Kränklichkeit zuzuschreiben, die endlich scheint vor meiner Gesundheitskraft zurückfliehen zu wollen.

Ich hoffe bald von Ihnen zu hören, wie es in St. Pölten mit den — steht und ob Sie etwas halten auf ihren Verehrer und Freund L. van Beethoven."

Digitized by Google

Das Regiment des Obersten von Ertmann stand zum Theil in St. Pölten bei Wien in Garnison. Mit den „unberufenen Aposteln" bezeichnet Beethoven die damals durch jüngere Clavierspieler, wie Moscheles, Mayerbeer und Andere, einreißende bloße halsbrecherische Virtuosität, die allerdings trotz einer kleinen Schaar Edler bald in Wien und allüberall die Masse ebenso gewann, wie sie Rossini's und Beethoven's Kunst für längere Zeit zurückdrängte.

Daß aber die edle „Dorothea-Cäcilia" ihrem Meister und ihrem Berufe getreu blieb, sagt uns noch vierzehn Jahre später eines der Reisebücher des damals zweiundzwanzigjährigen Felix Mendelssohn. Mit ihm schließt sich unser Bericht auf's Anmuthigste ab. Er ist von Mailand, wohin ihr Mann 1818 versetzt worden, den 14. Juli 1831 datirt und führt uns zuletzt auch noch den derweilen zum General avancirten Gemal der Künstlerin vor.

„Ich frug zufällig, als ich ankam, nach dem Namen des Commandanten der Stadt, und unter mehreren Generalen nannte mir der Lohnbediente auch den General Ertmann", so beginnt es hier. „Nun fiel mir dabei gleich die A Dur-Sonate von Beethoven mit ihrer Dedication ein. Und weil ich über diese Frau von allen Leuten immer das Schönste und Beste gehört hatte, wie freundlich sie sei und wie sie Beethoven so verzogen habe und wie vortrefflich sie spiele, so zog ich mir den nächsten Morgen um Visitenzeit den schwarzen Frack an, ließ mir den Gouvernements-Palast zeigen, dacht' mir unterwegs eine Schöne Rede an die Generalin aus und ging dann munter hinauf. Nun kann ich nicht leugnen, daß es mir ein wenig fatal war, zu erfahren, der General wohne im ersten Stock vorne heraus, und als ich gar in den wunderschönen gewölbten Vorsaal kam, kriegte ich wahrhaftig Furcht und wollte umkehren. Indessen kam es mir denn doch gar zu kleinstädtisch vor, mich vor einem gewölbten Vorsaal zu fürchten. Ich ging also gerade auf einen Trupp Soldaten zu, die da standen, und frug einen alten Mann in einem kurzen Nankingjäckchen, ob hier der General Ertmann wohne und wollte mich dann bei der Frau melden lassen. Unglücklicherweise antwortete der Mann aber: „Der bin ich selbst. Was steht Ihnen zu Diensten?" Das war sehr unangenehm und ich mußte meine ganze Rede im Auszug anbringen. Der Mann schien sich aber daran nicht sonder-

Digitized by Google

lich zu erbauen und wollte wissen, mit wem er die Ehre habe? Das war auch nicht angenehm. Aber zum Glück kannte er meinen Namen und wurde sehr höflich: seine Frau sei nicht zu Hause, ich würde sie um zwei treffen, wenn ich da Zeit hätte, oder zu einer anderen Stunde. Ich war froh, daß es noch so abgelaufen war, ging inzwischen gegenüber in die Brera, guckte mir das Sposolizio von Rafael an und um zwei lernte ich nun die Freifrau Dorothea von Ertmann kennen."

„Sie nahm mich sehr freundlich auf, war auch sehr gefällig, spielte mir gleich die Cis moll-Sonate von Beethoven vor und dann die aus D moll (Op. 31 Nr. 2). Der alte General, der nun in seinem eigenen stattlichen Commandeurrock mit vielen Orden erschien, war ganz glücklich und weinte vor Freuden, weil er seine Frau so lange nicht hatte spielen hören: es sei in Mailand kein Mensch, der so etwas anhören wolle. Sie sprach von dem B dur-Trio (Op. 97), dessen sie sich nicht entsinnen könne. Ich spielte es und sang die Stimme dazu. Das machte dem alten Ehepaar viel Freude und so war die Bekanntschaft geschlossen. Seitdem sind sie nun von einer Freundlichkeit gegen mich, die mich beschämt. Der alte General zeigte mir die Merkwürdigkeiten von Mailand. Nachmittags holt sie mich im Wagen ab, um auf den Corso zu fahren. Die Abende bis 1 Uhr machen wir Musik. Dazu sind es die angenehmsten, gebildetsten Leute, die man sich denken kann, Beide in einander verliebt, als seien sie Brautleute, und sind doch schon vierunddreißig Jahre verheiratet. Er sprach unter Anderem gestern von seinem Beruf dem Soldatenwesen, dem persönlichen Muth und dergleichen mit einer Klarheit und so schönen freien Ansichten, wie ich fast nie gehört hatte."

Und nun für uns hier die Hauptsache: „Sie spielt die Beethoven'schen Sonaten sehr schön, obgleich sie sie seit langer Zeit nicht studirt hat. Oft übertreibt sie es ein wenig mit dem Ausdruck und hält so sehr an und eilt dann wieder. Doch spielt sie wieder einzelne Stücke herrlich, und ich denke, ich habe etwas von ihr gelernt. Wenn sie so zuweilen gar nicht mehr einen Ton herausdrücken kann und nun dazu zu singen anfängt, mit einer Stimme, die so recht aus dem tiefsten Innern heraufkommt, so hat sie mich oft an Dich, o Fanny, erinnert, obwohl Du ihr weit überlegen bist. Als ich gegen das Ende des

Digitized by Google

Adagios des B dur-Trios kam, rief sie: „Das kann man vor Ausdruck gar nicht spielen.“ Und das ist wirklich wahr von dieser Stelle„.

Zum Schluß treten wir denn auch direct in die persönliche Sphäre des großen Mannes, der nächst S. Bach dem deutschen Volk sein besonderes Heiligthum, sein Gemüth, am tiefsten erschlossen. Der junge Musiker da, dem freilich die Welt wie seine Kunst im Grunde ein Spiel, um sich zu amusiren, war, erschließt uns hier persönlich ahnungslos die Welt, aus der wie Beethoven's wunderbar tiefes Schaffen, so die eigenthümlich ausdrucksvoll innige Vortragsweise der Frau von Ertmann floß. Er fuhr fort: „Zwischendurch bringt Er die schönsten Geschichten von Beethoven, wie er Abends, wenn sie ihm vorspielte, die Lichtputze zum Zahnstocher gebraucht habe u. s. w. Sie erzählte, wie sie ihr letztes Kind verloren habe, da habe der Beethoven erst gar nicht mehr ins Haus kommen können. Endlich habe er sie zu sich eingeladen und als sie kam, saß er am Clavier und sagte blos: „Wir werden nun in Tönen mit einander sprechen“, und spielte so über eine Stunde immer fort und, wie sie sich ausdrückte: „Er sagte mir Alles und gab mir auch zuletzt Trost.“

Damit scheiden wir von der edlen „Dorothea-Cäcilia“. Wie ihr in einem besonderen schmerzlichen Augenblicke Trost, so ist uns und der ganzen nachfolgenden Menschheit die Kunst Beethoven's eine Beglückung und Erhebung unseres inneren Daseins, wie kaum eine andere. Darum sei das Andenken auch einer solchen Priesterin derselben uns stets heilig!

Ludwig Nohl.

Der Wald und seine Bedeutung für das Leben der Menschen.

Von F. G. v. Tenssen-Tusch.

Es ist begreiflich, daß die Wälder in der gemäßigten Zone nicht denjenigen Einfluß auf das Clima haben können, als in der heißen Zone, weil dort weder die Erhitzung noch die Abkühlung so stark sein kann als hier. Für Europa sind die vorherrschenden südwestlichen Winde die eigentlichen Regenspender und die Massen von Dünsten, welche dieselben vom großen Oceane herwehen, sind so beträchtlich,

Digitized by Google

daß die Dünste, welche vom feuchten Erdboden und aus den Wäldern aufsteigen, im Vergleich mit jenen Massen für Nichts zu achten sind. Es kommt auch noch hinzu, daß die veränderlichen Winde und der Kampf zwischen dem Dünste mit sich führenden wärmeren Südwest und dem kalten und trockenen Nordost es niemals an Veranlassung zum Uebergehen der Dünste in Tropfenform fehlen lassen.

Was von den Nässeverhältnissen geltend ist, gilt auch von den Wärmeverhältnissen. In den heißen Erdgegenden mindern die Wälder die übermäßige Hitze: in den gemäßigten verschwindet dieser Einfluß oder ist doch nur gering, da kein auffallender Unterschied in der Temperatur der Waldgegenden und waldlosen Landstrecken in dem letzten Jahrhundert bemerkbar geworden, obschon die Wälder sehr abgenommen haben. Gewiß sind daher die Vorstellungen übertrieben, welche man sich von dem strengen Clima Deutschlands und Frankreichs zur Zeit der römischen Herrschaft wegen der großen Waldungen zu machen pflegt; sie mögen meist von dem ungünstigen Eindruck hervorgerufen worden sein, den eine nördlichere Natur auf den Südeuropäer in der Regel macht. Ebensowenig bestätigt sich die vorgefaßte Meinung, es werde sich das nordamerikanische Clima nach Ausrottung der dortigen Urwälder ändern.

Daß aber die Wälder Einfluß auf die Winde haben, ist nicht in Abrede zu bringen, doch beschränkt diese Wirkung sich meist auf kleinere Landstrecken. Unstreitig müssen die Winde einen größeren Spielraum auf Ebenen als auf waldbewachsenen Strecken haben. Ein gegen Norden liegender Wald kann die nächste Gegend gegen die kalten Nordwinde schützen und dadurch das Clima derselben mildern. Ein gegen Süden liegender Wald kann die warmen und feuchten Winde abhalten, mithin eine Gegend gesunder machen. Eine Ebene im nördlichen Europa ist nicht so sehr den schädlichen Seewinden ausgesetzt, wenn ein zwischenliegender Wald sie schützt. In der heißen Zone kann ein Wald die kühlenden und gesunden Seewinde abhalten, wodurch das innere Land, besonders wenn es sumpfig ist, ungesund wird. Auf diese Weise verhält es sich mit den großen Mangrovewäldern in Genua und auf Java und mit den Urwäldern an den überschwemmten Ufern des Amazonenflusses.

Keine Thiere sind in solchem Grade an die Pflanzenwelt gebunden

Digitized by Google

wie die Insecten; viele derselben sind nicht blos auf Pflanzennahrung angewiesen, sondern sogar auf alleinige Nahrung aus einer bestimmten Pflanzenfamilie. Daraus ergibt sich denn, wie groß die Bedeutung der Wälder für das Leben der Insecten sein muß. Ganze Myriaden dieser kleinen Thiere leben auf und in den Stämmen der Bäume, auf ihren Blättern, Blumen, Früchten und auf den Schmarotzerpflanzen derselben, andere Myriaden werden wieder von den pflanzenfressenden ernährt, unzählige Musquitos und andere blutsaugende Insecten schwärmen in den dichten Wäldern und Urwäldern herum und machen den dortigen Aufenthalt fast unerträglich. In den gemäßigten Zonen ist die Anzahl der Insecten geringer, aber dennoch groß genug, so daß einzelne Insectenschwärme oder Heerden bisweilen ganze Wälder entblättern oder auf andere Weise zerstören, z. B. diejenigen, welche sich in die Stämme der Nadelhölzer hineinwagen oder ihre Knospen abfressen, wie auf dem Harz die Arten Bastrichus, der Nonnenschmetterling Bombyx Monacha.

Nächst der Insectenwelt ist die gefiederte von nicht geringer Bedeutung in den Wäldern. Namentlich sind es Klettervögel, welche durch die Gestalt ihrer Füße ganz besonders für das Leben auf Bäumen geeignet sind, die unter den beflügelten Waldbewohnern obenan stehen. In den Wäldern der heißen Zone sind es dagegen die Papageien, welche in großen Schaaren ihre Wohnung dort aufschlagen, fast nie auf die Erde kommen und in unzähligen Individuen die Wälder mit ihrem unangenehmen Gekrächze erfüllen. In der gemäßigten Zone sind es vorzugsweise Spechte, welche den Aufenthalt in Wäldern lieben, weil die Larven, welche sie auf den Bäumen finden, ihre liebste Nahrung ausmachen. Wie zahlreich das Heer der Singvögel ist, die ihre Heimat in unseren Wäldern hat, weiß Jedermann.

Die Classe der Reptilien ist nicht so zahlreich an die Wälder gebunden, doch hat in der heißen Zone eine Menge Schlangen ihre Schlupfwinkel dort, und in den sumpfigen Küstenwäldern gibt es eine Unzahl von Schlangen, Krokodilen und anderen Eidechsen. Laubfrösche leben hier in Menge auf den Bäumen.

Gleichwie die Vögel eine eigene Waldfamilie an den Papageien haben, so bilden unter den Säugethieren die Affen eine Familie,

Digitized by Google

deren zahlreiche Arten und Individuen so recht zum Waldleben geschaffen sind; denn ihr Körperbau und ihre Nahrung fesselt sie in so entschiedener Hinweisung an die Bäume, daß sie dieselben selten oder fast niemals verlassen. Von den übrigen Säugethieren gehören einige Arten aus der Familie der Hirsche zu den Waldbewohnern.

Richten wir endlich zuletzt unsere Blicke auf die Menschen, so sehen wir, daß die Völker, welche noch auf der niedrigsten Stufe der Entwicklung stehen, sich oft eng an die Wälder anschließen. In den kälteren Ländern, wo die Bäume entweder gar keine genießbare oder doch nicht wohlschmeckende und nur wenig nahrhafte Früchte tragen, ist es besonders das Wild, welches die Einwohner ernährt und ihnen Kleider gibt. Diese Völkerschaften treten dann besonders als Jäger auf, wie wir das an den Urbewohnern von Nord-Amerika sehen können. In der heißen Zone leben dagegen die auf gleich niedriger Stufe stehenden Völker hauptsächlich von den Früchten der Bäume oder dem Mark der Baumstämme, wie es z. B. mit einigen wilden Völkerschaften Brasiliens der Fall ist und ferner mit Bewohnern des indischen Archipels und mehreren Negerstämmen. Südamerika bietet sogar das Beispiel eines Volksstammes, der fast wie die Affen auf den Bäumen lebt, dessen Existenz so gut als an eine gewisse Baumart geknüpft ist. Es sind dies die Guaraunen an der Mündung des Orinoco, welche von und auf der Mauritiapalme leben. Während der Erdboden überschwemmt ist, werden zwischen den Bäumen Hängematten aufgehängt, welche von den Blattstengeln der Palme gewebt sind. Diese Matten werden mit Thon belegt und Feuer darauf angemacht. Hier schlafen diese Wilden und bringen so einen großen Theil ihres Lebens zu. Der Stamm der Palme liefert ihnen Mehl, der Saft einen Palmenwein und die Früchte des Baumes sind wohlschmeckend, zuerst mehlig, dann süß.*)

Die nomadischen Völker hegen dagegen einen Widerwillen gegen die Wälder. Große Grasfelder und fruchtbare Thäler oder Bergabhänge mit grünen Weideplätzen eignen sich am meisten zu dem

*) Die Guaraunos oder Guarahuns auf den Inseln in der Mündung des Orinoco sind doch auch tüchtige Fischer und Schiffer, die den englischen Schleichhändlern als Piloten gute Dinste thun. D. Uebers.

Digitized by Google

Wanderleben, das sie führen, und zur Ernährung ihrer Heerden und Hausthiere.

Sobald ein Volk sich dem Ackerbau weiht, tritt es feindselig gegen die Wälder auf. Die Bäume stehen der Pflugschar und dem Spaten im Wege und der Wald gewährt geringere Ausbeute als Acker, Garten und Weinberg. Darum fällt der Wald allmälig von den Schlägen der Axt; das Feuer verzehrt die gefällten Baumstämme, Aeste und Zweige; die Asche düngt den Boden und läßt ihn mehrere Jahre einen reichen Ertrag liefern, zumal in den dichten tropischen Urwäldern. Nimmt dann nach Verlauf einiger Jahre die Fruchtbarkeit des gewonnenen Angers wieder ab, so wird ein ferneres Stück Wald umgeschlagen und verbrannt, und auf diese Weise fährt man schonungslos fort, große Waldungen zu vernichten. Dabei ereignet sich denn auch zuweilen, daß der Waldbrand weiter um sich greift, als man es beabsichtigte, so daß die Waldzerstörung noch vergrößert wird. So verfahren die Bauern in Schweden und Norwegen, so die Einwanderer in Nordamerika, Mexico, Brasilien, auf dem Caplande, auf Java, in Australien und überall, wo der Anbau des Bodens zuerst anhebt oder in beständiger und unbehinderter Erweiterung begriffen ist.

Mit der immer mehr anwachsenden Bevölkerung nimmt dieses Vernichtungssystem zu und wird infolge des vermehrten Bedarfs zu einer wachsenden Progression. Man verlangt Bauholz zu neuen Häusern; zu Wirthschafts- und Hausgeräthen, zu Mobilien und zum Brennen, zu Brücken, zu Einfriedungen der gewonnenen Felder und zur Erwärmung der Wohnzimmer in kalten Climaten.

Der Verbrauch der Wälder nimmt ferner zu mit der steigenden Industrie, mit der vermehrten Schifffahrt und im Handel. Die Bergwerke bedürfen des Bauholzes beim Bergbau, des Brennholzes zum Schmelzen der Metalle und Steine, und Handwerker verbrauchen eine große Menge Holz in jeder Stadt, in jedem Flecken, in jedem Dorfe. Dämme und Bollwerke erfordern Holz, besonders aber ist es der Schiffsbau, der alljährlich einen großen Tribut an edlem Waldholze verlangt; denn Millionen Baumstämme werden zu Schiffsmasten verwendet, um das Hochland und das Binnenland mit den Küsten und Küste mit Küste zu verbinden.

Digitized by Google

Auf so mancherlei Weise tritt die Cultur feindselig gegen die Wälder auf, und daher ist auch die Wahrnehmung ganz folgerecht begründet, daß Länder, in welchen die Cultur schon alt ist, am meisten von Wäldern entblößt sind. Daher gibt es auch weniger Wald in den Ländern am mittelländischen Meere als nördlich der Alpen, sparsamer im mittleren als im nördlichen Europa, wo nicht die Kälte überhaupt schon den Waldwuchs aufhebt.

Unter solchen Umständen scheint denn die Besorgniß mit Grund zu fragen: ob nicht unseren Nachkommen ein großer Mangel an Holz bevorsteht, der von verderblichen Folgen für das Leben der Erdbewohner werden kann. Viele Staatsökonomen und Philantropen haben dies als ein der Menschheit bevorstehendes Unglück angenommen, und es gibt derselben noch Viele, die eine solche Meinung festhalten. Sie alle schildern den künftigen Holzmangel mit den grellsten Farben, tadeln laut das Umschlagen der Wälder und fordern die Regierung auf, durch Verbote die freie Benutzung des Waldeigenthums zu verhindern und so verderblichen Folgen vorzubeugen.

Wie wir aber erst oben das Grundlose in der Vermuthung nachgewiesen haben, als könnte durch Abnahme der Wälder das Clima der gemäßigten Erdzonen einen ungünstigen Wechsel erfahren, so wird es uns auch hoffentlich gelingen, wenigstens einigermaßen die finsteren Nebel zu vertreiben, worin so Mancher sich die Noth der Nachkommen wegen Abnahme der Waldproducte vorstellt. Was von so vielen anderen Unannehmlichkeiten gilt, die eine Folge der wachsenden Cultur sind, das gilt auch von diesem anscheinenden Uebel, daß es nämlich auch ihr Heilmittel in sich selbst trägt.

Denn erstens ist es klar, daß man, sowie das Holz seltener wird, anderes Material dafür benutzen muß. Während in Norwegen, Schweden und dem nördlichen Rußland die Häuser nur aus Holz gebaut werden, nimmt man in Mitteleuropa Steine und Holz, in Südeuropa fast nur Gestein dazu. — Während die Felder im Norden mit Holzstäben eingezäunt werden, bedient man sich der lebenden Hecken oder der Steinwälle im mittleren Europa, und wenn man hier die Gärten mit Pfahlwerken umgibt, zieht man in Südeuropa Mauern um dieselben. Die hölzernen Brücken und Bollwerke des Nordens werden im Süden zu steinernen Brücken und von Felsblöcken ge-

Digitized by Google

mauerten Quais. In Ermangelung anderen Brennmaterials benutzt der Südeuropäer dazu seine abgenutzten Rebenstäbe, an welchen er seine Weinranken zieht, oder die alten Olivenbäume. Man baut jetzt eiserne Brücken, eiserne Schiffe und eiserne Häuser, macht eiserne Fuhrwerke und eisernes Hausgeräth, und Steinkohlen und Torferde vertreten die Stelle des entbehrten Brennholzes.

Zweitens ist es einleuchtend, daß man sparsamer mit dem Holz umgehen wird, wenn es theurer im Preise wird. In Norwegen und Schweden verschwendet man Bauholz in einer Weise, die in Deutschland kaum zu begreifen sein würde, und vergleichen Städter ihren Verbrauch an Holz mit dem des Dorfbewohners, so möchten sie den Landmann der Verschwendung zeihen. Und doch ist es entschieden wahr, daß ein zweckmäßiger Bau der Schornsteine, eine bessere Wärmevertheilung und bessere Wärmeapparate gar viel an Feuerung ersparen könnten, ohne daß man dabei an Wärme verlöre.

Es ist drittens gewiß und nicht minder durch Erfahrung bekannt, daß die steigende Cultur den Markt erweitert. Fehlt Bauholz in einem Lande, so wird es aus dem andern herbeigeholt, und die so sehr erleichterten Verkehrsmittel drücken die Preise herab. Die betriebsamste seefahrende Nation in Europa holt ihr Bauholz und ihre Schiffsmasten aus Scandinavien und den Ostseeländern, ja selbst jenseits des atlantischen Meeres her.

Viertens ermuntern die steigenden Holzpreise, welche aus der Abnahme der Brennholzmassen hervorgehen, die Wälder zu schonen, sie zu conserviren und wenigstens da für neuen Waldbau zu sorgen, wo der Boden für den Ackerbau nicht geeignet ist. Anstatt daß die Alten ihre Hausthiere in den Wäldern grasen und so den jungen Baumwuchs in sorgloser Weise vernichten ließen, hegt man jetzt die Wälder ein, sorgt für neue Anpflanzung und hält das Vieh außerhalb der Holzungen auf Weiden, während das friedliche Wild in besonderen Thiergärten gehalten wird. Die Wälder werden jetzt nach einem wissenschaftlichen Plane behandelt; es wird nach Regeln Holz geschlagen und in gleichem Verhältniß für neuen Anwuchs gesorgt. Die wilde Vernichtung der Wälder in früheren Zeiten hat eben das Gute im Gefolge gehabt, eine auf Botanik gestützte Forstwissenschaft und geregelte Behandlung der Forste in Europa hervorzurufen.

Digitized by Google

Während der langen Kriegsjahre von 1807 bis 1814 befürchtete man in Dänemark zuletzt an Brennholz Mangel zu leiden, denn in dieser langen Zeit wurden viele kleine Gehölze ganz umgehauen, weil der Staatsbankerott von 1811 alles Grundeigenthum mit einer schweren Staatspriorität beschwerte und so die verarmten Landleute nöthigte, zum Verkauf der Wälder ihre Zuflucht zu nehmen, um sich baare Einnahmen zu verschaffen. Nichtsdestoweniger hat diese Vernichtung mancher Wälder die befürchteten Folgen nicht bestätigt, denn eine Klafter Buchenbrennholz kostete zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts in Kopenhagen 8 Thaler 15 Groschen und jetzt kostet ein solches Quantum nur 7—7½ Thaler, obgleich jetzt für jede Klafter eine Einfuhrsteuer erlegt wird, die vordem nicht erhoben wurde. Das Holz eines ungefällten Waldbaumes kostete hier vor dem Kriege 5 Thaler, was ebenfalls mehr ist, als wofür jetzt Bäume gekauft werden. Obgleich die Wälder also gelitten haben, gleicht der Verlust sich zum Theil dadurch wieder aus, daß man jetzt sparsamer mit dem Brennholze umgeht und die Wälder mit Schonung behandelt. Der Staat hat folglich gewonnen und Keiner durch das Geschehene gelitten, wenn man noch dabei nicht außer Beachtung läßt, wie bedeutend der mit jedem Jahre zunehmende Verbrauch von Steinkohlen und die Einführung von Sparöfen überall dazu beiträgt, den Verbrauch an gutem Waldholz als Brennmaterial zu verringern.

Zur Geschichte des Verkehrswesens.

Zu jenen Zeiten, wo Kunststraßen noch überhaupt selten waren und der Verkehr zu Lande verhältnißmäßig beschränkt und erschwert sein mußte, war das Vorhandensein vieler natürlicher Wasserverkehrstraßen ein Hauptbedingniß glücklicher Culturentwicklung. Die zahlreichen, von allen Seiten tief in das Land dringenden Buchten Europa's, namentlich Griechenlands und Italiens, waren eben so viele bequeme Verkehrsvermittler, während Afrika, welches unter dem Continenten verhältnißmäßig die geringste Küstenlänge hat, bis heute der culturärmste Erdtheil geblieben ist.

Die bequemen Küstenstraßen reichen jedoch schon für das weltbe-

Digitized by Google

herrschende Rom beiweitem nicht mehr aus. Erste Bedingniß zu dem großen Weltreich der Römer ist die Vervollkommnung des Landverkehrs, d. h. der Bau von Kunststraßen. Die Römer haben es hierin bekanntlich zu nicht geringer Vollkommenheit gebracht. Wohin sie erobernd ihren Fuß setzten, dahin bauten sie zuerst eine Militairstraße, auf welcher ihre Legionen sicher und bequem einherstampfen konnten. Zur Kaiserzeit war Rom der Mittelpunkt eines ebenso ausgedehnten als gut gebauten und wohlunterhaltenen Straßennetzes.

Der geistige Verkehr jedoch, soweit er nicht persönlich und mündlich stattfand, war noch an die damals sehr umständliche, zeitraubende, mühevolle Manipulation des Schreibens mittelst eines schwerfälligen Apparates bei seltenem und theurem Material geknüpft.

Das Mittelalter machte, nachdem die Völkerwanderung hereingebrochen war und die römisch-griechische Cultur größtentheils begraben hatte, in Bezug auf die Landverkehrsmittel zunächst nicht nur keine Fortschritte, sondern gerieth nicht unbedeutend in Rückgang. Die bewunderungswürdigen Römerstraßen kamen in Verfall. Die beständigen Erschütterungen des europäischen Staatenlebens ließen zu großartigen Kunstbauten keinen Raum übrig. Das ganze Mittelalter hindurch befanden sich die Verkehrswege in dem desolatesten Zustande und an Straßenbau wurde so gut wie gar nicht gedacht. Es war diesmal der geistige Verkehr, welcher die nächsten Fortschritte machte und die Bewegung demnächst auf das materielle Gebiet übertrug. Das Lumpenpapier und dann die Buchdruckerei, welche bekanntlich gegen Ende des Mittelalters erfunden wurden und neben welchen auch die ersten Vervielfältigungsmittel der zeichnenden Künste auftauchten (erst Holzschnitt, später Stahl- und Kupferstich), bezeichnen in dieser Richtung den Anbruch einer neuen Aera.

Der Reise- und Transportverkehr, welcher sich bis in das 17. Jahrhundert fast lediglich auf Reit- und Lastthieren bewegt hatte und ebenso sehr unter der Mangelhaftigkeit, wie unter der Unsicherheit der Verkehrswege litt, fängt an, in größerem Maßstabe mittelst Fuhrwerken betrieben zu werden. Wagen für Güter- und Personenbeförderung auf größeren Strecken kommen Ende des 16. Jahrhunderts zahlreicher auf. Um diese Zeit werden die ersten Kutschen gebaut, was damals für eine sehr verderbliche Neuerung galt und sehr beklagt wurde.

Digitized by Google

Heinrich IV. von Frankreich wurde im Jahre 1610 von Ravaillac in der ersten und einzigen Kutsche ermordet, welche es in Frankreich damals gab. Die Erfreulichkeiten des Reiseverkehrs noch im 16. Jahrhundert hat Erasmus von Rotterdam als Zeitgenosse mit vieler Laune beschrieben: sehr lehrreich und ergötzlich zu lesen — aber lateinisch! Es war das noch in jener Zeit, wo Glasfenster, gedielte Böden und ordentliche Schornsteine — nicht zu gedenken anderen Comforts — noch zu den Seltenheiten gehörten und wo die damals sprüchwörtlich gewordene Grobheit der Wirthe ihren sehr guten Grund hatte. Wenn man nämlich auf der Reise Abens in's Quatier kam, so wußte der Wirth recht gut, daß man nicht etwa die Auswahl von „Hotels" hatte, sondern daß seine Spelunke, wo die ganze Reisecaravane in der rauchigen Küche auf Streu unterkommen mußte — Männlein und Weiblein bei einander, man nahm es damals nicht so genau und konnte es auch nicht — der Wirth wußte alsdann sehr wohl, sagten wir, daß besagte seine Spelunke weit und breit das einzige Unterkommen war, das man finden konnte. Da mußte man also fürliebnehmen wohl oder übel und der Wirth wußte das und — war grob; „wenn's euch nicht recht ist, so seht, wo ihr anderswo unterkommt!" So viel zur Illustration des Reisens im Mittelalter.

Die nächste Folge der größern Ausdehnung des Verkehrs mit Wagen zu Ende des 17. Jahunderts war der Anfang von postähnlichen Einrichtungen. Daneben hatte das Schreibmaterial sich so weit vervollkommnet, daß ein ausgedehnterer Correspondenzverkehr möglich wurde, und wir sehen nunmehr Postanstalten für regelmäßige Personen- und Briefbeförderung entstehen. In Deutschland macht den Anfang die Thurn- und Taxissche Monopol-Reichspost. In Preußen bringt der große Kurfürst das Postwesen auf die Beine. Auch in England und Frankreich findet das Postwesen Eingang. Allenthalben wird, wenigstens aus der Briefbeförderung, ein Staatsregal gemacht, der Postzwang wird eingeführt. Bei alledem bleiben bis in den Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts hinein die Wege und Stege herzlich schlecht, was namentlich noch den Frachtgüterverkehr hemmt und beschränkt. Wie im Mittelalter die Beschränkung des Güteraustausches die Production selbst hemmte, wie damals Ueberfluß und Mangel verschiedener Orte sich so schwer und so wenig ausgleichen konnten, daß jedes

Digitized by Google

Jahrhundert mehrere Hungersnöthe aufzuweisen hatte, deren Beschreibung bei den Chronisten uns die Haare auf dem Kopfe sträubt — so weisen zwar das 17. und 18. Jahrhundert schon bedeutende Verkehrserleichterungen auf, eine Ausgleichung von Fülle und Mangel verschiedener Gegenden ist schon in größerem Maßstabe möglich; — dennoch aber ist diese Ausgleichung noch in sehr enge Grenzen geschlossen, und es ist z. B. höchst interessant, in der „Zeitschrift des Königl Preuß. statistischen Bureaus" die Preisdifferenzen des Getreides in den verschiedenen Provinzen Preußens während des Fehljahres 1816 auf 1817 nachzulesen: Preisdifferenzen, wie sie heute nicht entfernt mehr zu den Möglichkeiten gehören.

Wie mit dem Austausch der Waaren, so war es mit dem Austausch der Ideen gegangen. Dieser Austausch war im Mittelalter nach allen Seiten behindert, beschränkt, gebunden. Die Buchdruckerkunst war das Hauptmittel, diesen Austausch zu steigern. Neben der Buchdruckerkunst wirkte aber auch mächtig die Hebung des materiellen Verkehrs zur Förderung des geistigen mit. Die gedruckten Bücher halfen wenig, wenn sie nicht schnell in alle Welt versandt werden konnten. Dazu kommt alsdann die mit dem 17. und 18. Jahrhundert zur Bedeutung heranwachsende briefliche Correspondenz und der stets sich steigernde Reiseverkehr überhaupt. Was den Verkehr zu Wasser anlangt, so hatte ebenfals zu Ende des Mittelalters mit Einführung der Bussole eine neue Aera der Seeschifffahrt begonnen, eine Aera, für welche jedoch die damaligen und späteren bedeutenden Fortschritte der Astronomie mindestens ebenso wichtig wie die Bussole selbst wurden. Mit der Nautik schritt die schiffsbaukunst fort. Amerika wurde entdeckt, das Cap der guten Hoffnung umsegelt und der Seeweg nach Ostindien gefunden. Der berühmte Augsburger, Jacob Fugger, aus der Zeit des Kaisers Maximilian I., betheiligte sich mit eigenen Schiffen an der ersten portugiesischen Handelsexpedition nach Ostindien und machte bei dieser Unternehmung 300% Gewinn. Der überseeische Güteraustausch erstreckt sich von da ab bis zu den fernsten Continenten und nimmt immer größere Dimensionen an. Wir brauchen nur an die Kartoffel, an Tabak, Thee, Kaffee und Zucker zu erinnern, so wie an die überseeischen Gewürze und Spezereien, nicht zu vergessen auch die Baumwolle, um den Einfluß des in Rede stehenden

Digitized by Google

Verkehrs auf die europäischen Culturverhältnisse sogleich einem Jeden lebendig vor die Seele zu stellen.

Im 15., 16. und 17. Jahrhundert wurde jedoch der überseeische Verkehr, wie dies in dem damaligen Zeitgeiste begründet war, zum Staatsmonopol gemacht. Bekannt sind z. B. die außerordentlichen Beschränkungen, welche Spanien dem Verkehre fremder Handeltreibender mit seinen Colonien in den Weg legte. Die englische und französische Schifffahrtsacte, jene von dem großen Protector, diese von Colbert ausgehend, schließen sich, wenn auch in schon milderen Formen, an jenes Beschränkungssystem an. Diese im Sinne des Mittelalters begründeten und bis in das 18. und 19. Jahrhundert theilweise übertragenen Verkehrshemmnisse waren bekanntlich nicht minder im Binnenverkehr der europäischen Culturstaaten im reichsten Maße vorhanden.

Die französische Revolution, welche so viele sociale Schranken durchbrach, entfesselte auch den Verkehr des Continentes zum großen Theile. Napleon selbst hat inmitten der von ihm geführten Kriege mit umfassend practischem Blicke Vieles für den Straßenbau gethan. Nach den Kriegen im Beginne des gegenwärtigen Jahrhunderts hob sich der Straßenbau endlich an Ausdehnung und Technik auf eine bedeutende Stufe der Entwicklung. Der Engländer Mac Adam, ein Privatmann und als solcher eine zeitlang Gemeindebeamter, endeckt in China 1812 die nach ihm benannte und allgemein eingeführte Methode des Chausseebaues, das „Macadamisiren", und theilt dieselbe, nach Europa zurückgekehrt, 1812 der englischen Regierung mit. Vom Parlamente wurde ihm hiefür später eine Nationalbelohnung von 12,000 Pfund Sterling zuerkannt. Flußcorrectionen und Canalbauten bleiben zurück.

Der Fracht- Post- und Reiseverkehr nimmt nunmehr bedeutendere Dimensionen an. Das frühere exclusive Prohibitivsystem ermäßigt sich zum Schutzzoll. Vom Zunftzwang zur Gewerbefreiheit werden die Uebergänge gefunden. Die Industrie wird entfesselt und nimmt einen großartigen Aufschwung. Bereits beginnen die Freihandelsideen zu keimen.

Mitten in diese Entwicklung hinein fällt eine Erfindung von ungeheurer Tragweite: die Anwendung der Dampfkraft auf Industrie

Digitized by Google

und Transportwesen; James Watt construirt die Dampfmaschine; in den zwanziger Jahren macht Fulton Anwendung davon zur Bewegung von Schiffen: er erfindet die Dampfschiffe. Anfang der Dreißigerjahre construirt Georg Stephenson die Locomotive und baut in England die ersten mit Dampfkraft betriebenen Eisenbahnen.

In Deutschland ist bekanntlich 1835, am 7. December, die erste Eisenbahnstrecke — Nürnberg-Fürth — eröffnet worden. Wie mit Hilfe der Dampfkraft die Industrie der modernen Culturstaaten zu riesigen Dimensionen emporwächst, so bewirken Dampfschiff und Locomotive, welche sich mit reißender Schnelligkeit über den ganzen Erdball verbreiten, eine totale Umwälzung aller früheren Locomotionsverhältnisse. Jetzt, nach kaum 40 Jahren nach Erbauung der ersten Bahnen, ist der Erdball bereits mit p. p. 25,000 geographischen Meilen Gleislänge bedeckt. Die Dampfschiffe sind zum Theil schwimmende Hotels geworden und fahren zuweilen mit der mittleren Schnelligkeit eines Eisenbahnzuges. Das Reisen nimmt im Durchschnitt etwa so viele Stunden in Anspruch, wie Ende vorigen Jahrhunderts Tage. Dem Productenaustausch ist, was wenigstens den Transport betrifft, kaum mehr eine Grenze gesetzt.

Anfang der Vierzigerjahre kommt noch eine Erfindung hinzu, welche es ermöglicht, das Wort fast mit der Schnelligkeit des Blitzes nach entfernten Orten mitzutheilen. Fast gleichzeitig in Amerika und Deutschland wird die Erfindung des elektrischen Telegraphen gemacht, dort mit Druck- hier mit Zeigerapparat. Telegraphie und Stenographie zusammen machen es möglich, daß wir Abends ganz gemüthlich eine Thronrede lesen, welche 24 Stunden früher vielleicht 100 Meilen von uns entfernt gehalten worden ist. Die Londoner Blätter lassen es sich zuweilen einen Expreßeisenbahnzug für ihre Stenographen kosten, um Reden bedeutender Männer, die Abends irgendwo im Lande gehalten worden sind, noch in der Nacht drucken und ihren Lesern des Morgens zum Frühstück brühwarm auftischen zu können. Fast die bekannte Welt umspannt der Telegraph bereis mit seinen Drähten und benachrichtigt täglich die Journale von allem Wichtigen, was irgend vorgeht, mit unglaublicher Schnelligkeit. Telegraphie und Stenographie werden ergänzt durch die Fabelhaften Leistungen der Dampf-Schnelldruckpresse. Man vergleiche diese enorme Leichtigkeit

Digitized by Google

des geistigen Verkehrs, des Ideenaustausches, mit dem langsam hinkriechenden Abschreibegeschäft mittelalterlicher Mönche. Eine Papyrusrolle war seinerzeit goldeswerth, jetzt kritzelt jeder Grenadier seiner Liebsten einen Brief auf Papier, mit dem sich eine Papyrusrolle gar nicht vergleichen kann. Die Londoner Times hat bekanntlich für sich allein eine Papierfabrik und unterhält nebenbei auf ihre Kosten einen Dampfer, um ihre Nachrichten möglichst schnell zu erhalten. Man gedenke ferner auch noch der stets zunehmenden Vervollkommnung der übrigen vervielfältigenden Künste, der Lithographie, Photographie, Chromotypie ꝛc. ꝛc.

Eisenbahnen und Telegraphen haben jedoch, auch insofern die Locomotion dabei vorzugsweise in Betracht kommt, keineswegs das gesammte Vermittlungsgeschäft des geistigen und materiellen Verkehrs über sich genommen. Die Eisenbahnen haben keineswegs die Landstraßen und die Telegraphie hat durchaus nicht die Briefpost, welche letztere seit den Vierzigerjahren durch Rowland Hill eine totale Reform erfuhr, entbehrlich gemacht. Sie werden in dieser Beziehung wesentlich durch anderweite Einrichtungen ergänzt, und es ist wichtig, diesen Zusammenhang im Auge zu behalten. Der bekannte Culturhistoriker Riehl bemerkt sehr richtig, daß die Eisenbahnen das Bedürfniß guter anderweiter Verbindungswege umso lebhafter hervortreten lassen. Wenn die Eisenbahnen den großen Puls- und Schlagadern der Verkehrscirculation zu vergleichen sind, so bilden die Landstraßen, die Vicinal- und Communalwege bis herab zu den Fußpfaden, die Canäle und Wasserstraßen ꝛc. die weiteren Verästelungen dieses Circulationssystems. Der Eisenbahn-Verkehr selbst wird ja durch diese ferneren Verzweigungen der Verkehrswege gespeist. Das Interesse der Eisenbahnen wie des öffentlichen Wohles erheischt es, daß dieselben möglichst zahlreich und vortrefflich seien. —

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Ant. Magner.
Druck von Hugo Hoffmann, Wien VII. Breitegasse 4.

Digitized by Google

Jänner 1880. II. Jahrgang.

Oesterr.-Ungarische Revue.

Monatsschrift für Politik und Literatur.

Herausgegeben unter Mitwirkung

hervorragender Schriftsteller und Gelehrten.

Agent für Frankreich und Belgien:

R. de Zychlinski

26 Rue Croix des Petits Champs in Paris

Preis per Jahr 5 Gulden.
Für das Ausland 6 fl. 50 kr. oder 12 Mark.

Redaction und Administration:

Wien, VII., Breitegasse 4.

Druck von Hugo Hoffmann, Wien, VII., Breitegasse 4.

Um unliebsamen Verwechslungen mit einer unter ähnlichem Titel erscheinenden Monatsschrift zu vermeiden, erscheint die „Ost-Europäische Revue" vom Jänner 1880 ab unter dem Titel **„Oesterr.-ungarische Revue".**

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt: Monatsübersicht. — Aus Metternich's nachgelassenen Papieren. — Frd. v. Gentz über die Zeitungspresse. — Ein deutscher Gelehrter über die Abteien in Oesterreich. — Kunstgewerbliche Literatur. — Oesterreichs Freihafen. — Sittenbilder aus Rußland. — Geschichte der Revolutionszeit. — Theater und Literatur.

Monatsübersicht.

In den beiden Delegationen war im verflossenen Monate die europäische Lage Gegenstand eingehender Discussionen, deren sachlich ruhiger, leidenschaftsloser Ton höchst vortheilhaft gegen die vorjährige Behandlung dieses Themas abstach. Die allgemeine Lage und die österreichisch-ungarische auswärtige Politik wurde in beiden Delegationen in einer ganz außergewöhnlich freimüthigen, klaren, umfassenden Weise erörtert und dargelegt und alle Redner haben unser Verhältniß zu Deutschland mit einmüthigem Beifalle begrüßt. Von hoher Bedeutung war die Erklärung des Ministers des Aeußern, Herrn Baron Haymerle, es könne wohl kein Zweifel darüber bestehen, daß die beiden Reiche, indem sie sich in der Gemeinsamkeit ihrer Interessen und in der gleichen Auffassung derselben begegneten, auch gegenseitig über die Bürgschaften dieses Einverständnisses übereingekommen sind. Unseres Wissens ist die Existenz eines förmlichen Bündniß-Vertrages zwischen Oesterreich-Ungarn und Deutschland bisher noch nicht mit dieser Bestimmtheit von berufener Seite betont worden.

Uns selbst ist von einem Freunde unseres Blattes in Berlin ein Schreiben zugegangen, das sich über die Beziehungen Deutschlands zu Rußland und zu Oesterreich-Ungarn ausspricht und das wir unseren Lesern nicht vorenthalten zu dürfen glauben. Dasselbe lautet: „Preußen gränzt in weiter Ausdehnung unmittelbar an Rußland und hat mit demselben sogar zwei Flüsse gemeinschaftlich, den Niemen und die Weichsel. Es ist nicht nöthig, hier die verschiedenen Beziehungen auseinander zu setzen, in denen wir seit dem letzten polnischen Aufstande von 1863 mit Rußland gestanden haben. Es genügt, daran zu erinnern, daß die Herrscher beider Länder, Kaiser Wilhelm und sein Neffe Kaiser Alexander II., durch innige Freundschaft miteinander verbunden sind, und diese persönlichen Beziehungen im wesentlichen auch in der Politik beider Reiche zum Ausdrucke gekommen sind. Ebenso bekannt ist es aber, daß der russische Reichskanzler, Fürst

Digitized by Google

Gortschakow, sich seit mehreren Jahren mit seinem alten Freunde, dem deutschen Reichskanzler, verunciniget hat und Gortschakow, der schon lange mit der panslawistischen kriegs- und eroberungslustigen Partei geliebäugelt hat, seitdem, um uns gelinde auszudrücken, ein unsicherer Kunde geworden ist. Er und eine große Partei können es nicht verschmerzen, daß Europa nach dem Kriege von 1877 Rußland nicht gestattet hat, ganz nach eigenem Belieben mit der besiegten Türkei zu schalten und zu walten. Und den Zorn wegen der ihnen ungenügend erscheinenden Ergebnisse des Berliner Congresses haben sie in erster Reihe nicht auf England geworfen, das sich doch an die Spitze des Widerstandes gestellt hatte und als die einzige Macht auftrat, die fest entschlossen war, den Vertrag von San Stefano nöthigenfalls mit dem Schwerte zu zerreißen, sondern auf Oesterreich und Deutschland, am meisten vielleicht auf Deutschland, obgleich dieses in der orientalischen Angelegenheit erst in zweiter Reihe kommt. Wenn die Russen früher zu sagen pflegten, sie müßten nach Konstantinopel auf dem Wege über Wien marschiren, so kann man sie jetzt sagen hören, sie müßten auch den Umweg über Berlin machen.

Bei dieser feindseligen Stimmung der Russen gegen Deutschland leisten die persönlichen Beziehungen beider Monarchen nicht mehr eine genügende Bürgschaft für gefährliche Verwicklungen. Haben wir es doch erlebt, daß unter der Regierung des gegen Deutschland freundlich gesinnten Kaiser Alexander die russische Presse, die in so großer Abhängigkeit von der Regierung steht, von Haß gegen Deutschland überschäumte. Nichts war also gerechtfertigter, als daß der deutsche Reichkanzler im vorigen Herbst bei seiner Anwesenheit in Wien ein näheres Verhältniß zu Oesterreich einging, welches von Kaiser Wilhelm, freilich erst nach Ueberwindung großer Bedenken, genehmigt wurde. Deutschland und Oesterreich stellten übrigens, und dies ganz aufrichtig, jede feindselige Absicht gegen Rußland in Abrede, und wenn Rußland den Berliner Frieden achtet, können aus den orientalischen Angelegenheiten für jetzt keine Verwicklungen mehr hervorgehen. Aber wir haben keine Sicherheit für die Richtung, welche die russische Politik einschlagen wird. Der Deutschenhaß scheint in manchen Kreisen, namentlich in militärischen, fortzudauern.

In Petersburg ist seit dem Moskauer Attentat und der Rückkehr

Digitized by Google

des Kaisers ein großer Wirrwarr in den obersten Regionen eingerissen und man weiß noch nicht, welche Wege die russische Politik nach innen und nach außen einschlagen werde. Es gibt in Rußland weder eine Volksvertretung noch eine unabhängige, einflußreiche Presse. Sehr gespannt war man daher auf die Ernennung zu den höchsten Staatsstellen, von denen man einen Rückschluß auf die Stimmung des Hofes machen zu dürfen glaubt. Einen guten Eindruck brachte es in Deutschland hervor, als zum Präsidenten des Ministercomités Walujew ernannt wurde, der wenigstens nicht zu den Panslawisten gehört und seit 1861 als Minister des Innern im Mittelpunkte der Reformen gestanden hat. Walujew ist auch dafür bekannt, daß er eine einheitliche Leitung der äußern und innern Politik durch einen Premierminister für wünschenswerth hält. Indessen sind andere Ernennungen erfolgt, namentlich die des Fürsten Lieven, die uns nicht dieselbe Bürgschaft für eine friedliche und freundliche Politik Rußlands gewähren.

Fürst Lieven ist ein in Moskau geborener und erzogener Stock-Russe, dessen Erhebung zum Nachfolger Walujew's für die Systemlosigkeit der Petersburger Regierungskreise höchst bezeichnend erscheint. Der Fürst ist ein fähiger, aber grundsatzloser, höchst unzusammenhangend gebildeter, russisch zerfahrener junger Mann, dessen Vorleben und eigentliche Sympathieen der jungrussisch radicalen Richtung angehören, der er während seiner Studienzeit und als Beamter des früheren Generalgouverneurs, Fürsten Suwarow, zuerst in Riga, später in Petersburg gehuldigt hat. Noch um die Mitte der 60er Jahre trug er sich mit dem Plane, eine slawistische und radicale Zeitschrift Grosà (das Gewitter) herauszugeben und stand mit den Führern der Nationalpartei in Verbindung. Nach Auflösung des Petersburger General-Gouvernements im Sommer 1866 wurde Lieven — obgleich er bis dahin jeder ernsteren Arbeit aus dem Wege gegangen und wesentlich mit dilettantisch literarischen Arbeiten beschäftigt gewesen war — auf Suwarow's Empfehlung Vicegouverneur in einem der inneren russischen Gouvernements und als gewandter, ehrgeiziger blaguer rasch hintereinander Vicegouverneur, dann Civilgouverneur von Moskau und endlich Walujew's Gehilfe in der Verwaltung des Domänenministeriums. Auch diese letzte Stellung hatte er

Digitized by Google

der Empfehlung seines ehemaligen Vorgesetzten, des Fürsten Suwarow, zu danken.

Es kann positiv behauptet werden, daß Lieven mit den Anschauungen Walujew's nichts gemein hat und daß seine innersten Neigungen nach wie vor der Partei angehören, aus welcher er hervorgegangen ist und an deren Spitze er zu treten suchen wird, sobald die Verhältnisse darnach angethan sind und die Einflüsse der von Walujew vertretenen Richtung sich vollends überlebt haben. Dazu kommt, daß sich ins Domänenministeriums seit den Zeiten seines früheren Chefs Selenny, der ein fanatischer Gegner Walujew's war, demokratisch-nationale Elemente tief eingenistet haben, und daß es an Versuchen nicht fehlen wird, den neuen Minister in die Bahnen seines Vorvorgängers zu ziehen. Lieven ist ehrgeizig und strebt nach einer politischen Rolle im engeren Sinne des Wortes; er wird, sobald sich die Möglichkeit dazu bietet, den Versuch machen, den Parteiführer zu spielen, und wenn er freie Hand hat, die Ziele der nationalen und slawistischen Partei fördern.

Aus Metternich's nachgelassenen Papieren.

Neues enthält die Darlegung nicht, aber interessant ist es, von Metternich selbst die Gründe angeführt zu hören, welchen die Schöpfung des so vielfach angefeindeten deutschen Bundes entsprang.

Das nun folgende achte Capitel bildet die bereits erwähnte „Geschichte der Allianzen von 1813 bis 1815, welche das Datum 1829 trägt. Die Abfassung dieses „Essay" dürfte wohl dem Bedürfnisse zu verdanken sein, gegenüber den mehr und mehr hervorgetretenen Darstellungen der merkwürdigen Epoche, die Metternich erwünscht und wahr erscheinende Auffassung des Sachverhaltes zur Geltung zu bringen. Wie bereits erwähnt, ist dieses Capitel historiographisch von außerordentlicher Wichtigkeit.

Das neunte und letzte Capitel der autobiographischen Denkschrift ist betitelt: „Anbruch der Friedens-Aera" und enthält bemerkenswerthe Mittheilungen über einzelne historische Thatsachen. Zu den Schwierigkeiten, welche sich der Bildung des „deutschen Bundes" entgegenstellten, zählt Metternich die Sonderbestrebungen Preußens,

Digitized by Google

die Scheu der deutschen Fürsten vor jeder Einschränkung ihrer Souverainetätsrechte, dann „im nördlichen Deutschland die seit dem Jahre 1806 aufgetauchten Aspirationen, welche theils in ausgesprochen demokratischer Richtung sich bewegten, theils durch die Benennung „deutschthümelnder Gelüste“ bezeichnet werden konnten.“ Der politische Gegensatz zwischen der deutschnationalen Fortschritts-Tendenz des Freiherrn v. Stein und den conservativen Principien Metternich's gibt sich allenthalben kund, wo von Stein Erwähnung geschieht.

Interessant ist, was Metternich über die Genesis der „heiligen Allianz“ mittheilt. Kaiser Franz hatte ihn rufen lassen und theilte ihm mit, daß Kaiser Alexander ihn zu einer Besprechung über einen höchst wichtigen Gegenstand eingeladen habe. „Den Gegenstand werden Sie“, fügte Seine Majestät bei, „aus der Schrift kennen lernen, welche er mir zur eindringlichen Beachtung übergab. Sie wissen daß ich mich nicht gern über ein Ding äußere, ohne dessen Werth oder Unwerth geprüft zu haben. Ich habe deßhalb den vom Kaiser Alexander eigenhändig geschriebenen Aufsatz angenommen und meine Ansicht darüber auszusprechen mir vorbehalten. Lesen und prüfen Sie denselben und sagen Sie mir dann Ihre Meinung über das Actenstück, das mich keineswegs anspricht, dessen Inhalt in mir recht ernste Bedenken erweckt.“

„Es bedurfte meinerseits keiner strengen Prüfung,“ schreibt Metternich, „um dem Aufsatze den Werth und den alleinigen Sinn einer in religiöses Gewand eingekleideten philantropischen Aspiration beizulegen, welche nicht den Stoff zu einem zwischen den Monarchen abzuschließenden Vertrage darbot und manche Sätze enthielt, die selbst zu religiösen Mißdeutungen Anlaß geben konnten.“ Derselben Ansicht waren Kaiser Franz und der König von Preußen, letzterer war für die gänzliche Verwerfung der Ideen Alexander's. Metternich mußte mit Alexander unterhandeln und erreichte die Umwandlung mehrer Sätze und das Weglassen einzelner Stellen, prophezeite aber eine hämische Auslegung des trotz der natürlichen Abneigung von den Monarchen nun acceptirten Entwurfs. „Dies ist die Geschichte der heiligen Allianz, die selbst in dem befangenen Sinne ihres Urhebers keinen andern Zweck hatte, als den einer moralischen Manifestation,“ schreibt Metternich, und will dies dadurch beweisen, daß in der ganzen

Digitized by Google

Folgezeit niemals der Fall eintrat, wo zwischen den Cabineten Erwähnung der „heiligen Allianz" gemacht worden wäre. Nur die den Monarchen feindlichen Parteien benützten den Act als eine Waffe zur Verläumdung der reinsten Absichten ihrer Gegner."

Die „heilige Allianz" war nicht eine Stiftung zur Niederhaltung der Volksrechte, zur Beförderung des Absolutismus und irgend einer Tyrannei. Sie war lediglich der Ausfluß einer pietistischen Stimmung des Kaiser's Alexander und die Anwendung der Grundlagen des Christenthums auf die Politik. Aus einer Verbindung religiöser und politisch-liberaler Elemente hat sich unter dem Einflusse der Frau v. Krüdener und des Herrn v. Bergasse die Idee der „heiligen Allianz" entwickelt. Niemand ist genauer als ich in der Kenntniß aller auf dieses „lauttönende Nichts" bezüglichen Verhältnisse."

Mit den Anmerkungen der Herausgeber, die zum Theil wichtige geschichtliche, zum Theil pikante Dinge enthalten, schließt das erste Buch. Das Zweite enthält die bereits erwähnten Charakterzeichnungen Napoleon's und Alexander's, erstere in französischer, letztere in deutscher Sprache geschrieben. Das dritte, noch im ersten Bande beginnende Buch enthält die Schriftensammlung, das für den Geschichtsforscher wichtige amtliche Material. Ohne dieses Material ist eine getreue Geschichte der Befreiungskriege nicht möglich, und dieses Material wird hier theilweise zum erstenmale bekannt. Namentlich sind es die Vorträge Metternich's an den Kaiser Franz, welche die maßgebendsten Aufklärungen über die Zeit von 1812 bis 1815 enthalten.

„Das sogenannte Metternich'sche System war kein System, sondern eine Weltordnung." Dieses stolze Wort steht als Motto vor dem Buche, dessen Inhalt hier kurz skizzirt wurde. Man wird es vielleicht anmaßend nennen, allein ein Mann, dessen Name, wie der Herausgeber sagt, über ein Menschenalter hinaus, von der Zeit des Wiener Congresses bis zur Pariser Februar-Revolution, als Programm galt und in dessen Cabinet auf dem Ballplatze in dieser ganzen Zeit die Fäden der conservativen Staatskunst, welche Europa den Frieden erhielt, zusammenliefen, kann sich derlei schon erlauben, ohne lächerlich zu werden.

Digitized by Google

Frd. von Gentz über die Zeitungspresse.

Ein Beitrag zu den Memoiren Metternich's.

In dem Augenblicke, in welchem die Memoiren Metternich's allgemeines und gerechtes Aufsehen erregen, erscheint es uns angemessen, einen Artikel aus der Feder Gentz's über die liberale Journalistik zu veröffentlichen, den der Letztere über Auftrag des Fürsten Staatskanzlers am 18. Juni 1822 verfaßte, und welcher uns von einem Freunde unseres Blattes zur Verfügung gestellt wird. Der Artikel ist merkwürdig, weil er die Art der Polemik völlig charakterisirt, die Gentz und Metternich gegen die liberalen Blätter führten. Derselbe ist übrigen auch für die heutigen Verhältnisse mutatis mutandis nicht ohne Werth und manches darin Gesagte wird der unbefangene Leser auch heute unterschreiben. Gentz meinte, daß der Artikel Wenigen schmecken und von vielen Seiten bitter getadelt werden würde, „was soll man aber thun," schrieb er einem Freunde, „wenn man einmal im Kriege steckt und nothgedrungen rechts und links um sich schlagen muß?"

Der Artikel lautet:

„Nichts ist in der Regel vergänglicher als der Eindruck, welchen die politischen Tagesblätter zurücklassen. Bei der ungeheuren Anzahl dieser Blätter und ihrer Verbreitung von einem Lande zum andern, bei der Mannigfaltigkeit der Gegenstände, die sie besprechen, bei dem stets erneuerten und nie gesättigten Bedürfniß der Leser, dem Laufe der Weltbegebenheiten nicht blos zu folgen, sondern vorauzueilen, wird heute gewöhnlich schon vergessen, was man gestern oder vorgestern gelesen hat; und Wenige finden es der Mühe werth, bei dem zu verweilen, was dieser oder jener Journalist vor vier Wochen geschrieben haben mag. Es gibt jedoch in den öffentlichen Debatten über große politische Fragen — unter welche die über die Wahrscheinlichkeit oder Unwahrscheinlichkeit eines Krieges im südöstlichen Europa ohne allen Zweifel gehört — gewisse Augenblicke, wo es wenigstens für gründlichere Menschen von wahrem Interesse, ja von wesentlichem Nutzen sein kann, zu bemerken, auf welchen Punkt oder vielmehr auf welche von einander abweichende Punkte die Journale der Hauptparteien, in welche die öffentliche Meinung sich nun ein-

Digitized by Google

mal gespalten hat, in Bezug auf jene Fragen vorgerückt waren. Ein solcher Augenblick ist der gegenwärtige.

Die Tagesschriftsteller der liberalen Partei haben aus Bewegungsgründen, in deren Würdigung wir für jetzt nicht eingehen wollen, seit einem Jahre, besonders aber in den letzten sechs Monaten, einen Krieg gegen die türkische Macht nicht blos als wünschenswerth, vernunftmäßig nothwendig und heilig, sondern zugleich als unausweichlich dem Ausbruch ganz nahe, ja hundertmal als bereits ausgebrochen verkündiget. Wenn gegen ihre Behauptungen und Weissagungen von anderer Seite Thatsachen oder auch nur Zweifel geäußert wurden, so haben sie solche in einem schnöden, hämischen, wegwerfenden Tone zurückgewiesen und sich bald auf ihre aus besseren Quellen geschöpften Nachrichten, bald auf das, was sie unwiderlegliche Vernunftsgründe nennen, mit solcher Zuversicht gestützt, daß fast allenthalben der größere Theil des Publicums, durch ihre prophetische Kühnheit fortgerissen, für ihre Ansichten gewonnen und gegen jede andere mißtrauisch ward. Endlich kam ein Zeitpunkt heran, wo Muthmaßungen und Prophezeihungen ihr Ziel erreichen, wo die Resultate sprechen, wo Wahrheit und Wirklichkeit wieder in ihre Rechte eintreten mußten. Der von der wahrhaft aufgeklärten Classe der Zeitgenossen aus guten Gründen gefürchtete, von den Anhängern des Constitutionnel, des Morning Chronicle und der Neckarzeitung sehnlich erwartete Krieg war von einem Monat zum andern ausgeblieben; die Ueberzeugung, daß die ersten europäischen Höfe, keinen ausgenommen, mit gemeinschaftlich unermüdeter Anstrengung an der Aufrechthaltung des Friedens arbeiteten, hatte, allen Gerüchten und Hirngespinnsten von eingebildetem Zwiespalt zum Trotz, durch überwiegende Zeugnisse und Thatsachen allmälig Wurzel gefaßt; und es blieb den Kriegspredigern nichts mehr als die Hoffnung, daß der Divan, von blindem Fanatismus getrieben, alle Bemühungen der christlichen Mächte fruchtlos machen würde. Endlich ward durch die Nachricht, daß die Pforte sich nicht nur bereit erklärt, sondern wirklich Maßregeln ergriffen hatte, ihren Verpflichtungen gegen die Nachbarstaaten Genüge zu leisten, auch diese letzte Hoffnung vereitelt.

Was war nun zu thun? Ein Einzelner gibt in solchem Falle mit möglichst guter Manier eine Stellung auf, die er länger nicht

Digitized by Google

zu halten vermag; ein der Reinheit seiner Absichten sich bewußter Mann kann ohne Gefahr und selbst ohne Scham gestehen, daß er in dieser oder jener Berechnung geirrt habe; von einer geschlossenen Partei ist solch' ein Geständniß nie zu erwarten. Ueberdies hatten die liberalen Schriftsteller ihre Dreistigkeit und ihren Uebermuth diesmal so weit getrieben, daß sie den Gedanken eines demüthigenden Rückzuges kaum mehr ertragen konnten. Sie handelten also, wie sie früher bei ähnlichen Unfällen gethan. Sie nannten das Licht des Tages Finsterniß und die Wahrheit eine Lügnerin, sie fuhren fort, jede Nachricht, die ihre tausendfältigen Verheißungen zu Schanden machte, aus welcher Quelle sie auch fließen mochte, für verdächtig oder falsch zu erklären; sie setzten jeder fremden Autorität die ihrer vorgeblichen oder wirklichen Correspondenten, oft auch blos ihre eigene entgegen, sie brachten nicht nur erdichtete Mittheilungen, sondern sogar erdichtete Actenstücke in Umlauf; und für den Fall, daß das ganze Gerüst des Truges dennoch zusammenstürzen möchte, hielten sie sich alle Hinterthüren offen, die entlarvten, aber unerschrockenen Quacksalbern, wenn ihre Kunst auch vor aller Welt Schiffbruch gelitten hat, immer noch zu Gebote stehen.

Dies ist das Schauspiel, welches in den letzten Tagen des vorigen und in den ersten des laufenden Monats die Journalisten der liberalen d. h. der revolutionären Partei in Frankreich geliefert haben, und wobei Deutsche, von gleichen Grundsätzen und Gesinnungen beseelt, ihre treuen und thätigen Gehilfen gewesen sind.

Ein kurzer Ueberblick ihres hartnäckigen, wenngleich ohnmächtigen Strebens, ihren eigenen sinkenden Credit, hauptsächlich aber die Hoffnungen; den Muth und das Selbstvertrauen ihrer Partei zu retten, wird vielleicht zum nützlichen Gebrauch in ähnlichen kritischen Momenten, deren uns noch manche bevorstehen, in jedem Fall aber als augenblickliche Unterhaltung unseren Lesern nicht unwillkommen sein.

Den ersten Anlaß zu einer allgemeinen Bewegung im Zeitungsreiche gab ein Artikel des „Oesterreichischen Beobachters" vom 20. Mai, der die in Constantinopel beschlossene Zurückberufung der türkischen Truppen aus der Wallachei und Moldau als bloßes Factum und ohne alle weiteren Bemerkungen angezeigt hatte.

Dieser Artikel scheint durch Privatmittheilungen ziemlich schnell nach

Digitized by Google

Paris gelangt zu sein; der Constitutionnel gab ihn am 29. Mai. Am nächsten glaubte er, seine wohlwollenden Leser über dessen alarmirenden Inhalt beruhigen zu müssen. Er versicherte sie, die Räumung der Fürstenthümer an der Donau beweise nichts gegen den unmittelbar bevorstehenden oder bereits erfolgten Ausbruch des Kriegs; sie sei vielmehr eine Bestätigung des letztern, indem die Pforte sich zu dieser Maßregel blos entschlossen, um den Anmarsch der russischen Truppen dort nicht abzuwarten, sondern den Kriegsschauplatz auf das rechte Donauufer zu verlegen. Er berief sich auf ein an demselben Tage (unerklärbar genug) in das Journal des Débats aufgenommenes Privatschreiben aus Wien, worin erzählt wird, „ein Courier aus Bukarest habe die Nachricht vom Einrücken der russischen Armee in die Moldau und vom schleunigen Rückzuge der Türken über die Donau gebracht." Die Schlüsse, welche aus den vom „Beobachter" gemeldeten Thatsachen gezogen werden könnten (der „Beobachter" selbst hatte keine gezogen), glaubte der Constitutionnel durch seine directen Briefe aus Constantinopel, vor Allem aber durch Ansehen und Gewicht seiner Frankfurter Correspondenten! — hinreichend widerlegt.

Der Courir Français führte, wie sich leicht vermuthen ließ, eine ähnliche Sprache. Dies Journal, das Product einiger berühmten Publicisten von der Linken, äußerte unter andern nicht geringes Befremden darüber, daß man dem „Oesterreichischen Beobachter" in Paris so viel Glauben bemessen könne, da er doch bekanntlich „nicht für die Franzosen, sondern für die deutschen Unterthanen des Kaisers geschrieben werde." Diese höchst naive und charakteristische Bemerkung verdient ihre Stelle in einem Gemälde der politischen Schriftstellerei unserer Zeit.

Das Journal de Paris, von gestürzten Ministern und einem bittern Oppositionsgeiste geleitet, stellte sich auf die nämliche Linie

Die Gazette de France ließ sich schon am 30. Mai über die Verwegenheit, mit welcher alle diese Journale ihre auf nichts als seichte Hypothesen oder armselige Correspondenzen gebaute Meinung verfochten, in folgenden Worten aus: „Wir wissen wohl, daß ein Krieg im Orient für unsere Revolutionärs ein Gegenstand des Jubels sein würde, und begreifen, daß man sich ungern von lange genährten Hoffnungen trennt; welche Verblendung aber, unter den jetzigen Um-

Digitized by Google

ständen, und nachdem alle zur Störung des Friedens in Europa seit Jahr und Tag geschmiedeten Ränke ohne Erfolg geblieben, an diesen Krieg fortdauernd zu glauben! Was hilft es den liberalen Blättern, die glaubwürdigsten Nachrichten aus Deutschland zu verfälschen, alte Muthmaßungen mühsam wieder aufzuwärmen, politische Correspondenzen, die offenbar in Paris fabricirt sind, als Zeugnisse aufzuführen, mit einem Worte, die Wahrheit und den gesunden Menschenverstand auf die Folter zu spannen, um einen Wahn aufrecht zu halten, der doch in wenig Tagen ohne Rettung zerstieben wird?

Bald erklärte sich auch das Journal des Débats für eine unbefangenere Ansicht der Dinge. — „Die Räumung der Fürstenthümer" — schrieb es am 1. Juni — „sei ein unverkennbarer Schritt zur Erhaltung des Friedens, eine der Hauptforderungen Rußlands sei hiermit erfüllt — von Befreiung des Peloponnes und anderer von Griechen bewohnten Länder habe kein officielles Actenstück Erwähnung gethan, — man müsse sich jetzt wohl ein paar Monate gedulden und der ferneren Verhandlungen abwarten" u. s. w.

Dies Alles blieb ohne Wirkung. Die Kriegsverkündiger waren entschlossen, das Feld nicht zu räumen, bevor sie noch einen Hauptschlag gewagt hatten. Am 2. Juni gab der Constitutionnel ein von St. Petersburg, 14. Mai datirtes Manifest des Kaisers von Rußland, welches ihm aus Frankfurt von unbekannter Hand zugekommen sein sollte, und zwar mit dem hinterlistigen Zusatz: „er habe eben so viel Gründe, das Actenstück für ächt, als für unächt zu halten."

Am folgenden Tage erklärte das Journal des Débats mit einiger Schonung, doch mit sehr bestimmten Ausdrücken, die Gazette de France mit gerechter Strenge, das angebliche Manifest für eine frevelhafte Erdichtung. Zugleich erschien im Moniteur, als Auszug aus dem Journale l'Etoile, ein Aufsatz, worin dieser letzte und frechste Betrug einer wider den Frieden der Welt verschworene Faction in den grellsten Farben dargestellt ward.

Ein so handgreifliches Falsum hätte ehemals einen Schriftsteller um Ehre und guten Namen gebracht. Heute ist das anders. Die Redacteurs des Constitutionnel und des Courier bleiben fortwährend schätzbare Bürger und üben fortwährend das Privilegium aus, Alle,

Digitized by Google

die nicht ihres Sinnes sind, die Regierung nicht ausgenommen, für Landesverräther zu erklären.

Während dies in Paris geschah, waren die deutschen liberalen Blätter hinter ihren französischen Mustern nicht zurückgeblieben. Zur Probe mag dienen, wie die Neckarzeitung, deren Herausgeber und Mitarbeiter uns wahrscheinlich Dank wissen werden, wenn wir sie als das beharrlichste und consequenteste Organ dieser Partei in Deutschland betrachten, in den letzten vierzehn Tagen die Frage von Krieg oder Frieden behandelte.

Am 26. Mai gab diese Zeitung einen sehr verkürzten und verstümmelten Auszug aus den im „Oesterreichischen Beobachter" vom 30. Mai enthaltenen Nachrichten und fügte hinzu:

„Durch alle diese Nachrichten scheint der „Oesterreichische Beobachter" andeuten zu wollen, daß die Pforte sich den Bedingungen des russischen Ultimatums bequemt und mit deren Vollzug den Anfang gemacht habe, und daß mithin an der Erhaltung des Friedens nicht mehr zu zweifeln sei." Und gleich darauf fährt sie fort: „Anders der englische Courier 17. Mai. Dieses Ministerial-Blatt sagt, ein von St. Petersburg sehr schnell in England angelangtes Schiff habe Briefe vom 4. Mai mitgebracht, nach welchen der Kaiser Alexander zur Armee abgereist war u. s. f." — So siegreich war der „Beobachter" lange nicht widerlegt worden.

Am 30. lieferte die Neckar-Zeitung einen Correspondenzartikel von Frankfurt datirt, worin die letzten Neuigkeiten des „Beobachters", unter dem ungereimten Vorwande, „sie beruhten blos auf Berichten aus Bukarest", angefochten, dagegen aber Briefe aus dem Norden citirt wurden, nach welchen „das russische Kabinet, der Ausflüchte des türkischen Ministeriums müde, mit Bestimmtheit entschlossen sein sollte, nicht länger als bis gegen die Hälfte des Monats Juni auf eine kategorische Antwort zu warten."

Den Werth solcher Mittheilungen kann jetzt Jedermann beurtheilen; was wir aber in diesem Artikel nicht ungerügt lassen dürfen (und was beinahe allen unter der Rubrik Frankfurt von den Kriegs-Herolden verbreiteten gemein ist), das sind die immerwährenden hämischen Anspielungen auf die Finanz- und Credit-Verhältnisse der österreichischen Monarchie, die unerlaubte und ehrenrührige Voraussetzung, daß ein

Digitized by Google

unter unmittelbarer Aufsicht einer allgemein verehrten Regierung erscheinendes öffentliches Blatt sich zum Werkzeuge der Papierkrämer und Agioteurs herabwürdigen könnte. Wenn sich französische Journal- oder Libell-Fabrikanten in ihrer Unwissenheit oder Bosheit dergleichen schimpfliche Vermuthungen erlauben, so verachtet man einen Unfug, den die Anarchie der Presse erklärt, und wenigstens in einer Beziehung entschuldigt; daß ähnliche Dinge täglich in deutschen Bundesstaaten gedruckt werden können, ist schwerer zu erklären und in keiner Beziehung zu entschuldigen.

In den folgenden Tagen schritt die Neckarzeitung, als wenn noch nichts ihre früheren Ansichten gestört oder erschüttert hätte, auf dem bisher verfolgten Wege muthig voran. Die drohendsten Briefe aus Wien, aus Petersburg, aus Paris, aus London mußten die nahe Explosion täglich verkündigen. In London wurde das russische Manifest mit jeder Stunde erwartet, obgleich der Ministerielle Courier nur von einer Erklärung, nicht von einer Kriegserklärung des Kaisers gesprochen; „so aber" — hieß es — „drücken sich Ministerielle Blätter gewöhnlich aus, wenn eine Sache durch Gründe der Vernunft und der Erfahrung außer Zweifel gesetzt, und nur noch nicht officiell bekannt ist!" — Aus Petersburg sollte am 6. Mai (!) geschrieben worden sein, das Manifest werde wahrscheinlich mit dem ersten Bülletin zugleich ausgegeben werden.

Endlich gab diese Zeitung am 7. Juni das oben erwähnte, von den Verfassern des Constitutionnel, oder einem ihrer Gesellen im Auslande muthwillig geschmiedete kaiserliche Manifest, ohne den leisesten Zweifel gegen dessen Aechtheit, ohne irgend eine Bemerkung, Erläuterung, Widerlegung, mit einer Eilfertigkeit, die dem kritischen Geiste der Herausgeber zur geringen Ehre gereichen würden, wenn hier von Urtheilen und nicht ausschließend von Absichten die Rede sein könnte.

So viel von dem bisherigen Treiben einer Partei, deren ausgesprochenen Wünschen und Zwecken die Unruhen im türkischen Reiche mehr als eine Art von Nahrung und Befriedigung darzubieten schienen. Zeitig genug werden wir inne werden, welchen Gang und welche Sprache sie bei veränderten Umständen, aber gewiß unveränderten Bestrebungen, einhalten wird. Ehe wir aber den Schauplatz ihrer

Digitized by Google

jetzigen Verlegenheit und Drangsale verlassen, wollen wir einer ihrer verzweifeltsten Apologien, weniger ihrer eigenen Merkwürdigkeit wegen als weil sie einen auch von andern Seiten in Anregung gebrachten, nicht unwichtigen Punkt berührt, noch einige Bemerkungen widmen.

In der Mainzer Zeitung vom 8. dieses Monats ist folgender Artikel zu lesen:

Die Correspondenten von Odessa scheinen ihre Trompeten mit den Londoner und Pariser Blättern vertauscht zu haben. Nachdem sie lange in die Kriegs-Tuba bliesen, pfeifen sie nun auf dem Friedensrohre. Da dieser veränderte Ton erst nach der Reprimande eines strengen Beobachters eintritt, so möchte man ihn ebensowenig für untrüglich halten als den ersten. — Ueberhaupt ist das Wesen, das seit einem halben Jahre auf dem Papier und für die Papiere getrieben wird, noch etwas mehr lächerlich als ärgerlich. Indem es nach und nach alle Glaubwürdigkeit zerstört, vernichtet es auch alle Vortheile der Speculation, die nothwendig darauf gegründet sind. Dies wäre anders, wenn geschähe, was ehemals geschah, wenn auf officiellem Wege die Wahrheit durch Documente, nicht durch halbofficielle nichts aussprechende Versicherungen ans Licht käme. — Man kann nicht hoffen, daß diese ultra-diplomatischen Mysterien das europäische Publicum von dem Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten entwöhnen; das Mittel wäre schlecht gewählt u. s. f. Doch wir fühlen wohl, daß diese Bemerkungen in den Wind gesprochen sind; aber dann muß man sich auch nicht über falsche Nachrichten beklagen, wenn sie an die Stellen des mangelnden Wahren treten u. s. f.

Aehnliche Klagen haben schon früher, jedoch in einem anständigen und bescheidenen Tone, verlautet; in so ungereimter und zugleich so anstößiger Form, wie hier, sind sie noch nicht ausgesprochen worden.

Wir halten es daher für nöthig, uns darüber zu erklären.

Es sollte dem Schreiber des Artikels schwer werden, den Zeitpunkt nachzuweisen, wo die Regierungen auf officiellem Wege, und durch officielle Documente von bestehenden, fortlaufenden, nichts weniger als geschlossenen diplomatischen Verhandlungen öffentliche Rechenschaft abgelegt hätten. Die Sache wäre ohnehin, sprächen auch nicht die wichtigsten Gründe dagegen, an sich selbst unausführbar; denn eine diplomatische Verhandlung bildet bekanntlich ein zusammenhängendes

Digitized by Google

Ganzes; einzelne Stücke herauszureißen und bekannt zu machen, wäre Unsinn; die dergleichen verlangen, sollten lieber darauf antragen, daß von Zeit zu Zeit, etwa alle acht Tage, ein officieller Bericht von dem Stande der Dinge an das Puplicum erstattet würde. Eine zumuthung dieser Art aber möchte man wohl kaum in Nordamerika, kaum in Columbia zulässig finden.

Wenn es aber auch nicht anerkannt falsch wäre, daß officielle Bekanntmachungen, mitten im Laufe diplomatischer Geschäfte jemals stattgehabt hätten, und nicht anerkannt unmöglich, sie zu irgend einer Zeit und unter irgend einer Regierungsform einzuführen, so würde immer noch nichts zweckloser und nichts thörichter sein, als zu diesem unversuchten Experiment gerade den gegenwärtigen Zeitpunkt zu wählen. Was wäre dabei gewonnen? Würden die, welche halbofficielle Mittheilungen, sobald sie ihren Wünschen oder Meinungen nicht zusagen, mit entschiedener Verachtung behandeln, sich gutwillig durch officielle belehren lassen? Sie würden höchstens, und dies kaum, wenn das Cabinet oder der Minister, unter dessen Autorität solche Publicationen erschienen, ihnen noch einige Furcht einflößte, directe Ausfälle dagegen vermeiden; nichts aber würde sie abhalten, sie mit kritischen Commentarien zu begleiten, aus jedem Worte falsche Folgerungen zu ziehen, jede angeführte Thatsache zu bezweifeln oder in ihrem Sinn auszulegen, nebenher ihre eigenen Ansichten, ihre eigenen Hypothesen, ihre wirklichen und erdichteten Correspondenz-Artikel, die Diatriben fremder Zeitungen, endlich ihre eigenen und ihrer Freunde Vernunftgründe in Reih und Glieder zu stellen; der Kampf würde nur noch verwickelter, bedenklicher und ärgerlicher, aber keineswegs fruchtbarer werden; und man würde dabei zuletzt noch den wesentlichen Vortheil einbüßen, wenigstens nach ausgemachter Sache die Wahrheit im Zusammenhange ans Licht zu stellen, und im Angesichte der Resultate alle Lügen-Systeme auf einmal zu zertrümmern.

Die Beschwerde über politische Geheimnißkrämerei ist nie so grundlos gewesen, als seitdem man uns täglich davon unterhält. Zu keiner Zeit haben die Regierungen, selbst die, welche man unbeschränkte zu nennen pflegt, so viel und so offen über die größten Angelegenheiten zum Puplicum gesprochen. Cabinetsverhandlungen sogar — obgleich kein Staat und kein Staatenverband bestehen könnte, wenn sie auf

Digitized by Google

offenem Markte betrieben werden sollten — sind gewöhnlich nur für kurze Zeit Geheimnisse im strengern Sinne des Wortes, und werden nur von Leuten, die (wie die meisten Zeitungsredacteurs) durch ihre persönliche Lage zur Unwissenheit in diplomatischen Dingen bestimmt und doch anmaßend genug sind, Alles wissen zu wollen, als ultra-diplomatische Mysterien betrachtet. Die Regierungen, wenigstens die aufgeklärten und starken, lassen so viel, als nur irgend ihre Stellung und das Interesse ihrer Staaten erlaubt, zur öffentlichen Kenntniß gelangen und hindern Niemanden, das, was zur Bekanntmachung noch nicht geeignet ist, durch eigene Nachforschungen zu ergänzen. Wenn nichtsdestoweniger über die politischen Verhältnisse der Mächte tausend und tausend der abgeschmacktesten Irrthümer in täglichem Umlauf sind, so hat dies nicht seinen Grund in der Verschlossenheit oder Pedanterei der Regierungen, sondern darin allein, daß die Einen, von kindischer Ungeduld getrieben, ohne Unterlaß Aufschlüsse verlangen, welche die Regierungen, weil sie ihnen selbst noch abgehen, weil große Beschlüsse, oder große politische Verwickelungen nur allmälig zur Reife gelangen, ihnen nicht zu geben ihm Stande sind; indeß Andere, von einem feindseligen Argwohn, oder von schlechten Rathgebern bethört, das, was die Regierungen bekannt werden lassen, gerade deßhalb als verdächtig oder als unwahr verwerfen. In beiden Fällen bleibt nichts übrig, als aus unreinen Wässern zu schöpfen, was man aus reinen nicht abwarten, oder nicht annehmen mag; und daß es dieser Liebhaberei nicht an Nahrung gebreche, dafür ist in unserer Zeit hinlänglich gesorgt. Wenn aber in solcher babylonischer Verwirrung auch eine Stimme vom Himmel ertönte, sie würde bei denen, die einmal entschlossen sind, nur zu glauben, was ihnen gefällt, keinen Eingang finden.

Wir müssen von diesen Betrachtungen noch einmal auf den Mainzer Artikel zurückkommen, um den Schluß desselben der allgemeinen Aufmerksamkeit zu empfehlen. Der Verfasser tritt nämlich mit folgender pathetischer Erklärung ab: „Ihr beklagt Euch, daß wir falsche Nachrichten verbreiten! — Schafft uns wahre! wo nicht: so seid darauf gefaßt, daß wir fortfahren werden, falsche zu geben." Er scheint in seinem Unmuth nicht bemerkt zu haben, daß diese Drohung nicht die Regierungen, wie doch sicher seine Absicht war, sondern allein die

Digitized by Google

unschuldigen Zeitungsleser trifft. Für diese wäre freilich, bei so löblichen Vorsätzen, keine Hilfe, wenn sie, trotz der abermals gemachten lehrreichen Erfahrung, dem Genusse, sich täglich an politischen Fabeln zu weiden, nicht entsagen, und in Ermanglung ächter Berichte, die sich nicht nach Willkür schaffen lassen, lieber falsche, als gar keine, empfangen wollten. Indeß behält die Drohung immer ihren Werth; — denn dem Puplicum im Voraus anzukündigen, wie man, zur Bestrafung eines Dritten, es fernerhin zu behandeln gedenkt, setzt einen Grad von Offenheit und Gutmüthigkeit voraus, den man in einem calculirenden Zeitalter nicht leicht erwartet hätte.

Ein deutscher Gelehrter über die Abteien in Oesterreich.

Ein Freund unseres Blattes, der vor einiger Zeit Oesterreich bereiste, um in den verschiedenen Bibliotheken Forschungen über altdeutsche Literatur anzustellen, sendet uns einen Bericht über seine Reiseerlebnisse, in welchen er sich in wahrhaft begeisterter Weise über das freundliche Entgegenkommen ausspricht, das er überall in Oesterreich gefunden hat. Mit besonderer Dankbarkeit gedenkt er des freundlichen Empfanges und der nachdrücklichen Unterstützung, die er in den verschiedenen Stiften und Abteien gefunden. Er schreib wörtlich:

„Ich war erstaunt über die hohe wissenschaftliche Bildung. Diese Männer, die auf sich und ihr Kloster beschränkt in der Einsamkeit lebten, waren genau von allem Thun und Treiben in der Wissenschaft und Politik unterrichtet. Hier erst lernte ich die österreichischen Klöster kennen, ihre Stellung zum Staate und zur Kirche, ihre wischenschaftlichen Bestrebungen und Leistungen. Das Klosterleben in Oesterreich war mir etwas Neues, Ueberraschendes, Erquickliches. Hier mußte auch der ärgste Feind des Klosterlebens umgestimmt werden. Wahrlich, der ehrwürd'ge Martin Gerberit hat Recht, wenn er weiland sprach: „Unser Stand ist ein Stand der Arbeit und wir können den Vorwurf gewisser Leute, als wären wir unnütze Glieder des Staates, nicht besser von uns ablehnen, als wenn wir uns nützlich beschäftigen: unsere gelehrten Arbeiten müssen uns rechtfertigen."

Digitized by Google

In Göttweih verlebte ich schöne, unvergeßliche Tage, mein erster Gang war in die prachtvolle Bibliothek, wo ich mir jede Handschrift ansah und mehrere heraus zu weiterer Benutzung legte, was der hochw. Herr Abt, ein höchst liebenswürdiger Herr, freundlichst gestattete. In der Cistercienser-Abtei Zwettl wurde ich sehr freundlich empfangen und aufgenommen, ich fand einen regen Sinn für wissenschaftliche Bestrebungen und war fünf Tage sehr beschäftigt mit Abschreibungen und Aufzeichnungen. Der Abt, Herr Stephan Rößler, ist ein noch junger Mann, eine wahre Zierde seines Standes, ihm bin ich vielen Dank schuldig. Diesen Dank abzustatten bin ich auch den geistlichen Herren in Seitenstetten schuldig, wo ich ebenfalls die freundlichste Aufnahme fand. Der hochw. Abt, Herr Dominik Hönigl, ist ein warmer Freund der Wissenschaft. Der Handschriftenkatalog ist ein wahres Muster von Vortrefflichkeit, das wird Einem bei Durchsicht der einzelnen Handschriften sofort klar; sogar auf gelegentliche Bemerkungen, Scherze und Witze ist Rücksicht genommen. Kremsmünster, dieses uralte Benedictinerstift, berühmt durch sein Gymnasium, seine Bibliothek, Sternwarte und naturhistorischen Sammlungen, bot mir eine reiche Ausbeute; ein Schauspiel von der heil. Dorothea aus dem 14. Jahrhunderte schrieb ich vollständig ab, ebenso mehrere böhmische Gedichte. Durch echten wissenschaftlichen Sinn und große Gelehrsamkeit hat sich dies Stift einen berühmten Namen und einen hohen Rang in der Literaturgeschichte Oesterreichs erworben. Sein Abt, der hochw. Herr Cölestin Ganglbauer reiht sich würdig seinen Vorgängern an, welche als Leuchten der Wissenschaft mit Recht verehrt werden.

Sehr reich an geschichtlichen und philologischen Werken und im Fache der sogenannten schönen Literatur ist die Stiftsbibliothek von St. Florian. Man braucht nur die Namen Franz Kurz, Klein, Chmel, Jodocus Stülz, Schmiedtberger u. s. w., zu nennen, um den Ruhm dieses Stiftes zu verkündigen, dessen Mitglieder unter ihrem gelehrten und liebeswürdigen Abte, dem Herrn Ferd. Moser, eifrig bemüht sind, den großen Ruf des Stiftes zu erhalten.

In der stattlichen, palastartigen Benedectiner Abtei Melk verweilte ich mehrere Tage. Die Handschriftensammlung war früher reicher, Vieles soll jedoch an die Wiener Hofbibliothek abgegeben

Digitized by Google

worden sein, immerhin ist sie auch jetzt noch sehr bedeutend. Das fleißige Brüderpaar Pez hat schon vor Jahren das Meiste bekannt gemacht. Das Chronicon Mellicenze, welches Pertz vermißte, ist noch vorhanden und enthält auf dem ersten Blatte den bekannten Marienhymnus des 12. Jahrhunderts. Das Stift besitzt nebst seiner reichen Bibliothek ein ausgezeichnet geleitetes Gymnasium nebst Convicte, die geistlichen Herren, an deren Spitze der inful. Abt, Herr Alexander Karl, steht, dessen Name in der Gelehrtenwelt mit verdienter Hochachtung genannt wird, sind durchgehends eifrige Förderer wissenschaftlicher Bestrebungen.

Einige sehr angenehme Tage verlebte ich in dem Benedictiner Stifte St. Paul.

In der Nähe von Wolfsberg öffnet sich das Lavantthal mit seinen freundlichen Dörfern und Städtchen, mit seinen Maisfeldern, Obstbäumen und üppigen Matten, zu beiden Seiten von hohen Bergen umschlossen. Am Ende des Thales, in der Nähe der majestätischen Choralpe, auf einem Felsen, liegt St. Paul, halb umkränzt von einem Buchenberge, auf dessen drei Gipfeln zwei Kirchen stehen und ein altes Schloß.

St. Paul war schon früher eine Benedictiner-Abtei; in der Josephinischen Zeit war sie aufgehoben und aller ihrer Schätze beraubt. Hier fanden 1809 die ausgewanderten Mönche von St. Blasien im Schwarzwalde eine Zufluchtsstätte; sie brachten nichts mit als ihren Ruhm und ihre Gelehrsamkeit, einen Theil ihrer Bücher und Kunstschätze und die Gebeine ihrer Habsburgischen Schutzherren.

Ich traf zu Mittagszeit ein. Ich war schon von Wien aus angemeldet, wäre aber auch ohnedem freundlichst empfangen worden. Ich ward sogleich zur Tafel geladen, und nachher in mein Zimmer und dann in die Bibliothek geführt

Unter den Handschriften aus Spital — hier lebten die St. Blasier-Mönche einige Zeit, ehe sie nach Kärnthen übersiedelten — fand ich keine einzige von Werth, dagegen erinnerten die St. Blasier gleich durch ihr Aeußeres und ihren Inhalt an die Heimat der Künste und Wissenschaften. Es waren darunter allein etwa 8 Uncial-Codices aus dem 5.—8. Jahrh. Mit größter Bereitwilligkeit gestattete man mir die

Digitized by Google

Benutzung des ganzen Handschriftenvorraths. Noch am selbigen Tage nahm ich mehrere Handschriften in mein Zimmer und fing sofort an zu arbeiten. Das Wichtigste ist ein Uncial-Codex des 6. und 7. Jahrhunderts, Ambrosius de fide catholica, mit zwei Vorsetzblättern aus gleicher Zeit, enthaltend das 1. und 2. Capitel des Lucas. Auf diese Vorsetzblätter hat ein Glossator des 8. Jahrh. die beinahe vollständige deutsche Uebersetzung eingetragen, auch zu jeder Abweichung der Itala die gewöhnliche Lesart der Vulgata hinzugefügt. Ein einziges Mal ist er irre geworden: die Itala hat ABA EO, er setzte darüber: ab eo, fona imo, was übrigens gar keinen Sinn gibt. Ich blickte in die Vulgata, und da findet sich a seculo, was der Uncialist deutsch gab durch aba eo, wahrscheinlich eine der ältesten Spuren des Althochdeutsch. Die Abschrift war übrigens nicht so leicht zu machen. Häufig hatte der Glossator nur die Flexion oder den letzten Buchstaben eines Wortes hinzugeschrieben, z. B. uerba, t d h. uuort, domini, nes d. h. truhtines

Außerdem schrieb ich ab eine ganze Reihe Glossen aus dem 8. Jahrh. zur Genesis, eine ganze Handschrift biblischer Glossen, früher ein Eigenthum des Klosters St. Ulrich und Afra zu Augspurg, vier altfranzösische Lieder und vieles Andere.

Ich erinnere mich mit großer Freude der vielen Gespräche über Gegenstände aus allen Zweigen des menschlichen Wissens, und muß gestehen, daß der Geist St. Blasiens hier noch immer fortlebt. Es herrscht hier unter dem gelehrten Abte, Herrn Augustin Duda, eine sehr rege wissenschaftliche Thätigkeit und man ist redlich bemüht, den erleuchteten Vorbildern wie Marquard Herrgott, Martin Gerbert, Emil Ussermann, Ambrosius Eichhorn, Trudpert Neugart, Abt Berthold, Ignatius Kopp u. s. w. nachzueifern.

Eine der ältesten Bibliotheken ist die des Benedictiner-Stiftes St. Peter in Salzburg Sie war einst sehr reich, wurde aber in den Kriegsjahren von Franzosen und Baiern stark geplündert, gleichwohl enthält sie noch vieles Interessante, unter Andern einen Prudentius mit althochdeutschen Glossen. Alle Anerkennung verdient der Eifer, mit welchem die geistlichen Herren bemüht sind, die Bibliothek zu bereichern.

Das letzte Stift, welches ich besuchte, war die stattliche Benedictiner-

Digitized by Google

Abtei Admont (ad montes). Ein althochdeutsches Wörterbuch, mittelhochdeutsche und lateinische Gedichte, eine lateinische Metrik für die Poesie des Mittelalters interessirten mich sehr lebhaft. Ich wurde auch hier sehr freundlich aufgenommen und schulde dem hochw. Abte, Herrn Jeno Müller, sowie den geistlichen Herren, die sich als eifrige Förderer wissenschaftlicher Bestrebungen erwiesen, meinen aufrichtigsten Dank. Dr. von S—.

Kunstgewerbliche Literatur.

W. L. Seit sich allgemein die Ueberzeugung verbreitet hat, daß eine stylvolle künstlerische Behandlung der dem Schmuck des Lebens dienenden industriellen Erzeugnisse im Interesse nicht blos unserer Volkscultur, sondern auch unseres Wohlstandes liegt, ist der Ruf nach kunstgewerblicher Reform nicht mehr von der Tagesordnung verschwunden. Den großartigen hauptsächlich durch die Initiative des Prinzen Albert in's Leben gerufenen Bestrebungen der Engländer sind auf dem Continent mit dem größten Eifer wir Oesterreicher gefolgt, und dem South Kensington-Museum ist das Museum für Kunst und Industrie in Wien unter Hofraths Eitelberger verständnißvoller Leitung würdig zur Seite getreten. Nicht minder nachdrückliche Anstrengungen nach dieser Richtung hat Berlin mit der Gründung des deutschen Gewerbemuseums gemacht, während zu gleicher Zeit fast alle anderen deutschen Staaten und Städte von irgend welcher Bedeutung nachgefolgt sind. Nürnberg hat seine Kunstschule unter Gnauth's einsichtsvoller Leitung einer Reform unterzogen und zugleich unter Stegemann eine eigentliche Kunstgewerbeschule mit bedeutenden Mitteln in's Leben gerufen; in Karlsruhe hat Rachel mit entschiedenem Talent die noch junge Kunstgewerbeschule zu fördern und auf die richtige Bahn zu lenken verstanden; namentlich aber sind in München unter Emil Lange seit 1876 die Fortschritte der dortigen Anstalt so groß und glänzend, daß, wer vor Kurzem die Ausstellung derselben zu studiren Gelegenheit hatte, von diesen bedeutenden Fortschritten frappirt werden mußte. Große Anerkennung verdienen die Bestrebungen, welche auf literarischem Gebiete das Kunstgewerbe zu heben beabsichtigen. In erster Linie steht die bei Engelhorn in Stuttgart erscheinende Gewerbehalle, welche unter Adolf Schill's Leitung

Digitized by Google

eben ihren siebzehnten Jahrgang vollendet. Die Zeitschrift, in ihrer prachtvollen Ausstattung ein rühmliches Zeugniß rationeller Verlagsthätigkeit, ist in ihrer neueren Entwicklung den Anforderungen der Gegenwart nach Kräften gefolgt, indem sie neben gediegenen Erzeugnissen älterer Epochen den Nachdruck hauptsächlich auf moderne Arbeiten aus den verschiedenen Zweigen des Kunstgewerbes legt. Auch die farbige Decoration ist in neuerer Zeit durch eine Anzahl von Tafeln entsprechend vertreten. Daß der Herausgeber für das kunstgewerbliche Fach im hohem Grade begabt ist, ist bekannt. Das schönste Zeugniß dafür ist die neueste bei Grunow in Leipzig erschienene Ausgabe der Gedichte Alfred Meißner's, sowie die eben von der Cotta'schen Buchhandlung veröffentlichte neue Auflage der Frithiofsage, welche beide mit Randleisten, Vignetten und Initialien von Schill geschmückt sind. Wir begrüßen hier die heilsame Umkehr aus dem überwuchernden Naturalismus moderner Bücherillustration zu einem im Geiste Holbein's und der edelsten Renaissance durchgeführten Bücherschmuck, der in seiner Anmuth hoffentlich bald einen umgestaltenden Einfluß auf das ganze Gebiet ausüben wird. Was die Gewerbehalle betrifft, so haben wir nur den einen Wunsch, daß allmälig neben reich ausgestatteten Prachtstücken auch die für den einfachen Bürger bestimmten schlichteren Gebrauchsgegenständen mehr Aufnahme finden, denn von unten herauf müssen wir die Besserung des Geschmackes anbahnen, um zu einer gründlichen Reform zu gelangen. Zu den rühmenswehrten Erscheinungen gehören die Zeitschrift des Münchener Kunstgewerbevereins, die Blätter für Kunst und Gewerbe, welche das Nürnberger Gewerbemuseum veröffentlicht, ferner die Musterblätter kunstgewerblicher Thätigkeit, welche von einem Verein Berliner und Dresdener Fachmänner herausgegeben werden und in besonderen Heften Meubles und Holzarchitektur, Kunstschlosserei und Bronze, Gold- und Silberarbeiten umfassen. Besonders zeichnet sich aber die von E. Puls bei Warnsdorf in Göttingen-Leipzig publicirte Mustersammlung moderner schmiedeeiserner Ornamente durch Mannigfaltigkeit, Schönheit und practische Verwendbarkeit aus. Aehnliche Richtung verfolgt auch Fr. O. Schulze in den Kunstschmiedearbeiten (Scholtze's Verlag in Leipzig) und den ebendort erschienenen

Digitized by Google

Tischlerarbeiten, Publicationen, welche manches Anregende und Werthvolle enthalten. Auf diesem ganzen Gebiet ist seit einigen Jahren die Richtung auf die deutsche Renaissance vorherrschend, eine im wesentlichen gewiß gesunde und erfreuliche Erscheinung, bei der wir indeß immer wieder davor warnen müssen, daß nicht die Vorliebe für die späteren barocken Formen den Sinn für die edle maßvolle Frührenaissance zurückdränge. Eine ganz vortreffliche Veröffentlichung liegt seit einiger Zeit in der von W. J. Toifel bei George Gilbers in Dresden herausgegebenen Keramik vor, welche für die Gefäßbildnerei, und zwar nicht blos in Majolika, Steingut und Porzellan, sondern auch in Edelmetallen, Glas und Krystall mustergültige Vorlagen zu bieten verspricht. In den drei vorliegenden Lieferungen finden wir 15 Foliotafeln in vorzüglichem Lichtdruck von Römmler und Jonas nach den Originalentwürfen des Herausgebers und anderer Fachmänner, in denen der Beweis geliefert wird, wie mannigfaltig und reich und wie stylvoll zugleich, je nach den verschiedenen Aufgaben, die edelsten Motive aus den klassischen Epochen der Gefäßbildnerei nicht blos der griechischen und römischen, sondern auch der Renaissance und des Orients in freiem Fluß schöpferischer Phantasie zur Verwendung zu bringen sind. Wir können dies vorzügliche Werk den Kreisen der Gewerbetreibenden, sowie dem kunstsinnigen Publicum nicht warm genug empfehlen. Der Gefäßbildnerei in Metall sind endlich zwei Werke gewidmet, welche beide von Nürnberg ausgehen und aus dem Schatze der vormals hochberühmten dortigen Goldschmiedekunst geschöpft sind. Das eine nennt sich „Gefäße der deutschen Renaissance" (Punzenarbeiten), herausgegeben vom bayerischen Gewerbemuseum im Verlag von Friedrich Korn zu Nürnberg. Bekanntlich nennt man Punzenarbeiten solche Blätter, deren Zeichnung nicht durch Striche, sondern durch Punkte, die mit dem Punzen in die Platte getrieben wurden, ausgeführt ist. Das österreichische Museum hatte vor einigen Jahren eine Reihe solcher gepunzter Blätter veröffentlicht, welche Entwürfe zu Pokalen und anderen Prachtgefäßen von der Hand eines deutschen Meisters der Renaissance enthielten. Die vorliegende Veröffentlichung bringt neun weitere Blätter ähnlicher Art, mit einem sachkundig geschriebenen, erläuternden Text von O. von Schorn, zur allgemeinen Kenntniß. Dieselben zeichnen

Digitized by Google

sich durch edlen Schwung und Ruhe der Umrisse, sowie durch eine fein abgewogene und glücklich vertheilte Flächenornamentik aus, in welcher hauptsächlich Blumen und Früchte zwischen einzelnen Masken und einem maßvoll behandelten Bandwerk den Grundaccord bilden. Ungleich reicher entfaltet sich die Gefäßbildnerei in einem kürzlich bei Paul Bette in Berlin erschienenen reichhaltigen Album, in welchem R. Bergau unter dem Titel „Wenzel Jamitzer's Entwürfe zu Prachtgefäßen in Gold und Silber" in photolithographischen Nachbildungen eine bedeutende Anzahl von interessanten, meistens überaus seltenen Ornamentstichen jener Epoche veröffentlicht; der Herausgeber versucht in seinem einleitenden Text alle diese Werke dem Wenzel Jamitzer zuzuschreiben, von welchem er übrigens nicht ganz richtig behauptet, er sei der erste Meister gewesen, welcher mit der überlieferten Gothik vollständig gebrochen habe, da doch schon von Hans Holbein dies mit Bestimmtheit behauptet werden muß. Wie dem auch sein mag, wir begrüßen mit Beifall diesen Versuch, das bis jetzt von der Forschung noch kaum berührte Gebiet der Ornamentstiche jener Zeit wissenschaftlich aufzuklären; daß es aber gelungen wäre die Urheberschaft Jamitzer's bei allen diesen vorgeführten Werken überzeugend nachzuweisen, können wir nicht zugestehen. Die erste mit A bezeichnete Reihenfolge von dreiunddreißig Entwürfen enthält wohl Manches, das auf jenen ausgezeichneten Meister deutet; wir rechnen dahin alle jene Gefäße, die durch reichen plastischen Schwung der Ausladungen, durch vegetative und figürliche, den Contour unterbrechende und belebende Ornamente eine Verwandtschaft mit dem berühmten Tafelaufsatz des Meisters bezeugen. Aber gerade eines von diesen Werken, unter Nr. 15 aufgeführt, trägt ein fremdes Monogramm, dessen Unbequemlichkeit der Herausgeber allerdings mit der mehr kühnen als begründeten Annahme eines späteren Zusatzes zu beseitigen sucht. Andere unter diesen Entwürfen, z. B. die Nummern 3, 4, 6, 7 u. a., tragen in den stumpferen Profilen und der schwerfälligeren Decoration vollends das Gepräge einer durchaus verschiedenen Künstlerpersönlichkeit. Am meisten im Geiste Jamitzer's behandelt sind die unter B vorgeführten 67 Nummern, die an Grazie, Lebendigkeit und Frische der Gedanken ihm wohl entsprechen Wenn wir nun, wie gesagt, nicht zugestehen können, daß ein fester Boden für die

Digitized by Google

kunsthistorische Würdigung des trefflichen Nürnberger Meisters hier gewonnen sei, vielmehr noch Manches auf bloßer Hypothese beruht, so ist doch der Versuch schon anzuerkennen, da er zu weiteren Forschungen Anlaß bieten wird. Müssen wir die kunstwissenschaftliche Seite dieser Arbeit also noch mit einem Fragezeichen versehen, so steht dagegen die rein künstlerische und zugleich practische Bedeutung derselben über allem Zweifel. Denn diese ungemein große Zahl von Entwürfen bietet eine wahre Fundgrube, in welcher neben einzelnem weniger Mustergiltigen eine reiche Ausbeute des Schönen, Stylvollen, Vortrefflichen zu gewinnen ist. Wir können unseren Gewerbetreibenden, sowie dem kunstliebenden Publicum das Studium dieser künstlichen Entwürfe nicht dringend genug ans Herz legen. Hier fließt ein unerschöpflicher Quell des Schönen; in geistreichem Aufbau, feiner Gliederung, Lebendigkeit der Umrisse und anmuthvollem Schmuck läßt sich kaum Anziehenderes denken. Dabei die große Mannigfaltigkeit, die denselben oder doch verwandten Aufgaben immer neue Lösungen entgegenbringt! Man sieht mit Hochgenuß, wie üppig die Phantasie jener Zeit sprudelt. Und nun vergleiche man damit, was gar zu oft heutzutage uns an Geschmacklosigkeiten, an naturalistischen Ungeheuerlichkeiten, an Plumpheit und Widersinn geboten wird, wenn es einmal gilt, Prachtgefäße u. dgl. zu festlichen Gelegenheiten herzustellen. Wohl haben unsere besseren Goldschmiede sich von dem Wust schon befreit; aber oft zwingt die Geschmacklosigkeit des lieben Publicums sie noch, das Häßliche und Aberwitzige zu produciren. Umsomehr sei die Kunst „unserer Väter", wäre es auch nicht überall Zamitzer selbst, zum Studium empfohlen.

Oesterreichs Freihafen.

Die Occupation Bosniens und der Herzegowina hat, wie ein flüchtiger Blick auf die Landkarte lehrt, die — Zollgrenze Oesterreichs abgekürzt und arrondirt. Dalmatien erstreckt sich nicht mehr als langgedehnter, von der Landmasse der Monarchie nahezu losgelöster Küstensaum gegen Süden hin, sondern steht, mit einem passenden Hinterlande versehen, mit dem übrigen Oesterreich auch continental in nunmehr ausgiebiger Verbindung. Während daher dem Lande früher das Pri-

Digitized by Google

vilegium des Zollausschlusses verliehen werden mußte, entfällt unter den heutigen Verhältnissen hiezu die Veranlassung, und kann es daher nur gebilligt werden, wenn die Einbeziehung jenes Küstenlandes sowie die Istriens, wo analoge, wenn auch nicht identische Motive vorlagen, in das gemeinsame Zollgebiet beschlossen wurden.

Es wäre nicht so uninteressant, eine akademische Erörterung darüber zu pflegen, ob nicht dennoch jene Länder im Stande des Zollausschlusses geblieben wären, wenn eine entschieden freihändlerische Strömung die Welt durchzöge. Doch würde sich dieselbe an dieser Stelle auf Kosten einer Besprechung concreter Verhältnisse ungebührlich breit machen und sei darum unterlassen. In Wirklichkeit leben wir in der Aera des Schutzzolles; alle Staaten Europas, mit Ausnahme derer, die es Gott sei Dank nicht nöthig haben, sind von dem Bestreben beseelt, die wirthschaftliche Production ihrer Bürger zunächst für diese selbst durch lebhaften internen Umsatz nutzbar zu machen, ferner durch geeignete Zolltarifpositionen der Ueberfluthung durch ausländische Producte vorzubeugen und in Consequenz dieses Bestrebens auf dem Gebiete des Communicationswesens das nachzuholen, wodurch andere Staaten nicht zum geringsten Theile ihren wirthschaftlichen Vorsprung erreicht haben. Wird die Gesammtheit derartiger Maximen, wie in unseren Tagen, zu einem förmlichen Gemeingute der Handelspolitik, so ergibt sich als unausbleibliche Folge daraus, daß Privilegien in Gestalt von Zollausschlüssen, die zu anderer Zeit ein Segen, ein Mittel zum Aufblühen waren, der geänderten Situation gegenüber die Existenzberechtigung verlieren und es entfällt daher der Grund, weßhalb gewisse Territorien in wirthschaftlicher Beziehung eine Sonderstellung einehmen sollten.

Einigermaßen verwickelt jedoch gestaltet sich die Frage in Bezug auf größere Hafenstädte. Verdankt eine solche ihre Größe und Bedeutung ausschließlich, zum mindesten vorwiegend dem Umstande, daß sie einem großen reichen Hinterlande den überseeischen Verkehr vermittelt, dessen Producte verschifft und ihm vorzugsweise den Import aus fernen Ländern besorgt, so wird ein rationelles Schutzzollsystem ihrem Gedeihen nicht abträglich sein, vorausgesetzt, daß in Bezug auf leichte Zugänglichkeit und unerschütterte Productions- wie Consumtionskraft das Hinterland nach wie vor die gleichen Daseins- und Wohlhaben-

Digitized by Google

heitsgrundlagen bietet. Man denke an die großen Hafenstädte Frankreichs, Marseille, Bordeaux u. A. Wesentlich anders jedoch wirkt die Einführung oder schärfere Betonung schutzzöllnerischer Grundsätze auf solche Handelsemporien ein, deren Verkehrsrayon weit über das nächstgelegene, staatlich zugehörige Hinterland hinausgeht, ja hinausgehen muß. Hafenstädte dieser Kategorie sind mit ihrem Gedeihen an Bedingungen geknüpft, zu denen der nächstgelegene continentale Complex nur einen Bruchtheil liefert; sie müssen zollfrei sein, wenn ihre Waarenquantitäten eventuell über andere, entferntere Zollschranken hinweg der Concurrenz des Weltmarktes Stand halten sollen.

Wenn nun ein Staat auf eine Seestadt letzterer Art das Schutzzollsystem durch Aufhebung des Freihafens anwenden will, so muß er mit gutem Gewissen von sich sagen können, 1. daß er für sich allein im Stande ist, besagter Stadt aus eigenem Umsatz zu bieten, was ihr aus der theilweisen Vertheuerung des überseeischen Imports zur Last fällt und 2. daß in Bezug auf Communicationen Alles geschehen und fertig gestellt ist, was der Staat braucht, um durch Vermittlung des Hafenplatzes einen lebhaften überseeischen Verkehr zu unterhalten, und was Letzterer unentbehrlich ist, wenn sie auf viele und kürzere Strecken und nicht, wie früher, auf lange Weltstrecken reflectiren soll.

Kann Oesterreich heute schon von sich behaupten, daß es die eben angedeuteten Bedingungen gegenüber seiner einzigen und großen Seestadt erfüllt? Wir glauben nicht. Es geschah und geschieht allerdings von staatswegen vieles für Triest, allein einerseits erscheint es uns, wie gesagt, fraglich, ob unser eigenes wirthschaftliches Leben schon so erstarkt ist, daß wir den einzigen größeren Freihafen aufheben können; anderseits darf nicht außer Acht gelassen werden, daß durch die nicht genug anzuerkennende Sorgfalt aller bisherigen ungarischen Regierungen dem Hafen Triest in dem benachbarten Fiume ein Concurrent erwachsen ist, der gerade aus seiner Freihafenstellung zum größten Theile sein Emporblühen ableiten darf.

Die Abgeordneten der Stadt Triest erfüllten nur ihre Pflicht, indem sie sich gegen die sofortige Aufhebung des Freihafens von Triest aussprachen. In einer schwungvollen, von historischen Gesichtspunkten ausgehenden Rede wies der Rath der Triester Central Seebehörde,

Digitized by Google

Abgeord. Wittmann, darauf hin, daß seinerzeit der Handelsminister erklärt habe, daß der Triester Freihafen nicht eher aufgehoben werden solle, bis die nöthigen Vorkehrungen getroffen sein werden, um diese Aufhebung ohne Schaden für Triest durchführen zu können. Wo seien aber diese Vorkehrungen? Wo seien die Entrepots, die Eisenbahnen? Dergleichen lasse sich nicht im Handumdrehen, nicht in zwei Jahre schaffen. Man bedenke doch auch den Kampf, den Triest gegen Venedig und gegen Fiume zu führen hat.

Am 1. Jänner 1881, dem Tage, an welchem der Ausschuß die Aufhebung des Triester Freihafens eintreten lassen will, feiert Triest seine 500jährige Zusammengehörigkeit mit Oesterreich. Alle Kronländer feiern einen solchen Tag in gehobener Stimmung. Thun Sie, m. H., nichts dazu, daß Triest dem Tage, an welchem es zum zehnten-Male seine diamantene Hochzeit mit Oesterreich feiert, mit bangem Herzen entgegensehe. Lassen Sie Triest seinen Freihafen so lange fortbestehen, bis ihm die Möglichkeit gegeben ist, als große Hafenstadt fortexistiren zu können.

Die Rede machte großen Eindruck, nicht minder die treffliche Auseinandersetzung des Abg. Nabl, daß es sich hier nicht blos um das Interesse Triest's allein, sondern des ganzen Staates handle, dessen einziger großer Seehandelsplatz Triest sei. Das Abgeordnetenhaus sprach sich schließlich unter dem Eindrucke dieser Reden dahin aus, daß der Regierung die Aufhebung des Triester, zugleich aber auch die des Finmaner Freihafens empfohlen werde. Ein reiner Schlag ins Wasser, solch' ein Antrag! Erstens greift er in die Competenz der ungarischen Regierung ein, und zweitens können die Triestiner mit ihm vollkommen zufrieden sein, denn er sichert ihnen ihre handelspolitische Stellung. Denn bevor Ungarn seinem Fiume die Freihafenstellung entzieht, wird noch mancher Sturm die Wasser der Adria bewegen. Unseres Erachtens ist es gut so, daß in der vorliegenden Angelegenheit kein fait accompli geschaffen wurde. Triest muß vorläufig in seiner Stellung belassen werden; die Ausnahme, die dadurch statuirt wird, beweist nur die Richtigkeit der Regel.

Digitized by Google

Sittenbilder aus Rußland.

St. Petersburg im Jänner.

Bekanntlich gibt es keine emancipirteren Frauen als die Russinnen, und da die sogenannte emancipirte oder „studirte Frau" das größte Unglück der Ehemänner zu sein pflegt, so existiren wohl nirgens so viel unglückliche oder Schein-Ehen, als in den größeren Städten Rußlands. An der Petersburger Universität allein studiren gegenwärtig 600 junge Damen Medicin, Philosophie oder, ich weiß nicht, was sonst noch, lauter kecke Dämchen, die kräftig Papiros rauchen, allein die Cafés besuchen, aber nicht immer allein nach Hause gehen. Im allgemeinen ist schon der Ruf der Herren Studenten nicht besonders, allein der der weiblichen Commilitonen ist schlecht, so schlecht, wie ein weiblicher Ruf eben nur sein kann. Kunstreiterinnen und Balletdamen gelten für Lucretien einer Petersburger Studentin gegenüber, und doch sind diese fast durchweg Töchter aus guten Familien, obschon manche darunter recht arm und vielleicht auch zu häßlich zum Heiraten sein mögen. Es ist ganz bezeichnend für die eigenthümlichen Ansichten, die über Moral und sittlichen Lebenswandel in den besseren Ständen vertreten sind, daß 17- bis 20jährige Mädchen nach Petersburg auf die Universität geschickt werden, geradeso wie z. B. in Deutschland der Amtsrath so und so seinen 18jährigen Filius von Wolfenbüttel nach Tübingen oder Leipzig schickt. Die russischen Studentinnen, und natürlich am schnellsten die ärmeren mit hübschen Gesichtern, werden sehr bald die Beute von Garde-Officieren oder von den bekannten älteren Herren mit großen Glatzen und großen Portemonnaies, die solidesten begnügen sich noch mit einem Studenten, einem Collegen, und es kommt vor, daß Studenten Studentinnen heiraten und dann gemeinschaftlich ihre Studien fortsetzen und vollenden. Später etablirt sich der Studenten-Gatte vielleicht als Advocat und sie hängt ein weißes Porcellanschild (aber ohne Nachtklingel, denn so was kennt man hier nicht) vor die Thüre, worauf in schwarzen Lettern zu lesen ist: „Doctorin Anna Iwanowna X, praktische Aerztin und Geburtshelferin. Sprechstunden von 10—12 Vorm. und 6—8 Nachm."

Oder er wird Herr Rath und sie die Frau Doctorin. Und wenn dann der Herr Rath gegen Abend aus dem Ministerium des Innern

Digitized by Google

seine Schritte heimwärts lenkt und müde und abgespannt den häuslichen Herd betritt, hungrig nach Thee und Abendbrod, dann findet er seine Frau noch nicht von der Visite zurückgekehrt oder gerade ihre Sprechstunden abhaltend. Geduldig wartet er bis 8 Uhr, sein Magen knurrt gewaltig, allein er tröstet sich mit dem Bewußtsein, eine Frau Doctorin seine Gattin zu nennen. Endlich schlägt die Erlösungsstunde, das Weibchen rauscht mit raschen Schritten, eine Papiros im Munde und wie ein Frabrikschlot dampfend, ins Zimmer — aber, o weh! Der Herr Gemahl wird kaum beachtet. Denn die holde Gattin verschanzt sich augenblicks hinter einen Wall von Büchern und beginnt eifrig pathologische Anatomie zu treiben und wenn der brave Gatte sich unterfteht, sie zu stören, so rächt sie sich durch einen Vortrag über Diätetik oder Eubiotik, so daß dem unglücklichen Ehemanne die Haare zu Berge stehen und er eiligst Stock und Hut ergreift und davonrennt, Hunger im Magen und Oede im Herzen. Dergleichen Ehen können nur unglücklich sein, und wenn man sich die Mühe geben wollte, zu suchen, so könnte man in Petersburg Hunderte oder Tausende von Ehepaaren finden, deren Eheglück lediglich an der Extravaganz der Frau in Scherben gegangen ist. Es ist natürlich hier nicht allein die Rede von Ehen á la „Herr Rath" und „Frau Doctorin", sondern von dem Eheleben im Allgemeinen und im Besondern dem der Aristokratie. Es sei auch fern von mir, die Schuld an jedem unglücklichen ehelichen Zusammenleben der Frau in die Schuhe schieben zu wollen, denn irgendwo und von irgend Jemandem ist einmal gesagt worden: „Jeder Mann verdient die Frau, die er hat", allerdings ein etwas gewagtes Wort, aber cum grano salis genommen enthält dasselbe eine große Wahrheit; denn wer zwingt mich, ein Mädchen zum Weibe zu nehmen, welches mir nicht gefällt? Und hätte Herr X die böse Elvire nicht geheiratet, sondern die sanfte Gertrud, gewiß wäre er ein glücklicher Gatte geworden. Aber mit dem „Hätte" und „Wäre" kommen wir eben so weit wie mit dem „Wenn" und dem „Aber", und Heinrich Laube machte einst die unstreitig zutreffende, wenn auch sehr barocke Bemerkung: Wenn Donna Isabella (Braut von Messina) ihrem Gemahl zum dritten Mal einen Sohn geboren hätte, so wäre die ganze Schauergeschichte von Messina nicht passirt. „Wenn!" Ja, wenn! Aehnlich ist's mit dem Heiraten. Nicht Jeder prüft, wer sich

Digitized by Google

ewig bindet, und der hinkende Bote kommt nach, und nach Jahresfrist rauft sich der unglückliche Gatte die Haare aus, beginnt seine Jeremiaden mit dem stereotypen „Wenn . . .", „Hätte . . ." oder „Wäre . . "

In Deutschland mögen an unglücklichen Ehen unter zehn Fällen zehnmal beide Theile schuld sein und in Petersburg in zehn Fällen fünfmal der Mann und fünfmal die Frau, an der Verschrobenheit der Russinnen dagegen sind einzig und allein die Männer schuld, die Kinder wie Mütter nicht zu behandeln wissen, der Frau nach vierzehn Tagen untreu werden und mit einem jungen Mädchen, das da erzogen werden soll, wie mit einem Cuirassier umgehen, es rauchen, Schnaps trinken (eine ganz gewöhnliche Geschichte) und allein herumlaufen lassen. Jedes Wesen aber, das sich selbst überlassen bleibt, muß sich mehr oder weniger emancipiren, und jedes emancipirte Frauenzimmer ist schon kein Frauenzimmer mehr, sondern ein häßliches Zwitterding zwischen Mann und Weib — eine Jungfrau ohne Schamröthe — ein bartloser, trotziger Bursche ohne Hosen, den man dem Fluch der Lächerlichkeit preisgeben müßte, für den man aber nicht Akademieen errichten und 18 Professoren anstellen sollte. Am 10. d. M. haben an hiesiger Universität die höheren weiblichen Curse begonnen, und die Zahl der Hörerinnen beträgt nicht weniger als 600 die sehr fleißig die Vorlesungen besuchen. Den Vortrag halten die besten Professoren. Rußland wird also demnächst um 600 gelehrte Frauenzimmer reicher und um 600 Hausmütter ärmer werden. Was ist da wünschenswerther?

Gegenwärtig macht eine Novelle in der Nowoje Wremja großes Aufsehen, die betitelt ist: Doctorin Sjamochwalowa-Sjamoljubowa (Eigenlob-Eigenliebe.) Die Novelle ist ein reines Sittenbild und handelt von einer überspannten, geistreichen, studirten und natürlich unsittlichen Frau, der Doctorin Sjamochwalowa-Sjamoljubowa, welche die Gattin eines unglücklichen Beamten geworden ist, der seine Frau anbetet, verzieht und verhätschelt, aber von ihr täglich betrogen wird. So genießt zunächst ein Herr Astrachawjow die Gunst der gelehrten Dame, dann ein Husarencornet Sergej und schließlich ein Hauptmann P. Es wird beschrieben, wie P. dem Sergej seine Flamme abjagt, wie alle drei gemeinsam nach einem Maskenballe im Restaurant Tatare am Newski soupiren, wie

Digitized by Google

Astrachawjow dem Sergej, Sergej dem Capitän P. weichen muß, wie der Ehemann erst unglücklich und dann verrückt wird und wie er schließlich im Hospitale stirbt und seine Frau, von geringen Gewissensbissen gepeinigt, an seinem Todeslager Reflexion anstellt und am Ende dabei zu dem für sie sehr tröstlichen Schlusse gelangt, ihr Mann habe sie doch sehr geliebt. Dem geistreichen Weibe kann natürlich der minder begabte Mann nicht genügen, sie läßt ihre geistvollen Augen unter der übrigen Männerwelt herumblitzen und so wie sie einen ihr würdigen Adamsohn erspäht, so kapert sie ihn weg und läßt ihren Mann und alle früheren Liebhaber schießen. So weit der Roman bis jetzt, er ist noch nicht beendet. Der Autor desselben zeigt eine sehr gewandte Feder, die Situationen sind interessant und höchst pikant und das Publicum nahm die Erzählung mit Wohlgefallen auf. Niemand aber vermuthete, daß derselben ein wahres Motiv zu Grunde läge. Da macht vor drei Tagen folgende Notiz die Runde durch sämmtliche Blätter Petersburgs: Der vereidigte Rechtsanwalt Alexandrow hat, wie die Molwa berichtet, bevollmächtigt von der verwitweten Staatsräthin Barbara Alexandrowna Rudnewa, gestern, am 20. d., beim Untersuchungsrichter des 8. Districts von Petersburg eine Klage anläßlich der in der Nowoje Wremja und der Petersburger Zeitung erschienenen Artikel über die Doctorin Sjamochwalowa-Sjamoljubowa anhängig gemacht. Die Klage lautet auf Diffamation, Verleumdung und Beschimpfung und sind folgende Personen angeklagt: 1) der Redacteur der Nowoje Wremja M. P. Federow wegen der in den Nrn. 1268, 1272 und 1275 seiner Zeitung veröffentlichten Artikel; 2) der Verfasser des Artikels „Dr. Sjamochwalowa Sjamoljubowa", Stabscapitän der 13. Artillerie-Brigade Iwan Sjergejewitsch Polikarpow, welcher der Nikolai Akademie des Generalstabes zugezählt war und gegenwärtig der Ober-Artillerie-Verwaltung zucommandirt ist, — und nun weiß die ganze Residenz, wer jene galante Doctorin und wer der unglückliche bethörte Ehemann gewesen ist, und die Fama behauptet, die in der Nowoje Wremja erschienene Novelle sei buchstäblich und wörtlich wahr! Ob das wirklich der Fall ist, das wird natürlich schwer zu beweisen sein, denn selbst der Proceß, der nun vor sich gehen soll, kann nicht ein jedes Dunkel in dem Leben sowohl des Verfassers des Artikels als auch dem der Doctorin lüften; un-

Digitized by Google

wahrscheinlich indessen ist die Sache nicht im mindesten. Kaum zwei Jahre sind es, als eine hochgestellte Dame, eine Gräfin, von einem Balle weg anstatt nach Hause zu fahren mit ihrem Lakaien eine — Badestube besuchte, in welcher der letztere aber vom Schlage gerührt wurde, so daß die mißliebige Sache, gerade nicht zum Vergnügen des Herrn Gemahls, an die Oeffentlichkeit kam. Ich habe nicht die Absicht und verspüre auch nicht die mindeste Lust dazu, eine Chronique scandaleuse von Petersburg zu schreiben; ich führe obige Beispiele nur an, um zu zeigen, wie weit sich das zum Halbmanne gewordene, das sogenannte emancipirte oder richtig ausgedrückt, das in seiner weiblichen Erziehung und Ausbildung vernachlässigte Weib vergessen und über alle Scham hinwegsetzen kann, und wenn ich zu Anfang dieser Zeile sagte, es gäbe keine emancipirteren Frauen als die Russinnen und es gäbe nirgends unglücklichere Ehen als unter der russischen Aristokratie, so kann man mit Fug und Recht Beweise für diese Behauptung verlangen, und deßwegen gebe ich eben Beispiele, denn exempla docent. Zudem haben die Histörchen, die ich hier anziehe, schon alle in den Zeitungen gestanden, und ich glaube demnach weder indiscret noch indocent zu sein, wenn ich davon Gebrauch mache. Sind doch dergleichen heikle Sachen ganz öffentlich in Gerichtssitzungen verhandelt worden, und was das Beste bei der Sache ist — Frauen, schuldige Frauen waren die Kläger. So ereignete es sich in diesem Sommer, daß eine angesehene und sehr reiche ebenfalls verheiratete, aber wenn ich nicht irre von ihrem Manne getrennt lebende hübsche Dame auf der Pointe die Bekanntschaft eines jungen Cavaliers machte. Die Pointe ist nämlich der Rendez-vous-Platz der fashionablen Welt von Petersburg und liegt am äußersten Ende der Insel Yelagin gegenüber Chrestowski; sie bildet eine schmale Landzunge in den Kronstädter Meerbusen hinein, und allabendlich findet auf ihr ein Corso der elegantesten Equipagen der Residenz statt. Wer ein anständiges Fuhrwerk und gute Toilette besitzt, der läßt sich während der Sommermonate auch sicher zur Zeit des Sonnenuntergangs auf der Pointe bewundern. Die Besucher jenes reizenden Ortes reden sich nämlich sammt und sonders ein, daß sie nur, um den wunderbaren Anblick des Untertauchens der Sonne in das Meer hinein zu genießen, die Pointe besuchen, und doch be-

Digitized by Google

obachten die Meisten dieses herrliche Naturschauspiel weit weniger als die Pferde, Toiletten und Damen, die am Corso theilnehmen. Also auf dieser Pointe, wo so zahlreiche erste Fäden zu dichten oder dünnen Liebesnetzen gesponnen werden, war es, wo Herr X., ein Abenteurer in des Wortes verwegenster und schlechtester Bedeutung, die Bekanntschaft der schönen Madame K. machte. Er stellte sich selbst vor, und da er ein angenehmes Aeußere mit angenehmen und nobeln Manieren verband, so eroberte er das Herz der Dame im Sturmschritt. Er fand bei ihr Zutritt und brachte es sogar so weit, daß die nicht gerade spröde Schöne ihn in seinem Hotel besuchte. Darauf hatte es aber der schlau berechnende Don Juan nur abgesehen, denn bei seinem nächsten Besuche eröffnete er seiner Heißgeliebten äußerst kaltblütig, daß er Geld nöthig habe und er sie dringend um einige Tausend Rubeln ersuche. Da dieses Ansinnen entrüstet abgeschlagen wurde, so ließ der Gauner die Maske völlig fallen und drohte mit öffentlicher Blamage in der Gesellschaft und mit Veröffentlichung ihres zarten Verhältnisses. Ein deutsches Mädchen oder eine deutsche Frau, der so etwas widerfahren wäre, wäre vermuthlich vor Schrecken in Ohnmacht gefallen, nicht so aber die resolute und keinen Scandal scheuende Russin. Diese drehte einfach ihrem einstigen Liebhaber den Rücken, klingelte ihrer Dienerschaft, ließ einen Polizisten rufen und den betrogenen Betrüger nach der Wache abführen. Zwei Tage darauf waren die Zeitungen um einen pikanten Stoff reicher.

Und wenn man blos auf die letzte Woche zurückgreifen will und die Residenzblätter durchsieht, so stößt man auf zwei Gerichtsverhandlungen, die ein erschreckendes Zeugniß für das eheliche Zusammenleben der sogenannten besseren Stände ablegen.

Im ersten Falle ist der Angeklagte ein Fähnrich der Artillerie (im Officiersrang stehend) Namens Malzew und im zweiten ein Stabscapitän, ebenfalls der Artillerie, Namens Tschischewski. Malzew ließ seine Frau im Elend darben und verlobte sich inzwischen mit einer andern Dame, der er 200 Rubel abschwindelte, schließlich aber kam der Schwindel ans Licht, und obgleich Malzew erwiesener- und geständigerweise einen Heiratsconsens und verschiedene Papiere gefälscht hatte, blos um das Mädchen zu betrügen und zu

Digitized by Google

beschwindeln, so fanden die Geschworenen die Sache doch so natürlich, daß sie Malzew freisprachen!!

Gegen Tschischewski gehalten ist Malzew nun allerdings noch ein unschuldsvoller Engel. Denn der Herr Staatscapitän (dieser Tage standen die Gerichtsverhandlungen in den Blättern) prügelte und mißhandelte seine Frau dermaßen, daß sie Gift nahm und starb. Tschischewski fand ein ganz besonderes Vergnügen daran, seine Frau an den Haaren zu fassen und sie zwei oder drei Stunden lang in der Stube herumzuschleifen, sie mit Füßen zu treten und mit den Fäusten zu verarbeiten. Ein Fähnrich Borowski soll nach Aussage Tscheschewski mit seiner Frau ein Verhältniß gehabt haben und daher soll die eheliche Verstimmung gekommen sein. Indessen war der Ehrenmann und Stabshauptmann der Artillerie, der Edelmann Tschischewski, schon vor seiner Verheiratung wegen eines schändlichen Verbrechens zur criminellen Verantwortlichkeit gezogen, aber freigesprochen worden, weil er das Vebrechen im trunkenen Zustande verübte. Das Officierscorps scheint an solchen Kleinigkeiten keinen Anstoß genommen zu haben. Tschischewski, der Verbrecher, Säufer, Officier und Edelmann, hat seine Frau so lange geprügelt, bis diese, um den Mißhandlungen ein Ende zu machen, sich selbst ein Ende machte und Arsenik einnahm. Der wackere Gatte hat um den Vergiftungsversuch seiner Frau gewußt und demselben, wie es scheint, höchlichst vergnügt angewohnt. Denn als der Arzt erscheint und Wiederbelebungsversuche anstellt, da schreit Tschischewski lachend: „Geben Sie sich doch keine Mühe, die hat genug." Der ganze Körper der unglücklichen Frau war mit blauen Flecken und Beulen bedeckt, die Tschischewski ihr geschlagen hatte, und während die Aerzte um den todten Körper herum waren, saß Tschischewski ganz fidel und munter in der Nebenstube, trank Bier, lachte und schimpfte mit seinem Diener. Das Bezirksgericht verurtheilte den Stabscapitän Tschischewski zum Verlust aller persönlichen und Standesrechte und Vorrechte, zum Ausschluß aus dem Dienst und zu einer Zuchthausstrafe von einem Jahr und vier Monaten.

Man wendet sich gewiß mit Abscheu von solchen Bildern ab, aber sie nur zu verdammen hat keinen Werth, wenn man keinen Nutzen daraus zu ziehen vermag. Wie ich eingangs erwähnte, liegt das

Digitized by Google

Hauptübel, der Nagel zum Sarge eines jeden Eheglücks, in der verschrobenen Erziehung und der schließlichen Emancipirung des Weibes. Die Frau betrügt ihren Mann, weil eine geistreiche Frau, wie man sich solche hier vorstellt, über solch lächerliche Vorurtheile wie eheliche Treue u. s. w., weit erhaben ist, weil ein Geschöpf wie der Mensch freien Willen haben und ohne Zwang leben muß und weil das Weib nicht der Sclave des Mannes zu sein braucht. Und der Mann? Der Mann kann sich unmöglich durch die Herzenshohlheit seiner geistvollen Gattin angezogen fühlen, die eines jeden Sinnes für Häuslichkeit und Kindererziehung bar zu sein scheint. Der Mann wendet sich ebenso rasch von seiner Frau ab, wie diese sich von ihm, wahrscheinlich noch schneller, aber die Ursache davon ist eben das abstoßende emancipirte Wesen der Frau, ein Fluch der Neuzeit, der in Rußland mit rasender Schnelligkeit um sich greift.

In Petersburg studiren 600, in Kiew 500, in Moskau eben so viel und in Odessa und jeder anderen russischen Universität mehrere Hundert Frauenzimmer!

Geschichte der Revolutionszeit.

Von Heinrich v. Sybel.

Das bedeutende Werk Sybel's liegt nunmehr vollendet vor. Die Franzosen haben bekanntlich eine dem ereignißreichsten Zeitabschnitt ihrer Geschichte und der durch sie über ganz Europa gebrachten Umwälzung ebenbürtige Geschichtserzählung nicht aufzuweisen. Weder die ruhmredige Verherrlichung aller ihrer Thaten in der Revolution unter dem Consulat und dem Kaiserreich, noch die romanhaft ausgeschmückten Erzählungen aus jener gewaltigen Zeit, weder die einseitige Vergötterung ihres ersten Helden, noch hinwieder die ebenso einseitige Verurtheilung desselben können vor der Kritik wahrer Forschung bestehen, und ihre reiche, üppige Memoirenliteratur ist wohl Quelle, aber nicht Geschichtschreibung selbst. Wie lange aber ist die ganze Welt ganz in den Banden der hergebrachten französischen Fabel gelegen! wir kannten die französische, vielleicht selbst die polnische, russische Darlegung jener großen Gewalten und folgten ihr. Sybel ist vor Allen — neben ihm Häusser — welcher in seiner

Digitized by Google

Revolutionsgeschichte die Bahn gebrochen hat. Heute ist das allgemeine Urtheil ein ganz anderes, als es noch vor einem Vierteljahrhundert war, sein Buch ist geradezu das epochemachende für die Geschichtskunde der ganzen Zeit geworden. Wie viele jener herrschenden Mythen hat er zerpflückt, an Stelle der Fabel die Geschichte, den urkundlichen Beweis, die völlig überzeugende nackte Thatsache gesetzt! In der inneren Revolutionsgeschichte hat er freilich den Nimbus der Freiheit und Gleichheit gründlich zerstört mit der erschreckenden Darstellung der Zustände in Gesittung, Bildung und Religion, im wirthschaftlichen wie im Rechtsleben, vor allem in den Finanzen, dem Wohlstand, Zustände, welche so rasch an die Stelle der Ideale jener ersten glänzenden Tage von 1789 getreten. In der Kriegsgeschichte hat er das Märchen von der alles zerschmetternden Uebergewalt der Erhebung des Volkes in Masse auf das richtige Maß zurückgeführt. In der pragmatischen Darstellung der europäischen Politik liegt, neben jener lichtvollen Darstellung der Revolution selbst, Sybel's Stärke und sein bleibendes Verdienst: die Wahrheit über Entstehung der Revolutionskriege, nicht durch die angeblich in Pillnitz vereinbarte Coalition aus Reactionsgelüsten, sondern durch die überschäumende Kriegslust der französischen Parteien, besonders der Gironde; der sichere und consequente Nachweis des wahren Zersetzungskeims der Coalition in dem Hader Oesterreichs und Preußens; damit der innige Zusammenhang der polnischen und französischen Angelegenheit; die Lähmung der Kriegführung am Rhein durch die polnischen Sorgen; das Mißtrauen und der Argwohn der östereich. Regierung unter Thugut's Regiment gegen Preußen; als Folge davon die lahme Kriegführung in Belgien und die endliche Räumung desselben 1794; die, wenigstens für weite Kreise erstmalige, Kunde von dem Petersburger Vertrage Rußlands und Oesterreichs vom 3. Jänner 1795; der nicht zu entschuldigende Basler Friede; sodann als Folge des späteren preußischen Nachgebens gegen die beiden Kaiserhöfe der plötzliche Aufschwung des Krieges am Rhein in Clairfaits denkwürdigen Siegen Herbst 1795: sonst die Neigung Oesterreichs zum Abschluß des Friedens mit Frankreich mit Voranstellen seiner italienischen Bestrebungen, dieselbe Politik Thugut's zu Campo formio 1797; dieselben Keime des Unglücks auch in der

Digitized by Google

zweiten Coalition — das sind die großen geschichtlichen Wahrheiten, welche vor Allem Sybel dargelegt und jetzt überall mit den actenmäßigen Beweisen aus der Handelnden eigenen Depeschen belegt hat. Zu all' diesem überreichen Inhalt kommt die lichtvollste Darstellung selbst der sprödesten Materien, wie z. B. die wirthschaftlichen und gesetzlichen Zustände, das vollkommene Chaos unter dem heillosen Directorium sie darbieten, eine schöne, glänzende Sprache, feurig, schwungvoll in den dramatisch belebten Partien, wie den parlamentarischen Katastrophen und den großen Schlachten, warm und wohlthuend durch die patriotische Gesinnung und gehoben durch die überlegene Einsicht des gebildeten Politikers. — Das Werk hat lange genug gebraucht zu seiner Vollendung: 1853 erschien der 1. Band, erst 1860 der 3., welcher anfänglich mit der Einsetzung des Directoriums 1795 das Buch beschließen sollte. Neue Auflagen, oft und viel umgearbeitet, erschienen von diesen ersten Bänden vier. Endlich entschloß sich Sybel zur Fortsetzung bis 1801. Er hatte anfangs neben den allgemeinen zugänglichen Quellen schon reiche Funde in Paris gemacht und preußische, englische, holländische Acten benützen können. Jetzt war eine reiche Ausbeute hinzugekommen aus den Archiven von Paris (1866—67), Neapel und endlich, seit Alfred v. Arneth in so verdienstvoller Weise der Wissenschaft die österreich. Archive liberal aufgeschlossen, in Wien. Diese neuen Quellen lieferten sowohl zur Ergänzung der älteren Theile als für die neueren Bände das reichste Material. Sybel hat dabei die Genugthuung, anführen zu können, daß er wohl reichste Belehrung und Berichtigung im Einzelnen gewonnen habe, aber im Großen aus den österreich. Quellen die vollkommenste Bestärkung seiner Auffassung über die Gesammtwirkung der Thugut'schen Politik gewonnen habe.

Der Schlußhalbband ist zum neuen Jahr erschienen (Stuttgart, Verlag von Ebner und Seubert). Er steht an Interesse und Bedeutung keinem der früheren Theile nach. Die hier zum Schlusse des Ganzen zu schildernden Ereignisse bieten durch Schwere und Verlauf S. den Vorwurf, seine meisterhafte Kunst der Geschichtschreibung im glänzendsten Lichte zu zeigen. Es ist der Krieg der 2. Coalition. Noch tagte in Rastatt, was im Zusammenhang schon im früheren Theile erzählt worden, der Congreß, der so traurig mit

Digitized by Google

dem von Sybel in seinen Motiven aufgehellten Gesandtenmorde endigen sollte. Kaiser Paul, die Seele der Coalition, war Feuer und Flamme wider die Revolution; Alles schien günstig; Bonaparte weilte ferne in Egypten; die Revolutionsheere unter erbärmlichen Generalen wie Scherer waren im kläglichen Zustande; die Verbündeten aber hatten in Deutschland den Erzherzog Carl, in Italien den russischen General Suwaroff, auch einmal einen General, der sich an Feuer und Energie Bonaparte vergleichen ließ, an der Spitze. Alles ging denn auch anfangs gut. Carl schlug Jourdan bei Stockach aufs Haupt, zum 3. Male kam der unfähige Jacobiner, wie 1795 und 96, als Besiegter heim, er mochte von Glück sagen, daß die Schreckensherrschaft vorüber, denn 5 Jahre früher hätte er leicht Custine's und Houchard's Schicksal theilen mögen. Gleichzeitig begannen die Siege in Italien, erst von Kray, dann von Suwaroff. Jetzt war es ein Leichtes, den letzten noch feststehenden Gegner in der Mitte, Massena in der Schweiz, zu erdrücken. Beide Feldherren waren bereit, leider gingen die Gegensätze von Paul und Thugut immer höher, statt der militärischen Erwägungen waren dann die politischen maßgebend. Wohl siegte Suwaroff fort und fort in Italien, schlug an der Trebbia, auf Hannibal's altem Schlachtfeld, in 3tägiger Schlacht den von Neapel kommenden General Macdonald und errang später, beinahe unverdient durch eigene Vorsorge, die fast aufs Gerathwohl begonnene Schlacht von Novi hauptsächlich durch der Oesterreicher Ausdauer unter Kray und die im letzten Augenblicke der Erschöpfung rechtzeitig herbeieilende Abtheilung des alten wackeren Melas. Die Franzosen waren zersprengt, ihr talentvoller Führer Joubert gefallen, Genua, die Riviera lagen offen da. Die Franzosen hätten ganz Italien verloren gehabt, aber politische Gründe hinderten die rechte Verfolgung, Eifersucht der Russen, damit Oesterreich sich in Italien nicht festsetze. Wunderschön ist hier namentlich die Schlacht von Novi dargestellt. In der Schweiz hatte vorher schon Carl, endlich eingerückt, die erste Schlacht von Zürich geschlagen, nicht völlig gewonnen, nicht ausgenützt. Aber statt den fähigen General Massena im Verein mit dem aus Italien herrückenden Suwaroff zu umzingeln und der Schöpfung der helvetischen Republik ein Ende machen zu lassen, wurde Carl von Thugut wieder aus

Digitized by Google

Motiven seiner alten Politik nach Deutschland abcommandirt, wo lediglich keine Gefahr drängte, der gänzlich unfähige Russe Korsakoff kam mit seinem Corps an seine Stelle. Jetzt trat Suwaroff seinen Zug über die Alpen an. Sybel schildert diese denkwürdigen Märsche und Kämpfe am Gotthard, der Teufelsbrücke, über den Roßstock, nach Glarus und Graubünden mit vollendeter Meisterschaft. Wohl ist neidloser Anerkennung werth, was diese Soldaten an Strapazen und Ausdauer leisteten, aber auch darüber ist in der Darstellung kein Hehl, daß das Unternehmen im Ganzen übel vorbereitet und kopflos durchgeführt wurde, es war kein Zusammenstimmen der Operationen, keine Möglichkeit der Vereinigung, und so gelang es Lecourbe's Zähigkeit und Massena's Feldherrngeschick, nicht nur Korsakoff zu schlagen, sondern den Rückzug des alten Kriegers an den Oberrhein und nach Baiern nothwendig zu machen. Wieder waren die schönsten Aussichten zerronnen, die hoffnungsreiche Coalition war zerstoben; zürnend lagerte der Alte bei Seite, grimmigen Haß gegen die Verbündeten im Herzen; noch grimmiger wüthete Kaiser Paul gegen den Alliirten, der ihm nicht zu Willen war, dem er das Unheil allein zuschob, und aufs Neue hatte sich die große Lehre vollzogen, daß diese Coalitionskriege ohne festes Ziel und feste Leitung den Todeskeim in sich selbst tragen. — Zwei Episoden sind eingeschaltet, in denen der dritte Alliirte seine großentheils zweideutige Rolle spielte. In Italien stürzte die parthenopäische Republik in sich selbst zusammen. Der Cardinal Ruffo hatte Neapel mit seinen Schaaren eingenommen, die Revolution war zu Boden geschlagen; menschlich denkend hatte der Cardinal eine Capitulation abgeschlossen, vermöge der die Liberalen abziehen durften; sie war in der Ausführung begriffen, da erschien Nelson vor der Stadt auf der Rhede; eigenmächtig und brutal brach er die Capitulation.

Ganz kläglich aber scheiterte die zweite Expedition, an welcher mit Rußland auch England betheiligt war, die nach Nordholland. Blos durch eine Capitulation retteten sich die geschlagenen Reste derselben nach England hinüber, aber freilich die holländischen Krigsschiffe im Texel hatte England weggenommen! — Noch kläglicher freilich als bei der Coalition waren die Zustände in Frankreich. Dort hatte inzwischen die zur Abwechslung unblutige Revolu-

Digitized by Google

tion vom 30. Prärial (18. Juni 1799) stattgefunden, der Einfluß der Jacobiner trat wieder heftiger hervor, Bourdon spielte eine Rolle bei ihnen. Aber die Zustände waren erschreckender als je; die Finanzen waren nie so trostlos bestellt gewesen als jetzt, da die Contributionen, d. h die geraubten Gelder von auswärts, ausblieben; die Heere waren zerlumpt, ohne Sold; im Innern Zerrissenheit, Auflehnung der westlichen, royalistisch gesinnten Departements; die Verwilderung, die Verarmung allgemein; in vielen Gegenden konnten 90% der Bevölkerung nicht lesen und schreiben; die Gerichte, die Beamtungen stellten ihre Arbeiten ein; das Gemeinwesen löste sich auf. „Das war, sagt Sybel, die Schlußrechnung des Zustandes, zu welchem die Männer der regellosen Freiheit und der erzwungenen Gleichheit binnen zehnjährigen Convulsionen Frankreich heruntergebracht hatten. Die Begeisterung für die Republik, die Achtung vor dem Gesetz, die Theilnahme am Gemeinwesen war verschwunden; die Obrigkeit war verachtet, der Bürgersinn in träge Gleichgiltigkeit umgeschlagen; die Reichen waren verarmt und die Armen elend geworden. Die einzigen Erscheinungen, die noch von innerer Lebenskraft in dem französischen Volke Kunde gaben, waren auf der einen Seite der bei aller Zuchtlosigkeit unverwüstliche Kern von Heldenmuth und Ehrgeiz in den Armeen und auf der andern der durch alle Verfolgung gestählte religiöse Sinn, der weit und breit im Lande Reiche und Arme, Gebildete und Ungebildete aus der unendlichen irdischen Noth heraus um seine Altäre sammelte. Ein Usurpator, sagte Boulay von der Meurthe zu großer Aufregung der Fünfhundert, welcher diese Stimmung ausbeutete, würde damit eine höchst bedenkliche Macht gewinnen." Hier hält Sybel einen Augenblick inne, ehe er zum Schlußact des Ganzen ausholt; er blickt zurück. Die Revolution hat in mächtigem Ausbruch den alten Staat in Scherben geschlagen, die französische Gesellschaft zertrümmert, eine von Grund aus umgeformte Denk- und Lebensweise in Frankreich und den Nachbarländern mit jedem Mittel der Gewalt zur Herrschaft zu bringen gesucht. Der Neubau ist mißlungen. Willkür anstatt der Freiheit, Gleichheit anstatt der Gerechtigkeit — auf solchen Grundlagen gibt es blos den Wechsel von Anarchie und Tyrannei, gegen die Zersetzung nur den Staats-

Digitized by Google

streich. Nach zehnjährigen Erschütterungen hat die von der Revolution geschaffene Staatsgewalt abgewirthschaftet. Dem Feinde widerstand man blos, weil in seinem Lager Verwirrung und Ohnmacht ebenso groß waren. Die 2. Coalition hatte 6 Monate lang gesiegt und war doch am Ende des 7. in offener Zwietracht zerfallen. Wie die Revolution war auch Gegenrevolution beim völligen Bankerotte angelangt. Dahin ist im alten Europa jede Möglichkeit zu neuer Machtentfaltung. Dahin ist in Frankreich jedes Vertrauen zu sich selbst, zu den bisherigen Führern. Unermeßlich ist die Sehnsucht, endlich festen Boden zu gewinnen.

Wer hier einträte mit der errettenden That, die ganze Nation würde zu seinen Füßen liegen und Europa könnte seine Erfahrungen machen über Frankreichs Lebenskraft. Fand sich der Mann, so stand ein ungeheurer Umschwung für Frankreich und Europa bevor. Günstige Sterne führten ihn eben damals nach Europa zurück! — Und jetzt entwickelt Sybel seine Erzählung zu einem wahrhaft dramatischen Meisterwerke. Schlag auf Schlag vollziehen sich die folgenschwersten Ereignisse. Rasch wechseln die Scenen, aber überall ist Handlung, gewaltige That des Einen, der jetzt binnen wenig Wochen Besitz ergreift von einer Herrschaft, wie sie seit Alexander die Welt nicht gesehen. Es gehört zum Spannendsten und Erhabendsten, was man hier lesen kann. Bonaparte weilte in Egypten. Ungebeugt von dem Schlage seines abenteuerlichen Zuges nach Syrien, wo der Schlächter der Gefangenen von Jaffa vor St. Jean d'Acre erstmals eine noch verfrühte Warnung des Schicksals vernommen, wird er bei den Unglückskunden von Europa von seinem Selbstbewußtsein unwiderstehlich erfaßt, mit wenig Getreuen schifft er sich ein, kommt glücklich durch die englischen Fregatten hindurch, landet am 9. Oct. 1799 in Frejus, zieht jetzt schon als im Triumphe in Paris ein. Wenige Wochen genügen, sich in dem Chaos zu orientiren; den eitlen hohlen Sieyès, der eben Hauptrolle im Directorium spielt, weiß er mit seinen Schmeichelein über seine Verfassungsmacherei zu gewinnen; bald ist der militärische Staatsstreich vorbereitet. Aber Bonaparte zittert doch am 18. Brumaire (9. Nov. 1799) vor der, wenn auch verblaßten Majestät der sich sträubenden Volksvertretung; den Kleinmüthigen rettete, wie einst Augereau in Castiglione, so jetzt sein

Digitized by Google

eigener Bruder Lucien, und zum Glück unblutig gelingt der Staatsstreich vollkommen, das Consulat ist eingesetzt, die allgemeine Apathie und Ruhesucht ist mit jeder starken Hand sofort versöhnt, Rechtsschutz im Innern und Friede ist das Bedürfniß. Rasch weiß sein starker Wille wenigstens die nothwendigste Ordnung zu schaffen. Bei der Consularverfassung benützt er geschickt Sieyè's Entwurf, Alles umwendend für das eine Ziel: seine eigene absolute Gewalt. Die Volksvertretung ist mit bombastischen Namen nur eine Null, Militär, Polizei, Richterstand, Beamte, Volksvertretung, Alles ist in des Einen Gewaltigen Hand Charakterlos wenden sich auch die alten Jacobiner der neuen Sonne zu, mit vollendeter Menschenkenntniß weiß Bonaparte die brauchbaren Creaturen herauszufinden. Mit der Kirche macht er äußerlich Frieden, der royalistische Westen unterwirft sich, blos die Finanzen machen noch immer die meiste Sorge. Aber Bonaparte heischt den Glanz neuer Siege, Europa soll zu seinen Füßen liegen. Während er das Wort Frieden in Proclamationen und Briefen an die Souveräne im Munde führt, gehen die Rüstungen athemlos voran. Die Oesterreicher belagerten eben noch Genua, der alte Melas war Obergeneral. Da brach Bonaparte über den großen St. Bernhard in einem leichten Kriegszug, ohne Suwarows Strapazen vom Jahr zuvor, in der oberitalienischen Ebene ein.

Schon war bei Marengo das französische Heer geschlagen, denn Melas, kein Feldherr, aber ein tüchtiger alter Soldat, war wacker drauf los gegangen. Da kam im letzten Augenblick, wie einst in Novi Melas, so jetzt Desaix den weichenden Landsleuten zu Hilfe, und wieder war es ein entscheidender und in den Folgen der verhängnißschwerste Schlag. Wohl fiel Desaix — merkwürdigerweise am selben Tage sein Landsmann Kleber durch Mörderhand in Egypten — aber Bonoparte hatte seine Lorbeeren, der italienische Krieg war zu Ende. Friedensunterhandlungen, Cobenzl verhandelte mit Josef Bonaparte. Als aber an Cobenzl's starrem Sinn das Friedenswerk scheiterte, brach die Kriegsfurie noch einmal los, diesmal in Deutschland. Moreau schlug die Oesterreicher bei Hohenlinden auf's Haupt. Jetzt folgte der Friede von Luneville. Zu den alten Bedingungen, wie sie wesentlich im Frieden von Campo formio schon enthalten waren, kam jetzt die factische Auflösung des deutschen Reichs,

Digitized by Google

die Säculariſation wurde im Princip zur Entſchädigung der verlierenden Fürſten beſtimmt; damit war die Reichsverfaſſung durchbrochen und der Rheinbund vorbereitet, da auch Rußland, das jetzt, nach Wegnahme Maltas durch England, zu Frankreich neigte, den kleinen Ständen ſeinen beſonderen Schutz zuwandte. Bonaparte aber ſchloß ſeinen Frieden mit dem Papſte ab.

Bonaparte hatte in der geiſtigen Strömung des vorigen Jahrhunderts und in den Stürmen der Revolutionszeit das klare Bewußtſein. Er hatte keine Ahnung davon, daß ſein Vorgehen für die Kirche nichts anderes als eine ſtärkende Wiedergeburt ihres geiſtlichen Anſehens herbeiführen, daß ſchon zehn Jahre ſpäter Napoleon auf der Höhe ſeiner Macht vergeblich gegen dasſelbe ankämpfen und der Vatican den Sturz des Eroberers glorreich überleben würde. Jetzt eilt die Erzählung raſch zu den Schlußſcenen des gewaltigen Dramas. Es drängt, natürlich immer noch mit einigen kriegeriſchen und revolutionären Nachklängen, zum allgemeinen Frieden — auf einige Jahre! England wird durch die iriſche oder katholiſche Frage bewegt, die parlamentariſche Union wird wohl erreicht, noch nicht aber die Katholikenemancipation, Pitt fällt der Bewegung, die er halb unterſtützt, zum Opfer. Noch einmal entbrennt ein Kampf. Kaiſer Paul iſt aus einem grimmigen Revolutionsfeind ein glühender Verehrer Bonaparte's geworden und trägt ſich mit Planen der Theilung der Welt zwiſchen ihm und jenem. Die ſogenannten Neutralen werden geeinigt, ſich wider Englands Anmaßung zur See zu erheben, das arme Dänemark muß in der 1. Beſchießung Kopenhagens wieder durch Nelſon, die Zeche bezahlen. Plötzlich ändert ein blutiges Ereigniß die Weltlage, Kaiſer Paul wird in einer Palaſtrevolution erdroſſelt, damit iſt Rußlands Stellung plötzlich wieder gründlich verwandelt.

Auf der pyreneiſchen Halbinſel ſpielt noch einmal ein Stück Gewaltthat, ein von Frankreich erzwungener Krieg mit Portugal, der aber raſch in einem von Bonaparte nur ärgerlich hingenommenen Frieden endigt. Malta war gefallen, die letzten Franzoſen in Egypten mußten capituliren. Jetzt kam am 1. Oct. 1801 zu London ein leidlicher Frieden der letzten noch Kämpfenden zu Stande. Alles war darin zu neuen Verwicklungen angethan. Frankreich und Rußland

Digitized by Google

behielten sich vor, zusammenzuwirken, um in Deutschland solche Gebietsvertheilungen herbeizuführen, wie sie dem europäischen Gleichgewicht (!) angemessen wären. Wie Bonaparte die alte Reichsverfassung, „die man, falls sie nicht existirte, im Interesse Frankreichs erfinden müßte", einst dem Directorium empfohlen, so dachte er die nationale Ohnmacht Deutschlands unter den neuen Formen noch gründlicher herbeizuführen. Oesterreich und Preußen sollten möglichst nach Osten geschoben, im Westen aber eine Gruppe von Territorien gebildet werden, mit particularem Staatsbewußtsein, aber zu schwach, um gegenüber jenen beiden oder gegenüber dem Reichsgedanken des französischen Beschützers entbehren zu können. — In Frankreich war die demokratische Gleichheit der Revolution durchgeführt, aber ein einziges dem Ohre wohlklingendes Wort von 1789, die Freiheit, war verschwunden. Nach außen war der Friede blendend schön, aber völlig unsicher bei der gründlichen Nichtachtung von Freiheit und Recht seitens des Usurpators, denn er war auch hier der Erbe der Revolution; auf die angeblichen Weltbefreier folgte der Welteroberer. Verhängnißvoll für ihn und Frankreich wurde in der Folge die Art, wie er über Deutschland schaltete.

Thiers preist ihn, weil er das alles geleistet habe, um die „schwerste Gefahr für das europäische Gleichgewicht, die deutsche Einheit" zu verhüten. Keine historische Wahrheit ist aber gewisser, sagt S., als daß Napoleon den Drang des deutschen Volks zur Einheit durch seine Mißhandlungen aus dem vielhundertjährigen Schlummer erweckt hat. Er verstand, wie kein Anderer, die Benutzung der materiellen Kräfte; von den sittlichen Gedanken, welche die Menschenbrust bewegen, hatte er keine Ahnung. Ideale Kräfte kannte er nicht im eigenen Innern, er verkannte bei Anderen und häufte mit eigener Hand die Zündstoffe, welche einst sein eigenes stolzes Machtgebäude in die Luft sprengen sollten. — Hier endigt das Buch. Es erscheint in einem Augenblick, wo zum Heile Sybel's eigenes Wort wahr geworden: „Um Oesterreich und Deutschland wird es gut stehen, wenn sich auf beiden Seiten der Entschluß befestigt, Vertrauen zu geben und Vertrauen zu verdienen." Die deutsche historische Literatur hat nun ein Werk zu verzeichnen, das allezeit ein klassisches sein und bleiben wird, sofern es nicht nur die historische Wahrheit und Wissenschaft

Digitized by Google

unermeßlich weiter gefördert hat, sondern auch durch den warmen patriotischen Hauch und edle Sprache allezeit in der gesammten klassischen Literatur überhaupt seine hervorragende Stelle einnehmen wird.

Theater.

Die Mozartwoche im Opernhause.

Ein glückliches Unternehmen! Ja, der Sinn für das „Musikalisch-Schöne" ist noch lebendig in Wien. Es gibt doch noch Leute unter uns, die eine Melodie vom bloßen Geschrei unterscheiden können, welche die Offenbarungen eines musikalischen Genies höher schätzen, als den prätentiösen Lärm jener peinlichen Afterkunst, die aus ihrer Ohnmacht und Erfindungsnoth ein System construirt, das den Tod aller Musik bedeutet. Entzückt lauscht das Publicum den wunderbaren Tönen, mit denen Mozart, der Göttliche, einen Himmel auf die Erde zu zaubern wußte. Seine Opern wirken noch heute so packend und unmittelbar, als wären sie nicht vor hundert Jahren, sondern vor hundert Tagen geschrieben. Das Experiment einer Gesammtaufführung dieser herrlichen Werke ist vollständig gelungen.

Würdig, wie sie mit der Vorstellung des „Idomeneus" begonnen, hat die Mozart-Woche mit der Aufführung des „Titus" und des Weilen'schen Festspiels abgeschlossen. Durch die alle Erwartungen übertreffende materielle und seelische Antheilnahme, welche Wien der edlen Feier geweiht, mag die viele und große Schuld, zu der sich unsere Stadt dem erhabenen Genius gegenüber bekennen muß, in Etwas veringert erscheinen.

Die Mozart-Woche über alle äußeren und inneren Schwierigkeiten hinweg zu einer den großen Todten in Wahrheit ehrenden Feier zu gestalten, war keine leichte That. Die bedeutendste Schwierigkeit lag in der Entfremdung, welche durch die überwiegende Pflege des declamatorischen Vortrags unseren Sängern und Sängerinnen den reinen Linien des Mozart'schen Gesangstyls gegenüber nothwendig entstanden war. Diese Schwierigkeit zu überwinden waren alle Betheiligten eifrig bemüht, allerdings mit ungleichem Wärmegrad des Eifers und ungleichem Erfolg. Gewiß wird die Mozart-Woche Allen,

Digitized by Google

die sie mitgemacht, in schöner Erinnerung bleiben. Herr Director Jauner verdient dafür den Dank aller Musikfreunde, die sich gewiß auch bei der Wiederholung des Cyclus im nächsten Jahre wieder zahlreich einstellen werden.

---

* Aus dem ältesten Geschichts-Gebiete Deutsch-Böhmens. Von diesem Werke des verdienstvollen Pfarrers P. Franz Focke in Königswald, ist vor Schluß des Jahres 1879 der 2. Theil im Selbstverlage des Verfassers erschienen. Der Verfasser behandelt in diesem 26 Bogen starken Bande in 5 Capiteln die Topographie des Elbe- und Eulauthales, soweit diese in das von ihm umschriebene Geschichtsgebiet fallen, mit einer nicht leicht ihres Gleichen findenden Local- und Sachkenntniß, weiters die Geschichte der Entwicklung der Industrie und des Gewerbswesens, sowie des Bergwesens, der Feld- und Wald-Cultur der dortigen Gegend, dann die Geschichte des Handelsverkehres von seinen Uranfängen an, und reiht daran einen Ueberblick über das Vereinswesen und das Anstaltswesen bis auf die Entstehung derselben zurück. Mit emsigem Sammlerfleiße hat der gelehrte Verfasser ein reiches Materiale zusammengetragen und mit Benützung vieler zum Theil bisher völlig unbewußt gebliebener Quellen ein klares Bild des Entwicklungsganges der Zustände, wie sie derzeit in jenen Gegenden gefunden werden, gezeichnet. Besonders interessant erscheinen, neben den besonders schätzenswerthen topographischen Aufzeichnungen, die Mittheilungen über die in jenen Gegenden volksthümlichen Sagen, deren Ursprung der Verfasser vielfach nachweist und ihren Zusammenhang mit historisch festgestellten Ereignissen aufdeckt. Die Mittheilungen über die Verhältnisse der einzelnen Gewerbsarten, die Geschichte der Entwicklung der verschiedensten Industrie-Unternehmungen, dann des Verkehrswesens längst entschwundener Tage sind ebenso erschöpfend als anziehend und werden auch für solche Leser, welche in dem Gebiete, auf dessen Geschichte sie sich beziehen, fremd sind, von entschiedenem Interesse sein. Von mehr localem Werthe dagegen sind die hie und da eingeflochtenen biographischen Skizzen über hervorragende Persönlichkeiten der dortigen Gegend, ihr Wirken und ihre

Digitized by Google

Verdienste um dieses ihr engeres Vaterland, dessen Mitbewohnern sie gleichwohl gewiß sehr willkommen sein werden. — Unbestritten reiht sich der 2. Theil in Gediegenheit und Fülle des Inhaltes würdig dem ersten Theile dieses Werkes an, das als eine höchst schätzenswerthe Bereicherung der geschichtlichen Literatur bezeichnet werden darf. Es wäre dem Verfasser, der so viel Arbeit und Fleiß und so viel des gründlichsten Wissens in diesem Werke niedergelegt hat, nur zu wünschen, daß sich für dasselbe ein genügender Leserkreis fände, damit er wenigstens für die materiellen Opfer, die er der Herausgabe des im Selbstverlage erschienenen Buches gebracht hat, ausreichende Entschädigung fände.

* Dr. A. W. Ambros' Geschichte der Musik erscheint im Verlage von F. E. C. Leuckart in Leipzig in einer neuen lieferungsweisen Auflage. Das ganze vierbändige Werk wird in 30 vierzehntägigen Lieferungen ausgegeben.

* Schiller's Werke. Zu der nunmehr abgeschlossenen Prachtausgabe von Schiller's Werken liegt nun auch die letzte der vier rehbraunen, mit Schwarz- und Golddruck reichgeschmückten Einbanddecken vor, mit welchen die Hallberger'sche Verlagshandlung die fesselnde, künstlerische Ausstattung der vier großen Bände würdig ergänzt.

* Die Zukunft der Barockstyle. Unter diesem Titel erschien in der Manz'schen Hof- und Universitätsbuchhandlung eine geistreiche „Kunstepistel", deren Verfasser, wie es heißt eine in den Kreisen der Wiener Kunsthistoriker hervorragende Persönlichkeit, sich unter dem charakteristischen Pseudonym „Bernini der Jüngere" verbirgt. Scharf geht er den Doctrinären einer einseitigen modernen Kunsttheorie und den Gegnern des Barockstyls zu Leibe, welchen letzteren er als den „ersten und einzigen, den sich Oesterreich selber gegeben hatte", und als den zum Volkscharakter aufs Harmonischeste stimmenden" bezeichnet. Die Brochure ist nicht nur ein warmes, auf frühere glänzende Bauperioden sich stützendes Plaidoyer für den Barockstyl, sondern auch eine schneidende Polemik gegen eine gewisse beliebte „stylgrammatikalische", nach einem „wohlgeplanten Paragraphenplane" vorgehende Schulung der Kunstindustrie, durch die man ebenfalls Prunkstücke für das kunstgewerbliche Musterlager, aber wenig fürs practische Leben, für Handel und Geschäft schafft.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Ant. Magner.
Druck von Hugo Hoffmann, Wien VII., Breitegasse 4.

Digitized by Google

Inhalt: Krieg oder Friede. — Ungarns Poesie im 19. Jahrhunderte. — Abteien und Klöster in Ungarn. — Die Gerichtszustände in Oesterreich und in Ungarn vor Einführung der Reformen unter Kaiserin Maria Theresia. — Die Wahrheit über den Hypnotismus. — Sahara und Sudan. — Literatur. — Ein Wort über das Versicherungswesen mit Rücksicht auf die Triester Institute.

Krieg oder Friede.

Niemand wird heute noch in Abrede stellen wollen, daß sich das alte Verhältniß zwischen Deutschland und Rußland durchaus verändert hat. Nicht nur ist der Hauptbeweggrund der Freundschaft seit 1871 verschwunden, sondern seitdem mancher Anlaß zu einer Entfremdung aufgetaucht, gleichwohl halten wir die Lage für keine drohende. Denn unter allen realen staatlichen Interessen, welche für einen Freundschaftsbund oder für eine offene Feindschaft wirksam sind, gibt es kaum ein Interesse von größerer Kraft, als dasjenige, welches einfach die Erhaltung des Friedens um seiner selbst willen fordert. Es kann große Interessen geben, die zu einem Kriege drängen und dennoch aufgewogen werden durch den Werth des fortdauernden Friedens. Rußland sowohl als Deutschland bedürfen vorläufig des Friedens für inneres Staatsleben. Ersteres hat eben einen schweren Krieg überstanden. Seine innere Entwicklung hat hier und da begonnen, in bedenklicher Weise zu stocken, seine Finanzen sind erschöpft, sein Heer sehr geschwächt. Es sieht sich von Außen her durch England weit ernstlicher bedroht, als es durch eines der Interessen in den Nachbarstaaten geschieht. Die Rivalität mit England kann freilich über Nacht in das alte Verhältniß ruhiger Beobachtung zurückfallen. Aber auch dann verspricht jeder Krieg Rußlands nach Westen hin, ihm wenig Gewinn und ungeheure Gefahren zu bringen. Deutschland bedarf nicht minder der äußeren Ruhe. Frankreich wird noch lange dieses Bedürfniß unterstützen, die Ordnung der inneren Zustände Deutschlands thun das Gleiche. Ein neuer Krieg würde zudem geeignet sein, das so wünschenswerthe Vertrauen Europas zu dem neuen Deutschland zu erschüttern. Es müßten sehr hervorragende Interessen Deutschlands offen angegriffen werden, um dasselbe zur Entblößung des Schwertes zu nöthigen. Ein ausgesprochen feindseliges Verhältniß zwischen Rußland und Deutschland hätte eine so erregende Wirkung auf das übrige Europa, daß die Ruhe gefährdet wäre. Wünsche und

Digitized by Google

Unternehmungen würden hervordrängen, die leicht sich mit Gewaltsamkeit verbinden könnten, und nicht blos Frankreich wäre der Quell solcher Bewegungen. Andererseits genügt ein gutes Vernehmen zwischen den drei Ostmächten, um Europa vor großen Kämpfen zu schützen. Dieses Vernehmen kann erhalten werden auch ohne eine sehr heiße Freundschaft. Zuletzt, aber nicht gering angeschlagen, ist die Erwägung, daß, wenn der Interessenlauf seine Richtung zwischen den beiden Staaten geändert hat, so doch ein Gegengewicht zurückgeblieben ist in der persönlichen Stellung der Monarchen.

Inzwischen aber ballen sich andere Kräfte zusammen, diejenigen der nationalen Idee, welche zwischen den Beweggründen der realen Staatsinteressen und denen der persönlichen Neigungen der Herrscher mitten inne zu stehen scheinen. Das nationale Streben liegt weder ganz in der Bahn der realen Interessen, noch ganz in der der persönlichen Meinungen, und doch hat dasselbe von beiden etwas an sich. Was wir heute unter nationaler Idee verstehen, kennzeichnet sich wesentlich durch den Gegensatz eines Volksbewußtseins zu fremden Völkern, ein Gegensatz, der weder die Erben des altrussischen Bojarenthums gegen Peters des Großen Reformen entflammte, noch auch den alten Adel Moskaus gegen die deutsche Camarilla der Czarin Anna. Es war allerdings der Gegensatz gegen das Fremde, was jene frondirenden Bewegungen hervorrief, aber nicht der Gegensatz und bewußte Feindschaft gegen einen fremden Stamm, was wir heute Nationalitätsidee nennen, sondern der Widerwille gegen fremde Sitten, Regierungsart, gegen ungewohnte Behandlung durch die nichtrussischen Staatsmänner, endlich die Eifersucht persönlichen Ehrgeizes, persönlicher Interessen. Das nationale Bewußtsein ist auch in Rußland gleichwie bei den meisten Völkern Europas erst geweckt worden durch die napoleonischen Kriege. Erst der Zusammenstoß des russischen Volkes mit den Völkern Europas beim Brande von Moskau und auf den Zügen bis nach Paris hin rüttelte das Selbstbewußtsein desselben auf, daß es erwachte. Eine stark autokratische und freiheitsfeindliche Regierung jedoch ließ ein halbes Jahrhundert lang dem Selbstbewußtsein keinen Raum, sich zu festigen. Unter Czar Nicolaus war alles Bewußtsein des Volkes so sehr in die Vorschriften der Regierung zusammengepreßt, daß keine Zeit und kein Raum übrig blieb, sich

Digitized by Google

auf sich selbst zu besinnen. In Moskau allein, wo kräftiges Volksleben zusammentraf mit größerer Entfernung vom Mittelpunkte der absoluten Regierung, erhielt sich eine gewisse freiheitliche Tradition aufrecht, lebhaft unterstützt durch den Umstand, daß Moskau eine Art von Verbannungsort Aller wurde, die am czarischen Hofe sich nicht völlig der absoluten Gewalt anpassen wollten und daher von ihm abgestoßen oder ausgestoßen wurden. Nur in Moskau vermochte sich eine gewisse Selbstständigkeit des Geistes gegenüber der czarischen Allgewalt zu erhalten.

Als mit Alexander II. diese Allgewalt gemildert wurde, als der Czar selbst die Grundlagen schuf für eine Entwicklung in der Richtung zur Freiheit hin, als er die ersten Bedingungen für eine selbstständige Bewegung dem Volke gewährte, da war es natürlich, daß zuletzt in Moskau und anfangs nur in Moskau ein empfänglicher Boden für diese Tendenzen sich fand. Nur in Moskau begriff man sofort, was die Aufhebung der Leibeigenschaft und die Vorbereitungen für die anderen liberalen Reformen bedeuteten; das übrige Provinzialleben war zu stumpf, die höfische Luft Petersburgs zu beengt, um alsbald einem selbstständigen Geiste der oberen Volksclassen Nahrung zu geben. Dieser Geist fand zu seinem Glücke gleich anfangs Gelegenheit, sich rasch zu entwickeln, indem er das Czarenthum gegen zwei aufgetauchte Feinde zugleich kräftig schirmte. Er wandte sich sowohl gegen die innere demokratische Bewegung, welche Alexander Herzen leitete, als gegen die äußere polnische, die Herzen unterstützte. Dieser nationale russische Geist wurde durch die polnische Revolution von 1863 sofort in Gegensatz gestellt zu fremdem nationalen Bewußtsein. An dieser stark ausgeprägten nationalen Idee des Polenthums bildete sich die nationale russische Idee in Moskau und unter dem Einflusse Moskaus auch hier und da im Reiche rasch aus. Nichts reift so schnell die nationale Idee, als nationaler Kampf, und dieser wurde dem Russenthum nun geboten. Die Erfolge, welche die sich nun bildende Moskauer nationale Partei in der Politik gegenüber dem polnischen Aufstande errang, Erfolge, welche nicht blos gegen das Polenthum davongetragen wurden, sondern eben so sehr gegen die Allmacht des Czarenthums, steigerten mächtig das Selbstgefühl der Partei. Sie hatte von der Regierung strenge Bestrafung der Empörung verlangt und hatte

Digitized by Google

dieselbe erlangt; sie hatte gefordert, daß die Regierung das Polenthum durch Emancipation des niederen Volkes lähme, und war damit durchgedrungen. Als der Aufstand niedergeschlagen war, sah diese Partei ihre Jünger überall in einflußreichen Stellungen, ihre Stimme bei der Regierung in hohem Ansehen. Sie war auf einmal mächtig und thatsächlich von der absoluten Gewalt anerkannt worden. Und der erste Schritt, den sie, den die nationale Idee gethan hatte, war ein Angriff nach außen, gegen eine benachbarte fremde Nationalität gewesen. Die Slavisten wurden sofort nach ihrem Erscheinen offensiv. Fortan erblickten sie in dieser offensiven Haltung eine Haupthandhabe, ihre Stellung zu stärken oder zu erhalten. Fortan hielten sie sich für berufen und stark genug, um als Vertreter des russischen Volksthums für die obersten und heiligsten Interessen desselben einzutreten. Fortan sahen sie sich als die Erben aller beglaubigten und nicht beglaubigten, historischen und nichthistorischen Berufsarten des russischen Volkes an. Fortan entdeckten sie, daß die Weltgeschichte auf ihre Schultern das Riesenwerk gelegt habe, das gesammte Slaventhum, obwohl es niemals ein Volk gewesen, zu einem einzigen Volke zu machen, in einem einzigen Staatenbunde zusammen zu schmieden. Fortan wurden sie so offensiv, daß sie es wie Verrath an ihrer Sache ansahen, nicht principiell ganz Europa zum Kampfe herauszufordern, irgendwo einen Slaven zu wissen, ohne denselben für die Moskauer Heerfolge in Anspruch zu nehmen.

Als der deutsch-französische Krieg ausbrach, hofften Viele dieser Partei, daß an denselben sich anschließen werde ein Kampf zur Verwirklichung der Pläne, welche die Slavisten in Rücksicht auf die Slaven Oesterreichs und der Türkei hegten. Vielleicht war es diese Hoffnung, welche verhinderte, daß 1870 die französischen Sympathieen noch nicht so heftig gegen Deutschland hervortraten. Als es sichtbar ward, daß der Krieg sich zwischen Deutschland und Frankreich ausspielen werde, trat die Mißstimmung scharf hervor, die nationale Eifersucht erwachte.

Endlich kam der herzegowinisch-bosnische Aufstand, endlich die bulgarischen Gräuel, endlich der serbisch-türkische Krieg. Nun galt es das Leben des Slavismus. Und welche Kraft die Partei aufbieten konnte, zeigte sich, als etwa 4000 Russen die Leitung des serbischen

Digitized by Google

Heeres übernahmen, an ihrer Spitze Tschernajew, der Moskauer Slavist, und als Millionen um Millionen von Rubeln aus Rußland diesem Kampfe freiwillig durch die Slavencomités geopfert wurden. Zugleich entwickelte die Partei ihre ganze Energie, um auf die Regierung, den Hof, den Czaren zu wirken zu Gunsten eines offenen Krieges. Und diesesmal zeigte sie sich so mächtig als ehedem im Jahre 1863, sie wußte nicht blos weite Kreise des Volkes von der nationalen Idee zu entflammen zum Wunsche nach Kampf, sondern sie verstand auch ihre nationale Idee siegreich hineinzutragen in die Umgebung der höchsten Gewalt, nach Petersburg, nach Livadia, bis dann endlich der Czar von Livadia aufbrach und nach Moskau kam, um Altmoskau zu sagen, daß es haben solle, wornach es rief. Es war ein empfindlicher Stich, der dem nationalen Selbstgefühl der Slavisten beigebracht wurde, als Czar Alexander die heftigen Vorwürfe gegen die Serben schleuderte, welche die serbische Unfähigkeit vielleicht nicht so voll verdient hatte, als es den Ansprüchen des Czaren schien. Aber der Schmerz, den dieser Stich hervorief, ward gehoben durch die Befriedigung, die die Erklärung des Czaren brachte, daß er sich zum Schirmherrn der Orientchristen und zum Kämpfer für die unterdrückten Bruderstämme aufwerfe. Am 10. November 1876 versöhnten sich Czar Alexander und Altmoskau nach sechsjährigem Grolle

Die Moskauer Slavistenpartei ist die einzige russische politische Partei im Reiche. Jeder schwache Augenblick der absoluten Macht muß dieselbe wieder der Partei zuführen. In diesem Augenblicke ist es die nihilistische Bewegung, welche der Moskauer Partei zu statten kommt. Die „Nihilisten" glauben sich berufen, allem Uebel mit einem Schlage ein Ende zu machen, mit einem Schlage, der kurz und gut alles Bestehende, wie es Rußland durch die Jahrhunderte auf socialem, politischen, kirchlichen, wirthschaftlichen, auf öffentlichem und privatem, einfach auf allen Gebieten der Cultur herausgestaltet hatte, fortwerfen sollte. Anfangs ein Gegenstand des Gelächters, dann des Aergers, dann der Furcht, wurden die Nihilisten jetzt rasch ein Gegenstand allgemeinen Entsetzens. Während aber die Gesellschaft und die Presse noch bis vor Kurzem eine Haltung eingenommen hatten, welche keineswegs das Vertrauen begründen konnte, daß die absolute Ge-

Digitized by Google

walt in ihnen eine zuverlässige Stütze und Schirm gegen diese Umstürzler habe, ließ sich nur von einer Seite her stät und stark die Stimme harter Verurtheilung des Nihilismus und seines Gebahrens vernehmen: aus Moskau, von den Slavisten. Nur in Moskau war jene schwankende Milde, jene räsonirende Schwäche nicht zu bemerken, welche auch den tollsten Ausbrüchen des rohen Umsturzgeistes einen Sinn, den offenbarsten Verbrechen nicht blos eine Erklärung, sondern eine psychologische Begründung beimaß, die nur zu sehr einer Entschuldigung nahe kam. Unentwegt durch diese Haltlosigkeit anderwärts forderte Moskau strenge Bestrafung, rücksichtslose Unterdrückung der anarchischen Bewegung, trat Moskau entschieden für die czarische Gewalt ein. Auch hier zeigte diese Partei, daß sie allein über diejenige Reife politischen Verständnisses verfüge, welche zu nachhaltiger politischer Leitung befähigt. In Wahrheit, ihre grundlegenden Ideen weichen durchaus von denen der Nihilisten ab. Die nationale Idee und was damit zusammenhängt, Kirche, Tradition, Geschichte, äußere Politik: Alles wird von den Nihilisten niedergetreten. Und insoweit sind die Wege beider Parteien von Hause aus getrennt, feindlich. Aber man kann die Anerkennung nicht vorenthalten, daß es in dem heutigen Rußland eine mächtige Partei gab, welche der Verlockung widerstand, aus einer Mehrung der staatlichen Verwirrung unmittelbar Nutzen für sich zu ziehen. Die Slavisten hatten nicht zu fürchten, daß der Nihilismus die Staatsleitung an sich reißen und sie damit zugleich niederwerfen werde. Sie konnten aber meinen, durch eine revolutionäre Bewegung selbst an die Spitze zu gelangen. Sie wiesen diese Möglichkeit von sich, was in anderen Ländern und unter anderen Umständen äußerst natürlich erscheinen müßte, hier aber fast wie ein Verdienst, wenigstens wie das Zeichen verständiger Mäßigung erscheint. Und ich meine, daß die Rechnung gut gemacht war. Denn diese Haltung der Moskauer mußte den Monarchen ihnen umso mehr wieder nähern, je deutlicher sich herausstellte, wie vielfach und weit der Boden im übrigen Reiche unterwühlt und haltlos war. Wieder erwies sich die Moskauer Partei als die einzige nicht staatliche Macht in Rußland, auf welche sich das Czarenthum stützen konnte, wieder leistete Moskau, wie 1863 und 1877, dem Czaren wirksame Dienste.

Digitized by Google

Das politische Denken und Bewußtsein sind einmal in weite Kreise des Volkes gedrungen und gehen ihren Weg. So weit entfernt das gemeine Volk Rußlands von revolutionärem Drange ist, so voll von politischem Gährungsstoffe sind die Classen, welche über ihm stehen. Auch ohne revolutionäre Ziele sind politische Bewegungen vorauszusehen, welche, nach dieser oder jener Richtung sich äußernd, doch fast unfehlbar immer und überall zuletzt gegen die absolute Gewalt anstoßen werden. Und die absolute Gewalt wird einer Stütze im Volke außer der polizeilichen und militärischen immer wieder bedürfen und wird sie vorläufig nur in der Moskauer Partei finden. So scheint mir die Bedeutung dieser Partei eine große und ihr Einfluß auf die Leitung des Staates eine in Zukunft wachsende.

Was hat nun Deutschland von dieser Partei und ihrem Einfluße zu erwarten?

So lange Moskau die Rivalin Petersburgs ist, hat sich dort die Gegnerschaft gegen deutsches Wesen concentrirt. Gegen das Deutschthum richtete sich vornehmlich das erwachsene nationale Bewußtsein, weil das Deutschthum eine große Stellung in der Staatsleitung gehabt hat bis herab auf die jüngste Vergangenheit. In dem Gegensatze zum Deutschthum ist die Slavistenpartei groß geworden. Sowohl die Nachbarschaft als der Charakter der beiden Völker bewirken, daß das russische nationale Bewußtsein immer stärker gerade gegen das Deutschthum anschwillt. Und nicht blos gegen die Deutschen in Rußland, sondern auch gegen das Volk Deutschlands. Es ist als ob solch einem echten Russen das deutsche Wesen gegen die angeborne Natur ginge. Diese breite, leichtlebige, leicht entzündliche, sinnliche, diese demokratische Natur ohne geschichtliche oder traditionelle Schranken, voll Temperament und Muth, sie widerstrebt der geschlossenen, besonnenen, genauen, speculativen, gemüthvollen Art der Deutschen, welche auf geschichtlicher Grundlage sich ihre aristokratische Gesellschaft aufzubauen liebt. Es wäre falsch, diese Gegensätze zu übersehen, so falsch, als zu verkennen, daß der Idealismus eines Volkes, und wäre er aus dem blinden Triebe der Leidenschaft entsprungen, von hoher Bedeutung werden kann für die realste Politik der Interessen. Was Anderes als diese fast

Digitized by Google

instinctive Abneigung gegen die Deutschen und Vorliebe für die Franzosen war der Grund, daß im Jahre 1870, nachdem Rußland seit hundert Jahren eng mit Preußen verbunden, in diesen hundert Jahren zweimal in offenem Kriege gegen Frankreich gestanden, während kein Mißton dem russischen Volke den Verdacht erregen konnte, daß die Einigung Deutschlands ihm gefährlich werden könnte, während thatsächlich keinerlei practische politische Gründe seine Stimmung leiteten, während Deutschland in so offenbarem Rechte stand, als jemals einem Kriege zu Grunde lag: was Anderes als die nationale Neigung, die sich selbst, ohne Zuthun Deutschland, zur Leidenschaft steigerte, machte, daß fast das ganze Rußland einig war in heftiger Erregung gegen die deutschen Siege und in leidenschaftlichem Verlangen nach deutschen Niederlagen? Und die Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen, daß ähnliche Lagen eintreten und daß dann nicht ein Czar Alexander auf dem russischen Throne sitzt mit dem festen Willen und der ausreichenden Macht, jenem Verlangen seines Volkes Trotz zu bieten.

Neben diesem steigenden nationalen Bewußtsein, welches sich zu Deutschland mindestens nicht freundlich verhält, geht die slavistische Propaganda gegen Oesterreich-Ungarn einher.

Die Slavisten stehen in offener Gegnerschaft zu Oesterreich-Ungarn längs der ganzen russisch-österreichischen Grenzlinie und das Unternehmen Oesterreichs, dieser Gegnerschaft die Spitze zu bieten, dem Einströmen russisch-slavischer Ideen Einhalt zu thun, in Oesterreich-Ungarn selbst einen Mittelpunkt für das Slaventhum zu schaffen, der die Anziehungskraft Moskaus lähmt, das ist ein großes und kühnes Unternehmen. Umso größer, als sich damit nothwendig die weitere Ausdehnung der österreichischen Macht nach Südosten über neue slavische Unterthanen verbindet, wie sie eben jetzt in Angriff genommen worden ist. Die Aufgabe kann nur gelöst werden durch rasche Förderung der slavischen Stämme in Rücksicht auf materielles und geistiges Wohlergehen. Und so weit dieser letztere culturliche Weg eingeschlagen wird, bedarf Oesterreich-Ungarn der unterstützenden Kräfte Deutschlands, sowohl der deutschen culturlichen Volkskräfte, als der staatlichen Macht. Ich zweifle nicht, daß wesent-

Digitized by Google

lich dieser Sinn einem Theile des Vertrages zu Grunde liegt, den Oesterreich-Ungarn mit Deutschland jüngst abgeschlossen hat.

Die Stellung, welche Oesterreich nach dem Türkenkriege von 1877 in der Türkei erworben hat, ist in mancher Hinsicht eine für Rußland, besonders das slavische Rußland, verletzendere, als seine Haltung von 1855 war. Es hat sich mehr als jemals den slavistischen Ideen wie dem russischen Streben nach Constantinopel in den Weg gelegt. Mehr als jemals geht heute der Weg nach Byzanz über Wien. Gegen Oesterreich ist das kriegerische Augenmerk Rußlands mindestens eben so gerichtet als gegen England, dessen feindseliges Lärmen und Drohen zwar augenblicklich die Absichten Rußlands gegen Oesterreich verdecken läßt, aber doch nicht hindern kann, daß die Verhältnisse zwischen Rußland und Oesterreich dauernd vergiftet sind. In Wien hat dieses Verhältniß gewiß am nachdrücklichsten für den Abschluß des deutschen Bundes gesprochen. Und dort bleibt vorläufig auch der gefährlichste Punkt für die Beziehungen der drei Kaiserstaaten. Die Slavisten aber werden nicht verfehlen, die Gefahr zu erhalten und zu schärfen.

Jedermann glaubt, daß die Rachegedanken in Frankreich nicht überwunden seien. Nur Wenige in Frankreich glauben wohl an einen Bund mit Rußland für den Fall des Rachezuges, an einen Trutzbund, der russische Truppen gegen Deutschland führen würde. Aber wahrscheinlich ebenso Wenige fürchten einen Gegner in Rußland bei diesem Rachezuge zu finden. Ohne Zweifel aber meinen Alle in Frankreich, daß der deutsch-österreichische Bund den Plänen wie der Stellung Frankreichs zu Deutschland einige gute Aussichten eröffnet. Und die Unternehmungslust Frankreichs wird dadurch in dieser Richtung gesteigert. So wenig ich mich zu der Meinung bequemen kann, daß Rußland unter Alexander II. offen kriegerisch gegen Deutschland handeln werde, so sehr neige ich zu der Ansicht hin, daß Rußland sich durch Deutschland nicht zurückhalten lassen werde, wenn es den Augenblick für gekommen glaubt, um gegen Oesterreich loszubrechen. Dieser Augenblick wird aber für die große Mehrheit der russischen Politiker dann eintreten, wann etwa Frankreich einen Krieg gegen Deutschland beginnt. Der deutsch-österreichische Bund würde diese Politiker nicht hindern, gegen Oesterreich anzurennen, auch wenn der Bund unbedingt die deutschen

Digitized by Google

Waffen für jenen Fall herausforderte. Im Gegentheile, der Schlag, welcher durch einen vielleicht sieghaften Krieg gegen Oesterreich den Bundesgenossen desselben, Deutschland, träfe, wäre eine Genugthuung, die jene Politiker Rußlands mit Freuden begrüßen würden. Will Rußland auch keinen Krieg gegen Deutschland, so hätte eine mittelbare Demüthigung desselben durch die russische Macht doch viel Verlockendes. Daher meine ich, daß, sobald Frankreich zum Schwerte gegen Deutschland greift, die Gefahr allerdings sehr nahe treten würde, daß Rußland dasselbe gegen Oesterreich thut. Und weiter erscheint mir deßhalb die Wahrscheinlichkeit recht groß daß der deutsch-österreichische Schutzvertrag, eben jene doppelte Gefahr in Betracht ziehend, sowohl die Wehr gegen Frankreich als die gegen Rußland zum Inhalte haben dürfte. Was Oesterreich in Rücksicht der französischen Bedrohung an Deutschland leistet, das leistet Deutschland gegenüber der russischen Bedrohung an Oesterreich. Das wäre billig, und wahrscheinlicher als ein blos gegen Rußland gerichteter Schutzbund. Nur ist er wahrscheinlich zu Stande gekommen erst durch die herangereifte deutliche Erkenntniß der russischen Bedrohung.

Diese, zuerst von Frankreich ausgehende Gefahr halte ich für den Thatsachen entsprechend und zugleich für größer als sie vor 1877 war. Denn in Frankreich rechnet man ohne Zweifel sehr genau mit der Entfremdung, die zwischen Deutschland und Rußland eingetreten ist. Man weiß sehr wohl, daß Deutschland bei einem französischen Rachekriege nicht wieder russische Unterstützung finden werde, was die Kriegslust bei Vielen beleben mag. So natürlich es früher für Deutschland war, mit Rußland zu gehen, so natürlich ist es, für diesen möglichen Fall eines französischen Rachekrieges, für welchen ein Zusammengehen mit Rußland nicht herzustellen ist, einen andern Genossen zu finden. Vielleicht aber wäre es dem Fürsten Bismarck trotz allem seit 1870 Vorhergegangenen nicht gelungen, Oesterreich zum Aufgeben seiner Politik der freien Hand zu bewegen, wenn die russische Gefahr ihm nicht zu Hilfe gekommen wäre. In diesem Sinne aufgefaßt verliert der deutsch-österreichische Bund manches von dem ihm beigelegten Sinne einer vorwiegend von Deutschland gegen Rußland gethanen feindseligen Handlung. Rußlands Gegner

Digitized by Google

in diesem Vertrage ist Oesterreich, wie Deutschlands Gegner Frankreich ist.

Wenn diese Vermuthung in Etwas der Wirlichkeit entsprechen sollte, so wäre die ganze Tragweite außer Zweifel gesetzt, welche ich diesem Vertrage beimesse. Wir ständen der Möglichkeit starker Erschütterungen in Europa näher als vor 1878. Und wir wären dazu gedrängt worden nicht zum geringsten Theile durch die wachsende Bedeutung der russisch-nationalen Partei, deren Politik zu Gunsten der österreichischen Slaven in diesem Punkte sich fast deckt mit der Politik der russischen Staatsleitung in Ansehung der Orienthändel.

So fließen denn die beiden offensiven Strebungen der Slavisten: gegen das Deutschthum und für das österreichische Slaventhum, in Ansehung der deutschen Interessen zusammen in eine einheitliche, gegen Deutschland gerichtete Strömung. Die alten staatlichen Interessen zwischen Deutschland und Rußland haben in ihrem wesentlichen Inhalte sich ausgelebt; die neuen nationalen Interessen zwischen Deutschland und den Slavisten sind in feindseligem Sinne an die Stelle getreten. Deuschland und Oesterreich werden fortan gemeinsam den ganzen Druck des slavischen Stammes auf ihren Ostgrenzen zu tragen haben, wie es vor Jahrhunderten war, als das Slaventhum noch weit in die heutigen deutsch-österreichischen Gebiete hereinragte.

V. T.

Ungarns Poesie im 19. Jahrhunderte.

I.

Im Herbste 1880 wird es fünfzig Jahre, daß Carl Kisfaludy gestorben, der Vater der ganzen neueren Dichtung Ungarns und darin aller jener Vortrefflichen, deren Genie, wie Paul Gyulai jüngst äußerte, seinen Feuergeist nicht verdunkelt, sondern vielmehr mit neuem Lichtglanz umgeben hat. Aber indem wir Carl Kisfaludy's gedenken, dürfen wir seines Bruders Alexander nicht vergessen.

Die Verdienste dieser beiden Männer werden sofort klar, wenn man einen kurzen Rückblick auf die Entwicklung der ungarischen Literatur wirft.

Wie lange ist es her, daß die Frage, ob es denn eine ungarische Literatur gibt, berechtigt erschien?

Digitized by Google

Die Kritiker der Gegenwart hatten das Gemälde einer Universal-Literatur zu entrollen versucht, aber weder Eichhorn noch Bouterweck gönnten der ungarischen Literatur nicht einmal den bescheidensten Platz. Russen, Finnen, Tartaren, Türken, Perser, Armenier, Chinesen, Hindus, Bewohner der Insel Java, alle Völker des Nordens und Ostens erheben der Reihe nach auf diesem von Herrn Eichhorn präsidirten literarischen Congresse ihre Stimmen, Ungarn allein verstummt. Göthe, der den Gesängen der Serben und Böhmen so viele Aufmerksamkeit widmete, der so viel Schönes und Rühmliches über die volksthümlichen Poesien des östlichen Europa geschrieben, Göthe selbst wußte nicht, daß der Donaustrand in Ungarn ebenso seine Dichter aufzuweisen hatte, wie das Volk der Serben und Rumänen. Der erste Historiker, welcher die literarischen Schätze Ungarns Europa vor Augen führte (ich nehme die Philologen hierbei aus, welche im 17. und 18. Jahrhunderte die ungarische Sprache ihren gelehrten Studien unterzogen und sie mit den asiatischen Sprachen verglichen), war Louis Wachler in seinem Handbuche der Literaturgeschichte. Auch Wachler beschränkt sich noch auf flüchtige und unzureichende Aussprüche. Erst durch Kertbeny's Bemühungen begann sich die Geschichte dieser Literatur zu entwickeln. Wir wissen wenigstens, in welcher Lage sich die ungarische Literatur befand, als Pötefi seine ersten Verse dichtete, wir kennen seine Lehrer, seine Nebenbuhler, seine Schüler, und wir können mit Gewißheit bestimmen, wodurch seinem Talente die ihm eigene Originalität verliehen wurde.

Die Denkmäler, welche uns von den ersten Spuren der ungarischen Poesie übrig geblieben sind, scheinen nicht über das 14. Jahrhundert hinauszureichen. Gab es denn aber in den Kriegen des Mittelalters, als die Könige der Dynastie Arpad gegen die Tartaren kämpften, als ein Enkelneffe Ludwig des Heiligen, das Haupt eines neuen Stammes, diese wilden Stämme endlich vernichtete, als die Hunyadi sich so gewaltig auf die Türken warfen und dieselben nach dem Bosporus trieben, gab es denn damals keine Dichter, welche die Thaten ihrer Helden in Liedern verherrlichten? Es ist kaum glaublich, daß bei einem so lebhaften, so tapferen und edlen, so leicht entzündbaren Volke die Vertheidiger Europa's gegen die eindringende asiatische Barbarei nicht gefeiert wären in Lied und Wort. Wenn

Digitized by Google

sich hin und wieder noch einige Spuren aus solchen alten Heldenliedern vorfanden, so hat unglücklicherweise Niemand daran gedacht, dieselben sorgfältig aufzubewahren. Im 15. Jahrhunderte allein, nach der Katastrophe von 1526, als Ludwig II. bei Mohacs besiegt wurde und Ungarn sich unter das Joch der Türken beugte, sah man Dichter auftreten, welche durch ihre Gesänge den Stolz und das Nationalgefühl wachzuhalten suchten. So schuf Peter Illosva ein Heldengedicht „Toldi", welches im 16. Jahrhunderte ganz populär war und in unseren Tagen durch Johann Arany wieder ins Gedächtniß gerufen wurde. Dieser Toldi, eine Art Bauerheld, der, als ein Verbrecher behandelt, in die Wälder zu fliehen und da zu leben gezwungen war, fiel im Kampfe für sein Land gegen einen unversöhnlichen Feind und war der Hort des ungarischen Volkes während der türkischen Invasion. Die Mißgeschicke des Staates einerseits, die wachsende Bildung des Hofes und der höheren Classen unterdrückten aber gar bald die ersten Schwingungen einer nationalen Poesie. Unter Mathias Corvin im 15. Jahrhundert war es Italien, von dem aus die Elemente der Civilisation nach Ungarn gebracht wurden, im 16. Jahrhundert dagegen verdrängte der neue in Deutschland erwachte Geist den italienischen Einfluß. Die Reformation fand begeisterte Anhänger unter den Magyaren, sie gründete Buchdruckereien und erichtete Schulen. Wie konnte da unter beständigen Kämpfen und ohne Schutz vor Gewalt eine Nationalliteratur sich Bahn brechen? Wenn auch die Sprache der Vorfahren sich noch von Generation zu Generation fortpflanzte, ihr Geist schien erstorben; im 17. und 18. Jahrhundert ahmten die gelehrten und gebildeten Classen den Franzosen unter Ludwig XIV. nach, wie sie bereits früher Italien und Deutschland sich zum Vorbilde genommen hatten. Josef II. versuchte die Sprache, welche nichts mehr erzeugte und nichts weiter war als ein Ueberrest der Vergangenheit, ein Hinderniß jedes Fortschrittes, zu verdrängen, und gerade diese Bestrebungen Joseph's II. waren es, welche die schlummernden Traditionen wach riefen und dem ungarischen Volke eine wirkliche Literatur verschafften.

Der erste poetische Repräsentant, der wieder in seiner Nationalsprache dichtete, war ein junger Officier, Alex. Kisfaludy, der 1772 zu Sümeg geboren war und einer der ältesten Familien seines

Digitized by Google

Vaterlandes angehörte. Er stand bei einem Ungarischen Regimente, kämpfte in den ersten Revolutionsjahren gegen die Franzosen, gerieth 1796 bei Mailand in Gefangenschaft und wurde nach Frankreich abgeführt. Zu seinem Aufenthalte wurde ihm Avignon bestimmt. Hier unter dem milden Himmel von Vaucluse und auf dem von Petrarca geweihten Boden fühlte der junge Hußarenofficier den dichterischen Beruf in sich erwachen. Die Sprache der Heimat tönt niemals süßer und reizender, als wenn man ihrer Klänge entbehren muß. Diese Sprache, welche der ungarische Edelmann vielleicht in den Wiener Salons kaum der Beachtung werth hielt, begeisterte ihn mit ihrem geheimnißvollen Reize im freudlosen Exil. Im Jahre 1797 kehrte Kisfaludy nach Ungarn zurück und nach Verlauf von 3 Jahren verzichtete er auf seine militärische Laufbahn, um sich seinen literarischen Studien gänzlich hinzugeben. Sein erstes Gedicht, „Himfi's Liebeslieder", erschien im Jahre 1801. Zurückgezogen auf eines seiner Güter am Ufer des See's Balaton, verließ der edle Dichter seine Einsamkeit nur, um an dem Feldzuge von 1809 theilzunehmen; nachdem er seiner Pflicht genügt, kehrte er auf seine Besitzung zurück, lebte nur seiner Muse, welche in Gedichten und Liedern erhabene nationale Erinnerungen besang, und als er im Jahre 1844 seine irdische Laufbahn schloß, weinte ihm ganz Ungarn nach. Alexander Kisfaludy war zwar keines jener souveränen Genies, welche der Literatur den Stempel der Vollendung aufzudrücken vermögen, aber er hatte Vertrauen auf die Zukunft seiner Landessprache, er betrat zuerst diesen Weg, auf welchem ihm später kräftigere Talente folgten, und das Beispiel allein, das er gegeben, begründete seinen Ruhm. Neben ihm hatte sein würdiger jüngerer Bruder Carl Kisfaludy, der ebenfalls Officier bei den Hußaren war und die deutschen Kriege gegen Napoleon mitgeschlagen hatte, die ersten Versuche zur Gründung einer nationalen Theaterliteratur gemacht, während sein älterer Bruder für die epische und lyrische Poesie wirkte. Carl Kisfaludy starb im Jahre 1830, kaum 40 Jahre alt. Während der letzten 12 Jahre seines Lebens hat er 40 Theaterstücke, theils Dramen, theils Lustspiele gedichtet. Um diese beiden Männer ihren Verdiensten gemäß zu ehren, wurde noch bei Lebzeiten des Aelteren im Jahre 1836 der Verein

Digitized by Google

„Kisfaludy" gegründet, welcher jährlich den besten poetischen Arbeiten Preise zuerkannte und so schon mehr als einem Talente Bahn gebrochen hat.

Nach dem Vorgehen Alex. Kisfaludy's und seines Bruders Carl tauchten mehrere Dichter auf, welche freiere Richtungen, wie jene, verfolgten. Die beiden Kisfaludy waren überhaupt nur aristokratische Geister; um aber diese neue Poesie zu einer nationalen zu erhalten, mußte der zweite und dritte Stand seine Vertreter stellen. Michel Csokonai, ein Dichter der Freude und Lust, wäre vielleicht ein ungarischer Volksdichter geworden, wenn er nicht in der Blüthe seiner Jahre dem Tode zum Opfer gefallen wäre. Schwankend zwischen der verjährten Literatur des 18. Jahrhunderts und den volksthümlichen Traditionen Ungarns, lieh er zumeist den verschiedensten Empfindungen und Gefühlen Worte, welche schwach und alt, wenn sie einer falschen Eleganz, jedoch kräftig und neu waren, sobald sie einer ländlichen frischen Heiterkeit galten. Mehrere seiner Lieder leben noch in dem Andenken der Landbewohner und selbst seine größeren Werke konnten dieselben nicht unterdrücken. Daniel Berzsenyi († 1836), Franz Kolcsey († 1838) sind unter den neueren Dichtern die ersten Vertreter des Bürgerstandes. Berzsenyi, berühmt durch herrliche lyrische Dichtungen, vor Allem aber durch seine Ode an Ungarn, ist ein Nachahmer des italienischen Dichters Filicaia, und Kolcsey, der Uebersetzer des Homer, hat Hymnen und Balladen hinterlassen, welche von der Literaturgeschichte vollkommen gewürdigt werden. Der eine nahm sich die Italiener, der andere die Deutschen zum Vorbilde; beide gehörten aber mehr der akademischen Gelehrsamkeit als der naturwüchsigen lebenden Poesie an. Endlich trat ein gereifter Dichter auf, Michel Vörösmarty, welcher nach einem Studium von 50 Jahren die ungarische Poesie in einer gefälligen und populären Form gewissermaßen constituirte. Nach dem Ausspruche aller magyarischen Kritiker ist Michel Vörösmarty der erste Dichter, dessen Ungarn sich vor den Augen Europa's rühmen kann. Seine romantischen Heldengedichte, sowie seine Oden und Lieder, seine längeren Erzählungen, seine kurzen Sinnsprüche beurkunden eine ungemeine dichterische Schaffungskraft und eine Seele voll zarter tiefer Empfindungen. Man hat ihn wegen der Gewalt seiner Lyrik mit Victor Hugo verglichen, und in seinen größeren

Digitized by Google

Dichtungen stellen ihn seine Verehrer mit dem Schweden Esaias Tegner in eine Parallele. Michel Vörösmarty verdient den Namen eines wahren, eines großen Dichters. Als er am 19. November 1855 zu Pest verschied, trauerte um ihn die ganze Nation. Tausende und aber Tausende von Männern aller Classen folgten seiner irdischen Hülle zur ewigen Ruhe; alle Vertreter der Kunst und Wissenschaft waren um seinen Sarg vereinigt. Der Verfasser des „König Sigismund, des Eserhalom des wunderbaren Thales" schien die werdende Literatur seines Landes vollendet zu haben, den großen Geistern, welche unser Jahrhundert in Deutschland England und Frankreich erzeugt hatte, war in dem ungarischen Dichter, Michel Vörösmarty, ein neuer hinzugefügt.

Aber Vörösmarty selbst fühlte, daß es noch eine tiefere ungarische Poesie gab, als die seinige. Eines Tages, im Jahre 1844, trat bei Vörösmarty ein junger Mensch bescheiden mit der Bitte ein, ihm selbstgefertigte Verse vortragen zu dürfen. Vergeblich suchte der alte Meister, oft schon belästigt durch derartige Besuche, dem Ungelegenen oder wenigstens dem Mißgeschicke einer Vorlesung von Seiten des Autors zu entgehen; wohl oder übel mußte er, wenn er nicht den Bittsteller offenbar verletzen wollte, zuhören. Er unterwarf sich geduldig diesem Verlangen, aber welche Ueberraschung wartete seiner. Schon bei den ersten Strophen lauschte gespannt sein Ohr, sein Auge blitzte, ein Freudenstrahl verklärte sein Gesicht und mit zitternder Stimme sprach der edle Meister zu dem jungen Manne, der seine Vorlesung beendete: „Mein Freund, Ihr seid der erste Dichter Ungarns." Dieser gefeierte und von seinem Vorgänger auf so edle Weise gekrönte Dichter war Sandor Petöfi.

Abteien und Klöster in Ungarn.

Es ist bekannt, daß Ungarn seine Civilisation ausschließlich von Westen her erhalten hat, und nicht aus dem mehr und mehr verfallenden byzantinischen Reiche, daß aber Ungarn früher auf eine höhere Culturstufe gelangte, als jene seiner südlichen und östlichen Nachbarländer, deren Bewohner durch gemeinsame Religion fester an das orientalische Kaiserthum gebunden, weit mehr von dessen starrem Formalismus beeinflußt waren, ist zum großen Theile dem

Digitized by Google

Wirken der nach Ungarn gekommenen geistlichen Orden zu danken, von welchen der Orden der Benedictiner nach Ungarn bereits zur Zeit der Annahme des Christenthums kam. Was dieser Orden geleistet, ist in der Geschichte Ungarns verzeichnet. Echter wissenschaftlicher Sinn und große Gelehrsamkeit ist, wie überall, wo eine Benedictiner-Abtei besteht, auch bei den Benedictinern in Ungarn zu finden. Der älteste erhaltene Klosterbauest ist ein diesem Orden gehöriger, nämlich die Unterkirche von Tihany, gelegen auf einer ziemlich breiten Landzunge, die sich weit in den Plattensee hineinstreckt. Diese Unterkirche stammt aus dem 6. Jahrzehnt des 11. Jahrhunderts. Aus dem 13. Jahrhundert stammen die Abteikirche Lébény, die Abteikirche zu Kapornak, die Kirche der Mutterabtei auf dem Martinsberge, die Prioratkirche zu Deaki, die Kirche der Abtei von Csatár, die Abteikirche zu Dömölk und die Abteikirche zu Ják. In allen diesen Kirchen wird noch heute Gottesdienst gehalten.

Das vollendetste noch bestehende Gebäude des Benedictinerordens im romanischen Style ist die Abteikirche zu Ják in der Eisenburger Grafschaft, das zugleich dem eigenthümlichen ungarischen Anordnungs-Systeme vollkommen entspricht. Bis in die neueste Zeit war die Epoche der Erbauung dieses Prachtwerkes völlig unbekannt; da findet der Diplomatiker Rath in Raab, wie Professor Dr. Henßlmann erzählt, eine Urkunde, in welcher die Beisitzer eines Schiedsgerichtes bezeugen, daß sie die aufgerufenen Zeugen ihren Eid in der Jáker Kirche schwören ließen, und zwar zur Zeit der Einweihung dieses Gotteshauses in der Octave des Festes des Evangelisten Marcus im Jahre 1256 „in consecratione ipsius monasterii". Im Mittelalter wurde nicht selten, und besonders in Ungarn, das ganze Kloster für den Kirchentheil desselben genommen und in der frühesten Epoche der Thurm als alleinstehendes Bauwerk „Monasterium" genannt, so daß wir hier eine völlig zuverlässige Angabe haben, zu deren Bestätigung andererseits auch der Styl seine völlig sichere Stimme abgibt. Dieses Datum der Jáker Kirche erscheint aber auch noch in anderer Hinsicht von großer Wichtigkeit; man konnte nämlich bis an den Tag seiner Auffindung mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen, daß der Einfall der Tataren im Jahre 1241

Digitized by Google

eine streng bestimmte Grenzepoche in der Baugeschichte des Landes bilde, von welcher ab rückwärts der romanische Styl mit Uebergangsformen gemengt herrschte, nach welcher jedoch in Folge der Entvölkerung und Verwüstung des Landes die Bauthätigkeit in Ungarn mehrere Decennien hindurch ruhte, bis dann an die Stelle des romanischen der Spitzbogenstyl trat. Durch Ráth's Datum gestaltet sich nun alles dies anders, und es wird andererseits auch das in der Schwebe gehaltene Datum des Jahres 1252 der Dömölker Kirche und andere ähnliche gleichfalls bestätigt, die Zeitdauer des romanischen Styles in Ungarn in noch neuere Zeit herabgerückt, und dessen Umtausch um den Spitzbogenstyl nicht als ein durch eine bestimmte Scheidelinie streng bezeichneter, sondern als allmälicher, als ein in längerem Zeitraume stufenweise und schwankend erfolgter zu betrachten sein. Daß ferner ein so prachtvoller Bau, wie die Jáker Kirche, so bald nach der Tatarennoth unternommen und bereits 1256 bis zur Einweihung vollendet sein konnte, das mildert wohl in etwas den Schrecken, welchen das „Carmen miserabile" bis in unsere Zeit fortgepflanzt, oder schwächt die Ansicht von der Zerstörung, welche die Tataren verbreitet, wenigstens in Bezug auf die westlichen Theile des Landes. Andererseits beweist aber auch der Umstand, dem gemäß so viele romanische Baue die Schreckenszeit überdauert haben, daß man sich die Verwüstung keineswegs bis auf die gänzliche Zerstörung der Gebäude ausgedehnt, sondern einfach auf die Plünderung des Innern und das Niederbrennen ihrer Bedachung beschränkt vorzustellen habe. Ueberhaupt erstehen die größten Feinde mittelalterlicher Bauwerke, so gut wie anderswo, auch in Ungarn erst gegen Ende des vorigen und in den früheren Decennien unseres Jahrhunderts.

Die Kirche der Mutterabtei der Benedictiner auf dem Martinsberge gehört ihrem Style nach mehr in die Uebergangszeit. Die ältesten Theile, die hier vorkommen, stammen vom Baue des Abtes Uros (Urias 1206—1244) her. Uros hat die Kirche und das Kloster vom Grunde aus neu aufgebaut, und zwar ohne die geringste Unterstützung seitens Andreas II.

Die Anordnung dieser Kirche weicht von jener der Lébényer ab;

Digitized by Google

wir haben hier ein einfaches, längliches, in drei Schiffe getheiltes Viereck, ohne Vierung, Querschiff und selbst ohne Apsiden; denn der Chor ist geradlinig geschlossen und wird als solcher nur durch seine starke Erhöhung über die Krypte charakterisirt, zu welcher aus dem Mittelschiffe zwei Treppen führen, welche eine breitere, zum Oberchor führende zwischen sich fassen. Die Trennung der Schiffe wird durch fünf Pfeilerpaare von gleicher Gestalt und gleichem Längenabstande hervorgebracht; vom letzten westlichen ab ist Alles modern. Die Pfeilerform ist die der Uebergangszeit, das mit vier starken und vier schwächeren Halbsäulendiensten besetzte Quadrat; doch treten die inneren alten Dienste, um das ohnehin schmale Hauptschiff nicht noch mehr zu beengen, erst über den Scheidebogen und über eigenen Kragsteinen auf. Im Chore haben wir ein neueres Netzgewölbe, in den Seitenschiffen kommen einfache, im Hauptschiffe Kreuzgewölbe vor, welche je zwei untere Arkaden bedecken. Bemerkenswerth ist das noch jüngere Ansehen der Unterkirche, das durch die geschlossenen, stark vortretenden Knospen und Blattconvolute der Säulen und durch die netzartige Verschlingung der Rippen der auffallend spitzen Gewölbe hervorgebracht wird, so daß die östlichsten der in die Krypte durch ihr Gewölbe hinabsteigenden Kirchenpfeiler, diesen Formen entgegengesetzt, alterthümlich erscheinen. An der Westwand der Unterkirche zeigt man einen thronartigen Stuhl, den man mit dem h. Stefan in Verbindung bringt, doch ist dieser Stuhl seinen Formen nach viel jünger. Der Erzabt Karner (1699—1708) ließ die beiden, in die Unterkirche und die, in den Oberchor führende, Treppe herstellen, so wie auch das prächtige Portal von rothem Marmor (vergl. Monaster. I. 131), welches aus dem Kreuzgange in das südliche Seitenschiff der Kirche führt; jedoch wurden dabei Fragmente eines ursprünglichen Portals verwendet, sonst ließe sich eine solche Restauration zu Anfang des vorigen Jahrhunderts nicht erklären, noch weniger aber die auf einzelnen Steinen vorkommenden eingeritzten Inschriften verschiedener Namen aus älterer Zeit.

Außer den eben angeführten haben sich hie und da auch noch andere kleinere Abteikirchen der Benedictiner erhalten, z. B. im Szalader Comitate; so die gegenwärtig der Ortschaft Csatár als Pfarrkirche dienende. Das Kloster war eine Privatstiftung vom Jahre

Digitized by Google

1138, welche 1166 von Stefan III. bestätigt wurde; hier fand ein Umbau im XIII. Jahrhundert statt, wofür die ziemlich reiche Eisenverzierung der Chorapside und die Formation der zwischen Langchor und Apside befindlichen Wandschaften sprechen. Die Anordnung der Kirche ist jene der späteren Dorfkirchen; im Westen ein viereckiger Thurm, unter welchem man in das ungetheilte Langhaus gelangt, dann ein etwas schmälerer Langchor, endlich die halbrunde Apside. In die südliche Wand des Langhauses ist eine Thür gebrochen, die Nordwand des Langhauses und des Chors hat keine Fenster.

Der älteste Orden in Ungarn ist nach jenem der Benedictiner der der Prämonstratenser, welcher im Jahre 1130 von Stefan II. eingeführt wurde. Die älteste Präpositur dieses Ordens, jene von Großwardein, existirt nicht mehr, ebenso sind die etwas späteren Hauptordenshäuser von Csorna und Joos zugrunde gegangen und gegenwärtig ganz modern. Aus der Periode unserer Forschung haben sich jedoch erhalten: die Kirche der Präpositur zu Klein-Bény, gegründet um 1210, im Gräner Comitat; die etwas jüngere von Horpács im Oedenburger, die von Türje im Szalader, gegründet 1241, dann die von Ocsa unweit Pest und die höchst bedeutende Ruine zu Zsámbék nächst Ofen.

Zwölf Jahre später als die Prämonstratenser wurden durch König Geyza II. im Jahre 1142 die Zisterziten nach Ungarn berufen, und Bela der III. ertheilte ihnen 1183 dieselben Privilegien, die sie in Frankreich genossen. Ihre Hauptabtei ist gegenwärtig die von Zirz im Bakonyerwalde, deren sämmtliche Gebäude jedoch theils aus dem vorigen Jahrhundert stammen, theils ganz modern sind. Doch hat man zum Andenken an die ursprüngliche, im Uebergangsstyle erbaute Kirche einen Schaft ihres Mittelschiffes stehen gelassen, welcher eine seltene Eleganz der Anordnung und Ausführung zeigt; seinen Verhältnissen nach zu urtheilen, muß die Kirche von ansehnlicher Größe gewesen sein. Man nimmt an, daß die Abtei von König Emerich um 1198 gestiftet worden.

Eine ziemlich wohl erhaltene Abteikirche der Zisterziten dient gegenwärtig dem unweit Erlau im Borsoder Comitate gelegenen Orte Apátfalva zur Pfarrkirche. Die Abtei hieß auch „zu den drei Quellen", sie wurde von Bela IV. im Jahre 1237 gegründet und ihre Kirche

Digitized by Google

hat die Tartarenverwüstung überlebt, vom Kloster hat sich jedoch keine Spur erhalten. Der Grundriß der Kirche zeigt in seinem weitausspringenden Querschiffe eine deutlich ausgesprochene Kreuzform, östlich vom Querschiff ist ein ansehnlicher Chorbau, dessen drei Partien gleichmäßig geradlinig enden. Außer den Pfeilern der Vierung kommen noch drei Pfeilerpaare vor. Im Sinne der einfacheren Anordnung der Zisterzitenkirchen entbehrt auch diese der Thürme, doch hat sie stellenweise sehr gut entwickelte Streben. Die Pfeiler im Innern bilden, durch einfache Abfassung ihres Viereckes, Octogone, an deren Seiten sich höher oben Kragsteine ansetzen. An den Langwänden der Nebenschiffe kommen Wandpfeiler mit Halbsäulen vor, deren Capitäle wohlgeformte Blätterconvolute haben. Im Aufrisse markirt sich die Kreuzform nochmals im erhöhten Mittel- und Querschiffe und im Hauptchore. An der westlichen Front sind Radfenster und Portal sehr bemerkenswerth; letzteres ist polychrom, indem es aus grünlichen und röthlichen Sandsteinen zusammengesetzt ist, und in dieser Hinsicht einzig unter den ungarischen mittelalterlichen Bauten dasteht. Die Capitäle der Portalgewänd-Säulen sind sehr zierlich und indem sie in mannifachen Formen große Abwechslung zeigen, springen ihre Blätter so stark vor, daß sich die der benachbarten Capitäle immer untereinander verbinden. Im Timpanum kommt ein ganz originelles, sehr gut gearbeitetes Blumen- und Blattgewinde vor und zierliche Blattformen, noch an Akanthus mahnend, tragen auch die unterste Schräge der Portalstreben.

In der Nähe von Ofen befinden sich, in Pilis, ausgedehnte Ruinen einer ehemaligen Zisterzitenabtei, deren Stiftung auf Bela III. um das Jahr 1184 zurückgeführt wird. Es wäre wünschenswerth, hier Ausgrabungen zu veranstalten.

Von Bauten des Augustinerordens hat sich aus dieser Zeit blos die Kirche der Präpositur in Sz. László im Somogyer Comitate erhalten, deren Gründungsjahr jedoch unbekannt ist; urkundlich wird sie erst im Jahre 1382 erwähnt. Es ist ein sehr kleiner, capellenartiger Bau, der blos aus einem Langhause und einer sich anschließenden halbrunden Apside besteht; einige Zierlichkeit verleihen jedoch dem Gebäude seine zahlreichen Lisenen außen. Bemerkenswerth ist,

Digitized by Google

daß hier keine Fenster an der Nordseite vorkommen; diese Enthaltsamkeit wird bei den späteren kleineren Kirchen in Ungarn zur Regel.

Es hat sich eine ziemliche Anzahl aus dem XIII. Jahrhundert stammender kleiner Ortskirchen und Capellen in Ungarn erhalten; im Allgemeinen läßt sich ihre Entstehungszeit nur sehr selten urkundlich datiren, so daß hier der Styl allein die Zeit bestimmt. Vorzüglich häufig sind derlei Cultusgebäude im Kreise jenseits der Donau, im alten Pannonien, dem frühesten Sitze ungarischer Civilisation; hier wieder sind sie häufiger in der Nähe des westlichen Gestades des Plattensee's, so zu Felső-Eörs, Öskü, Rátóth, Rába Sz. Miklós, Kallós und an anderen Orten.

Die Gerichtszustände in Oesterreich und in Ungarn vor Einführung der Reformen unter Kaiserin Maria Theresia.

Die Gerichtszustände vom Jahre 1740 waren eine wahre Musterkarte von kaiserlicher, landesfürstlicher, ständischer, geistlicher, städtischer, corporativer und Patrimonial-Gerichtsbarkeit. Nicht nur gab es bei jeder derselben wieder zahllose Auswüchse und Exceptiones, sondern in jedem der vielen Erblande des Hauses Habsburg hatten sich die Jurisdictionsverhältnisse verschieden entwickelt, in jedem derselben hatten die zahlreichen Arten der Gerichtsbarkeit verschiedene Formen angenommen, hier trat diese, dort jene besonders hervor, hier hatte die eine, dort die andere auf Kosten der übrigen bedeutende Privilegien errungen; und die verschiedensten Gesetze galten nicht nur in den verschiedenen Provinzen; sondern auch innerhalb der Grenzen eines und desselben Kronlandes hatte jede der zahlreichen Gattungen von Gerichten, um nicht zu sagen jedes einzelne Gericht, seine besonderen Normen und Ordnungen.

Die Besonderheit der verschiedenen Kronländer, deren jedes seine eigene historische Entwicklung hatte und die sich erst nach und nach unter den österreichischen Fürsten vereinigten, machte sich in den verschiedenen Landesordnungen geltend; aber der Mangel an einheitlicher und organischer Leitung, welcher im Mittelalter selbst auf kleinen Territorien die Gemeinden und die verschiedenen Gesellschafts-

Digitized by Google

classen vollkommen unabhängig und gesondert sich entwickeln ließ, machte, daß auch innerhalb desselben Kronlandes von Stadt zu Stadt, ja von Gericht zu Gericht verschiedenes Recht galt. So hatten in Wien das Stadt- und Landgericht, der Magistrat, die Grundgerichte, das Consistorium, die Universität, das landmarschallische, das hofmarschallische Gericht und die Regierung ihre besonderen Normen und Ordnungen, die Taxordnungen namentlich nicht zu vergessen. Bei dem Stadtgerichte galt die alte Ordnung und Freiheit der Wienstadt Ferdinand's I. vom Jahre 1526, das Stadtgerichtsordnungsbuch, des k. Stadt- und Landgerichtes neu verfaßte Kanzleitaxordnung und die Advocatenordnung bei dem wienerischen Stadt- und Landgericht, welche sich von der bei dem wienerischen Stadtmagistrate vom 12. März 1688 unterschied. Für die Grundgerichte galt die österreichische pragmatische Sanction oder der sogenannte Tractat de juribis incorporalibus vom 13. März 1679 nebst verschiedenen Verordnungen. Die Gerichtsordnung der Universität war vom 28. November 1724 und galt nebenbei eine Universitätskanzleigebühr und Taxordnung, sowie eine Pedellen-Taxordnung. Bei dem landmarschallischen Gerichte galt ein eigener Gerichtsproceß und Ordnung vom 28. Februar 1557, dann Advocatenordnungen vom 27. März 1638, 21. März 1662 und 28. März 1681, und zwei Executionsordnungen vom 27. Juli 1655 und 31. December 1671. Die obersthofmarschallische Gerichtsordnung war vom 13. Juli 1714 mit Nachträgen aus den Jahren 1729, 1730, 1731 und 1737. Auch die Regierung hatte ihre eigenen Advocaten- und Executions-, Gerichts- und Taxordnungen Die Appellationsordnung war vom Jahre 1548, mit vielen nachträglichen Verordnungen; ebenso gab es eine vielfach ergänzte Revisionsordnung vom Jahre 1637.

Die gleiche Verschiedenheit galt in allen Ländern.

Die schwankenden Jurisdictionsverhältnisse hatten fortwährende Competenzconflicte zur Folge, und mancher Proceß ging blos wegen der verfehlten Instanz verloren. Im Codex austriacus, dessen beide ersten Bände im Jahre 1740 schon bestanden und als Rechtsquelle galten, finden wir für die kurze Zeit von 1723 bis 1740 nicht weniger als dreiunddreißig Jurisdictionsstreite verzeichnet, welche der Entscheidung des Kaisers unterbreitet worden waren und Anlaß zu

Digitized by Google

Jurisdictionserlassen boten. Hieraus mag auf die Menge aller Competenzconflicte geschlossen werden. Stadtgericht und Regierung, Oberstthofmarschallamt und Magistrat, Universität und Landrecht lagen sich fortwährend in den Haaren, selbst die Grenze zwischen der Civil- und Militärgerichtsbarkeit war schwankend genug und durch Carl's VI. Norma jurisdictionis vom 17. August 1740 kaum hinreichend festgestellt.

Zu dem kamen die mangelhaften juridischen Studien und ein ziemlich ungebildeter Advocatenstand, dem es im Ganzen mehr um eigenen Gewinn als um das Recht seiner Clienten zu thun war. Schon damals suchte man dem Uebelstande durch eine Beschränkung der Anzahl der Advocaten zu begegen und ein Hofdecret vom 14. December 1736 befahl ausdrücklich, daß man die Advocatenstellen nicht vermehren, bei Besetzungen aber mit großer Vorsicht zu Werke gehen solle. Der Sorglosigkeit, mit welcher sie ihre Parteien Contumacirungen aussetzten, war durch häufige, im Codex austriacus enthaltene Verordnungen der Regierung und der Gerichte, daß dieselben zu den Tagsatzungen pünktlich um neun Uhr erscheinen sollten, zu steuern gesucht.

Die Justizpflege von einem Kronlande zum andern war mit Schwierigkeiten verbunden, wie wir sie heute kaum im Verkehre der Gerichte fremder Staaten finden. Waren alle Chicanen, Ausflüchte und Verschleppungen einer verworrenen Gerichtspflege erschöpft, dann genügte für den säumigen Schuldner nicht selten eine Spazierfahrt von wenigen Stunden, um über den dienstfreundlichen Verkehr der Hofkanzleien für den Rest seines Lebens vor seinen Gläubigern sicher zu sein.

Die meiste Einheit war noch in der Strafgesetzgebung. Lag doch allen Landgerichtsordnungen gemeinsam die Carolinische Halsgerichtsordnung zu Grunde. Für Oesterreich unter der Enns hatte Ferdinand III., für Oesterreich ob der Enns Leopold I., für Böhmen, Mähren und Schlesien Joseph I. eigene Landgerichtsordnungen für das peinliche Verfahren erlassen. Doch waren in allen Kronländern zu den Landgerichtsordnungen mancherlei Nachträge und Erläuterungen erfolgt. Mehr jedoch als das Civilrecht war das Strafrecht des Jahres 1740 von dem heutigen Rechte ver-

Digitized by Google

schieden. Die Verhandlung war nicht öffentlich, das Verfahren ein inquisitorisches, die Beweisherstellung unsicher und willkürlich. Noch stand die Folter mit allen ihren grauenhaften Apparaten in vollster Blüthe, Geständnisse über Handlungen zu erpressen, welche mit den härtesten Strafen, ja mit qualificirter Todesstrafe belegt wurden.

Indessen reichten diese Gesetzsammlungen für alle Fälle durchaus nicht hin. Wo gesetzliche Bestimmungen fehlten, mußte der Usus, das schwankende Gewohnheitsrecht, aushelfen, und wo auch dieses zweifelhaft schien, wies das Tripartitum auf das Vernunft-, das sächsische Statut auf das römische Recht als Subsidiarquelle hin.

Ueberblicken wir nun noch einmal den Zustand der österreichischen Justiz in dem Jahre, da Maria Theresia die Zügel der Regierung ergriff, und vergleichen wir ihn mit dem heutigen, so ist der Fortschritt allerdings in die Augen springend. Damals ein kaum zu entwirrendes Ueber- und Nebeneinanderbestehen der verschiedensten Gerichtsstellen mit schwankenden, unbestimmten, zweifelhaften Grenzen der Gerichtsbarkeit, heute eine nach leitenden Principien eingerichtete Organisirung der Gerichte mit einer gemeinsamen, auf gleichen Grundlagen ruhenden, klaren bestimmten Jurisdictionsnorm, damals neben zahlreichen Privilegien, bestimmter Gesellschaftsclassen zahlreiche privilegirte Gerichte, von denen mit Rücksicht auf diese Exemtionen ungleiches Recht gesprochen wurde, heute gleiches Recht für Alle, vor Allen gemeinsamen unparteiischen Gerichten; damals neben den kaiserlichen vielfältige Arten ständischer, städtischer, geistlicher und grundherrlicher Gerichtsbarkeit, deren letztere über den Grundholden oft mit Willkür verfügte, heute das Recht gesprochen von Richtern, welche überall der Kaiser ernannt hat, in seinem Namen zu richten; damals eine fortwährende Vermengung politischer und judicieller Functionen durch alle Instanzen bis hinauf zur Hofstelle, heute die Trennung der Justiz von der Administration; damals ein unbestimmtes, schleppendes, auf altem Herkommen beruhendes, zum großen Theil ungeschriebenes Gerichtsverfahren; heute gemeinsame allgemeine Gerichtsordnungen mit bestimmten Vorschriften für die verschiedenen Arten des Verfahrens; damals zerstreut in alte Landesordnungen, ergänzt durch römisches, canonisches und Kirchenrecht, durch Gebrauch und ein sogenanntes Vernunftrecht, ein kaum verstandenes, schlecht

Digitized by Google

angewendetes und lückenhaftes Civilrecht, heute ein allgemeines, bürgerliches Gesetzbuch, dessen eminente Vorzüge selbst von der zersetzenden Kritik nicht weggeleugnet werden können; damals auf Jahrhunderte alten peinlichen Halsgerichtsordnungen basirend ein materielles formelles Strafrecht, das sich durch draconische Strenge, verbunden mit einem inquisitorischen, heimlichen Verfahren, mit einer die Folter nicht ausschließenden Beweislehre, mit Aberglauben und Mißverstand auszeichnete, heute ein öffentliches, auf dem Anklageprincip beruhendes Verfahren auf Grundlage eines gemeinsamen Strafgesetzes und einer gemeinsamen Strafproceß-Ordnung: damals kaum übersteigliche Hindernisse bei der Justizpflege von Land zu Land, heute Gerichte, welche die Anordnungen der übrigen kaiserlichen Justizbehörden mit gleicher Schnelligkeit zu vollziehen bereit sind wie ihre eigenen; mit einem Worte, damals eine mittelalterliche, heute eine den Hauptanforderungen der Zeit entsprechende Justiz.

Die Wahrheit über den Hypnotismus.

Die wirklich authentischen Erscheinungen des künstlichen Somnambulismus bieten nichts dar, was mit den Resultaten der medicinischen Beobachtung unvereinbar wäre, und deßhalb ist auch gar kein Grund vorhanden, ihre Möglichkeit zu bestreiten; wenn aber diese Erscheinungen möglich sind und in die Kategorie derjenigen einschlagen, welche schon mehrfach festgestellt sind, werden sie dann auch wirklich durch die bei den Magnetiseuren gebräuchlichen Manipulationen hervorgerufen? Wenn das magnetische Fluidum etwas Chimärisches ist, wie können die sonderbaren Streichungen und Geberden, welche man die Magnetisation nennt, einen der Starrsucht nahe kommenden Zustand herbeiführen und auf künstliche Weise eine Eigenschaft wie der Somnambulismus erzeugen, für welche doch nur gewisse Personen empfänglich zu sein scheinen? Diese zweite Frage drängt sich hier ganz natürlich auf und die darauf zu gebende Antwort ist gewissermaßen die Gegenprobe für die richtige Beantwortung der ersteren.

Viele erkennen die Möglichkeit und die wirkliche Existenz gewisser magnetischer Erscheinungen an, aber sie wollen durchaus nichts davon wissen, daß die Magnetisation dabei von irgend welchem Einflusse

Digitized by Google

sei. Sie beobachteten, daß die Manipulationen des Magnetiseurs außerordentlich verschieden und ohne merklichen Zusammenhang unter einander waren, daß die sogenannte magnetische Eigenschaft ganz verschieden auf die Individuen wirkte und sehr häufig zu keinem Resultate führte, und sie schließen daraus, daß die wahre Ursache der Erscheinungen der auf die Einbildungskraft des Magnetisirten gemachte Eindruck sei. Diejenigen, welche in den somnambülen Zustand verfallen, leiden fast immer schon an einer Nervenaffection oder besitzen ein sehr reizbares Temperament. Unter der Herrschaft eines sie völlig absorbirenden Gedankens, einer Art ängstlicher Spannung, gerathen sie schließlich in eine wirkliche hysterische oder cataleptische Krisis und man schreibt sonach dem thierischen Magnetismus nervöse Wirkungen zu, welche einfach auf Rechnung einer ausgebrochenen vorübergehenden Krankheit gehören.

Diese Ansicht ist sicherlich plausibel und sie stützt sich auf anscheinend entscheidende Beobachtungen. Ein enthusiastischer Anhänger des thierischen Magnetismus, der Baron Dupotet, erzählt, daß er sich in die Nähe gewisser Personen mit der Ueberzeugung, sie magnetisiren zu können, gesetzt habe und daß er sie wirklich in den somnambülen Zustand fallen sah, obgleich er kein Magnetisirungsverfahren angewendet, ja nicht einmal den Gedanken an ein solches gehegt hatte. Hienach wäre es lediglich der Einfluß der Phantasie, der die Resultate des Magnetismus herbeiführte. Mancher Magnetiseur, z. B. der berühmte Abbé Faria, schläferte seine Kranken nur durch die Kraft des Willens ein, er blickte sie fest an und auf den bloßen Befehl: „Schlafe!" schliefen sie wirklich ein. Ich gebe zu, daß man einen so fest auf die Macht seines Blickes vertrauenden Magnetiseur leicht täuschen kann; aber der General Noizet selbst erklärt, daß er dem Einflusse des furchtbaren Machtspruches: Schlafe! sich nicht zu entziehen vermocht habe. Kaum hatte er denselben vernommen, so breitete sich ein dichter Schleier über seine Augen, eine Art von Ohnmacht überfiel ihn, begleitet von leichtem Schweiße und einem heftigen Druck in der Magengegend; bis zum Schlafe aber kam es bei ihm nicht, obgleich er das Experiment wiederholte. Dies Alles sieht Wirkungen der Einbildungskraft gewiß sehr ähnlich und man fühlt sich veranlaßt, in dem Magnetismus, gleich wie in den Operationen

Digitized by Google

eines Magikers, nur das Mittel zu erblicken, um die Gemüther zu frappiren und sie für alle möglichen Illusionen vorzubereiten.

Dies heißt jedoch, sich die Sache ein wenig zu leicht machen. Die Vertheidiger des thierischen Magnetismus fragen denn auch mit Recht: was heißt, auf die Einbildungskraft einwirken? hat dieser Ausdruck nicht eine Elasticität, welcher der Mühe überheben würde, dem Phänomene auf den Grund zu gehen? Es ist einleuchtend, daß, so oft eine psychologische Erscheinung in uns vorgeht, auch ein entsprechender physiologischer Vorgang stattfindet. Das Delirium des Fieberkranken wie die fixe Idee des Irrsinnigen entspringen aus einer Störung der Gehirn- und Nervenfunctionen, die zwar noch nicht erklärt ist, deßhalb aber nicht minder existirt. Die Einbildungskraft mag afficirt sein, zugegeben: aber was geht während dieser psychologischen Erscheinung in unserem physischen Organismus vor? Die neusten Beobachtungen über den Hypnotismus werden uns Antwort darauf geben.

Vor 30 Jahren entdeckte ein Arzt in Manchester, Dr. James Braid, der sich mit dem Magnetismus beschäftigte, ein neues Verfahren, um seine Kranken in den somnambülen Schlaf zu versetzen. Er nahm einen glänzenden Gegenstand, z. B. eine polirte Metallplatte, und hielt sie der Person, die er einschläfern wollte, in einer Entfernung von etwa 12—13 Zoll ein wenig oberhalb der Stirn vor die Augen, so daß die betreffende Person fortwährend den Blick darauf gerichtet halten konnte; dann forderte er den Patienten auf, an nichts zu denken als an den vor seinen Augen befindlichen Gegenstand Es geschah nun Folgendes. Die Pupillen des auf die Metallplatte Starrenden zogen sich ein wenig zusammen, erweiterten sich dann aber sehr bedeutend und die Augäpfel geriethen in eine rollende Bewegung. Nicht lange, so trat der cataleptische Schlaf ein, die Sinne und gewisse Geisteskräfte zeigten eine auffallende Exaltation, die Muskeln eine außerordentliche Beweglichkeit und auf diese Periode der Ueberreizung folgte ein Zustand von Betäubung und Unbeweglichkeit, verbunden mit Gefühllosigkeit.

Später haben auch französische Aerzte das Braid'sche Verfahren bei jungen Frauenspersonen versuchsweise angewendet und das mit vollständigem Erfolge: die Patientinnen versanken in unverkennbare

Digitized by Google

Erstarrung, ihre Glieder bekamen die cataleptische Steifheit und waren unempfindlich gegen alles Stechen und Kneifen, so daß sie schmerzlos operirt werden konnten. Erst nachdem der glänzende Gegenstand von den Augen entfernt, dieselben leicht gerieben worden und kalte Luft in die Lunge eingeblasen worden war, erwachte die eine Kranke wieder, reichlich zwanzig Minuten nach dem Beginn des cataleptischen Anfalls. Diese Erweckungsmethode ist, wie man sieht, ganz derjenigen ähnlich, welche die Magnetiseure bei ihren Somnambülen anzuwenden pflegen.

Liegt hier nur eine Einwirkung auf die Einbildungskraft zum Grunde? Wohl schwerlich! Sicherlich ist hier eine pathologische Wirkung im Spiele, wovon uns das Nachfolgende noch mehr überzeugen wird. Dr. Michéa hat mit Hühnern und Hähnen experimentirt, denen er den Kopf hielt und auf deren Schnabel er von der Wurzel nach der Spitze zu mit Spanischweiß eine Linie zog. Der Vogel wurde auf eine grün angestrichene Bank gesetzt, welche die Schnabelspitze berührte, und der weiße Strich auf der Bank ansehnlich verlängert. Nach verlauf einiger Minuten begann das Thier, das vor der Operation ungemein mobil war, und dessen Augen lebhaft glänzten, mit den Lidern zu zucken, die Muskeln erschlafften, und es trat vollständige Catalepsie ein, wie die Unempfindlichkeit gegen Messerschnitte und Nadelstiche bewies. Das Erwachen kündigte sich gewöhnlich durch einen leisen Schrei des Tieres an, das bald seine Beweglichkeit wiedererlangte und zu entfliehen versuchte. Dieses interessante Experiment war schon vor länger als zweihundert Jahren vom Pater Kircher in dessen Ars magna unter der Bezeichnung „Actinobolismus" beschrieben worden; die Erklärung aber, welche der gelehrte Jesuit vorschlägt, ist unzulässig. Auch findet man es in einem jetzt sehr seltenen Werke, in Daniel Schwenter's 1636 erschienenen Deliciae physico-mathematicae, erwähnt. Nicht minder war es den Gauklern und Taschenspielern bekannt, die es sich als ein Geheimniß der Magie mittheilten.

Angesichts derartiger oft wiederholter Experimente ist es nicht mehr möglich, eine bloße Wirkung der Einbildungskraft anzunehmen; es ist dabei noch etwas Anderes im Spiele. Ohne Zweifel entsteht in

Digitized by Google

Folge des starren Ansehen des das Auge blendenden Gegenstandes ein förmlicher Schwindel.

Das starre Anblicken eines Gegenstandes, der unsere Aufmerksamkeit zu fesseln und auf unsere Netzhaut zu wirken vermag, verbunden mit dem völligen Versenken des Gedankens in dieses Anschauen, führt einen Schwindel herbei, der wirkliche Starrsucht in seinem Gefolge haben kann. Nach der Ansicht der Physiologen bewirkt dieses Verfahren einen Blutandrang nach dem Gehirn, welcher die Ursache des Phänomens wird. Eine solche Blutüberfüllung des Gehirns, begleitet mit einer gewissen Reizbarkeit der Nerven kann verschiedene neuropathische Zufälle erzeugen. Bei jungen Mädchen oder Frauen, deren periodische Functionen nicht in der gehörigen Ordnung sind, hat die Hysterie keine andere Ursache. Die gespannte Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand erzeugt stets ein wenig Blutandrang nach dem Kopfe. Ein Dr. Paillarger führt das Beispiel eines jungen Mannes an, der epileptische Zufälle bekam, wenn er beim Lesen auf ein Wort stieß, das ihn in Verlegenheit setzte und das er deßhalb mit mehr als gewöhnlicher Aufmerksamkeit betrachtete. Ein zu heftiger Eindruck auf die Netzhaut des Auges kann dieselben Folgen haben, wie ein anderer Arzt, Dr. Piorry, bezeugt, welcher von einem jungen Mädchen berichtet, das ebenfalls epileptisch wurde, weil es lange in die Sonne gesehen hatte. Wie der berühmte italienische Physiolog Tigri in einer an die Akademie der Wissenschaften in Paris gerichteten Denkschrift erörtert, haben die bei den Magnetiseuren gebräuchlichen Manipulationen ganz dieselben Wirkungen wie die Hypnotisation, indem man dem Patienten befiehlt, den Blick unverwandt auf die Augen des Magnetiseurs zu richten, welche gewöhnlich, da dieser steht, wärend der Magnetisirte sitzt oder liegt, sich etwas höher befinden. Diese Lage erzeugt bei letzterem ein anhaltendes convergierendes Schielen, das in Verbindung mit der ihm anbefohlenen Aufmerksamkeit ihn in einen Schwindelzustand versetzt, analog dem, welchen Braid und seine Nachahmer hervorgerufen haben und der die förmliche Catalepsie im Gefolge hat.

Die zum Behufe des Magnetisirens gebräuchlichen Manipulationen sind sonach keineswegs illusorisch; sie haben ihre Wirkung, nur wird diese Wirkung nicht auf die Weise hervorgebracht, welche die Verfechter des thierischen Magnetismus annehmen. Dieselben haben keinen

Digitized by Google

andern Werth, als daß sie eine außerordentliche Aufmerksamkeit erzeugen, die bei nervösen Constitutionen einen hysterischen oder cataleptischen Zustand im Gefolge haben kann. Deßhalb eignen sich nur solche Individuen zu magnetischen Experimenten, die von Natur sehr reizbar oder deren Nerven schon krank sind. Auch der Hypnotismus gelingt nur bei derartig constituirten Personen. Selbst die Betäubungsmittel wirken nicht gleichmäßig auf alle Temperamente, und es gibt Leute, welche gegen die Wirkung des Aethers und des Amylens durchaus unempfindlich sind. Ist die Empfänglichkeit so groß, daß schon der Blick genügt, um Schwindel zu erzeugen, wenn dieser Blick eine besondere Lebhaftigkeit und Anziehungskraft besitzt, so spielt das Auge des Magnetiseurs dieselbe Rolle wie die polirte Metallplatte.

Noch müssen wir bemerken, daß die Nervenkrankheit, wo sie einmal auftritt, sich gleichsam durch Nachahmung verbreitet. Jeder Arzt weiß, daß derartige Affectionen durch den bloßen Anblick ansteckend werden. Die Epilepsie, die Hysterie, ja der Wahnsinn übertragen sich auf diese Weise. Vor zehn Jahren ist im nördlichen Irrland eine solche Krankheit aufgetreten, die sich in Zuckungen, begleitet von Hallucinationen äußerte. Wer hätte endlich nicht schon den nämlichen Einfluß des Beispiels bei dem Nervenkrampfe, den man das Gähnen nennt, beobachtet? Auch der natürliche Somnambulismus kann den Charakter der Ansteckung annehmen, denn neuere Beobachtungen haben die nahe Verwandtschaft dieses Zustandes mit der Hysterie und Catalepsie dargethan. Pezzi berichtet, daß sein Neffe in Folge von vielem Lesen über den Somnambulismus dergleichen Anfälle bekam, welche bald nachher auch den Diener ergriffen, dessen Obhut der junge Mensch übergeben war.

Die Träume oder Visionen, die sich während der Krisen aller dieser Neuropathien zeigen, entstehen sicherlich nicht ohne innere Veranlassung. Sie stehen in innigem Zusammenhange mit den persönlichen Empfindungen des Hysterischen oder Somnambülen, sie reflectiren seine Gedanken und besonders die in seinem Organismus vorgehenden Veränderungen. Bei den Hypnotisirten, deren Sinne eine außerordentliche Schärfung erfahren, können sie durch die Bewegungen, die man sie machen läßt, ja selbst durch die Gedanken, die man ihnen eingibt, hervorgerufen werden. Ich habe mehrmals

Digitized by Google

Gelegenheit gehabt, zu beobachten, daß, wenn man einer im Schlafe sprechenden Person antwortet, man ihren Ideengang auf Gegenstände lenken kann, welche das Thema zu neuen Träumen werden. Dasselbe kann man auch bei Somnambülen erreichen. So dürfte sich das Phänomen der Gedankenmittheilung, das von glaubwürdigen Personen bestätigt wird, auf natürliche Weise erklären. Die Lage, die man den Somnambülen gibt, erzeugt in ihnen gewisse Visionen, welche fortan im Einklang stehen mit dem Gedanken des Magnetiseurs, der sie in die Lage gebracht hat. Gewiß ist es einem ähnlichen Einflusse des physischen Zustandes auf das Gehirn zuzuschreiben, wenn man sieht, wie Trunkenbolde oder Aetherisirte in ihrer Betäubung immer wieder von den nämlichen fixen Ideen heimgesucht werden. Man darf hier wohl auch an jenes Haus in Tropea in Calabrien erinnern, in welchem ein französisches Regiment einquartirt wurde und wo fast die gesammte Mannschaft während der Nacht von einem schwarzen Hunde träumte. Der physische und moralische Einfluß des niedrigen und ungesunden Locals führte bei fast allen Schläfern denselben physiologischen Zustand und mithin denselben Traum herbei.

Diese bezeichnenden Uebereinstimmungen erklären die Sympathien und machen die gleichzeitige Hervorrufung der nämlichen Gedanken bei Personen von analoger Constitution oder gleicher physiologischer Beschaffenheit möglich. Wenn, wie Adam Smith sagt, die Sympathie weniger aus dem Anblick der Leidenschaft selbst, als der sie erregenden Umstände entsteht, so muß sie noch weit eher aus einer Uebereinstimmung in den Veränderungen des Organismus, aus einer von vornherein bestehenden Harmonie zwischen zwei Temperamenten hervorgehen, welche gleichen physischen und physiologischen Einflüssen unterworfen sind, und man braucht nicht erst eine geheimnißvolle Gedankenübertragung zu Hilfe zu nehmen, um zu erklären, wie es zugeht, daß ein und dasselbe Bild gleichzeitig in zwei verschiedenen Phantasien auftaucht. Nach der Versicherung ernster und aufrichtiger Experimentatoren kann der Magnetiseur sogar dem Somnambülen eine Meinung, eine phantastische Idee eingeben, die ihn eine Zeit lang beherrscht, kurz er kann ihm nach Belieben einen Traum senden. Die Constatirung dieses Phänomens ist jedoch ein kitzliches Ding,

Digitized by Google

denn der Magnetiseur ist stets leicht zu täuschen, und zwei große Geister entschiedene Anhänger des thierischen Magnetismus, Deleuze und Puységur, scheinen mehr als einmal auf diese Art mystificirt worden zu sein. Würde jedoch das Factum definitiv festgestellt, so dürften wir auch darin nur eine weitere Ausdehnung des Phänomens erblicken, mit welchem vorstehende Mittheilungen sich beschäftigen.

Es gibt Menschen von so absonderlicher Organisation und Reizbarkeit, daß man sie nur an gewisse Veränderungen in ihrem Wesen zu erinnern braucht, damit diese Veränderungen wirklich eintreten. Dies kann auch im somnambülen Zustande, wo die Nerven in einem unglaublichen Grade überreizt sind, stattfinden. Ich habe schon oben das Beispiel des Gähnens angeführt. Jedermann weiß, daß der bloße Gedanke daran es hervorzurufen vermag. Bei Hypochondern und Hysterischen genügt der Einfluß der bloßen Ueberzeugung von der Existenz ihres Uebels, um die Symptome und Schmerzen desselben heraufzubeschwören. Beispiele von Menschen, die sich einbildeten, an der oder jener Krankheit zu leiden und bei denen sich bald die Symptome dieser Krankheit wirklich zeigten, sind gar nicht selten. In den meisten Fällen genügte eine beruhigende Zusprache und die Ablenkung ihrer Aufmerksamkeit auf andere Dinge, um das Uebel zu heben. Aus dem Allen läßt es sich erklären, warum Somnambüle glauben müssen, um empfänglich für magnetische Operationen zu sein, nicht etwa deßhalb, weil der Charlatanismus dieses Glaubens als eines Geleitbriefes bedürfte, sondern weil derselbe die Bedingung ist, die eine innigere Beziehung zwischen der Phantasie und dem Organismus herstellt.

Man darf indeß nicht vergessen, daß das Phänomen der Eingebung noch nicht genugsam erwiesen ist, und um sicher zu gehen, wird man erst noch entscheidendere Experimente abwarten müssen, bevor man sich ein definitives Urtheil darüber bildet. So lassen sich auch für jetzt noch nicht alle den Hypnotismus begleitenden Umstände erklären, aber die Art und Weise seiner Entstehung, sowie die Erscheinungen, die er hervorruft, stellen ihn unzweifelhaft in die Reihe jener Krankheiten, deren Grundcharakter die fast gleichzeitige Ueberreizung und Betäubung der Sinne ist. Es ist ein nervöser Schlaf, der, wie die somnambüle Catalepsie, durch einen Schwindel

Digitized by Google

erzeugt wird und der das Gefühl den von allen neuropathischen Affectionen unzertrennlichen Störungen und Seltsamkeiten preisgibt.

Sahara und Sudan.

Von Dr. Nachtigal 1879.

Nachdem erst im vorigen Jahr das große Reisewerk Stanley's „Durch den dunkeln Welttheil" die allgemeine Aufmerksamkeit auf das Innere Afrikas von Neuem hingelenkt hat, ist schon wieder ein anderes erschienen, welches demselben an Bedeutung gleichkommt und was Gründlichkeit anbelangt, jenes noch übertrifft. Es führt den Titel: „Sahara und Sudan". Erlebnisse einer 6jährigen Reise in Afrika von Dr. Gustav Nachtigal. Berlin 1879. Davon ist zunächst der 1. Band erschienen, in welchem seine Reise von Tunis aus, wo er zur Heilung seiner Brustleiden sich aufhielt, über Tripolis, Fezzan, Tibesti nach Bornu beschrieben ist. Eine äußere Veranlassung bestimmte diesen Arzt zunächst zu dieser Reise; die ehrenvolle Mission, welche er vom deutschen Kaiser erhielt, kostbare Geschenke an den Scheich Omar von Bornu zu überbringen, als Dank für die freundliche Aufnahme und Unterstützung, welche dieser menschenfreundliche Herrscher dem deutschen Reisenden Barth, Overweg, Vogel, Beurmann und Rohlfs zu Theil werden ließ, welch' letzterer bereits wieder auf dem Wege ist, um dem Sultan von Wadai gleich werthvolle kaiserliche Geschenke zu überreichen, aber nach den neuesten Nachrichten wegen Fanatismus muhamedanischer Stämme seine Mission nicht ausführen konnte. Sein Forschungstrieb, unterstützt durch Muth und Ausdauer, bestimmte ihn, seine Reise noch weiter ins Innere Afrikas auszudehnen, bei welcher er längere Zeit auf seine eigenen kärglichen Hilfsmittel und auf das Wohlwollen des Scheichs Omar und einiger nordischer Kaufleute angewiesen war, bis endlich weitere Unterstützung von der k. Regierung und der geographischen Gesellschaft in Berlin eintraf, welche sich bei der Seltenheit der Karawanen zwischen Tripolitanien und Bornu verzögert hatte. Diese Reise ist darum so wichtig, weil er Länder durchforschte, welche von der feindseligsten Bevölkerung bewohnt sind, wie das unfruchtbare felsige Gebirgsland der Sahara, Tibesti oder Tu, welches seither noch kein Fuß eines Europäers betreten hatte, und das Reich Wadai, in welches zwar

Digitized by Google

vor 25 Jahren der kühne Reisende Vogel einzudringen versuchte, aber dieses Wagniß mit dem Tode bezahlte. Gerade dieser Umstand, daß Nachtigal fast ganz auf sich angewiesen, durch seine Reise gänzlich unbekannte Länder der Sahara für die Wissenschaft erschloß, wobei er bei der Hitze des Climas und der Oede dieser Wüstengegenden und ihrer fanatisch grausamen Bevölkerung sich den größten Mühseligkeiten, Entbehrungen und Gefahren aussetzte, stellt seine Reise über die des Afrikareisenden Stanley, welcher zwar auch größere unbekannte Länderstrecken des äquatorialen Afrikas mit einer kanibalischen Bevölkerung unter großen Strapazen und Gefahren durchreiste, aber von weniger heißem Clima und zum Theil von großer Fruchtbarkeit, und welcher dabei noch über große Hilfsmittel an Geld und Begleitungsmannschaft zu verfügen hatte. Und trotz dieser großen Hindernisse und Schwierigkeiten hat der Reisende Dr. Nachtigal bei seiner zähen Ausdauer, seinen mit viel Fleiß sich erworbenen naturwissentlichen Vorkenntnissen und seiner glücklichen Beobachtungsgabe ein so reiches und interessantes Material zu einem Reisewerk gesammelt, das zu den bedeutendsten der Reiseliteratur zu zählen ist. — Der zunächst herausgekommene erste Band dieses Werkes theilt sich in 3 Bücher. Das erste beschreibt die Reise durch Tripolis und Fezzan nach der Hauptstadt Murzug; das zweite einen Abstecher südöstlich von Murzug in das merkwürdige Gebirgsland Tibesti und zurück und das dritte die Reise von Murzug nach Kuka, der Hauptstadt Bornus am Tschadsee. Dr. Nachtigal trat am 18. Febr. 1869 von Tripolis aus, wo er mit den beiden Afrikareisenden Rohlfs und der Holländerin, Fräulein Tinne, zusammentraf, mit wenigen Begleitern, darunter der getreue Mohamed von Qatrun, der frühere Gefährte Barths nach Timbuktu und Rohlfs nach Bornu, mit 6 Kameelen, welche mit den königlichen Geschenken beladen waren, seine Reise auf der gewöhnlichen Karawanenstraße nach Murzug, der Hauptstadt Fezzans, an. Sein Weg führte ihn bald in die Wüstenregion, welche wir uns aber nicht, wie sonst geglaubt wird, als eine sandige Ebene, welche als früheres ausgetrocknetes Meer einige hundert Meter unter dem Meeresspiegel liegt, denken dürfen, sondern als einen Erdraum, auf welchem höhere und niedere mit Kalksteingerölle bedeckte, felsharte, kahle u. unfruchtbare Hochebenen, Hamadas mit 600 und Seris mit 300 Meter Erhebung abwechseln, und welche

Digitized by Google

wieder von Erosionsthälern (Wadis), die in der regenlosen Zeit ausgetrocknet sind, und von 6—1600m hohen Gebirgen von dunklem Eisenstein unterbrochen sind, zwischen welchen sich Sanddünenregionen ausbreiten. In dieser ca. 15 Breitengrade öden und traurigen Wüste finden sich vereinzelte Bodensenkungen mit einem Lehmuntergrund, auf welchem sich das Grundwasser in einer Tiefe von wenigen Fußen sammelt. In diesen Stellen wird durch eine künstliche Bewässerung, durch Brunnen und Canäle eine künstliche Cultur von Garten- und Feldfrüchten, namentlich der Dattelpalme, getrieben und hat sich eine Bevölkerung angesiedelt. Hat diese Mulde eine größere Ausdehnung und wird sie noch durch Bäche naheliegender Bergzüge durchzogen, so kann die Einwohnerzahl solcher Niederlassungen sich bis zu einigen Hunderten oder Tausenden belaufen. Diese bedeutenderen, oft mehrere Tagereisen von einander liegenden Oasen auf der Karawanenstraße bis Murzug sind Soqua in der Ebene Hofra und Sebha diesseits und jenseits der schwarzen Berge, worüber ein 750 m hoher Paß führt, und Rodro, wo stets einige Tage gerastet wird und Lebensmittel eingekauft werden. In Murzug, der Hauptstadt Fezzans, zog Nachtigal am 25. März ein, wo er mit Fräulein Tinne, welche von Tripolis mehrere Tage vorausgereist war, wieder zusammentraf. Diese rüstete sich in Murzug auf eine Reise nach W. zu den Tuariks, während Dr. Nachtigal seine Zurüstungen zu einer Reise nach O. in das unbekannte felsige Gebirgsland der wilden Tubu traf. In dieser mit Gärten umgebenen Stadt von 3500 Einwohnern, dem Regierungssitz von Fezzan und einem großen Marktverkehr mit den Niederlassungen der Provinz, lebte Nachtigal über 6 Wochen, wärend welcher Zeit er die genauesten Studien über die durch die schlechte türkische Verwaltung sehr heruntergekommenen Verhältnisse von Stadt und Land machte. Die genauen Aufzeichnungen über die Stadt und ihre Bewohner, über die natürliche Beschaffenheit Fezzans, dessen Clima und Krankheiten, der Bevölkerung und Geschichte sind in 4 weiteren Capiteln niedergelegt. — Den interessantesten Theil dieses Werkes bildet offenbar das zweite Buch, welches in 7 Capiteln die höchst beschwerliche und gefahrvolle Reise in das nach O. gelegene, felsige und schluchtenreiche Gebirgsland Tibesti mit seiner armen und diebischen Bevölkerung beschreibt, in welches seither kein europäischer

Digitized by Google

Reisender einzudringen gewagt hatte. Am gleichen Tage, den 6. Juni, als Fräulein Tinne nach W. ins Land der Tuariks abreiste, um ihrem Verhängniß entgegenzugehen, verließ Dr. Nachtigal mit einer kleinen Karawane, wozu er einen Tubuedeln, den schurkenhaften Kolokomie, das treueste Abbild seines Volkes, zum Führer angeworben hatte, Murzug, um zunächst auf der Karawanenstraße über die Oase Qatrun und ihrer Fortsetzung, dem Thal Ekama über Tedscherri bis zum Tummogebirge die Richtung nach S. einzuschlagen und von da auf dem kürzesten Wege gegen S-O. in das Gebirgsland vorzudringen. Die Reise mitten im Hochsommer über die heiße, theils sandige, theils steinige Wüstenfläche, auf welcher er seine Füße ganz verbrannte und gräßlichen Durst leiden mußte, die Bekanntschaft mit Tubulenten in den Niederlassungen dieser Strecke, welche bereits ihre Plane zu Raub- und Mordanfällen auf ihn machten, konnten dem kühnen Reisenden ein Vorgefühl von allen den unsäglichen Leiden, Entbehrungen und Gefahren geben, welche er im Land Tibesti zu erfahren hatte und vor welchen ihn sein treuer Begleiter, der Qatruner Mahomed ernstlich warnte, aber es nicht vermochte, diesen willenskräftigen Mann von seinem gefaßten Plane abzubringen. Am 27. Juni wurde die Reise von der Karawanenstraße ab gegen S-W. nach dem Gebirgsstrom Afasi eingeschlagen, in dessen zahlreichen Flußthälern der Führer Kolokomi Wasser und Kameelfutter zu erhalten hoffte. Allein auf diesem fast nie von Menschen betretenen Terrain von heißem schwarzbraunen Gestein ohne alle Wegspuren und Wegzeichen verirrte die Karawane, wo mitten im Hochsommer eine zweitägige Wasserentziehung den sichersten Tod bringt, und legte sich nach 4tägigen unsäglichen Anstrengungen und Entbehrungenen endlich in der Grabesstille der umgebenden Natur hinter dunkeln starren Felsen zum Todesschlummer nieder. Nur die Tubugefährten, an Entbehrungen gewöhnt, hatten noch so viel Kraft, um nach Wasser vorauszueilen, und brachten glücklich so viel von diesem Göttertrank zurück, um den erschöpften Kräften neues Leben zu geben. Nach beschwerlichem Marsche über den 700 Meter hohen Paß des Afasigebirges mit seinen Schluchten und Felsen führte der Weg in südlicher Richtung nach Aso über eine gleichfalls unbekannte Wüstenebene mit Fels-, Kalk- und Sandboden, wo gleiche Wassersnoth eintrat, aus welcher sie von den Tubu-

Digitized by Google

gefährten ebenfalls errettet wurden. Diese theilten die physische Leistungsfähigkeit ihrer Landsleute in vollem Maße, welche mehrere Tage ohne Schlaf, Nahrung und Wasser ausharren können, ohne von ihrer Energie, Frische und Leichtigkeit zu verlieren, indem sie wohlverschleiert bei Nacht mit ihren Kameelen reisen und bei Tag regungslos im Felsenschatten liegen, ohne durch Einnahme von Nahrung und durch Bewegungen den Durst zu vermehren. Der Weg führt am Fuße der Felsenlandschaft Tibesti über kiesiges vegetationsloses Terrain mit wunderbaren Felsenhäuptern und über die Flußbetten des Udui, Kyonko und Durso, welche vom Gebirge herabkommen und die Populationscentren des dünnbevölkerten Gebirgslandes bilden. Die beiden wichtigsten sind Tao und Zuar, armselige Niederlassungen in Mattenhütten und Felsenhöhlen, weßhalb schon im Alterthum diesen Bewohnern der Namen Höhlenbewohner gegeben wurde. In diesen Felsenschluchten und ausgetrockneten Regenbetten ohne Grundwasser gedeiht keine Dattel und Getreidecultur, sondern so lange die Kameele und Ziegen Futter haben, lebt die Bevölkerung von ihrer Milch, von Grassamen und von den holzigen Früchten der Dumpalme, und wenn in der trockenen Jahreszeit auch diese Nahrung ausgeht, so wandert die Bevölkerung der westlichen Seite des Gebirgslandes nach den weniger fruchtbaren Gegenden des östlichen Abhangs, besonders ins Bardaithal. Diese große Armuth des Landes ist vielfach die Ursache des unverschämten bettelhaften Betragens des Tubuvolkes. Den wenigen zurückgebliebenen zerlumpten Edelleuten mußte ein großer Theil des Mundvorraths und der Kleidungsstücke zum Opfer gebracht werden, um sich die Erlaubniß, ins interessante Zuarthal zu reisen, zu erkaufen. Als zu den Erpressungen noch deutliche Anzeichen von räuberischen Ueberfällen hinzutraten, wurde schnell der Rückmarsch nach Tao angetreten und auf den nächsten Weg über das Gebirge nach Bardai verzichtet. Hier in Tao mußte es zur Entscheidung kommen, ob der Weg zurück nach Fezzan sollte angetreten werden, wozu die beiden Natruner Gefährten ernstlich riethen, oder die Reise ins Innere dieses Gebirgslandes, nach Bardai, zu wagen. Allein der feste Entschluß Nachtigal's, dieses unbekannte merkwürdige Gebirgsland der Sahara, mit seinen vulkanischen Bergkegeln und heißen Quellen, seinen hohen Felsen und tiefen Schluchten kennen zu lernen, überwog

Digitized by Google

alle Furcht und Sorge; nur zu dieser Vorsorge entschloß man sich, den Tububegleiter Bu-Zeid nach Bardai vorauszusenden, um bei dem Häuptling die Erlaubniß zu einem Besuch zu erbitten, die Stimmung der Bevölkerung zu erforschen und einen Mundvorrath von Getreide und Datteln kaufen. Die Stimmung der Bewohner ließ nichts Gutes ahnen, da sie, von Natur aus mißtrauisch, in ihm als Christen nur einen Feind und Kundschafter erblickten, um ihr Land unter eine fremde Herrschaft zu bringen. Dr. Nachtigal stellte sich unter den Schutz eines einflußreichen Edelmannes des Landes, Arami, welcher dafür allmälig den größten Theil seiner Habe sich aneignete. Was er noch besaß, wurde ihm abgepreßt, oder ihm gestohlen, und der Dieb floh zwischen Felsen dahin, denn das scharfe Auge des Tubu, seine Terrainkenntniß, seine unglaubliche Leichtfüßigkeit, seine harten Fußsohlen, die ihm erlauben, barfuß über Felsen und Steine zu springen, macht es dem Verfolger unmöglich, denselben einzuholen. Am 5. August tritt Nachtigal seine Reise nach Bardai an; er übersteigt über Schluchten und Felsen von Sandstein, Granit und Basalt das hohe vulkanische Tarsogebirge auf einer Paßhöhe von 2500 Meter, besucht den 3 - 4 Stunden im Umkreis messenden Krater des noch um 1000 m höheren Tusiddebergkegels, des höchsten Berges der Sahara, und steigt in vielen Abstufungen ins breite fruchtbare Thal des Bardai hinab, welches fast alle Nebenflüsse des östlichen Gebirgsabhanges aufnimmt. Ein furchtbares Wuthgeschrei der gerade zur Zeit der Dattelernte versammelten Gebirgsbewohner empfängt den Reisenden und seine Begleiter, und nur die Dazwischenkunft des einflußreichen Arami und seiner Freunde, so wie die Furcht vor Repressalien der Regierung von Fezzan, von welcher Nachtigal Empfehlungsbriefe hatte, rettete sie hier vom sicheren Tode. Diese Abhängigkeit der armen Tububevölkerung von Fezza, wo viele ihre Nahrung finden, bewirkte, daß Arami und seine Partei auf Seite Nachtigal's traten, während der 90jährige, schwache, zerlumpte Sultan, der wenig Einfluß in Tibesti hatte, nur die leeren Kisten durchsuchte, und da er nichts mehr fand, wehmüthig ausrief: „Der Mann hat das leere Holz gebracht, ich habe nichts für ihn zu thun." So lebte Nachtigal an 5 Wochen in Bartai als Gefangener in seinem Zelte, der Hitze und dem Hunger übergeben, ohne einen Fuß über seine

Digitized by Google

Hütte setzen zu dürfen, während vor ihm die interessante Landschaft mit dem fruchtbaren Thale lag, welche zu erforschen er die gefahrvolle Reise gemacht hatte. Suchte er im Schatten einer nahen Palme ein kühlendes Plätzchen, so wurde er durch Steinwürfe von Kindern, welche er durch Liebe zu gewinnen suchte, in sein Zelt zurückgetrieben, und wo er einmal an einen Brunnen seinen brennenden Durst stillen wollte, warf man Speereisen nach ihm. Kranke, welche er behandelt hatte, spuckten ihn an, und Weiber verhöhnten ihn. Hunger, Hitze, Durst, Langweile und Kummer nagten an seiner Krankheit und es blieb ihm kein anderer Weg übrig, sich aus dieser Lage, welche endlich mit dem Tode endigen mußte, zu befreien, als die Flucht, da die Nachricht von der Ermordung des Fräulein Tinne gleiche Mordgelüste bei den Tubus erweckte. Nachdem er den letzten Rest seiner Habe Arami verschrieben, entschloß sich derselbe, ihn bei seiner Flucht eine eine Strecke Wegs zu begleiten. Am 3. Septbr. wurde um Mitternacht die Flucht über das Tarsogebirge angetreten. Ohnehin durch die 5wöchige Gefangenschaft sehr geschwächt, war die Rückreise eine Zeit unsäglicher Leiden, Anstrengungen und Entbehrungen. In der Ebene angelangt, verließen ihn seine Tububegleiter Arami und Gordoi mit einem Theil seiner Habe, nur sein gemietheter Führer Kolokomi entschloß sich unter großen Versprechungen, ihn bis ans Tummogebirge zurück zu begleiten. Der Rückweg über die heiße, steinige Ebene erhöhte die Ermattung bis zur Erschöpfung, weßhalb an den Brunnen des Tummogebirges Rasttag gemacht wurde. Ganz zerlumpt und entkräftet kam die Reisegesellschaft auf der Karawanenstraße am 28 Sept. in Tedscherri an. Hier wie in Qatrun war Dattelernte, wo die Reisenden sich erholen und stärken konnten, und zogen am 8. October in Murzug ein, welche man längst für verloren hielt, nachdem Fräulein Tinne einen so entsetzlichen Tod gefunden hatte. Die beiden letzten Cap. des 2. Buches enthalten höchst interessante Notizen über die Topographie und natürliche Beschaffenheit Tibestis und die Abstammung, Sitten und Gebräuche ihrer Bewohner. — Das 3. Buch beschreibt in 10 Cap. die Reise von Murzug nach Bornu. Nachdem Dr. Nachtigal die Hinterlassenschaft des unglücklichen Fräulein Tinne geordnet und während eines langweiligen Winters in einem Lehmhause, das vom Regen durchweicht wurde, mit Studien

Digitized by Google

und Vorbereitungen zur Reise sich beschäftigt hatte, brach er am 18. April 1870 nach Süden auf, indem er an die Reisegesellschaft des türkischen Gesandten Bu Aichas, welcher ebenfalls Geschenke an den König von Bornu zu überbringen hatte, und an marokkanische Pilger und Akrobaten sich anschloß. Der Weg führte auf der alten Karawanenstraße über die Oasen Qatrun-Tedscherri bis zum Tummogebirge, wo das Terrain bis zu 700 m ansteigt, um von da über eine wellige Ebene nach der großen Oase Kawar bis auf 350 m sich zu senken. Mit der Abdachung der Wüste modificirt sich auch ihr Charakter. Während zwischen Fezzan und dem Tummogebirge steinig-kiesige Hammadas vorherrschen, werden dieselben südlich von diesem Gebirge gewellt, mit allmälig zunehmender Vegetation, da das Grundwasser nur 1 m unter dem Boden sich befindet.

(Schluß folgt.)

Literatur.

Sieben Jahre in Süd-Afrika. Erlebnisse, Forschungen und Jagden auf meinen Reisen von den Diamantenfeldern zum Zambesi (1872—1879). Von Dr. Emil Holub. Mit mehreren hundert Original-Illustrationen und vier Karten.

Eine der großartigsten, die Mitwirkung aller Culturnationen des Erdenrundes erheischenden Aufgaben des neunzehnten Jahrhunderts, deren Lösung in nicht zu ferner Zeit unser Culturleben und die Politik in gegenwärtig kaum zu ahnender Weise umgestalten wird, ist die Erforschung und Civilisirung Afrika's. Schon seit mehreren Decennien ist sie das Losungswort einer fast nicht mehr zu überblickenden Schaar kühner und opferfreudiger Männer aus allen Berufsclassen, deren Bestrebungen nicht nur im Schoße der zahlreichen, speciell zu diesem Zwecke gegründeten Vereine und Gesellschaften, sondern im weiten Kreise der gebildeten Welt den lebhaftesten Antheil und stetig steigendes Interesse finden. Ein bedeutsames Zeichen unserer Zeit und das beredteste Zeugniß für die Wichtigkeit und Tragweite dieser Bestrebungen ist wohl darin zu erblicken, daß Se. Majestät der König der Belgier Leopold II. aus hochherziger Initiative diese Pionniere der Wissenschaft und Cultur unter seinen hohen Schutz genommen hat und ihnen seine thatkräftigste Unterstützung zuwendet.

Digitized by Google

Mehr und rascher als je drängen sich aber in unseren Tagen die Nachrichten über epochemachende Entdeckungen, über einschneidende politische Ereignisse, über Krieg und Kämpfe europäischer Waffen mit den Eingebornen aus Afrika; heute aus dem wüstenerfüllten Norden, morgen aus dem urwaldbedeckten, seenreichen Herzen, in den nächsten Tagen aus dem Diamanten und Gold bergenden Süden des dunklen Welttheils. Die Afrikaforschung der Gegenwart ist aber aus eben diesem Grunde in völlig neue Bahnen geleitet, heute genügt es nicht mehr, in der kurzen Zeitspanne eines Jahres große Strecken des Continents im raschen Zuge zu durcheilen, Land und Leute in flüchtigen Zügen zu beschreiben, heute, wo die terra incognita Afrika's immer mehr zusammenschrumpft, kann eine Pionnierreise, und wäre es selbst eine sensationelle, wie Stanley's kühner, kampfreicher Zug von der Ost- zur Westküste, nicht mehr befriedigen; wirklichen und gründlichen Gewinn bringen der Erdkunde nur ein langjähriger Aufenthalt und eingehende Forschungen, es stellt sich das Bedürfniß ein, die Natur des Landes, die menschliche Gesellschaft in jenen fernen Gegenden nach allen Richtungen kennen zu lernen, ein naturgetreues und lebendiges Bild desselben zu erhalten, knüpfen sich ja doch bald politische und Handelsbestrebungen daran, deren richtige Würdigung nur nach Kenntniß solch' umfassender Darstellungen möglich ist.

Die Entdeckung neuer und ergiebiger Gold- und Diamantenfelder im Raume zwischen dem Oranjestrom und dem durch seine herrlichen Victoriafälle weltberühmt gewordenen Zambesi, der blutige Krieg der Engländer mit den Zulus, haben die allgemeine Aufmerksamkeit im erhöhten Maße nach dem Süden Afrika's gelenkt; dieses weitläufige Gebiet ist auch der Schauplatz des siebenjährigen Aufenthaltes und dreier großer Forschungreisen unseres Autors.

Selten aber hat noch ein einzelner Mann das von ihm bereiste Gebiet so eingehend und umfassend durchforscht, als unser Autor, selbst in Süd-Afrika, am Schauplatze seiner Thätigkeit, setzt man, nach den Worten Sir Bartle Frere's, des Gouverneurs der Cap-Colonie, in die Genauigkeit seiner Beobachtungen und Treue seiner Berichte vollstes Vertrauen. Seine Leistungen sind aber umso höher anzuschlagen, als er aus glühendem Wissensdrang, aus idealem Antriebe die

Digitized by Google

dornenvolle Bahn eines Afrikaforschers betrat, in jeder Hinsicht und Lage auf seine eigene Kraft angewiesen, in unablässigem Bemühen und mit eisernem Willen alle Schwierigkeiten besiegend, die Kosten seiner geplanten Forschungsreisen in das Innere erst durch eine aufreibende Berufsthätigkeit beschaffen mußte. Seine Opferfreudigkeit im Dienste der Wissenschaft, seine Ausdauer im Verfolgen des sich selbstgesteckten Zieles, sein rastloser Sammeleifer, der sich in den reichen Sammlungen zum großen Theile bisher in Europa unbekannter naturhistorischer und ethnographischer Objecte in glänzendster Weise ausspricht, sie stellen ihn ebenbürtig an die Seite der ersten Afrikaforscher, sie ringen uns Achtung und Bewunderung ab, gewinnen ihm unsere lebhafte Sympathie.

Es ist nun dem Verfasser gelungen, eine überreiche Fülle des interessantesten Lesestoffes in anregender und lebensfrischer Darstellung in fesselndem Style zu bieten, Belehrung und Unterhaltung in angenehmster und spannendster Form zu verbinden und ein Werk zu schaffen, das die allgemeinste Würdigung finden wird.

In keinem zweiten Theile der Erde sind persönliche Erlebnisse der abenteuervollsten Art mit der ernsten Forscherthätigkeit so innig verwoben, als eben in Afrika, dies hat unser Autor in besonders reichem Maße an sich selbst erfahren. Schon auf der Ueberfahrt, fast angesichts der afrikanischen Küste und später nicht nur einmal hing sein Leben an einem Haare; ob er aber in den Fluthen des Oceans oder des Vaalflusses mit dem Tode rang, ob ihn eine Kugel fast seiner Aufgabe entrissen hätte, ob er auch tagelang vom Zambesi-Fieber bewußtlos in das über die Stromschnellen des Zambesi dahinschießende Boot niedergeworfen; immer war ihm das Glück gnädig, ohne welchem auf afrikanischem Boden die größte Energie, der größte Muth, die bewunderungswürdigste Geistesgegenwart ohnmächtig ist, die beste Kraft im unablässigen Kampfe mit tausendfachen, wenn auch oft nur kleinlichen Widerwärtigkeiten und Gefahren sich bald erschöpft.

In diesem Kampfe war aber des Verfassers Beruf ein nicht zu unterschätzender Vortheil. In seiner Eigenschaft als Arzt war es ihm möglich, sich Herrscher und Unterthanen der zahlreichen kleinen Eingebornen-Reiche zu Freunden zu machen und dabei in manche Details

Digitized by Google

des Familien- und Hoflebens Einsicht zu erhalten, der anderen Forschungsreisenden versagt ist; besser als jeder andere konnte er in die Geheimnisse der in ganz Süd-Afrika im höchsten Ansehen stehenden Zauberer eindringen und die zahllosen abergläubischen Gebräuche der Eingebornen kennen lernen, deren Schilderung vom größten Interesse ist. Aufregende und mit aller Lebensfrische geschilderte Scenen aus seinen zahlreichen Löwen-, Elephanten-, Antilopen- und Giraffenjagden wechseln mit ernster Forschungs- und Sammlerthätigkeit, mit ceremonienreichen Empfangsscenen am Hofe der schwarzen Fürsten ab und geben Anlaß zu den interessantesten Detailskizzen. Doch folgen wir dem Verfasser auf seinem Zuge zum Zambesistrom.

Wir landen in Port-Elisabeth, der größten und bedeutendsten Handelsstadt der Cap-Colonie und lernen in dessen Eingebornenviertel afrikanisches Familienleben in allen seinen Eigenthümlichkeiten kennen, unternehmen zahlreiche Ausflüge in die Umgegend; über Jakobsdaal erklimmen wir das durch seine Tafelberge ausgezeichnete südafrikanische Hochland und gelangen in die Diamantendistricte des Vaalflusses. Hier entrollt sich uns ein großartiges Bild regster menschlicher Thätigkeit, eines fieberhaften Wettstreites um Gold und Edelsteine mit allen seinen tiefen Schatten- und Lichtseiten, ein babylonisches Sprachengewirre tönt an unsere Ohren, eine Musterkarte menschlicher Hautfarben wandelt vor unseren Augen. An der Hand des Autors, der sich in Dutoitspan, einem Hauptorte dieses Districtes, als Arzt etablirt, lernen wir die Diamantenfelder in allen Details kennen. Nach längerem Aufenthalte brechen wir nach Norden auf, durchziehen die südlichen Betschuanaländer und den südwestlichen Theil des Transvaalstaates, wir lernen die verrufene und mit Unrecht übelbeleumundete Kalahari kennen, deren Reichthum an Wild und deren Gras- und Buschteppich die bisherige Vorstellung einer Wüste ganz umstößt, wir werden mit den mannigfachen Eingebornenstämmen, deren öffentlichem und privaten Leben bekannt.

Nach einer längeren Ruhepause in den Diamantenfeldern begleiten wir den Verfasser wieder auf seiner zweiten Forschungsreise, auf welcher wir, mit Ausnahme der westlichen Bamanquato, sämmtliche Eingebornen-Länder westlich des Transvaalstaates besuchen.

Unser größtes Interesse aber gilt der dritten Forschungsreise des

Digitized by Google

Verfassers. Bis Schoschong durch uns schon von der zweiten Reise her bekannte von Boer-Caravanen belebte Gegenden ziehend, betreten wir nördlich dieser Stadt ein uns unbekanntes Gebiet; das in geographischer Hinsicht so interessante Salzpfannengebiet durchwandernd, den für die Bespannungsthiere der Wägen so gefährlichen Strich der giftigen Tsetsefliege glücklich überwinden, bewundern wir die an Naturschönheit und Majestät großartigen Victoriafälle des Zambesistromes und betreten nördlich dieses Stromes das große von dem mächtigen und grausamen König Sepopo beherrschte Doppelreich der Marutse-Mambunda, in dem Natur und Mensch unsere ganze Aufmerksamkeit fesseln, die relativ hohe Culturstufe dieses Reiches und seiner Bewohner unser größtes Staunen erregt. Sitten und Gebräuche, Tracht und Lebensweise heben dieses Reich hoch über alle übrigen Eingebornenstaaten Süd-Afrika's. Wir sind Zeugen einer Reihe der interessantesten Scenen aus dem Volksleben, phantastischer Tänze und gerichtlicher Processe, wir erhalten einen umfassenden Einblick in das ceremonienreiche und prunkhafte Hofleben des König Sepopo und unternehmen eine Bootfahrt im Zambesistrom aufwärts. An den Stromschnellen von Mutschila-Amsinga vom Fieber besinnungslos niedergeworfen, seiner Vorräthe und Medicamente beraubt, die in den Wellen versinken, muß er auf alle Hoffnungen, weiter in das Innere Central-Afrika's einzudringen, verzichten und die Rückreise in die Heimat antreten.

Ein mit so reichem Programme ausgestattetes Werk, wie das vorliegende: Sieben Jahre in Süd-Afrika bedarf wohl keiner weiteren Anempfehlung; „noch nie hat ein Afrikareisender seine interessanten Erlebnisse in so populärer, dem großen Publicum vollkommen verständlicher, fesselnder Form veröffentlicht, als es hier durch Dr. Holub geschieht, welcher überdies durch Einstreuung zahlreicher ethnographischer, cultur- und naturhistorischer, handelspolitischer und anderer neuester Daten sein Werk auch für den Fachmann zu einem wichtigen Nachschlagebuch zu machen wußte. Besonderen Werth erhält dasselbe durch den Reichthum an Original-Illustrationen, welche in vollendetster Art ausgeführt sind und die farbenreichen und heiteren Schilderungen des Verfassers prächtig vergegenwärtigen, so daß wir die Hoffnung aussprechen können, Holub's Reisewerk

Digitized by Google

werde sich überall einbürgern, wo man anziehende und belehrende Lectüre pflegt."

Um die Anschaffung dieses schönen, eine immer neue Quelle der Unterhaltung und des Vergnügens bildenden Familienbuches so bequem als möglich zu gestalten, wurde die Form des Erscheinens in Lieferungen gewählt, deren erste Anfang Februar 1880 zur Ausgabe gelangt ist. Die Fortsetzung erscheint in Zwischenräumen von 10 bis 14 Tagen, so daß das complete Werk, welches ungefähr 30 Lieferungen umfassen soll, in verhältnißmäßig kurzer Zeit vollständig sein wird.

Ungeachtet der in jeder Beziehung vollendeten Ausstattung, welche Holub's Buch zu einem wirklichen Prachtwerke macht, wurde der Preis einer Lieferung auf nur 30 kr. ö. W. festgesetzt.

Ein Wort über das Versicherungswesen mit Rücksicht auf die Triester Institute.

Unsere heimischen Versicherungsgesellschaften beschäftigen sich gegenwärtig mit der Feststellung ihrer Schlußrechnungen über das abgelaufene Jahr und man darf annehmen, daß das Endergebniß nicht hinter jenem des Jahres 1878 zurückstehen wird.

Die beiden französischen Gesellschaften, welche im Jahre 1879 in Pest gegründet worden sind, dürften unseren älteren Instituten kaum eine gefährliche Concurrenz machen und halten wir die diesfalls ausgesprochenen Besorgnisse für nicht gerechtfertigt. Die Wohlfeilheit der Prämien stempelt eine Versicherungsgesellschaft durchaus nicht zu einer solchen, deren Vertrauenswürdigkeit über jeden Zweifel erhaben ist. Speciell bei der Lebensversicherung ist die sogenannte Prämienschleuderei ein Verbrechen, welches man an künftigen Generationen begeht, denn der Natur der Sache nach können die Tarifsätze für Lebensversicherungen bei soliden Anstalten nur unerheblich differiren. Wo wir sonach bedeutend niedrigeren Prämien als den Durchschnittsprämien der accreditirten Anstalten begegnen, da ist mit Fug und Recht anzunehmen, daß die Tarife auf Kosten der Solidität und zu Ungunsten der Zukunft herabgesetzt worden sind, lediglich zu dem Zwecke, einen großen Versicherungsbestand in relativ kurzer Zeit zusammenzubringen. Eine Gesellschaft, auf solider Basis beruhend,

Digitized by Google

wird niemals im Stande sein, die bereits durch die gegebenen Verhältnisse möglichst niedrig geschraubten Prämiensätze renommirter Anstalten zu überflügeln, wo dies geschieht, da kann man mit gutem Grund darin den Vorboten des langsam vor sich gehenden Auflösungsprocesses erblicken. Dies möge sich das Publicum stets vor Augen halten und sich durch übertriebene Reclamen einzelner Institute nicht irre führen lassen.

Jeder Vernünftige muß sich doch sagen, daß Reclamen, wie wir sie in den Blättern bezüglich der französisch-ungarischen Versicherungsgesellschaft finden, sehr problematischer Natur sind, da diese Gesellschaft doch erst das Vertrauen des Publicums erwerben muß und Proben ihrer Leistungsfähigkeit und ihrer Coulance erst abzulegen hat Jedenfalls ist es aber ein unqualificirbares Vorgehen, wenn eine neu gegründete Anstalt andere wohlaccreditirte Institute förmlich herausfordert und in einer Form Propaganda für sich zu machen sucht, die mit den einfachsten Rücksichten des geschäftlichen Anstandes im Widerspruche steht. Wir können dem Publicum nur rathen, derartigen Lockrufen aus dem Wege zu gehen und sich an die alten, bewährten Institute zu halten, welche alle möglichen Sicherheiten bieten, allen ihren Verpflichtungen auf das Pünktlichste entsprechen, lebensfrisch und kräftig dastehen und in der Lage sind, allen Anforderungen nachzukommen, welche selbst bei außerordentlichen Ereignissen an ihre Kräfte gestellt werden.

Bekanntlich sind nicht nur in der Lebensbranche, sondern auch in den anderen Versicherungszweigen die Reserven das Fundament, auf welchem die Sicherheit für die Erfüllung der übernommenen Verbindlichkeiten beruht, sowie andererseits es eine wichtige Obliegenheit der Verwaltung einer Gesellschaft ist, die Gelder in Werthen anzulegen, deren Sicherheit über allen Zweifel erhaben ist. Unsere alten Anstalten zeichnen sich in dieser Hinsicht durch die größte Solidität aus. So läßt die Riunione Adriatica di Sicurta stets die Reserven in einer Weise berechnen, daß dieselben vollkommen und rücksichtlich mancher Fälle über das Bedürfniß hinaus den Anforderungen der Wissenschaft und Erfahrung entsprechen, sowie sie andererseits die ihrer Verwaltung anvertrauten Gelder nur in vollkommen sicheren und möglichst geringen Schwankungen unter-

Digitized by Google

worfenen Werthen anlegt und sich lieber mit einem geringen Erträgnisse begnügt.

Das ist ein System der Vermögensverwaltung, das laute Zeugenschaft ablegt von dem Pflichtgefühle, welches die Männer beseelt, in deren Händen die Geschicke dieser großen vaterländischen Gesellschaft ruhen, welche sich mit Recht im Inlande wie im Auslande eines wohlverdienten Ansehens und Vertrauens erfreut. Sowie die Adriatica ist auch die Azienda Assicuratrice namentlich darauf bedacht, durch Verstärkung ihrer Garantiemittel das öffentliche Vertrauen, das ihr entgegengebracht wird, zu rechtfertigen. Das Vermögen der Anstalt beziffert sich auf fl. 12.386.251. Sie operirt in Italien, England und in Nordamerika, der Schwerpunkt bleibt aber im Inlande und dehnt sich die stetige Entwicklung auf alle Provinzen aus. Die „Azienda“ verfügt über ganz ausgezeichnete Repräsentanzen an allen größeren Plätzen, namentlich aber in Wien, welche den ausgezeichneten Ruf der Gesellschaft zu erhalten verstehen, die während der langen Zeit ihres Bestehens allen ihren Verpflichtungen auf das Pünktlichste entsprochen hat. Auch von der dritten großen Triester Anstalt, der „Assicurazioni Generali“, läßt sich nur Gutes sagen und man kann mit gutem Gewissen behaupten, daß der Schutz der Interessen jener vielen Tausende, welche Clientel der Assecurazioni bilden, den trefflichsten Händen anvertraut ist. Die durchschnittlich 18 Percent des Versicherungs-Capitals betragende Reserve steigert sich für einzelne Kategorien derselben Abtheilung wesentlich und sogar bis zu 26 Percent der versicherten Capitalien. Seit ihrem Bestehen hat die Gesellschaft Schäden in der colossalen Höhe von 129.319.662 fl. ausbezahlt.

Oesterreich-Ungarn kann stolz sein auf diese drei ältesten Versicherungsanstalten, welche im vollsten Maße das Vertrauen verdienen, das ihnen in so ausgedehntem Maße entgegengebracht wird; die ausländischen, sowie die neu entstandenen inländischen Anstalten mögen aber das Vorgehen dieser Musterinstitute studiren und ihnen, was Solidität und Coulance betrifft, nachzueifern suchen.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Aut. Magner.
Druck von Hugo Hoffmann, Wien VII., Breitegasse 4.

Digitized by Google

Inhalt: Das Heer in Oesterreich-Ungarn. — Ungarns Poesie im 19. Jahrhundert. — Die deutsche Ostgrenze. — Secundärbahnen in Oesterreich und in Ungarn. — Sahara und Sudan. — Der letzte Judenexceß in Wien im Jahre 1706. — Aus Spanien. — Arlbergbahn und Predilbahn.

Das Heer in Oesterreich-Ungarn.

Oesterreichs Heer ist zur Stunde factisch und gesetzlich die einzige Staatskörperschaft, die einzige Institution, welche außer der Krone die Reichseinheit repräsentirt, trägt und fördert. Nur im Heere findet sich eine Ausgleichung unter den verschiedenen Culturstufen, nur in ihm reichen sich unter dem Impuls der Macht der Organisation alle Nationalitäten, alle Sprachen, alle Glaubensbekenntnisse des so vielgliederigen Landes einig die Hand, nur dort unterstehen sie demselben Gesetz, nur dort bekennen sie sich zu demselben Recht. In individueller lebendiger Kraft findet sich das Reich nur im Kaiser und im Heere wieder.

Für das Gefühl, den Begriff der Reichseinheit ist das Heer gegenwärtig die einzige Schule. — Wie soll bei dem lockeren Verbande der einzelnen Provinzen, den gesetzlichen, natürlichen, geschichtlichen Unterschieden unter ihnen die Masse der Bevölkerung ohne das Heer zu der Ueberzeugung gelangen, daß sie einem großen Staate angehört, wie soll sie ohne das Heer zu dem kräftigen, beruhigenden, erhebendenden Bewußtsein kommen, daß sie eine große Gemeinschaft der 36 Millionen bildet?

Es gibt keine Institution, es ist keine denkbar, welche ihren Mitgliedern so rasch, so tief, so nachhaltig die Ueberzeugung der Gemeinsamkeit, der Zusammengehörigkeit verschafft wie das Heer. Wenn das Heer Oesterreichs zum Schutz der Interessen des Landes gegen Außen und zur Erhaltung der Ordnung nach Innen ganz entbehrt werden könnte, — man müßte es errichten als Schule für die Reichseinheit und als allzeit lebendiger und überall gegenwärtiger Vertreter derselben.

Digitized by Google

Es wird die Zeit kommen, wo man das Heer zu diesem Zwecke nicht mehr bedürfen wird, wo die gewaltigen, natürlichen Bande, welche die Provinzen des Donaureiches zu einem Ganzen verbinden, sich so gekräftigt und vermehrt haben werden, daß das Gemeingefühl mit dem Bewußtsein eines jeden seiner Bürger verwachsen sein wird; aber zur Zeit ist das noch nicht der Fall, und die bezügliche Aufgabe des Heeres ist daher vielleicht wichtiger als all' die anderen, welche es zu lösen berufen.

Je mehr man in der einen Richtung das förderative Princip bis zur Selbstständigkeit und Selbverwaltung jeder Gemeinde hinab entwickelt, desto mehr muß man offenbar andererseits die Institutionen kräftigen, welche der Einheit dienen, wenn das Gleichgewicht nicht gestört werden und der weitere Ausbau in harmonischer Weise erfolgen soll.

In Oesterreich aber ist, weil jedes gesetzliche Privilegium aus der Armee verbannt, weil alle Truppenkörper sich an Rang gleichstehen, weil Officiere, Unterofficiere und Mannschaft in sich organisch verbunden sino, das Heer in höherem Sinne als bei irgend einer anderen Großmacht Repräsentant der Einheit.

Im „neuen Oesterreich" können wir die Einheitsmission des Heeres im Gebiete der geistigen Kräfte nur mit der einer anderen Institution im Gebiere der materiellen Kräfte vergleichen, mit jener der Eisenbahnen. So wenig ein „neues Oesterreich" ohne Ausbau des Eisenbahnnetzes möglich, so wenig ist es möglich ohne ein entsprechend organisirtes Heer. Dies ist so wahr, daß in demselben Augenblick, in welchem man sich heute das Heer aus Oesterreich hinwegdenkt, Oesterreich selbst als ein unhaltbares Gebilde erscheint.

Aber letzteres nicht blos deßhalb, weil die Zustände im Innern des Donaureiches unfertig und die neuen, verbindenden Kräfte des Schutzes nicht entbehren können, bis sie angewurzelt sind, sondern weil Oesterreich ein Gleichgewichtsstaat ist und sich inmitten äußerer unfertiger Zustände befindet. Unter einem Gleichgewichtsstaat verstehen wir einen Staat, der unter den Großmächten Europa's eine solche Rolle spielt und eine solche Stellung einnimmt, daß er durch jede europäische Frage in Mitleidenschaft gezogen wird, und daß, ehe er nicht sein Gewicht in die Wagschale der Entscheidung

Digitized by Google

geworfen hat, keine als definitiv geregelt angesehen werden kann. — Daß die äußeren unfertigen Zustände, namentlich im Orient, gerade jetzt Oesterreich zu großem Kraftaufwande zwingen, kann man bedauern, aber man kann dafür nur das Gesetz der Geschichte verantwortlich machen.

Sofern das „neue Oesterreich" identisch ist mit einem Regime der allgemeinen Duldung und Freiheit, ist auch das Heer Träger dieses Regimes. Leider hat der gewohnheitsmäßig mit jedem Heer verbundene Begriff „unproductiver Kräfte" verhindert, daß die Beziehungen des österreichischen Heeres zu diesem Regime und zu den anderen, großen politischen Aufgaben Oesterreichs in der Gegenwart über einen beschränkten Kreis hinaus zur Anerkennung gekommen sind, und man findet deßhalb sonst nicht unpatriotische und freisinnige Abgeordnete geneigt, die Ausgaben für die Armee als todte und unfruchtbare hinzustellen und einen wesentlichen Theil der wünschenswerthen financiellen Reformen in der möglichsten Beschränkung dieses Aufwandes zu sehen. Das mag in alten national einheitlichen und administrativ centralisirten Staaten berechtigt sein, in Oesterreich ist es wenigstens zur Zeit offenbar ein falscher Gesichtspunkt, im „neuen Oesterreich", wo gerade jetzt Alles, was zur Erhaltung und Förderung der Reichseinheit dient, einen so außerordentlichen Werth hat.

Die Politik hat zwar nirgends des gelegentlichen Appels an die ultima ratio, an das Heer entbehren können, aber dieses ist immer nur eine der großen Grundkräfte des Staates, und die Krone steigt darum von ihrer Höhe herab, wenn sie sich mit diesem, ihrem Werkzeug identificirt, im Gegensatz zu den anderen Staatsgewalten, welche ihr ebenfalls unterstehen.

Der Kaiser ist auch offenbar im „neuen Oesterreich" nicht deßhalb an die Spitze des Heeres getreten, weil dieses die Gewalt par excellence, sondern weil es nächst Ihm zur Zeit der einzige lebendige Vertreter der Reichseinheit ist.

Die ganze Reorganisation des Heeres bürgt dafür, daß die Idee, welche zu ihr die Veranlassung gegeben, nicht die war, dadurch eine Disharmonie unter den Staatsgewalten zu Gunsten der Executive zu schaffen. Es ist das leicht zu erweisen; denn wie gewichtig auch

Digitized by Google

die Reformen sind, welche durch die Reorganisation in die Armee eingeführt sind, wie sehr dadurch die körperliche und geistige Ausbildung, die rein militärische Tüchtigkeit der Mannschaft gehoben worden: unverkennbar ist, wenn man die gegenwärtige Organisation der österreichischen Armee mit der früheren vergleicht, wenn man die ganze Geschichte des österreichischen Heeres überschaut, daß die Reformen, so tief sie auch greifen, doch nicht das Wesen, die Eigenthümlichkeit der österreichischen Armee geändert haben, sondern daß die Reorganisation des Heeres die Entwicklung der Wehrkraft nur in der uralten historischen Richtung weiter geführt hat.

Die Armee ist dadurch noch einheitlicher in sich, noch toleranter, noch gleichberechtigter in ihren einzelnen Formationen geworden; aber sie hat weder ihre Eigenart als Ganzes, noch ihre Eigenart in den einzelnen Theilen, noch ihre alte Stellung im Staatsleben verloren.

Vergessen wir nicht, daß es das Heer war, welches im Werdeprocesse des neuen Oesterreichs den einigenden Interessen, denen der Zukunft, den Sieg über die separatistischen und der Vergangenheit angehörenden, mit ungeheueren Opfern errang, daß es eine Zeit gab, wo das ganze Bestehen des Reiches von der Armee abhing. Wen dürfte es wundern, wenn man bei der neuen Wehrorganisation principiell gestrebt hätte, das Heer durch eine privilegirte Stellung vom Volke zu trennen? Wen dürfte es wundern, wenn man sich bemüht hätte, das Nationalitätsprincip in der Armee möglichst zu verwischen, die einzelnen Truppen durch Mischung ihres nationalen Charakters zu entkleiden? Wen dürfte es wundern, wenn bei der Neuorganisation des Heeres gesucht worden wäre, die in Oesterreich so mächtige Aristokratie durch möglichste Indentificirung mit dem Führercorps der Armee mit dieser zu verbinden und dadurch dasselbe einseitig zu machen?

Nichts von dem Allen ist geschehen. Die Nationalitäten sind in der Armee nach wie vor deutlich vertreten und geschieden, und jeder ist ihre Eigenart gegönnt, ja denselben ist, wenn man so sagen darf, durch Heranziehung zum Dienste und Ausbildung in allen Waffen eine größere Selbstständigkeit geworden, ihnen größeres Vertrauen geschenkt als je zuvor.

Das Heer, welches den Staat gerettet, ist unter den Staats-

Digitized by Google

gewalten nach der neuen Wehrorganisationen auch im „neuen Oesterreich" in der Stellung geblieben, in der es früher sich befand. Das Heer ist in sich entwickelt, aber nicht im Staate auf einen höheren Platz geschoben. Das Gleichgewicht, die Gleichberechtigung unter den Staatsgewalten ist nicht gestört. Der Kaiser ist allerdings dem Heere näher getreten, als je ein österreichischer Herrscher ihm gestanden. Wir sehen heute zum erstenmale einen soldatischen Monarchen auf Oesterreichs Throne. Aber der Kaiser ist der Kaiser geblieben; zu einem gekrönten Soldaten ist er nicht geworden.

Und doch ist gerade in einem constitutionellen Staate nur die Executive, die Handhabung der Gewalt, deren Repräsentant das Heer, die ausschließliche Prärogative der Krone und die Reorganisation des Heeres in Oesterreich fiel zusammen mit der Einführung des Constitutionalismus in das Staatsleben.

Oesterreich ist in vielen Richtungen unendlich viel disharmonischer als Preußen und Frankreich; aber die organisirten Staatsgewalten stehen auch in harmonischerer Verbindung zu einander und zur Krone, als in jenen Ländern. Die Krone steht in Oesterreich über allen Parteien, über allen Gewalten des Staatslebens und das findet sich in Europa in keiner andern Großmacht, nicht heute, nicht zu irgend einer Zeit. In einem gewissen Sinne könnte man mit Recht sagen, das in Oesterreich ein Gleichgewicht unter den Gewalten und unter den Parteien nach dem Maße ihrer momentanen historischen Bedeutung und Berechtigung immer bestanden hat. Wo die Macht der Dinge sich in einer bestimmten Richtung geltend machte, da hat ihr die Krone im allgemeinen stets Rechnung getragen; aber ohne sich der Richtung ganz hinzugeben.

In Frankreich sehen wir die höchste Gewalt sich darin gefallen, der Repräsentant der neuen Bedürfnisse der Zeit zu sein; in Preußen erwartete man von der Person des Fürsten und lediglich von seinem Wollen die neue Aera, und der Monarch gefällt sich selbst darin, die politisch so tief greifende Reorganisation der Wehrkraft als ein specielles Product seiner Weisheit, seiner Erkenntniß der neuen Bedürfnisse der Zeit hinzustellen

In Oesterreich ist der Kaiser der Repräsentant weniger der neuen als vor Allem der allgemeinen und dauernden Interessen aller Theile

Digitized by Google

des Reiches; wir möchten im Gegensatz zu anderen Staaten sagen, der Kaiser Oesterreichs führt nicht, er steuert.

Der österreichische Staat ist in sich noch nicht einheitlich genug organisirt, um ihn zu führen, d. h. durch ein Wort gleichartig und gleichzeitig erregen, ihn in seiner Gesammtheit für dieselbe Idee begeistern zu können. Die Wünsche und Forderungen der Zeit müssen erst alle, oder doch die meisten Theile erfaßt haben, das Bedürfniß muß allgemein geworden sein, erst dann ist in Oesterreich die vollständige Befriedigung desselben möglich. Mit den Wünschen und Forderungen einer Partei, wären sie auch theoretisch noch so berechtigt, kann sich die Krone in Oesterreich nie identificiren; sie wird dieselben nicht unbedingt abweisen, aber sie wird ihnen auch nicht ausschließlich zu genügen suchen.

Diese erbliche Stellung der Krone in Oesterreich zu allen Parteien und zum Staate hat dem Throne eine seltene Stabilität in den Gemüthern gegeben. Die Reichsidee ist in Oesterreich durchaus mit dem Throne verwachsen, und sofern nach Außen die höchste Gewalt politisch nur dem Ausdruck gibt, was eine Forderung des ganzen Reiches ist, hat dadurch die österreichische Politik jenen langsamen und deßhalb nicht herausfordernden und verletzenden, aber nachhaltigen und wuchtigen Charakter erhalten, der ihr so eigenthümlich ist. Deßhalb hat auch der große Umschwung im Innern Oesterreichs thatsächlich die Macht der Krone nicht gemindert, sondern gesteigert. Was die Action, den Weltgang des „neuen Oesterreich" zur Zeit erschwert und hemmt, sind Folgen der zu plötzlich eingetretenen Wandlung; aber wenn namentlich die ökonomischen Beschwerden überwunden, wird sich das Reich nicht blos kräftiger entwickeln, sondern vor Allem auch rascher bewegen. Damit wird sich die seltene Macht der Krone in Oesterreich, die eben durch die historische Stellung über allen Parteien entstanden, erhalten und gemehrt ist allgemein offenbaren.

Diese Stellung würde verloren gegangen sein, wenn bei der mit dem Umschwung im Innern zusammenhängenden Reorganisation des Heeres sich die Krone mit diesem identificirt und ihm einen andern Platz unter den Staatsgewalten als den historischen angewiesen, die übrigen Gewalten dem Heere subordinirt hätte, sie

Digitized by Google

ihm nicht gleichgestellt geblieben wären. Darin beruht die Sicherheit in der weiteren Entwicklung Oesterreichs. Die Grundfunctionen des staatlichen Lebens sind hier nicht im Gegensatz zu einander getreten, sondern sie tragen in harmonischer Verbindung zur Förderung des Ganzen bei.

Daß diese, wir möchten sagen constitutionelle Stellung des Heeres im neuen Oesterreich nicht blos eine thatsächliche, sondern eine principielle, dafür bürgt nicht blos der systematische Gang in seiner inneren Entwicklung bis auf die Gegenwart, sondern ein Ausspruch des Erzherzogs Carl, der, wie bekannt, als Generalissimus und Hofkriegsraths-Präsident der Träger der vorletzten Reorganisation des Heeres beim Kampfe gegen den Kaiser Napoleon und dessen politische Principien war, und an dessen Ideen offenbar bei der neuen Heeresorganisation angeknüpft ist. Der Erzherzog sagt in seiner Abhandlung über den Einfluß der Cultur auf die Kriegskunst: „Es wäre unverantwortlich, das, was im Zustande des Friedens den Völkern fortdauernd Glück und Wohlfahrt bringt, deßwegen zu vernachlässigen, weil es im Kriege Nachtheil bringen kann, denn die Kriegskunst bietet uns Mittel genug dar, solchen Nachtheilen zu begegnen. Endlich ist der Krieg blos die Ausnahme im Leben der Völker, der Frieden hingegen die Regel." Daß heißt, auf den vorliegenden Fall angewendet: Die Wehrkraft ist nichts als eine Function des Staates, aber nicht der Staatszweck, noch die Staatsmacht selbst; letztere umfaßt alle Kräfte, und ihre Förderung ist bedingt durch das Wohl des Ganzen, dem sich unterzuordnen stets das erste Princip jeder gesunden Heeresorganisation sein muß

Ungarns Poesie im 19. Jahrhundert.

II.

Sandor Petöfi, der Sohn einer armen Handwerkerfamilie war zu Felegyhaza in Kleinkumänien am 1. Januar 1823 geboren. Der junge Petöfie genoß seine erste Ausbildung auf dem evangelischen Gymnasium zu Aszod, dann kam er nach Szentlörincz und bald darauf in das Lyceum zu Schemnitz. Die Schulzucht sagte dem eurigen Geiste nicht zu, der ihm von Jugend auf zu eigen war;

Digitized by Google

eines Tages überstieg der Schüler von Schemnitz, überdrüssig des Zwangs und nach Freiheit dürstend, die Mauern seines Collegs. Wo wird er sich hinwenden? Er hatte viel von der Stadt Pest sprechen hören und von ihren herrlichen Wundern: der Hauptstadt Ungarns also lenkte der junge Ausreißer seine Schritte zu. Man glaubt ein Capitel aus „Wilhelm Meister" zu lesen: er entwischt, kaum 12 Jahre alt, dem Lyceum und seinen Lehrern und schwärmt schon, wie Göthes Held, für das Theater mit seinen verlockenden Reizen. In seinen Träumen schwebte ihm immer ein Schleier vor, der sich hob und senkte und hinter welchem er prächtig geschmückte Personen die reizendsten Abenteuer erleben sah. Nachdem er in Pest angekommen und seine kleine Baarschaft erschöpft war, bot er dem Theaterdirector seine Dienste an. Konnte man ihm denn nicht Kinderrollen übertragen? Wenn man ihn nicht als Schauspieler engagiren wollte, so würde er ebenso gern Diener des Regisseurs oder Gehilfe des Maschinisten sein; er würde Tische und Stühle auf die Bühne tragen, würde beständig in der Coulisse bereit stehen, um den geringsten Befehl auszuführen und, Alles sorgfältig ins Auge fassend, sich zum Schauspieler ausbilden. Seine Bitte wird erhört und der zukünftige Nationaldichter schwimmt im Uebermaß von Glück. Sein Glück war jedoch nicht von langer Dauer; sein Vater wird von seiner Flucht benachrichtigt und stellt Nachforschungen an, welche ihn bald auf die Spur des Flüchtlings führen. Er besteigt sein Pferd, eilt nach Pest, geht in das Theater, nimmt seinen Sohn bei den Ohren und führt ihn, nachdrücklich bestraft, nach dem Dorfe zurück.

Die Mutter weint heiße Thränen, als sie ihren Sohn so zurückkommen sieht; er soll indessen bei diesen Thränen und Vorwürfen eine stolze Ruhe bewahrt haben. Die treffliche Frau, erfreut durch diese natürliche Festigkeit bei einem so jungen Knaben, sieht darin das Anzeichen einer vielleicht ganz glücklichen Zukunft. Der Vater hatte andere Absichten mit ihm: Sandor sollte ein Landmann werden, wie er; er mißtraute den Studien, welche den Kopf seines Kindes verdreht hatten. Sein Geschmack für Literatur, seine Leidenschaft, Gedichte zu machen, sein Enthusiasmus für die Kunst, welcher der Mutter mit so großer Freude erfüllte, erschien dem Vater nur wie ein neuer Vorwand zu nutzlosem Herumschwärmen Um den unge-

Digitized by Google

horsamen Schüler zu bestrafen, behielt er ihn einige Jahre bei sich, endlich aber, als er bemerkte, daß die übertragenen Arbeiten dem ganzen Wesen seines Sohnes widerstrebten, entschloß er sich, denselben nach dem Lyceum zurückzubringen. Petöfi hatte Verwandte in Oedenburg; in dieser Stadt und unter der Aufsicht seiner Vettern sollte er seine Studien vollenden. Nach den Ferien des Jahres 1839 brach er nach seinem neuen Bestimmungsorte auf. Auf seinem Wege blitzte ihm plötzlich eine Idee durch den Kopf; die Liebe zur Freiheit regte sich mächtiger in seinem Herzen, als der Trieb nach regelmäßigem Studien. Sollte er sich wieder in ein Lyceum einsperren lassen? er, der Tags zuvor noch die wildesten Pferde der heimischen Steppen bestieg und nach allen Richtungen hin die großartigen Haideſtrecken an der Theiß und Donau durchbrauste? Er zählte fast 16 Jahre, das Leben rief ihn zur That, und er fühlte keinen Trieb, sich zur Vollendung seiner Sudien wiederum einsperren zu lassen. Er kam in Oedenburg an, aber anstatt sich nach der Wohnung seiner Verwandten zu wenden, welche ihn seinen Lehrern überweisen sollten, eilte er flugs zur Caserne und ließ sich bei einem Husaren-Regimente anwerben. Er diente 2 Jahre, 2 Jahre voller Leiden und Entbehrungen jeglicher Art; sein leidenschaftlicher Charakter zog ihm mehrere Unannehmlichkeiten und Strafen zu, und ohne die mildernden Tröstungen der Poesie würden ihm diese 2 Jahre zu einer Ewigkeit geworden sein. Schon damals sang er alle Empfindungen und Gefühle seines Herzens aus; viele Lieder, die in seine Werke aufgenommen und Gemeingut des Volkes geworden sind, hat er während der Lehrjahre seines Soldatenlebens gedichtet und mit Kohlen an die Wände der Wachtstube geschrieben

Petöfi war kaum 18 Jahre alt, als er die militärische Laufbahn aufgab. Später freilich, als ganz Ungarn sich für seine Unabhängigkeit erhob, griff auch er wieder zum Schwerte. Was aber trieb er bis zu diesen großen Tagen? Aus Gesundheitsrücksicht vom Dienste befreit, führte er ein unruhiges, bewegtes Leben, ein Leben voller Freuden und Täuschungen, welches übrigens mächtig auf die Entwicklung seines Geistes eingewirkt haben mag. Bald war er Student, bald Comödiant. Endlich verwirklichte er die Träume seiner Jugend, ging mit einer herumziehenden Truppe Schauspieler von Stadt zu

Digitized by Google

Stadt und half Shakespeare'sche Stücke in ungarischer Uebersetzung und dramatische Versuche von Carl Kisfaludy mit aufführen. Nach dem Zeugnisse seiner Collegen und dem Urtheile Aller, die ihn auf der Bühne gesehen, war er ein kaum mittelmäßiger Schauspieler. Während des Jahres 1842 durchschweifte er einen großen Theil von Ungarn, ohne die geringsten Fortschritte in seiner Kunst zu machen. Zu gleicher Zeit schrieb er Gedichte und veröffentlichte dieselben in literarischen Blättern; er fing an, von den Erzeugnissen seiner Feder zu leben, Schriftsteller, Journalisten und Romandichter reichten ihm freundschaftlich die Hand und suchten ihn an sich zu ziehen. Ein ziemlich bekannter Literat, Ignaz Nagy, der eine Sammlung übersetzter Romane herausgab, ging Petöfi an, ihm den englischen Roman: „Robin Hood" von James und eine französische Novelle „die Frau von 40 Jahren" von Charles Bernard zu übersetzen. Er vollendete diese Arbeiten in den ersten Monaten des Jahres 1843, widmete sich aber, von einem unwiderstehlichen Verlangen getrieben, aufs Neue der Bühne. Er verließ Pest und seine Freunde wieder und trat auf dem Theater zu Debreczin in einer sehr untergeordneten Rolle im „Kaufmann von Venedig" auf. Man zischte ihn aus; was lag ihm daran? er war überzeugt von seinem Berufe und hielt mit dem heftigsten Eigensinn daran fest. Vergeblich weigerten sich seine Collegen, mit ihm zu spielen, Alles war unnütz. Er versammelte einige seiner Cameraden, die dem Publicum ebensowenig gefielen, wie er, und bildete mit diesen, dem Publicum zum Trotz, eine kleine Truppe wandernder Schauspieler, welche ihm die ersten Rollen nicht streitig machten. Wenige Monate darauf kehrte er krank, elend und zerlumpter, als der ärmste Zigeuner, nach Debreczin zurück.

Bessere Tage brachen von jetzt für ihn an. Während die Zuschauer den unbeholfenen Mimen auszischten, durchflogen die Lieder des Dichters, der sich einen andern Namen beigelegt, Ungarn von einem Ende zum andern. Endlich erkannte Petöfi seine Bestimmung. Gehoben durch den steigenden Ruhm seiner Lieder, trat er mit seinem Namen als Dichter hervor und zum vierten Male nach Pest zurückkehrend, widmete er sich gänzlich dem Dienste der Poesie. Während dieser Zeit, im Frühlinge des Jahres 1844, wurde er durch den gefeierten Michel Vörösmarty zum ersten Dichter Ungarns gekrönt,

Digitized by Google

und die alten Meister beugten sich vor dem jugendlichen Sänger. Ein anderer Schriftsteller, ein edler Greis, Paul Szemere, der sich der Nationalliteratur der Ungarn gewidmet hatte, ehrte ihn ungemein und war einer der Ersten, welche den Dichter begünstigten und unterstützten. Der National-Verein, eine politische und literarische Gesellschaft, in der geräuschlos ein freier Geist zur Wiedergeburt Ungarns waltete, nahm ihn auf Vörösmarty's Vorschlag feierlich in seine Reihen auf. Dieser junge Mann von 21 Jahren, welcher, seinen Werth selbst nicht kennend, sich der Gefahr preisgab, auf gewöhnlichen Marktschreierbühnen ausgepfiffen zu werden, wurde mit einem Schlage zu einem gefeierten Dichter erhoben, und ein nationaler Verein übernahm es, seine Lieder zu veröffentlichen

Der erste Band seiner Gedichte, einfach betitelt: Lieder von Petöfie Sandor, erschien zu Ofen im Jahre 1844. Die Gesänge, die er enthielt, stammten aus den 3 vorhergehenden Jahren. Alle Empfindungen, welche der junge Dichter während seines Wanderlebens durchkostete, finden hier ihren Ausdruck: seine Freuden- und Schmerzensausbrüche, seine stürmische Jugendkraft untermischt mit melancholischen Klagen, seine Kreuz- und Querzüge durch sein Vaterland, seine langen Träumereien in den Tavernen, seine launigen und ernsten Bemerkungen, welche ihm das Treiben der Menschen eingegeben. Sein poetischer Geist fand hier die reichste Nahrung. Noch besang er nicht Vaterland und Freiheit. Woher kommt es aber, daß dieser Mann, der doch das wildeste und ausschweifendste Zigeunerleben führte, dieser Abenteurer, dieser der Caserne entleilte Soldat, dieser ausgepfiffene Schauspieler bei den ersten Dichtern seiner Nation ehrenvoll aufgenommen und zum Volksdichter erhoben wurde? Zwei Umstände mögen diesen außerordentlichen Erfolg erläutern. Ob Zigeuner oder nicht, Ungarn war es, welches Sandor Petöfi in seinen Liedern schilderte, und er that dies in einer einfachen und männlichen, gemüthreichen und schwungvollen Sprache, wie sie ungarische Ohren noch niemals vernommen hatten. Hier war nichts Gezwungenes, nichts Gekünsteltes, wie bei den älteren, ihm vorangegangenen Dichtern. Durch sein Gefühl geleitet, hatte der zum Dichter Geborene die verlorenen Klänge der ersten Poesie, der ursprünglichen Volkspoesie wiedergefunden. Ob er die Liebe, ob er Ungarns Weine mit seinen

Digitized by Google

Tischgenossen besang, immer hob ein edler, männlicher Zug den Gegenstand seiner Lieder aus der Allgemeinheit, der Verflachung empor. Bald ist es ein Anblick, der ihn traurig stimmt, bald ist es der Dämon der Ausschweifung, der ihn ergreift, aber niemals findet man in seinen Dichtungen Spuren einer entnervenden Melancholie, niemals auch jene schrankenlose Zügellosigkeit, die den Geist entehrt und den Körper zerrüttet. Bei der äußersten Lebhaftigkeit bleibt er immer Mann. Er spricht von Lebensüberdruß, von Sehnsucht nach dem Tode; jedoch ist dieser plötzliche Gefühlsausbruch im nächsten Augenblicke wieder vergessen. In einem kleinen Gedichtchen „die erste Rolle", welches uns an die Epigramme Göthe's und an die Heine'schen vierzeiligen Liederchen erinnert, sagt er in seinem 19. Jahre:

„Ich wurde Comödiant und spielte meine erste Rolle; bei meinem Auftritt auf die Bühne hatte ich überlaut zu lachen."

„Ich versuchte tüchtig zu lachen auf der Bühne; das Schicksal, ich wußte es ja, bewahrte mir die Zukunft Thränen genug auf."

Sunt lacrymae rerum! er wußte es vom ersten Tage an, aber er wußte auch, daß das Leben Freuden und Pflichten hat, daß das Vaterland theuer und die Freiheit heilig ist. Wie er auch voller Leidenschaftlichkeit bald die ausgelassenste Fröhlichkeit besingt und bald in Schmerzensklagen über den Verlust seiner ersten Liebe ausbricht, so wird ein Tag erscheinen, und dieser Tag ist nicht fern, in welchem er noch lebhafter die reinsten Gefühle verherrlichen wird: das Glück des häuslichen Herdes, die Süßigkeit der Flitterwochen und die väterlichen Freuden an der Wiege seines Knaben. Rasch folgten mehrere Gedichtsammlungen; die zündenden Lieder des ersten Bandes gewähren aber ein ganz besonderes Interesse. Er singt in seiner tollen Lustigkeit:

„Es regnet, regnet, regnet Küsse! Doch mitten in diesem Regen, welche Strahlen! Das sind deine Augen, Vielgeliebte, welche so hell funkeln! Regen, Strahlen, das ist nicht Alles! Da braust der Sturm, da rollt der Donner. Adieu, ich muß mich retten, meine Taube, ich höre die Stimme Deines Vaters."

Ein andermal spricht er zu seinem Pferde:

„Auf, laß dich satteln zu raschem Lauf; heut Abend noch muß ich bei meiner Geliebten sein. Ich habe den Fuß im Steigbügel und schon ist meine Seele weit voraus. Sieh den Vogel über

Digitized by Google

unseren Köpfen, er kommt, ist vorüber! Wie weit ist er schon weg! Sieh, er läßt sich nieder; er hat sein Weibchen gefunden. Eile, mein Roß, eile, er liebt seine Geliebte nicht feuriger als ich."

Wenn auch sein Pferd nicht fliegen konnte, ich fürchte nicht, daß Petöfi zu spät angekommen sein wird, denn ich lese an derselben Stelle gleich:

„In dem Dorf, die Straßen lang, grüßt mich Geige und Gesang. Voll mein Fläschchen in der Hand, tanz' ich toll beim Musikant! Spielmann, jetzt eine traurige Arie, damit ich alle meine Thränen ausweine; sind wir aber unter jenem kleinen Fenster, so stimm ein Freudenlied an. Denn dort wohnt der Stern meines Lebens, der auch fern meinen Augen leuchtet. Sie will sich vor mir verborgen halten und sich den Andern allein zeigen. Spielmann, hier ist das Fenster, spiele jetzt dein fröhlichstes Lied, damit die Treulose nicht erfährt, was ich um sie leide."

Solche düstere und schmerzliche Gefühlsausbrüche füllen einen großen Theil der Sammlung von 1844. — Klar war es indessen, daß sich der Dichter nicht aufreiben ließ. Man sah an dem Feuer seiner Lieder, an dem Klange seiner Sprache, daß seine Seele von anderen Gedanken noch bewegt wurde. Ein vornehmer Herr tadelte kürzlich die Dichter der sinnlichen Liebe, wie ehemals Jacques de Thou und Regnier de La Planche die Dichter der Diana von Poitiers verdammten und denselben einen verderblichen Einfluß zur Last legten. Einen solchen Vorwurf kann man Petöfi nicht aufbürden. In seinen Gedichten finden wir nichts Verletzendes, nichts den Geist Darniederdrückendes, ja selbst in den größten Ausschweifungen finden wir den ungarischen Dichter wieder. Mitten in seinen Schwächen bewahrt er sich stets den Lebensgeist, die echte reine Kraft, wenn sie sich auch nur in einem Gedanken, in einem Bilde, in einem plötzlichen Aufschwunge dichterischer Begeisterung offenbart. Ein solcher Mensch kann wohl zartfühlendere Seelen einmal verletzen, nie aber wird er einen demoralisirenden Einfluß auf sie ausüben. Betrachten wir ihn nur einmal bei seinen nächtlichen Orgien in den Schenken; in demselben Augenblicke wo der Geist dem Fleische unterliegt, spricht er noch kräftige, männliche Worte: „Welche Nacht, ruft er, auf dieser Tafel, um welche wir sitzen, wird eine zweite Schlacht von Mohacs

Digitized by Google

geschlagen: Der Wein vertritt die Türken, ich und meine Cameraden sind die Ungarn. Wahrhaftig, wir werden uns wacker halten, vorzüglich in dem Augenblicke, wo der König — ich meine die Vernunft — durch den Feind beherrscht wird. Ach! wie wollen wir trinken in langen Zügen! Will das Geschick uns noch eben so lange beschützen als unsere langen vollen Gläser, so werden wir noch glückliche Zeiten über das arme Ungarland heraufkommen sehen." Diese Erinnerung, diese Theilnahme für das Vaterland, dieses Mitgefühl für seine unglückliche Lage, auch wenn schon der Rausch seine Sinne umnebelt, ist das charakteristische Zeichen aller seiner Gedichte. Sicherlich würden diese Lieder nicht von dem ersten Augenblicke an einen Widerhall in der gesammten magyarischen Nation gefunden haben, wenn nichts weiter als Liebe und Wein darin gefeiert wäre. Hinter dem verliebten Studenten und dem weinlaunigen Schauspieler war der Ungar verborgen, der sich selbst noch nicht erkannte. Seine Landsleute fanden ihn jedoch in dem ersten seiner Lieder. Sein Geist, seine Leidenschaft, sein kriegerischer Muth, die Gewandtheit dieses herumziehenden Sängers, stets bereit, das Pferd zu besteigen und im Galopp davon zu sprengen, das hatte sie sympathisch berührt bei diesem vagabondirenden Dichter. Als er seine Erstlingsproducte veröffentlichte, konnte er schon aussprechen, was er später unter dem Beifallsrauschen seines Vaterlandes sagte:

„Mein Pegasus ist kein englisches Pferd, mit langen Beinen und schmaler Brust, es ist auch kein deutsches Thier, dick, unförmlich, mit breitem Rücken, unbeholfen, eine Art Bär mit schwerem Gange.

Mein Pegasus ist ein ungarisches Füllen, ein muthiges Füllen reiner ungarischer Race, sorgfältig gestriegelt, so schön, daß die Sonne selbst ihre Strahlen auf seinem leichten seidenen Felle gern wiederspiegeln läßt.

Es ist nicht im Stalle aufgewachsen, es ist nicht schulmäßig zugeritten worden; es ist geboren unter freiem Himmel; auf dürrer Haide und wild habe ich es in Klein-Kumanien eingefangen.

Ich habe ihm keinen Sattel aufgelegt, ein Weidengeflechte genügt mir, um mich auf dem Rosse zu halten; sobald ich darauf bin, wie

Digitized by Google

greift es da aus und fliegt; es ist dem Sonnenstrahl verwandt, mein Roß mit seinem fahlen Schimmer.

Vor Allem trägt es mich gern in die Puszta; die freie Steppe ist seine Heimat; wenn ich es dahin lenke, so macht es Freudensprünge, stampft die Erde mit den Hufen und wiehert lustig auf.

In den Dörfern halte ich vor so manchem Hause, wo junge Mädchen gleich einem Bienenschwarm sitzen; ich fordere von der schönsten eine Blume und fliege hinweg wie der Wind.

So rasch wie der Wind trägt mich mein Renner fort, ein einziges Wort genügt und er führt mich aus dieser Welt. Der Schaum trieft von ihm nieder, sein ganzer Körper dampft; doch zeugt dies nicht von Trägheit oder Entmuthigung, dies ist das Feuer seiner jungen Kraft.

Niemals noch fühlte sich mein Pegasus ermüdet, und wenn ihm dies einst begegnet, so werde ich nicht zufrieden sein, denn der Weg, den ich hienieden noch zu durchwandern habe, ist weit; sie sind noch tief da unten die Quellen meiner Wünsche.

Auf, auf, mein feuriger Renner, mein süßes Roß! Ueber Felsen weg und Abgründe. Und wenn ein Gegner dir den Weg versperrt, setz' über ihn hinweg, und immer nur vorwärts."

(Fortsetzung folgt.)

Die deutsche Ostgrenze.

Der Redaction dieser Blätter ist von befreundeter Hand ein Document zur Verfügung gestellt worden, das die Vertheidigung der deutschen Ostgrenze gegen einen eventuellen Angriff Rußlands behandelt. Das Actenstück datirt vom Jahre 1860 und beweist demnach, daß man sich in Berlin schon vor 20 Jahren mit der Eventualität eines Angriffes von Seite Rußlands eingehend beschäftigt hat. Seither haben sich die Verhältnisse bedeutend geändert und Vieles von dem, was man damals für nothwendig und zweckmäßig hielt, wird man heute schwerlich mehr in Vorschlag bringen, gleichwohl glauben wir, das namentlich jener Theil des Documents, der von dem Zusammenwirken mit Oesterreich handelt, auch heute noch für unsere Leser von Interesse sein dürfte, wobei man sich jedoch stets gegenwärtig halten wolle daß die nachfolgenden Vorschläge vom J. 1860 datiren.

Digitized by Google

In dem Actenstücke heißt es: „Krakau" ist von der österreichischen Regierung mit ihrem wie gewöhnlichen richtigen strategischen Blicke zu einem Manövrirplatze ersten Ranges erhoben worden. Es ist ein großer Manövrirplatz, das reicht aus, und was ihm ja fehlen sollte, wird die darauf basirte Armee mit zwanzigtausend Arbeitern in 4 Wochen gewiß herstellen.

Die Lage Krakaus ist unendlich vortheilhaft; der tactische Rayon ist gut, und die Weichsel, so weit sie in Frage kommt, ein ausreichendes Hinderniß; die Verbindungen sind gesichert und die Zufuhren aus reichen Provinzen sind zur Hand. Freilich ist das Offensivfeld wenig günstig, dafür ist es aber auch dem Rayon von Ivangorod entrückt, und während Breslau immer erst in Wirksammkeit käme, wenn die Provinz Posen schon zumeist verloren, würde die Krakauer Armee schon ein Vorrücken gegen die Posener Grenze ablenken, denn es ist wohl zu bemerken, daß die russischen westwärtigen Operationslinien sich gegen Norden recht leidlich decken lassen, oder wenn man anders sagen will, daß die Offensivfelder von Thorn und auch von Posen durch unangenehme natürliche Schwierigkeiten eingeengt worden; daß dagegen das Offensivfeld von Krakau zwar Beschwerlichkeiten, keineswegs aber Hindernisse ernsterer Art vor sich hat, und daß selbst die Pilica erst in Frage kommen dürfe, wenn die Richtung mehr gegen Warschau genommen würde.

Ein Punkt von weiterer großer Wichtigkeit ist der Einfluß des San in die Weichsel; wenn bei Radomysl ein Manövrirplatz angelegt ist, so ist die Beherrschung der oberen Weichsel gesichert und während die Verbindungen dieses Platzes einerseits mit Mähren wenigstens leidlich und mit Ungarn über Dukla vortrefflich gesichert erscheinen, reicht sein Offensivfeld auf alle feindlichen Operationslinien gegen Mähren wie gegen Lemberg, bez gegen Ungarn. Trotz dieser großen Vorzüge der Lage hat Oesterreich seine Aufmerksammkeit noch nicht hierher gelenkt, und wenn wir auch vermuthen dürfen, daß finanzielle Gründe mit im Spiele gewesen sein mögen, so können wir doch mit Bestimmtheit nicht über das Warum urtheilen. Die Anlage von Przemysl deutet auf die Absicht der Etablirung einer zweiten Linie am Nordfuße der Karpathen; wir müssen uns hier alles Urtheils enthalten und uns begnügen, auszusprechen, wie solch' zurückgezogene

Digitized by Google

Lage unseren Ansichten von Landesvertheidigung nicht entspricht und nur durch besondere Verhältnisse gewichtigster Art gerechtfertigt werden könnte.

Fast auf dem ganzen mittleren Kriegstheater findet sich Das vor, was man eine zweite oder rückwärtige Vertheidigungslinie zu nennen pflegt, und wenn wir auch die Stimmen für wissenschaftlich überwunden halten dürfen, die da fort und fort solche rückwärtige Linien anpreisen, obwohl es klar genug ist, wo ein zweckmäßiger Widerstand geführt werden muß, so werden wir doch untersuchen müssen, ob nicht vielleicht eigenthümliche Verhältnisse hier das Beibehalten der einmal vorhandenen zweiten Linie anempfehlen.

Es ist denkbar, daß eine gewaltige russische Uebermacht den Widerstand der Systeme Thorn und Posen bräche oder, ebenso wie von Krakau neutralisirte, und daß der noch vorhandene Ueberschuß der Kräfte die Offensivtendenz gegen Berlin beibehielte. Für solche Fälle wären dann die Oder mit Küstrin und Glogau bestimmt, den Widerstand weiter zu führen und wenigstens Zeit zu gewinnen, um an vorhandenen oder anderswo disponibel gewordenen Kräften zusammen zu raffen was möglich. Beide Festungen liegen gut zu solchem Zwecke und es wäre nur zu wünschen, daß Küstrin sich seine Debouchéen durch einige Forts sicherte, d. h. in den Rang eines Manövrirpunktes aber ohne unnöthig große Ausdehnung erhoben würde.

Breslau mag im specifisch preußischen Sinne wohl eine Befestigung großen Styles beanspruchen dürfen; im allgemeinen deutschen Sinne kann es höchstens auf localen Schutz Anspruch erheben, und mit der Gewährung eines solchen würden wir vollkommen einverstanden sein, wenn es sich als durchführbar erweist, die anzulegende Städtebefestigung auch von der Stadt besetzen zu lassen, der Art, daß dadurch keine activen Truppen localisirt werden, wenigstens so lange nicht, als der große Krieg ihr fern bleibt. Ein System abgeschlossener Bastionen und langer Anschlüsse krenelirter Mauern reicht aus zu dem Dienste, der verlangt wird — Schutz gegen Handstreiche — und gibt einen sehr guten Kern für den Fall weiteren Bedarfes.

Was aber thun wir mit den Festungen dritter und vierter Linie, jenen Werken, welche die beiden deutschen Großmächte wieder einander aufhäuften — Schweidnitz, Neiße, Glatz, Silberberg, Theresien-

Digitized by Google

stadt, Königsgrätz, Josephstadt, Olmütz, Prag? Die Geschichte müßte sehr ernste Lehren ausstreuen, ernster noch als von 1792 bis 1815, wenn wir es sollten erleben können, daß diese Masse von gegen Innen gerichteten Bollwerken ihrer natürlichen Bestimmung zugeführt würden, nämlich der Einebnung. Von allen diesen Werken ließen wir höchsten Olmütz bestehen, als einen Centraldepotplatz für den österreichischen Theil dieses Schauplatzes. Das auf solche Weise gewonnene Artillerimaterial würde den Manövrirplätzen zugute kommen.

Die Eisenbahnen dieses Mittelfeldes sind im Allgemeinen gut und sogar nicht ohne einige militärische Zweckmässigkeit angelegte. Die Thorner wird wenigstens bis Bromberg eine doppelte Verbindung mit dem Herzen der Monarchie haben, nördlich über Danzig und die Küstenbahn nach Stettin und westlich über Landsberg nach Küstrin. Die letztere Bahn ist durch die Netze und Wartha so gut gedeckt, als man überhaupt eine Bahn durch ein Hinderniß decken kann.

Die Verbindung der Posener Gruppe ist gleichfalls gut, nordwestlich über Kreuz nach Stettin und Küstrin, südlich über Lissa nach Glogau und Breslau.

Die großen Heerbahnen dagegen zwischen der Oder und Elbe lassen noch Einiges zu wünschen. Namentlich wäre eine Verbindung von Glogau aus nach rückwärts nicht ohne Werth; sie müßte zwischen dem Spree- und Elsterwalde hindurch über Torgau nach Leipzig gehen, oder wenigstens in Riesa einzweigen, wenn man die Festung Torgau dereinst auch zu ihren Genossinnen versammelt; indessen verkennen wir nicht, daß die Bahn eben nur erwünscht sein würde, nicht nöthig. Wichtiger dagegen ist die Verbindung von Böhmen mit Schlesien, die dermalen nur mit Hilfe anderer großer Heerbahnen, und zwar über Görlitz oder Oderberg erfolgen kann; es scheint im Werke, den Landshuther Paß hierzu zu benutzen, obwohl es militärisch zweckmäßiger sein dürfte, das Debouchee über Glatz zu suchen, in welchem Falle wir uns auch dazu verstehen würden, die Glatzer Werke ohne Unterhaltungskosten in statu quo zu lassen. Doch kommt es auch hier mehr darauf an, daß die Sache geschehe, als darauf, was etwas mehr oder etwas weniger gut sei.

Die Krakauer Gruppe hat dermalen eine einzige rückwärtige Ver-

Digitized by Google

bindung mit Hilfe der Kaiser-Ferdinands-Nordbahn, die auch bei Oderberg mit dem schlesischen Systeme zusammenhängt. Bei der Exponirtheit der Bahnstrecke zwischen Krakau und Oderberg, die auf dem Norduser der Weichsel geht, dürfte sich eine weitere Verbindung von Krakau über Bielitz und Teschen nach der Nordbahn als erforderlich ausweisen, von der dann eine zweite rückwärtige Verbindung durch die Jablunka in das Waagthal zu führen wäre, damit nicht blos Mähren, sondern auch Ungarn zum Hinterlande dieser Festung werde.

Recapituliren wir nunmehr die Erfordernisse, so dürfen wir es aussprechen, daß, wenn auch Vieles noch fehlt und Manches anders gewünscht werden möchte, doch, abgesehen von Thorn, auf dieser ganzen großen Strecke Nichts fehlt, was in erster Linie herzustellen nothwendig wäre: keine Festung, keine lange Eisenbahnstraße. Einzig als wichtig, als unerläßlich ist anzusehen die Einrichtung der Eisenbahnlinien, von der aber auch nur die Sicherheit jene Beschleunigung erfordert, mit welcher wir die Arbeiten erster Linie angegriffen sehen möchten, während selbst das fehlende zweite Geleis nur allmälig einzuführen ausreicht. Alle übrigen Arbeiten können theils in die zweite Linie d. h. nach der hauptsächlichen Beendigung der Flotte, theils in die dritte Linie rücken.

In willkürlicher, lediglich nach politischen Vereinbarungen geregelter Lage zieht sich unsere Ostgrenze von dem Einflusse des San (Radomysl) östlich bei 70 Meilen weiter, die letzten zwanzig Meilen jedoch mehr und mehr nach Süden umbiegend, bis zum „Dreiherrensteine" bei Chotim.

Das Land beiderseits der Grenze ist rauh, hügelig, vielbewaldet; Volhynien und Podolien werden als fruchtbar und gut angebaut bezeichnet, Galizien kann sich wenigstens des letzteren nicht rühmen. Der Chausseen gibt es wenige, der gebauten Nebenwege wohl so gut wie keine. Zwar würde es im Großen nicht falsch sein, das Land bis an die Pinsker Moräste und den Dnjepr als von den Karpathen her abfallend gegen Norden, Nordosten und Osten, darzustellen; es würde nur die eingeschobene Senkung des Dnjestr zu berücksichtigen sein, der von der Hauptwasserscheide südlich Stare Miasto und mit südöstlichem Laufe eine Trennung aller Wasserläufe herstellt. Erst nördlich von ihm beginnt das Quellgebiet aller der in sich ziemlich

Digitized by Google

parallelen Wasserzüge, die in der Richtung zu den Pinsker Morästen und dem Dnjepr abfließen. Fügen wir hinzu, daß auch der Dnjestr auf seiner oberen Strecke kein ernsthaftes Hinderniß ist, und so wird sich ergeben, daß auf diesem großen Kriegstheater kein natürliches Terrainverhältniß weder die Offensive noch die Defensive an bestimmte Gesetze fesselt. Das Verhältniß, das wir in der Mitte kennen lernten, setzt sich weiter fort.

Die erste große Barrière, auf die wir stoßen, ist der lange Gebirgszug der Karpathen. Es ist charakteristisch, daß das frühere österreichische Gouvernement keinerlei Festungsbauten in Galizien ausführte, dagegen die Hindernißlinie der Karpathen möglichst intact zu erhalten suchte und erst südlich von ihr sich ein Kriegstheater einrichtete. Galizien ward als ein exponirtes Vorland aufgegeben! Und doch stellte Galizien ein großes Contingent zum Heere, hatte eine mannhafte und eine treue Bevölkerung!

Neueren Zeiten ist nun wohl ein solches selbmörderisches Aufgeben wichtiger Hilfsquellen, ein so kleinmüthiges Verweigern des Schutzes an Die, welche berechtigt sind, ihn zu fordern, beseitigt; allein noch immer leiden die galizischen Verhältnisse unter dem Drucke, der überhaupt auf Oesterreich lastet — ohne Cultur, ohne Geld, ohne Leben, sehen wir zwei Drittheile dieser Monarchie als eine todte Kraft daliegen. Selbst ohne alle Bedürfnisse vermag die galizische Bevölkerung es nicht, die umfassenden Bedürfnisse einer großen Armee zu befriedigen. Als Oesterreich 1855 seine Heere zwischen Krakau und Czernowitz concentrirte, mußten seine Soldaten hungern und an 20,000 fielen von 300,000 Mann als Opfer der ungünstigen Landesverhältnisse. Mag vorhergehender Mißwachs eingewirkt haben, wo waren in Polen aber der Adel und oder die Bauernschaft, die Vorräthe aufspeicherten? Ohne eigene Hilfsquellen, ohne gute Verbindungen mit dem fruchtbaren ungarischen Hinterlande mag Galizien und das anstoßende russische Land wohl der Schauplatz eines großen Krieges werden, sicher aber wird es dann gleichzeitig das Grab der fechtenden Heere.

Die erste strategische Forderung an diesen Kriegsschauplatz ist, daß er den Armeen das Leben gewähre. In Anerkennung Dessen ließ Heß 20,000 M. an der Eisenbahn arbeiten, ehe er noch an die Herstellung provisorischer Plätze dachte.

Digitized by Google

Aber Was mag es nutzen, Straßen und Eisenbahnen zu bauen, wenn sie leer bleiben? Welcher Staat wäre reich genug, an Oesterreich nicht zu denken, lediglich zu militärischen Zwecken ein Eisenbahn- und Straßen-Netz zu bauen, wie es hier erforderlich ist? Man ergänzt wohl, man trägt wohl bei, aber ganz und allein bauen, Das geht nicht. Hiernächst kann — wir sprechen es trotz des Krimkrieges aus — eine Armee nie allein von den Zufuhren aus entfernteren Gegenden leben.

Kann man sich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß Galizien nicht blos die beste, sondern überhaupt im südöstlichen Ländergebiete die einzige wirksam zu benutzende Basis ist, so müßte man auch dahin kommen, sich Galizien zu solchem Zwecke einzurichten, d. h. sich in diesem Lande eine Cultur schaffen, wie sie die modernen Heeresmassen als ihre Stützen brauchen.

Secundärbahnen in Oesterreich und in Ungarn.

Allenthalben macht sich eine sehr rege Agitation im Interesse des Zustandekommens von Secundärbahnen bemerkbar. In allen Provinzen Österreichs werden diesbezüglich umfassende Vorarbeiten gepflogen, während anläßlich einer Berathung der Secundärbahnen-Frage in der ungarischen Akademie der Wissenschaften constatirt wurde, daß schon die einleitenden Schritte für den Bau von wenigstens 1470 Kilometer Secundärbahn-Linien eingeleitet sind, und zwar sind dies die Linien: Baja-Szabadka, Berettyóment, Großwardein, Mihályfalu, Nagykároly-Zilah, Reszege-Margitta, Nyiregyháza-Mátészalka, Nagykaroly-Mátészalka, Miskolcz-Debreczin-Großwardein, Makó-Szeged, Pápa-Keszthely, Szatmár-Nagybánya-Hátszeg-, Karánsebes-Garamvölgy-, Apahid-Deés. Man plaidirt in Ungarn schon deßhalb für den Bau von Secundärbahnen, weil bei der Kostspieligkeit des Straßenbaues jene sich nicht viel höher stellen als die Straßen.

In Wirklichkeit bedürfen noch alle Länder einer gewaltigen Vermehrung der Schienenwege, und es wäre verkehrt, den Eisenbahnbau in irgend einem Staate für abgeschlossen zu erklären. Die Schienenwege treten wirklich an die Stelle der Landstraßen. Aber — diese neuen Anlagen müssen ihrem Bau und ihrem Betriebe nach in ein

Digitized by Google

richtiges Verhältniß zum wirklichen Bedürfnisse gebracht, und diejenigen Gegenden, welche den Nutzen erwarten, müssen eben auch zur Kostendeckung herbeigezogen werden. Es bleibt immer eine Anomalie, Bahnen so herzustellen, als bildeten sie Weltverkehrsstraßen, und dann, der Ersparung wegen, sie derart zu betreiben, daß Jedermann erkennt, der Aufwand für die Anlage sei ein unsinnig verschwenderischer gewesen. Kein Staat besitzt die Mittel, der immer weiter um sich greifenden Begehrlichkeit Genüge zu leisten; und wenn er diese Mittel besäße, wäre eine derartige Verwendung derselben nichts anderes, als eine Vergeudung des Nationalvermögens, — das Gegentheil der so oft als Schlagwort vorgewendeten „Förderung der wirthschaftlichen Interessen".

So kommt man naturgemäß zur Herstellung wirklicher Secundärbahnen; sie sind allerdings unentbehrlich. Allein mit dem Namen ist es nicht gethan.

Die erste Bedingung, den Nutzen des Eisenbahnwesens auch ärmeren Gegenden zuzuwenden, liegt in Wohlfeilheit des Baues und Betriebes. Ganz richtig bemerkt die sächsische Regierung in einer dem Landtage kürzlich gemachten Vorlage: „Man müsse darauf sehen, daß (vermittelst der Bahn-Einnahmen) die Betriebskosten gedeckt und das Anlagecapital verzinst werde; je mehr es gelinge, die Wünsche in Beziehung auf das Maß des Nothwendigen zu beschränken, umso eher werde die Füglichkeit gegeben sein, die Wohlthaten der ersehnten Verkehrs-Erleichterungen einer größeren Anzahl von Gegenden zukommen zu lassen." Gewiß sehr richtig. Aber wie gelangt man am besten zu diesem Ziele?

Zunächst kommt es darauf an, die Kosten der Anlage auf ein Minimum herabzubringen, damit die zu deckenden Capitalzinsen so wenig wie möglich anschwellen. Manche Linie, die gegenwärtig alljährlich mit einem Deficit abschließt, würde, auch blos bei ihrer dermalige Einnahme, wenigstens einen kleinen Netto-Ertrag liefern, wenn die Herstellungskosten nicht so enorm angewachsen wären und dadurch zur Aufnahme von Anlehen genöthigt hätten, deren Verzinsung mehr als die Reineinnahme verschlingt. Die erste Anforderung in dieser Beziehung bleibt: billige Erwerbung von Grund und Boden. Ist der Staat Erbauer der Bahn (oder Zinsgarant), so wird er in

Digitized by Google

der Regel die übertriebensten Preise bezahlen müssen. Man betrachtet einen solchen Bahnbau als einen Glücksfall, den nur der Dumme nicht aufs Alleräußerste ausnutze; es ist schon vorgekommen daß Einzelne, denen man Bemerkungen über die Maßlosigkeit ihrer Forderungen machte, vertraulich entgegneten; sie wären sehr wohl zufrieden mit dem ihnen angebotenen Preise, aber sie würden durch Acceptation desselben als „Preisverderber" die ganze Gemeinde gegen sich erbittern. Gerade das Gegentheil würde eintreten, wenn die Gemeinde Grund und Boden stellen müßte. In diesem Falle entstünde eine allgemeine Pression auf die Zuvielfordernden, weil sie auf Kosten ihrer Mitbürger sich zu bereichern suchten und die Ausführung des nützlichen Unternehmens erschwerten und hemmten.

Sind die Gemeinden und Districte finanziell betheiligt, so werden auch die Anforderungen an Bahnhöfe und deren Ausstattung an Wagen u. dgl., so wie an den Betrieb, bescheiden sein, während die Prätensionen im andern Falle kaum Grenzen finden,

Noch Eines ist zu berücksichtigen: bei Staatsbahnen müssen in der Regel die allgemeinen Tarifnormen für Beförderung von Personen und Gütern gelten. Dagegen kann es nicht auffallen, wenn Secundärbahnen höhere Tarife gestattet werden; die Beförderung von Personen und Gütern wird trotzdem, ebenso wie eine schnellere, auch immerhin eine billigere als die bisherige sein. Und es ist vollkommen gerechtfertigt, daß der, dem die Eisenbahn dient, dafür auch eine wirklich entsprechende Vergütung leistet, welche alle Kosten deckt.

Sehr beachtens- und nachahmungswerth scheinen uns die „Grundzüge für Gewährung staatlicher Beihilfen zu dem Bau von Localeisenbahnen", welche die preußische Regierung als Anlage 5 zum Gesetzentwurf, betr. die Erweiterung der Staatsbahnen, dem Landtage vorgelegt hat, und die wir bis jetzt nur in wenigen deutschen Blättern erwähnt finden. Der § 2 bestimmt: die Gewährung einer staatlichen Beihilfe kann nur erfolgen, wenn a) der gesammte, zur Ausführung des Bahnunternehmens erforderliche Grund und Boden von den Interessenten der Bahn beschafft und dem Unternehmer der Letzteren unentgeltlich oder gegen eine mäßige, vom Minister der öffentlichen Arbeiten festzusetzende Gesammtvergütung lastenfrei zur Verfügung gestellt wird, und b) die Provinzial-, Kreis- oder Communalverbände,

Digitized by Google

deren Bezirke von der Bahn durchschnitten werden, an dem Anlagecapitale, in welches die Grunderwerbungskosten bei unentgeltlicher Gestellung des Grundes und Bodens seitens der Bahninteressenten überhaupt nicht, andernfalls aber nur mit dem vom Minister festgesetzten Gesammvergütungssatze einzurechnen sind (nach Maßgabe verschiedener Specialbestimmungen), sich betheiligen.

In ähnlicher Weise verfährt man in Italien. Ein Gesetz vom 29. Juli 1879 theilt die auszuführenden Linien in vier Kategorien. Während der Staat die Kosten der Bahnen erster Kategorien fast gänzlich zu tragen hat, haben zu jenen der drei anderen Classen die Provinzen und Gemeinden entsprechende Beiträge zu leisten.

So sieht man, daß, was wir fordern, nichts weniger als etwas Unerhörtes ist. Allerdings dürfen sich dabei die Regierungen nicht durch Coalitionen der Vertreter schlechter Linien auf Landtagen u. s. f. bestimmen lassen; sie müssen den Muth haben, im wohlverstandenen Interesse des ganzen Landes, denselben mit aller Entschiedenheit entgegenzutreten. Natürlich sagt die bisherige Verfahrungsweise den Leuten weit mehr zu, als irgend eine, wenn auch noch so mäßige eigene finanzielle Betheiligung. Hegen dieselben aber so wenig Vertrauen zur Rentabilität (was hier gleichbedeutend ist zum „wirthschaftlichen Nutzen") ihrer Projecte, daß sie mit ihren Mittel auch nicht zu einem kleinen Theil eintreten mögen, so dürfte damit die Berechtigung des Zurückweisens aller derartigen Ansprüche, und zwar durch die Begehrlichen selbst, erbracht sein.

In welcher Weise die Anlage von Secundärbahnen technisch zu verwohlfeilern ist (größere Steigungen, schärfere Curfen, langsamen Betrieb, Entbehrlichkeit von Wärtern an Straßenübergängen ꝛc.) bedarf hier keiner Erörterung.

Sahara und Sudan.

(Schluß.)

Tafelförmige Erhebungen mit pyramidal abfallenden Seitenwandungen besetzen in einer Höhe von 50 bis 100 m die nach S-O. abfallende Ebene, welche mit flachen Erosionsthälern durchbrochen ist. Besonders wichtig ist das Oasenthal Bilma-Kawar mit 11 Ortschaften und

Digitized by Google

ca. 6000 Einwohnern, vornehmlich von Tubus bewohnt, welches in der Mitte zwischen Fezzan gelegen, durch ihre Fruchtbarkeit, besonders an Datteln, die Reise sehr erleichtert, und wegen ihres Salzreichthums der Zusammenfluß der Tubus, Tuariks, der Fezzan- und Bornuleute ist, welche hier ihre Erzeugnisse austauschen. Deßhalb wurde hier vom 27. Mai bis 10. Juni gerastet. Ueberhaupt ist diese Karawanenstraße unter denen Tripolis nach Sudan die bequemste wegen ihrer häufigen Wasserstationen und Waideplätze und ihrer Oasen Fezzan; während die vom Nil nach Dar For oder die von Bengasi über Kutara nach Wadai oder die von Marokko nach Timbutku mehrfach 6 wasserlose Tage und fast keine Vegetation haben. Auf dieser Station, besonders in Kawar, hatte Dr. Nachtigal vielfache Gelegenheit, seine ärztliche Geschicklichkeit im Zahnausziehen zu zeigen, da die Bevölkerung wegen der süßen Dattelkost sehr an kariösen Zähnen leidet, so daß manches Individuum 3—4 Zähne ohne Zuckungen opferte. Mit dem dem Oasenthal Kawar parallel laufenden Felsenzuge, in welchem Höhlen eingehauen sind, wo die Bewohner bei Ueberfällen Schutz suchen, schließt die Vegetationszone ab und es beginnt eine mehrere Tagereisen breite Dünenregion, in wecher 15 m hohe Flugsandhügelketten zu übersteigen sind, welche diesen Theil der Reise zu dem schwierigsten machen. Aus dieser Sandwüste starren vereinzelte Felsengruppen empor, welche den Reisenden als Wegweiser, den Bewohnern als Zufluchtsstätten dienen. Diesen Wüstentheil der Dünenketten mit ihrem Flugsand, welcher bei klarem, ruhigen Wetter die Fläche bedeckt und durch seinen Glanz das Auge blendet und beim Wüstenwind die Athmosphäre in einen dichten Sandnebel hüllt, daß man das brennende verklebte Auge kaum zu öffnen vermag, und deren Uebersteigen in beständigem Zickzackwege, auf welchem Menschen und Thiere im tiefen Sand den Scheitel der Düne erklimmen müssen, um dann wieder den jähen Abhang hinabzusteigen, lebt typisch als Wüste überhaupt in der Vorstellung der Europäer, ist aber glücklicherweise nur in vereinzelten Gürteln zu finden, nimmt aber die Anspannung aller Kräfte in Anspruch. Eine Grabesruhe liegt auf diesen unbegrenzten Sandflächen, in endloser Eintönigkeit schreitet die Karawane dahin, um bald auf den Wogen des Sandmeeres zu erscheinen, bald wieder in deren Tiefen zu verschwinden; kein Pfad führt über

Digitized by Google

den beweglichen Sand dieser Dünenhügel, welche selbst dem schärfsten Auge der Wüstenbewohner keine Anhaltspunkte geben, wenn nicht hie und da die seltenen Felsen seit Jahrtausenden ihre schwarzen Häupter starr und finster über die wogende und wechselnde Umgebung emporheben würden, um in diesem Sandmeere die leitenden und rettenden Leuchtthürme zu bilden. Wahrhaft phantastisch erscheint der Anblick einer solchen Wüstenregion dem Auge in klarer sternheller Nacht. In wunderbarer Schärfe und Klarheit zeichnen sich die Conturen der mannigfaltig gestalteten Sandberge auf dem klaren Grund der Athmosphäre; phantastisch überragt dazwischen ein dunkler Felsen die hellen Hügel, eine lichte Färbung am fernen Horizonte verkündet den Aufgang des Mondes, der bald als silberne glänzende Kugel durch den Aether schwebt. Scharfe Lichter und Schatten bringen dann eine geheimnißvolle Mannigfaltigkeit in die vielgestaltigen Dünen, viel reicher und schöner, als das Licht des Tages es vermöchte. Nachdem diese Dünenregion von ca. 120 km Breite nach 6tägigem, beschwerlichen Marsch glücklich durchwandert war, begann mit der Oase Dibbela allmälig die Vegetation, besonders aber entfaltete sich das Thierleben in schnell überraschender Weise. Der seither wolkenlose Himmel zeigte Haufenwolken und die trockene Haut beginnt sich mit Schweiß zu bedecken. Die Vegetation besteht nur in saftigen Kräutern, welche ganze Heerden von Antilopen ernähren; in der darauffolgenden ca. 100 km breiten Steppe Tintumma gesellte sich von der Oase Agadem an dazu vereinzelter Baumwuchs, namentlich des Tumbubbaums, bis dieselbe endlich in eine leichte Waldregion von stacheligen Akazien, untermischt mit Seifen- und Kurnubäumen, übergeht. Die ersten Spuren von Löwen und Giraffen werden sichtbar und auch das Thierleben von Insecten und Würmern wird immer reicher. Der Wald wird immer dichter und schattiger und wiederhallt von den Stimmen der Vögel. Die Fußspuren von Elephanten und waidende Rinderheerden verkündeten die Nähe des Tschadsees und seiner menschlichen Ansiedelungen, welcher mit einem bis in das Innere der Lagune erstreckenden Schilfgewirr sich erwies, der an Einförmigkeit an die glücklich überwundene Wüste erinnert hätte, wären die Ufer nicht mit Viehherden, Flußpferden und Sumpfvögeln und mit geschäftigen Einwohnern bedeckt gewesen, unter welchen ein stolzer Elephant friedlich

Digitized by Google

seinen Weg zum See nahm, um seinen Durst zu löschen. In Ngigmi am Tschadsee, einem Dorfe von 3000 Seelen, wurde am 29. Juni die Karawane von einem Abgesandten des Scheichs begrüßt und am folgenden Tage die Reise am Ufer des Sees unter dem Schutze einer Mannschaft fortgesetzt, da die im Schilf versteckten Inselbewohner dieselbe unsicher machen. Die Einwohner der Ortschaften, durch welche der Weg führte, bewiesen sich als freundlich und freigebig. Im Lager des Flußthales Jo brachte eine Reiterschaar der höchsten Beamten des Scheich des Salam Begrüßungsgeschenke, vornehmlich in Gestalt eines Körbchens der kostbaren Guronüsse. In Dakergo, in der Nähe der Residenz Kuka wurde Halt gemacht, um die Ankunft des Kronprinzen abzuwarten, welcher mit glänzendem Gefolge auf prachtvollen Pferden und einer Escorte seiner Panzerreiter ankam. Der Einzug in die ummauerte Hauptstadt erfolgte am 6. Juli mit ungeheurem Pompe, ohrenzerreißender Musik und Flintengeknall und unter ungeheurem Zudrang der Bevölkerung durch ein weites Thor, das auf den Königspalast zuführte, wo die Ankunftsaudienz bei Scheich Omar abgehalten wurde. Am folgenden Tage war feierliche Ueberreichung der kaiserlichen Geschenke, wobei Omar sich in der gastfreundlichsten und liebenswürdigsten Weise zeigte. Der Audienzsaal, in welchen man durch Vorhöfe gelangte, war mit Fußteppichen belegt und seine grauen Thonwände mit bunten Stoffen ausgeschlagen. Eine eiserne Bettstelle europäischer Fabrication und ein roh gezimmerter Lehnstuhl bildete mit einer Bank, welche durch eine Matraze, Teppiche und Kissen zu einen Divan hergerichtet war, das Mobiliar dieses Zimmers. Auf der Bank saß mit untergeschlagenen Beinen Scheich Omar. Er trug einen einfachen Burnus über weißen Bornugewändern und einen kunstvoll geschlungenen weißen Turban. Vor ihm lagen das Königsschwert, ein Carabiner und auf dem Boden gelbe Pantoffeln. Seine Füße waren mit weißen Strümpfen bekleidet und sein Mund und Nase mit einem Tuch bedeckt. Sein intelligentes Gesicht von schwarzer Hautfarbe hatte einen überaus wohlwollenden Ausdruck. Mit „Willkommen! Gott sei Lob" empfing er Dr. Nachtigal, und fragte nach König Wilhelm und seinem Freunde Rohlfs. Dr. Nachtigal schilderte ihm, wie er mit Freuden dem Auftrag seines Königs nachgekommen sei, um ihm für die den deutschen Reisenden bewiesene

Digitized by Google

Freundschaft Geschenke zu überbringen. Da die Neugierde des Scheichs keine Grenzen hatte, so wurden dieselben nach jahrelangem Gefängniß aus den Kisten ohne vorhergegangene genaue Prüfung demselben überreicht. Zuerst war es ein prachtvoll vergoldeter gepolsterter Thronsessel mit einem Ueberzug aus rothem Sammt, welcher die vollste Bewunderung des Scheichs erregte. Dann folgten die königlichen Bildnisse, die nach strenger Auffassung des Islam als Sünde angesehen werden konnten, doch weil sie nicht wie Statuen einen Schatten werfen, freundlichst angenommen wurden. Obgleich die Gewehrkammer des Scheichs eine reiche Sammlung verschiedener Gewehrsysteme enthielt, so erregte das Zündnadelgewehr die größte Freude und Bewunderung. Das Harmonium, welches durch die trockene Wüstenluft seinen Thon verloren hatte, nahm Dr. Nachtigal wieder zurück; und von den vielen anderen Geschenken schenkte der Scheich nur noch einem reich versilberten Theeservice, einer goldenen Taschenuhr, einem Fernrohr und für seine Frauen und Töchter einer großen Menge Rosenessenz seine besondere Aufmerksamkeit. Auch den übrigen Hofbeamten wurden Besuche und Geschenke gemacht, welche erwidert wurden. Diese Geschenke ermöglichten bei der bekannten wohlwollenden Gesinnung des Scheichs Omar, daß Dr. Natigal, unterstützt durch Rath und That dieses Herrschers, seine Reise in die Länder Kanem, Bortu, Bagirmi und Wadai ausdehnen konnte, welche im folgenden 2. Bande beschrieben werden. Die letzten 5 Cap. des 3. Buches geben eine eingehende Beschreibung von Kuka, der Hauptstadt Bornus, und ihres großen Marktverkehrs, ihren Wohnungen und ihrem Straßenleben; ferner der Bornuleute selbst, ihrer Kleidung und Ernährung; der Handels- und Marktverhältnisse in Kuka; des Hofes, Regierung und Kriegsmacht des Scheichs, und schließt mit einem Bericht über die Erlebnisse und Erfahrungen Dr. Nachtigals in dieser Stadt und am Hofe des Scheich Omar bis zum Schluß des Jahres 1870 ab, wo er dann seinen Reiseplan in oben genannte Länder entwirft. Auf das Nähere, welches dieser mit schönen Karten und Bildern ausgestattete Band auf 750 Seiten an eingehenden, höchst interessanten Schilderungen und Beschreibungen darbietet, muß der Leser selbst hingewiesen werden. Dieses mit Wahrhaftigkeit und Gründlichkeit geschriebene Buch wird gewiß seine volle Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen.

Digitized by Google

Der letzte Judenexceß in Wien im Jahre 1706.

A. Schimmer's Werk „Wien seit sechs Jahrhunderten" enthält im 1. Bd. pag. 161 einen Aufsatz mit der Ueberschrift: „**Der letzte** Judentumult in Wien 1700", welcher den Bericht über einen am 21. April stattgefundenen Pöbelexceß, bei welchem das Haus des S. Oppenheimer gestürmt und der Genannte total ausgeraubt, die kostbaren Möbel aber zerstört wurden, zum Gegenstande hat.

Alle älteren Historiographen Wien's, als: Fuhrmann, Geusau, Hormayr schließen ebenfalls mit diesem Judentumulte als dem letzten in Wien stattgehabten ab, was bei Fuhrmann umso mehr auffallen muß, als derselbe als Zeitgenosse den Ereignissen nahe stand und sein im J. 1739 erschienenes Werk Alt- und Neu-Wien doch gewiß aus ämtlichen Quellen geschaffen hatte, es ihm daher kaum unbekannt geblieben sein dürfte, daß nach der kurzen Frist von kaum sechs Jahren dasselbe Haus, dieselbe Familie abermals zum Opfer verbrecherischer Raubgelüste auserlesen wurden.

Dieser wirklich letzte Judentumult war nicht wie der vorhergegangene durch Zufall entstanden, sondern planmäßig angelegt und hatte so bedeutende Dimensionen angenommen, daß die völlige Ignorirung desselben in der Geschichte Wien's kaum zu erklären ist nachdem es wohl nicht wahrscheinlich ist, daß nach 3 Decennien schon die dieses Ereigniß betreffenden Acten aus den Archiven völlig verschwunden waren, also wenigstens Fuhrmann davon hätte Notiz nehmen müssen.

Ebenso auffallend ist es, daß Hormayr, welcher bei Verfassung seiner neunbändigen Geschichte Wiens sicher alle zugänglichen Quellen aufgesucht hatte, den im alten Hofkanzlei-Archive liegenden Act übersehen haben soll, wecher, wenn auch leider nicht mehr vollständig, dennoch ein hinreichender Leitfaden ist, um daraus ein ziemlich genaues Bild jenes im J. 1706 vorgefallenen argen Excesses zu erhalten, dessen auch noch eine gedruckte Quelle, — das „Wiennerische Diarium" aus dem genannten Jahre mehrfach erwähnt.

Der erwähnte Act besteht aus dem Hauptberichte der Hofkanzlei an Kaiser Leopold I und einigen Berichten der Unterbehörden, sowie des akademischen Magistrates. Leider fehlt der öfter citirte,

Digitized by Google

die ganz genauen Details des Tumultes enthaltende Bericht der Regierung.

Den Inhalt dieser archivalischen Fragmente zu veröffentlichen und damit eine lange offen gebliebene Lücke in der Geschichte Wiens auszufüllen, ist der Zweck dieser Blätter.

Am 17. Jänner 1706 — einem Sonntage — war die Stadt Wien wieder der Schauplatz eines jener groben Excesse gegen die Juden, welche sich seit Jahrhunderten nur zu oft wiederholt hatten.

An Vorwänden dazu hatte es nie gefehlt; bald hatte ein Jude mit consecrirter Hostie seinen Spott getrieben, bald war ein gestohlenes Christenkind gemordet worden, bald hatten die Juden die Schuld an einer zufällig entstandenen Feuersbrunst oder sie mußten, wenn eine verheerende Krankheit auftrat, die Brunnen vergiftet haben.*)

Der lucrative Theil solcher Unternehmungen wirkte auf den Pöbel, welcher hiezu sein größtes Contingent stellte, mit unwiderstehlichem Zauber.

Auf ähnliche Weise war das alte Stück auch im Jahre 1706 wieder in Scene gesetzt worden und es erfolgte die volksthümliche „Judenhetze mit obligater Plünderung", aber der entfesselte Pöbel hätte diesmal beinahe falsch verstanden und scheint nicht sehr abgeneigt gewesen zu sein, seine verbrecherische Thätigkeit auch über die Grenze des „jüdischen" Eigenthums auszudehnen.

Samuel Oppenheimer sen., welcher bei der Plünderung und Verwüstung seiner Habe im J. 1700 einen Verlust von mehr als 100.000 fl. erlitten hatte, war im J. 1703 gestorben und sein Sohn Samuel stand nun an der Spitze der Firma. Gegen ihn — den Rothschild jener Zeit auf dem Wiener Platze — scheint das Attentat hauptsächlich gerichtet gewesen zu sein, welches so erfolgreich geleitet wurde, daß, ungeachtet die Behörden greifbare Beweise davon in Händen hatten und selbst einige Vorkehrungen dagegen trafen, der vorgesetzte Zweck dennoch vollkommen gelang. Die Lauheit der Behörden ist umso unbegreiflicher, als man sogar deutliche Indicien dafür hatte, daß unter dem Deckmantel des Judentumultes gleich-

*) S. Fr. Kurz, Oesterreich unter Albrecht IV. Linz 1830, 2. B. IX. p. 191.

Digitized by Google

zeitig revolutionäre Zwecke zu Gunsten der ungarischen Malcontenten verfolgt wurden.

Die leider unbekannt gebliebenen Arrangeure der beliebten Volksbelustigung suchten diesmal die Intelligenz ins Mitleid zu ziehen und bearbeiteten zu diesem Zwecke die Studenten auf geheimnißvolle Weise vielleicht in der nicht sehr gewagten Voraussetzung, dort umso leichter empfänglichen Boden zu finden, als die Studenten häufig in die Lage kamen, von den „Manichäern" Geld zu borgen und mancher derselben es eben für keine schwere Sünde hielt, seiner Schuld auf so bequeme Art los zu werden.

Als Einleitung waren schon am 16. Jänner durch unsichtbare Hände sogenannte „Convocationszettel" in den Räumen der Universität angeklebt und ausgestreut worden, welche die directe Aufforderung enthielten: „an den Juden Rache zu nehmen für die Ermordung eines Studenten."

Ein Mord oder Todschlag war allerdings an demselben Tage vorgefallen und der Leichnam eines Erschlagenen auf der Straße gefunden worden; derlei Ereignisse gehörten aber damals durchaus nicht zu den Seltenheiten und würde auch dieser Fall die Bevölkerung nicht im mindesten in Aufregung gebracht haben, wenn man die Sache nicht zum vorgesetzten Zwecke ausgebeutet und den vielleicht von einem Trunkenbolde begangene Mord absichtlich den Juden unterschoben hätte, von welchen damals nicht mehr als 10—12 Familien in Wien lebten und den Schutz der Behörden genossen.

Unter diesen nahm das Haus Oppenheimer, dessen jüngst verstorbener Chef vom Kaiser Leopold I. wie auch vom Prinzen Eugen von Savoyen hoch geehrt und ausgezeichnet worden war*), den ersten Platz ein.

Unter den erwähnten Convocationszetteln waren auch einige, welche, ohne sich mit der Judenhetze zu befassen, nur zur Agitation für die ungarischen Rebellen aufforderten, ohne nähere Angabe auf welche Weise dies auszuführen sei, was wahrscheinlich den mündlichen Auseinandersetzungen der Emissäre überlassen blieb.

*) Siehe G. Wolf, Jahrbuch für Israeliten Wien 1866. Siehe F. Gräffer Wiener Tabletten. 1848, pag. 104.

Digitized by Google

Der akademische Magistrat hatte nicht sobald Kenntniß von den Anschlägen erhalten, als er auch schon Anstalten traf, um die Betheiligung der Studenten an denselben zu verhindern, indem sowohl mündlich durch die Professoren, als durch öffentlich angeschlagene Kundmachung den akademischen Bürgern jede Theilnahme daran bei schweren Strafen untersagt wurde.

Die Acten sprechen auch von Vorsichtsmaßregeln der Behörden gegenüber der Bevölkerung, aber nachdem am 17. Jänner zwischen 5 und 6 Uhr Abends der Sturm ungehemmt losbrach, dürften dieselben weder von Seite der Regierung, noch von jener des Magistrates sehr energisch gewesen sein.

Sowohl auf dem Hofe als auf dem Graben und dem Petersplatze hatten sich in den späteren Nachmittagsstunden des 17. Jänner größere Volksmassen angesammelt. Auf die Anzeige hievon verfügte sich der Syndicus und Notar der Universität, Dr. Managetta, sogleich auf den Hof, um die dort allenfalls anwesenden Studenten abzumahnen, was auch, da er wirklich mehrere derselben antraf, vom erwünschten Erfolge begleitet war. Als sich aber Managetta in Begleitung einer Corporalschaft der Rumorwache, welche er zu seiner Sicherheit requirirt hatte, zu dem gleichen Zwecke auf den Petersfriedhof begeben wollte, war die Haltung des Volkes schon so drohend geworden, daß die dort postirte Stadtquardie unter den aufrührerischen Haufen feuerte, dabei aber so unvorsichtig zu Werke ging, daß Managetta selbst in große Gefahr kam, indem 4 Mann von der ihn begleitenden Rumorwache durch die Ungeschicklichkeit der Stadt-Quardie-Soldaten verwunden wurden.

Inzwischen war die tobende Masse, unbekümmert um die wenigen Musketenschüsse der schwachen Stadt-Quardie-Abtheilung, allmählig zu ihrem Zwecke gelangt, hatte das Haus Oppenheimers erbrochen, Plünderung und Zerstörung gewissenhaft nach der Schablone vom J. 1700 durchgeführt. Nachdem es hier nichts mehr zu rauben gab, ergoß sich der süße Mob mit wildem Geschrei unter der Parole: „wer ein ehrlicher (!) Kerl sei, der ziehe mit," über die Gassen und Plätze der Stadt, hielt die des Weges kommenden Wagen der Cavalliere und die Tragsessel der Damen in frivolster Weise an, entwaffnete und insultirte Herren und Diener, nahm den

Digitized by Google

letzteren die Windlichter weg und zertrümmerte alle Laternen, um durch die Finsterniß in seinem verbrecherischen Treiben besser gedeckt zu sein.

Endlich zog der ganze Schwarm zum Schotten-Thore hinaus, erbrach und plünderte in der Alservorstadt noch ein Judenhaus, stahl und raubte was unterwegs zu erreichen war und hielt erst in Nußdorf an, wo als Schlußact der reichlich gefüllte Weinkeller eines Juden und — wohl nur in der Zerstreuung — auch ein nebenan gelegener geistlicher Freihof sammt dem dazu gehörigen Wirthschaftsgebäude ausgeraubt und letzteres fast ganz zerstört wurde.

Hiemit schließt der den Auflauf selbst betreffende Theil des Berichtes der Regierung ab. Wahrscheinlich hatte die nach letzterer Heldenthat eingetretene totale Trunkenheit der raubenden Horde der weiteren Ausdehnung des Feldzuges gegen das Eigenthum ein unfreiwilliges Ende gemacht.

Schnell und unheilvoll wie ein durch Wolkenbrüche angeschwollener Gebirgsbach war das Unglück hereingebrochen, ebenso schnell verlief sich wieder die räuberische Menschenfluth, überall die Spuren des unter der Firma der Religion begangenen Verbrechens zurücklassend.

Von Seite der Behörden scheint nicht der leiseste Versuch gemacht worden zu sein, der raubsüchtigen Menge ein Hinderniß entgegenzusetzen, man war froh, das Gesindel aus der Stadt gebracht zu haben, und überließ es den Bewohnern der Vorstädte, sich selbst zu schützen.

Desto mehr waren aber, wenn auch post festum, die Behörden bemüht, die Schuldigen zu eruiren, der verdienten Strafe zuzuführen und durch wohlerwogene Maßregeln die Wiederkehr solcher gefährlicher Ausschreitungen zu verhindern. Der weitaus größte Theil des Berichtes enthält die Untersuchung gegen einen aus diesem Anlasse auf dem Graben arretirten Studenten, welcher eigentlich ganz unschuldig zum Handkusse kam, während das Wiener-Diarium in einem Edicte und einem veröffentlichen Urtheile den Beweis bringt, daß die Jünger der alma mater in der Sache doch nicht ganz rein geblieben waren. Beide Publicationen folgen ihrem Inhalte nach am Schlusse dieses Aufsatzes.'

Digitized by Google

Das wienerische Diarium, — die älteste am 8. August 1703 zum erstenmale ausgegebene ämtliche Zeitung, erschien jeden Mittwoch und Samstag. Die Nummer 257 enthält über den Exceß folgende laconische Notiz:

17. Jänner 1706.

„Heute Abends hat sich ein Auflauff wider die Juden dahier „ereignet, er wurde aber, nachdem die Anstalten dagegen vor„gekehrt waren, bald wieder gedämpffet und nach den Urhebern scharffe „Nachforschung gehalten, wie dann deßwegen verschiedene gefänglich „eingezogen worden."

Dieser mageren Notiz, welcher Niemand die Tragweite und den Ernst des „Auflauffes" entnehmen könnte, folgten die Todtenlisten vom 19. und 25. Jänner, aus welchen zu ersehen ist, daß dabei 4 Personen, — ein Student, ein Heyduk, ein Unbekannter und ein herrschaftlicher Koch erschossen wurden. Ueber die Anzahl der Verwundeten kommt weder in dem Berichte noch im Diarium eine nähere Angabe vor.

Wie sehr unzureichend die Executiv-Organe der Behörden und Commune bei dem erzählten Tumulte gewesen waren, geht aus der geringen Zahl der bei diesem Anlasse Verhafteten hervor, welche aus Einem Studenten und 13 Laquaien und Handwerkern bestand, deren jeder seiner Jurisdiction überantwortet werden mußte.

Der Student Johann Mayr wurde sogleich auf die Hauptwache am Peter abgeführt, wo das Verhör mit ihm noch Nachts 11 Uhr in Gegenwart des Dr. Managetta, des Stadtrichters und 2 Ober-Officiere der Stadtquardie begann und bis 4 Uhr Morgens fortgesetzt wurde.

Am andern Tage wurde Mayr über Requisition der Universität auf „unmittelbaren Befehl des Kaisers" ad carceres academicos ausgeliefert und das Verhör mit demselben sofort von Seite der akademischen Behörde fortgesetzt, welche mittlerweile auch ein scharfes Edict wider die Urheber und Theilnehmer an dem Tumulte erlassen und auf die Entdeckung derselben eine Taglia von 100 fl. gesetzt hatte.

Ein großes Hinderniß stand zu jener Zeit noch einer raschen, erfolgreichen Thätigkeit der Strafbehörden entgegen: Die Zersplitterung

Digitized by Google

der Jurisdictions-Behörden. Der Hofstaat und dessen Dienerschaft unterstand dem Hofmarschall, die Geistlichkeit dem Consistorium, der Adel sammt Dienerschaft dem Landmarschall, das Militär dem Hofkriegsrathe, die Universität dem akademischen Magistrate, die Bürger dem Stadtgerichte u. s. w.

Die Regierung glaubte nun, den gegebenen Anlaß benützen zu sollen, um diesem Uebelstande wenigstens theilweise zu begegnen und vorerst der Universität für eventuelle ähnliche Fälle die Jurisdiction zu entwinden.

Dieselbe erstattete zu diesem Behufe schon am 19. Jänner einen Ex offo-Bericht an Se. Majestät, worin sie unter Darstellung des am 17. Jänner vorgefallenen Pöbelexcesses die akademische Behörde der Saumseligkeit, Verschleppung der gerichtlichen Procedur und der Parteilichkeit beschuldigt, dabei aber in den Fehler verfiel, zu übertreiben und geradezu Unwahrheiten vorzubringen.

Die Regierung motivirt ihren Bericht vorerst damit, daß ein Verbrechen wie das am 17. begangene, ein crimen utpote seditio publica, debitum atrox et exceptum, die höchste Strafe, ja selbst Vermögens-Confiscation nach sich ziehe, mithin umso viel schneller ein abschreckendes Beispiel zu statuiren und hierin nicht nach Gelegenheit der Gesetze, sondern „summarissime“ zu verfahren sei.

Darin aber werde die Behörde im vorliegenden Falle durch die Privilegien der Universität gehindert, indem letztere das rechtliche Erkenntniß und nach Befund der Sache auch die Execution über den verhafteten Studenten behaupten wolle. Von dem akademischen Gerichte aber sei entweder gar kein oder nur ein sehr verspätetes Resultat zu hoffen, nachdem dasselbe seit der am 17. erfolgten Verhaftung des Studenten Mayr nun durch 2 Tage gar nichts mehr in der Sache gethan habe.

Es sei weiter zu besorgen, daß bei einem Gerichte, woran auch die Geistlichkeit Theil nehme, in puncto sanquinis unter allerlei Prätexten getrachtet werde, von dem rigore juris abzuweichen, daher es weit billiger wäre, wenn derlei in delictis publicis und landschädlichem Aufruhre ergriffene Uebelthäter unmittelbar der Jurisdiction und dem richterlichen Erkenntnisse der Regierung übergeben werden.

:)*

Digitized by Google

Demgemäß wird die weitere Bitte gestellt:

Se. Majestät geruhe:

„1. sowohl ratione dieses bey der Universität verhafteten tumultu-
„osen und dem Vernehmen nach anderer Verbrechen willen vor drei
„Jahren ematrikulirten Studentens, Ihr (Regierung) die unmittel-
„bare Erkhenntnuß zuzuerkennen und derentweg der Universität die
„alsobaldige extradirung aufzulegen, nicht weniger:

„2. in allen dergleichen casibus seditiosis wo es einer schleuni-
„gen Exekution vonnöten ist, ihr — Regierung — cum derogatione
„omnium instantiarum. die uneingeschränkte richterliche Handt und
„Judicatur allergnädigst zuzusprechen, auch dessentwegen in hoc
„frangenti die a. g. Resolution erfolgen zu lassen."

Gleichzeitig mit diesem Berichte langte auch jener der akademischen Behörde bei Hofe ein. Beide Berichte, sowie mehrere später eingelangte Eingaben gelangten mit dem allerh. Auftrage an die Hofkanzlei, darüber einen mit ihrem Votum versehenen Vortrag zu erstatten.

Die in dieser Angelegenheit mit aller Ruhe, Besonnenheit und Unparteilichkeit vorgehende Hofstelle einigte sich nach vorgenommener eindringlicher Untersuchung und reiflicher Erwägung des Falles in folgendem Beschluße:

1. Zeigt sich, daß die Universität sogleich nachdem dieselbe von den am 16. Jänner affigirt und ausgestreut gewesenen Convocations-Zetteln (deren mangelhafte Stylisirung und Ortographie die Annahme, als seien dieselben von Studenten verfaßt und geschrieben worden von vorneherein ausschließt) Kenntniß erhalten hatte, vollkommen entspreche, zweckmässige Maßregeln getroffen;

2. am 17. Jänner sogleich bei Beginn des Tumultes den Syndikus Dr. Managetta entsendet habe, um die auf dem Hofe anwesenden Studenten abzumahnen, was vom besten Erfolge gekrönt war und ohne den störenden Zwischenfall des ungeschickten Feuerns der Stadtquardia auch auf dem Petersplatze sicher gelungen wäre.

3. Hat sich Managetta vom Peter weg sogleich zu dem Statthalter verfügt und sich nach Kenntnißnahme der von der Regierung

Digitized by Google

getroffenen Anstalten schleunigst wieder auf den Peter begeben, wo inzwischen nebst anderen Tumultuanten auch der Student Mayr in Haft genommen worden war, mit dessen Vernehmung der Syndikus die ganze Nacht auf der Wachstube zubrachte.

4. Hat die Universität die gerichtliche Prozedur mit dem ihr am 18. Jänner überlieferten Inkulpaten sogleich fortgesetzt.

5. Die schärfsten Publikationen an die Studenten erlassen und auf Entdeckung der Urheber und Theilnehmer an dem Tumulte eine Belohnung von 100 fl. ausgesetzt; dann

6. am 19. Jänner, somit ohne die geringste Verzögerung, das Verhör mit Mayr wieder aufgenommen und weil derselbe „in negativis" gestanden, die Stellung der Zeugen sowohl vom Stadt-Commandanten als vom Wiener Magistrate angesucht, welche neun Zeugen am 21. Jänner in Gegenwart des Gerichts- und Regiments-Schultheiß Dr. Kirchler vernommen wurden.

Am 22. Jänner wurde der Criminal-Proceß eingerichtet und geschlossen somit der ganze Act innerhalb drei Tagen vollführt.

Das unter dem Vorsitze des Vicerectors und nieder-österreichischen Regimentsrathes Dr. Hola und in Gegenwart des kaiserlichen Superintendenten Dr. Zwick, der Regiments-Räthe Greißing und Schmidt, des Hofkriegsrathes und General-Auditors Dr. Oettl und der Professoren der juridischen, medizinischen und philosophischen Facultät geschöpfte Urtheil lautete auf Freisprechung des Angeklagten.

Die strenge und sehr eindringlich geführte Untersuchung zeigte, daß Mayr in Nördlingen geboren, in den Jahren 1704 und 1705 an der Wiener Universität mit sehr gutem Erfolge Logik absolvirte, im Jahre 1706 die Rechtsstudien begann, sich in jeder Hinsicht stets sehr lobenswerth benahm und daher keineswegs, wie die Regierung behauptet hatte, irgend eines Verbrechens wegen ematriculirt worden sei.

Der eidlich vernommene Quartiergeber Mayr's, Glasermeister H. G. Hofinger, bezeichnete seinen Miethsmann als einen friedliebenden, dem Trunke nicht ergebenen Menschen.

Digitized by Google

Ebenso günstig deponirten alle übrigen eidlich einvernommenen Zeugen über den Inculpaten und es wurde der Beweis hergestellt, daß Mayr am Nachmittage des 17. Jänner einen auf der Laimgrube wohnhaften Collegen besucht und in Gesellschaft desselben und noch einiger Freunde bis gegen Abend dort verweilt hatte, wobei allerdings mehrere Maß Wein getrunken worden waren.

Keiner der Anwesenden hatte die geringste Kenntniß von dem schon zwischen 5 und 6 Uhr in der Stadt entstandenen Tumulte, und der Angeklagte war, nach den übereinstimmenden Aussagen von 4 unbedenklichen, beeideten Zeugen, erst nach 7 Uhr in der Stadt zurückgekehrt. In seiner Wohnung angelangt, fand er bei seinem Quartiergeber Gäste, wodurch er sich veranlaßt sah, um 8 Uhr wieder fortzugehen, um noch einen Kaufmann unter den Tuchlauben zu besuchen, wobei ihn der 7. Zeuge, Glasergeselle J. Schwarz, begleitete.

Auf dem Wege dahin gerieth Mayr unter die Menge Volkes, welche sich am Graben angesammelt hatte, und wurde dort arretirt.

Als Veranlassung hiezu gibt der als Zeuge bei der Untersuchung fungirende Lieutenant der Stadtguardie selbst an, er habe Mayr, welcher unter dem Arme einen Degen ohne Gefäß trug, — daher Zeuge denselben für einen Bratspieß gehalten habe, — angerufen, was er damit machen wolle? Hierauf habe der (vielleicht doch etwas angeheiterte) Student ihm die Waffe mit dem, allerdings nicht sehr höflichen Worte: „Schmecks" unter die Nase gehalten, was dessen Arretirung zur Folge hatte.

Der Profoß-Lieutenant und andere Zeugen deponiren, daß sich Mayr der Arretirung nicht ernstlich widersetzt, sondern nur anfangs aus dem Grunde dagegen protestirt habe, weil weder der Officier noch der demselben assistirende Regiments-Pfeifer in Waffen und Montur waren, er sie daher auch nicht als Wachen erkennen und respectiren konnte.

Aus diesen wahrhaften motivis geht, wie die Hofkanzlei relationirt, die Unschuld des per errorem und ohne erhebliche Ursache in Arrest geführten Studenten „sonnenklar" hervor, und es sind somit alle von der Regierung gegen die Universität vorgebrachten Anschuldigungen durch Constatirung der Thatsachen widerlegt.

Digitized by Google

Die Sentenzen und Urtheile wider einige, noch derzeit in dem akademischen Gefängnisse befindliche, der Theilnahme an dem Tumulte verdächtige oder beschuldigte Studenten werden nach beendigter Untersuchung Sr. Majestät zur allergn. Approbation unterbreitet werden.

Es ergibt sich nach keiner Richtung ein Anhaltspunkt, die Universität in ihren wohlerworbenen Rechten und Privilegien zu schmälern.

Betreffs der von der Regierung angestrebten Einräumung der Jurisdiction in gewissen Ausnahmsfällen, cum derogatione omnium instantiarum, bemerkt die Hofkanzlei, daß in der Rechtspraxis inter publicas seditiones et privatos tumultus ein wesentlicher Unterschied gemacht werde und ein Aufruhr nur dann als crimen laesae Majestatis behandelt werden könne, wenn derselbe wider den Landesfürsten, oder unmittelbar gegen die Obrigkeit gerichtet war.

In anderen Fällen aber, wo solche Tumulte ex violentia aliqua, vel ex privatis inimicitiis herrühren und lediglich die Befriedigung der Privatrache bezwecken, liegt nur das Verbrechen der öffentlichen Gewaltthätigkeit vor und werden die Urheber und Theilnehmer als Störer des öffentlichen Friedens (rei fractae pacis publicae) gestraft.

In letztere Kategorie gehört auch der am 17. Jänner entstandene Tumult, welcher, obwohl im hohen Grade strafwürdig und ohne Zweifel gemeingefährlich, dennoch hauptsächlich dem tief eingewurzelten Hasse gegen die Juden seine Entstehung verdankend, weder gegen die Person des Monarchen noch gegen die Behörden gerichtet war, somit auch keineswegs als crimen laesae Majestatis behandelt werden könne.

Ebensowenig läge darin ein Motiv, der Universität ihr altes Privilegium, das jus gladii, zu entziehen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Spanien.

Zur Zeit, da in Madrid der Sohn Victor Emanuels, Amadäus, regierte, machte ein bekannter italienischer Schriftsteller, Edmondo de Amicis, eine Reise durch Spanien, und die Frucht dieser Reise war ein Buch, das in Italien außerordentlichen Anklang gefunden hat.

Digitized by Google

Es liegt nun auch in deutscher Uebersetzung vor*) und verdient um seiner hübschen Schilderungen willen auch bei uns gelesen zu werden. Der Verf. hält eine gute Mitte zwischen bloßer Plauderei und belehrender Ausführlichkeit. Sein Aufenthalt in Spanien war ausgedehnt genug, um ein gründliches Studium von Land und Leuten zu ermöglichen, aber er schreibt leicht, unterhaltend, anspruchlos, natürlich. Er hat einen offenen Blick für Alles, für Natur und Geschichte, für die Kunstwerke, die in den Museen aufgehäuft sind, wie für das heutige Volksleben, wie es zu Hause und auf der Straße, in Clubs und bei Volksfesten wahrzunehmen ist. Am längsten hat er sich, wie begreiflich, in Madrid aufgehalten, und aus seinen Eindrücken in der Hauptstadt sei in Nachfolgendem Einiges mitgetheilt. Nachdem er die Waffensammlung mit ihren zahlreichen geschichtlichen Erinnerungen geschildert, geht er zu einer Beschreibung des Marinemuseums über: „Wollte irgend ein großer Dichter die Endeckung der neuen Welt besingen, so rathe ich ihm, sich vom Madrider Marinemuseum begeistern zu lassen, denn nirgends weht so wie hier die unentweihte Luft des ursprünglichen Amerika, nirgends fühlt man so lebhaft die Gegenwart des Columbus. Im ersten Saale, dem sogenannten Entdeckercabinete, wird der Dichter, wenn er wirklich poetisches Gefühl hat, vor Ehrfurcht das Haupt entblößen. Wo er hinblickt, sieht er Etwas, vor dem sein Herz höher schlägt. Er ist nicht mehr in Europa, nicht mehr in diesem Jahrhundert, sondern in Amerika im 15. Jahrhundert, hier athmet er jene Luft, hier sieht er jene Orte und fühlt jenes Leben. In der Mitte ist eine hohe Waffentrophäe, Beutestück aus den Kämpfen mit den Wilden der entdeckten Länder, mit Häuten wilder Thiere überzogene Schilde, mit Federn geschückte Wurfspeere aus Rohr, Holzsäbel in Bastscheiden, deren Griffe mit langen Haarbüscheln verziert sind, ungeheure Keulen, Dolche und Messer, lange sägeförmige Speere, unförmliche Scepter, riesenhafte Köcher, Kleider aus Affenhaaren, Königs- und Henkerschwerter, kurz Waffen der Wilden von Cuba, Mexico, Neukaledonien, von den Carolinen und den entferntesten Inseln des stillen Oceans. Merkwürdig schwarz und schreckenerregend sehen sie aus, diese Zeugen

*) Spanien von Edmondo de Amicis. Autorisirte Uebersetzung aus dem Italienischen. Stuttgart, J. B. Metzler, 1880.

Digitized by Google

gräßlicher Kämpfe in der geheimnißvollen Dunkelheit der Urwälder, in einem nie endenden Labyrinthe von unbekannten Bäumen. Rings um diese Trophäen einer wilden Welt sind die Bilder und Andenken der Sieger zu sehen; die Bildnisse von Columbus, Pizzaro, Fernando Cortez; auf einer der Wände eine Karte Amerikas voller Figuren, Farben und Zeichen, welche Johann de la Cosa auf der zweiten Reise des Genuesen auf eine große Leinwand malte, und die zu dem Zwecke dienen sollte, die Unternehmung ins Innere von Amerika zu leiten. Neben dieser Karte liegt ein Stück des Baumes, unter welchem der Eroberer von Mexico in jener berühmten Nacht schlief, nachdem er sich durch das feindliche Heer, welches ihn im Otumbathale erwartet, einen Weg gebahnt hatte; ein Gefäß aus dem Holze des Baumes geschnitzt, neben welchem der berühmte Capitän Cook starb, steht dabei. Dann folgen Nachbildungen der Boote, Schiffe und Flöße, deren sich die Wilden bedienten, und ein ganzer Kranz Bildnisse von berühmten Seereisenden. Das Mittelstück bildet ein großes Gemälde, welches die Schiffe von Christoph Columbus: Nina, Pinta und Santa Maria in dem Augenblicke darstellt, in welchem sie die amerikanische Küste entdecken, sämmtliche Matrosen stehen am Ende des Schiffes, winken mit den Armen, begrüßen laut die neue Welt und danken Gott für seinen Schutz. Worte können die Bewegung nicht ausdrücken, die mich beim Anblick dieses Schauspiels ergriff, und die Thräne, die mir im Auge zitterte, war gewiß mehr werth, wie alle, die ich bisher vergossen. Aber wer ist der Sterbliche, der sich bei einem solchen Anblick nicht gehoben fühlt? In den anderen zehn Sälen befinden sich noch mehr Kostbarkeiten. In dem Saale neben dem Entdeckercabinete sind die Andenken an die Schlacht von Trafalgar: das Bild der heiligen Dreieinigkeit, welches in der Cajüte am Hintertheile der Real Trinidad hing und welches die Engländer, kurz bevor das Schiff unterſank, wegnahmen; der Hut und Degen Friedrich Gravinas, des Befehlshaber der spanischen Flotte, welcher an jenem Tage fiel, und ein großes vollständiges Modell des Schiffes Santa Anna, eines der wenigen, welche unversehrt blieben; ferner Fahnen, Bildnisse von Admiralen und andere, welche Scenen aus diesem furchtbaren Kampfe darstellen. Und neben diesen Erinnerungen an Trafalgar stehen andere, die

Digitized by Google

nicht weniger eindringlich zum Herzen sprechen: ein Kelch, welcher aus dem sogenannten Ceiba-Baume geschnitzt werde, dem Baume, in dessen Schatten am 19. März 1519 die erste Messe in Havanna gelesen wurde; der Stock des Capitäns Cook, Götzenbilder und Steinmeißel der Indianer von Portorico aus der Zeit vor der Entdeckung der Insel. Aus diesem Saale tritt der Fremde in einen noch größeren, wo sich eine Flotte von Galeeren, Feluken, Segelschiffen, Brigantinnen, Corvetten, Fregatten, kurz Schiffen aus allen Meeren und allen Zeiten befindet, ausgerüstet, bewimpelt, verproviantirt, wie wenn sie nur den Befehl erwarteten, die Anker zu lichten, um sich in den Meeren zu vertheilen. Die anderen Säle enthalten eine große Sammlung von Maschinen, Geräthen und Waffen der Marine. Dann Bilder aller Seeunternehmungen Spaniens, ferner Bildnisse der Admirale, Seereisenden und Schiffer, dann Trophäen aus Asien, Amerika, Afrika und Oceanien. Jede Gattung ist so vielfach vertreten, daß, wer den Besuch in einem Tage abmachen will, Vieles übergehen muß. Der Heraustretende glaubt, eine Reise um die Welt gemacht zu haben, so viel hat er in wenigen Stunden erlebt." Natürlich fehlt auch die ausführliche Beschreibung eines Stiergefechtes nicht; man erhält dazu einen geschichtlichen Abriß über dieses schimpfliche Volksvergnügen. Dann fährt der Verf., auf einen ganz anderen Gegenstand kommend, fort: „Wer mich aber noch mehr unterhielt als Stiere und Hähne, das waren die Cortesdeputirten. Ich hatte einen Platz auf der Tribüne der Journalisten erlangen können, wohnte alle Tage den Sitzungen bei und blieb immer gern bis zum Schlusse derselben. Das spanische Parlament hat ein jüngeres Aussehen als das unsrige, (ital.) nicht weil die Abgeordneten jünger sind, sondern weil sie sich eleganter und feiner kleiden. Keine ungekämmten Haare, keine zerzausten Bärte mehr, keine fadenscheinigen Röcke, wie sie auf den Bänken unserer Kammer zu sehen sind: gutgepflegte, glänzende Bärte und Haare, gestickte saubere Hemden, Fräcke, helle Hosen, gelbe Handschuhe, Spazierstöcke mit silbernen Knöpfen und Blumen im Knopfloch werden hier zur Schau getragen. Das spanische Parlament kleidet sich nach der neuersten Mode. Und wie das Kleid, so die Rede: lebhaft, munter, wortreich, sprühend. Schon wir beklagen uns,

Digitized by Google

daß unsere Deputirten mehr auf die Form sehen, als politischen Rednern geziemt: aber die spanischen Deputirten achten noch weit mehr darauf und offen gesagt, auch mit mehr Geschick. Sie sprechen nicht nur mit großer Leichtigkeit, so daß es nie vorkommt, daß sich ein Deputirter mitten in einem Satze unterbricht, um den Faden zu suchen; es ist auch kein einziger darunter, welcher sich nicht Mühe gebe, richtig zu sprechen und seiner Rede einen gewissen poetisch-classischen Reiz, einen Anstrich des großen oratorischen Styls zu geben. Die ernstesten Minister, die schüchternsten Deputirten, die strengsten Staatsbeamten zieren ihre Reden mit blumenreichen Sätzen, hübschen Anecdoten, bekannten Versen und berufen sich auf die Sitten, die Freiheit, das Vaterland, auch wenn sie von einer Sache reden, welche nichts weniger, als mit der Rhetorik zu thun hat; und überdies sprechen sie sehr schnell, als hätten sie ihre Rede auswendig gelernt, und begleiten sie mit einem gemessenen, harmonischen Tone und immer wechselnden Geberden, welche der Langeweile keinen Raum lassen. Und wenn die Zeitungen ihre Reden beurtheilen, so loben sie die Erhabenheit des Styls, die Reinheit der Sprache, die erhabenen Geisteszüge, welche damit verflochten sind; dieses Urtheil gilt natürlich ihren Freunden; wenn sie von ihren Feinden sprechen, so sagen sie verächtlich, der Styl sei bombastisch, die Sprache verdorben, kurz die Form (und immer die Form!) sei roh, unedel der glänzenden Ueberlieferung der spanischen Redekunst unwürdig. Dieser Formencultus, diese große Wortleichtigkeit artet in schwülstige Eitelkeit aus; und gewiß sind im Parlamente in Madrid nicht die wahren politischen Redner zu finden, aber gewiß ist fernerhin und allgemein bekannt, daß unter allen europäischen Parlamenten das spanische die größten Redner im allgemeinen Sinne besitzt. Wenn ein Thema hoher Politik, an welchem Alle theilnehmen, verhandelt wird, so entsteht ein wahrer Krieg. Es sind keine Reden mehr, es ist ein Wortsturm, welcher die Stenographen in Verzweiflung bringt und den Tribünenzuhörern Schwindel erregt. Die Stimmen, Geberden, Ausbrüche und augenblicklichen Begeisterungen erinnern an die französischen Versammlungen in den stürmischen Revolutionstagen. Es spricht ein Rios Rosas, der gewaltige Redner, welcher den Tumult durch die Kraft seiner Stimme beherrscht; ein Martos,

Digitized by Google

der seinen Gegner besiegt, indem er ihn ins Lächerliche zieht; ein Pi y Margal, der ehrwürdige Alte, welcher mit seinen düsteren Prophezeihungen erschreckt; ein Collantes, der unermüdliche Redner, welcher die Kammer unter seinem Wortschwall erdrückt; ein Rodriguez, der seine Gegner in einer erstaunlichen Geschwindigkeit in Schlüssen und Wendungen fängt, verwirrt und erstickt; und unter hundert anderen ein Castelar, welcher Freund und Feind mit einem Strom von Dichtung und Harmonie entzückt. Und dieser in ganz Europa bekannte Castelar ist wirklich der Inbegriff der spanischen Redekunst. Er übertreibt den Formencultus bis zur Abgötterei, seine Beredsamkeit ist Musik, seine Auseinandersetzungen sind seinem Ohre unterthan; je nach dem Klang des Satzes, bestätigt oder verneint er Thatsachen und gibt nicht einmal auf den Sinn acht, in welchem er seine Meinung kund thut, er stellt sich eine Harmonie fest und verfolgt dieselbe, gehorcht ihr und opfert ihr Alles, was sie beeinträchtigen könnte; seine Sätze sind Verse; ihn muß man hören, um zu glauben, daß sich die menschliche Sprache ohne Versmaß und Melodie so sehr der Harmonie des Gesanges und der Dichtkunst annähern kann. Er ist viel eher ein Künstler als ein Politiker, und von Jenem besitzt er nicht nur das Genie, sondern auch das Herz; er hat ein Kinderherz, ohne Haß und Feindschaft. In seinen Reden ist keine Spur von Schimpf; nie gab er in den Cortes Ursache zu einer wichtigen persönlichen Frage; er kennt weder Satyre noch Ironie, in seine heftigsten Philippiken gießt er kein Quentchen Galle, ein Beweis dafür ist, daß er, obwohl er ein Republikaner, ein Feind der Minister, ein kampfbereiter Zeitungsschreiber und ein unermüdlicher Gegner aller derer ist, die eine gewisse Macht besitzen und sich nicht für die Freiheit begeistern, doch von Niemandem je gehaßt worden ist. Deßhalb genießt Jeder seine Reden, Niemand fürchtet sie; seine Sprache ist zu schön, um erschreckend zu sein, und sein Charakter ist zu kindlich, um irgend einen politischen Einfluß ausüben zu können; er kann nicht streiten, Ränke schmieden, er kann nur gefallen und glänzen; wenn seine Beredsamkeit den Gipfel erreicht, so ist sie zart und seine schönsten Reden rühren bis zu Thränen. Für ihn ist die Kammer ein Theater. Wie die Dichter aus dem Stegreif, muß er, um vollkommen und ruhig

Digitized by Google

begeistert zu sein, um eine gewisse Stunde in dem bestimmten Orte und mit freier Zeit vor sich sprechen. An dem Tage, an welchem er reden soll, bespricht er sich deßhalb mit dem Präsidenten der Kammer; der Präsident richtet es so ein, daß er das Wort habe, wenn die Tribünen besetzt sind und alle Deputirten ihren Platz einnehmen; damit die Damen sich Billets verschaffen können, kündigen seine Zeitungen schon einen Tag vorher seine Rede an, denn er braucht Erwartungen. Ehe er spricht, ist er unruhig, er kann keinen Augenblick still stehen, er tritt in die Kammer, geht hinaus, erscheint und verschwindet wieder, er spaziert in den Gängen, geht in die Bibliothek, um in einem Buch zu blättern, läuft ins nächste Kaffeehaus, um ein Glas Wasser zu trinken, er scheint im Fieberkampfe, er zweifelt, ob er zwei Worte wird sagen können, und fürchtet ausgelacht und ausgepfiffen zu werden; von seiner Rede hat er keinen blauen Dunst mehr, Alles ist verwirrt, Alles vergessen. Wie steht's mit dem Pulse? fragen ihn lächelnd seine Freunde. Dann kommt der feierliche Augenblick, er tritt mit niedergeschlagenem Blick, zitternd, bleich wie ein zum Tode Verurtheilter auf die Bühne und schickt sich darein, an einem einzigen Tage den Ruhm zu verlieren, den er sich durch jahrelange Mühe errungen hat. In diesem Augenblicke bedauern ihn sogar seine Feinde. Er erhebt sich, wirft einen Blick um sich und sagt: Sennores! Nun ist er gerettet; sein Muth ist kraftvoll, sein Geist wird wieder klar, seine Rede kommt ihm wieder in den Sinn, wie eine vergessenene Melodie. Der Präsident, die Cortes, die Tribünen verschwinden; er sieht nur noch seine Geberden, er hört nur noch seine Stimme, er fühlt nur noch das unwiderstehliche Feuer, das ihn entflammt, und die geheime Kraft, die ihn erhebt. Es ist schön, wenn er sagt: „Ich sehe die Wände des Saales nicht mehr," — „ich sehe niegekannte ferne Länder und Menschen." — Und Stunde um Stunde vergeht, kein Deputirter verläßt den Saal, kein Mensch bewegt sich auf der Tribüne, keine Stimme unterbricht, keine Geberde zerstreut ihn; und wenn er auch ein Versehen wider die Verordnungen begeht, so hat der Präsident nicht das Herz, ihn zu unterbrechen; nach seinem Sinne zeigt er das Bild seiner geliebten Republik, ihm weißen Kleide mit Rosen gekrönt, und die Monarchisten wagen nicht, ihm zu widersprechen,

Digitized by Google

weil so gekleidet auch sie das Bild schön finden; Castelar ist Herr der Versammlung: er blitzt, donnert, schwirrt, kracht und sprüht wie ein Feuerwerk, er nöthigt zum Lächeln und zu begeisterten Ausrufen, er endet inmitten donnernder Beifallsrufe und geht glückselig seiner Wege. Das ist der berühmte Castelar, der Professor der Geschichte an der Universität, der reichbegabte Schriftsteller der Politik, Kunst und Religion, der Zeitungsschreiber, welcher im Jahre fünfzigtausend Franken in den amerikanischen Zeitungen zusammenscharrt, der von der Academia espanola einstimmig erwählte Akademiker, auf welchen in den Straßen mit Fingern gezeigt wird. Das Volk frohlockt ihm entgegen, seine Feinde lieben ihn und er ist immer derselbe: freundlich, eitel, freigebig, beglückt.

Die Arlbergbahn und die Predilbahn.

Das Gesetz über den Bau der Arlbergbahn ist vom Reichsrathe angenommen worden und waren hier verschiedene Motive entscheidend. Einerseits sieht man in der Arlbergbahn das Mittel, um unsere Transporte von dem Durchzuge durch das Deutsche Reich abzuleiten und eine directe Eisenbahn-Verbindung zwischen dem isolirten Vorarlberg und dem Reiche herzustellen, andererseits begeisterte man sich für die Größe des Werkes und die Erneuerung und Erhöhung des Rufes, den Oesterreich sich schon durch den Bau der Straße über das Stilfserjoch und durch die weltberühmten Eisenbahnbauten am Semmering und am Brenner erworben hat. Wir unserseits würdigen alle diese Motive und sind weit entfernt davon, die Nothwendigkeit des Baues der Arlbergbahn bestreiten zu wollen, andererseits aber können wir nicht umhin, darauf aufmerksam zu machen, daß der Bau der Predilbahn ebenso wichtig ist, wie der Bau der Arlbergbahn.

Der Abgeordnete Teuschl hat in überzeugender Weise auseinandergesetzt, das die Arlbergbahn als eine Fortsetzung der Brennerbahn hauptsächlich dem italienischen Verkehre zugute komme und Triest geschädigt werde, wogegen eingewendet wurde, daß man nicht aus Rücksicht für Triest die Verkehrsbedürfnisse des ganzen Reiches vernachlässigen dürfe, aber wir fragen, ist es nicht ein eminentes

Digitized by Google

Reichsinteresse, den einzigen großen Seehandelsplatz, den Oesterreich besitzt, namentlich in Bezug auf Communicationen mit allen jenen Garantien zu umgeben, welche erforderlich sind, damit der Staat einen lebhaften überseeischen Verkehr zu unterhalten fähig ist. Alle ungarischen Regierungen widmen dem Gedeihen Fiumes eine besondere Sorgfalt und sie thun vollkommen Recht, aber was von Fiume gilt, findet auch seine Anwendung auf Triest. Es verhält sich hier ebenso wie mit der Regulirung der Donau. Eine engherzige Kirchthurmpolitik geht von dem Standpunkte aus, daß die Regulirung der Donau hauptsächlich dem Lande Niederösterreich und der Reichshauptstadt zugute komme und daß diese daher zunächst berufen seien, die Kosten der Regulirung zu tragen, während doch die Donau ein Reichsstrom par excellence ist und nicht das im Niederschlagsgebiete von Niederösterreich der Donau zufließende Wasser allein die Donaubette bis zur Ueberschwemmung füllt.

Genau so verhält es sich mit Triest. Auch hier kommt vor Allem das Reichsinteresse in Frage.

Der einzig wichtige Seehandelsplatz Oesterreichs besitzt zur Zeit nur eine einzige Eisenbahnverbindung mit dem Binnenlande, die Südbahnlinie Triest-Wien, welche zwar für den in nordöstlicher Richtung ziehenden Verkehr nothdürftig ausreicht, dagegen von den im Nordwesten gelegenen Verkehrsgebieten nur auf so weiten Umwegen zu erreichen ist, daß der Transit nach diesen Gegenden ausnahmslos den italienischen Häfen und Bahnen zufällt. Wie sehr die Handelsthätigkeit von Triest durch diese Concurrenz geschädigt wird, springt in die Augen, und brauchen wir zu diesem Ende nur auf den italienischen Nachbarhafen Venedig zu verweisen, das vor 10 Jahren noch gar keinen bedeutenden Transithandel besaß. Der Grund des Hervortretens dieser bedrohlichen Concurrenz liegt nur darin, daß dem Platze Venedig günstere Schienenverbindungen mit Tirol, Süddeutschland und der Schweiz zu Statten kommen, während Triest von diesen wichtigen Absatzgebieten geradezu abgeschlossen ist. Dieses Mißverhältniß fordert schnelle und gründliche Abhilfe. Um diese Absatzgebiete aber für den Transit über Triest zu erschließen, muß vor Allem der Bau einer Eisenbahnlinie rasch und energisch in An-

Digitized by Google

griff genommen werden, welche Triest auf geradem und kürzestem Wege mit dem Knotenpunkte Villach und der Brenner-Bahn als der directen natürlichen Handelsstraße für den Verkehr nach Süddeutschland, dem Bodensee, der Schweiz und dem östlichen Frankreich verbindet. Von den verschiedenen Eisenbahn-Projecten, die seit einer Reihe von Jahren in dieser Beziehung aufgetaucht sind, entspricht nur das Project der Predilbahn von Triest über Görz, Tolmein, Karfreit und den Predil nach Tarvis zum Anschlusse an die Eisenbahnstrecke Villach-Tarvis und mittels derselben an die in Villach zusammentreffenden Bahnen dem eben erörterten Zwecke. Schon die geographische Situation zeigt, daß die Predilbahn, welche zwischen Görz und Tarvis nahezu mit der Richtung des Meridians zusammenfällt, die kürzeste mögliche Verbindung mit Triest nach den im Norden dieses Platzes bei Villach sich kreuzenden Schienenwegen darstellt. Die Abkürzungen, welche die Predilbahn dem durchgehenden Verkehre in den angeführten Richtungen gewährt, sind demgemäß auch sehr bedeutend und werden in Bezug auf die westlich von Insbruck gelegenen Verkehrsgebiete erst dann in ihrem ganzen Umfange hervortreten, wenn die directe Bahnverbindung der Brenner-Bahn über den Arlberg mit dem Bodensee hergestellt sein wird. Die Erleichterungen, welche die Predilbahn dem Transitverkehre bietet, hängen so innig mit ihrer durch die Bodenconfiguration und durch die Gestaltung des Bahnnetzes bedingten Lage zusammen, daß jede Abweichung von der durch sie vorgezeichneten Richtung einen ganzen oder theilweisen Verzicht auf die für den Durchfuhrsverkehr zu erzielenden Vortheile zur Folge hat. Aber wenn irgendwo, so thut hier rasches, entschiedenes Handeln noth; der Größe und Wichtigkeit des Zieles muß die Wahl der Mittel entsprechen. Und darum richten wir an die Regierung, bei der wir das volle Verständniß der auf dem Spiele stehenden hohen Interessen voraussetzen, die dringende Aufforderung, mit der Sicherstellung der Predilbahn vorzugehen; denn der rasche Ausbau einer zweiten directen Eisenbahnverbindung mit Triest ist eine Lebensfrage für die Betheiligung Oesterreichs am Weltverkehr und Welthandel.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Ant. Magner.
Druck von Hugo Hoffmann, Wien VII., Breitegasse 4.

Digitized by Google

Inhalt: Das Nationalitätsprincip in Oesterreich. — Das 1400. Jubiläum des Ordensstiftes St. Benedict. — Ungarns Poesie im 19. Jahrhundert. — Südslavische Bilder. — Der letzte Judenexceß in Wien im Jahre 1706. — England und Indien. — Serbien und die Türkei im 19. Jahrhundert. — Aus Triest.

Das Nationalitätsprincip in Oesterreich.

Die Frage, inwiefern das Princip der Nationalität berufen ist, die Grundlage des europäischen Staatsrechtes der Zukunft zu bilden, ist gewiß die inhaltsschwerste und bedeutungsvollste, welche uns die Gegenwart stellt. Daß sie für Oesterreich eine Lebensfrage ist, liegt auf der Hand; und es verdient somit gewiß die höchste Beachtung, wie man eben hier diesem Principe Geltung zu schaffen versucht. Daß eine consequente Durchführung dieses Principes hier bei der bunten Mischung der Nationalitäten selbst auf kleinen Territorien zur atomistischen Auflösung, zur Absurdität führen würde, ist offenbar; und so zeigt sich denn die eigenthümliche Erscheinung, daß die einzelnen Länder der Monarchie gegenüber dem Ganzen auf Grund der Nationalität die ausgedehnteste Selbstständigkeit und Unabhängigkeit in Anspruch nehmen, im Landesgebiete jedoch der Geltendmachung des Nationalitätsprincips für die politische Eigenthümlichkeit und Selbstständigkeit einzelner Theile desselben ebenso entschieden entgegen treten. Ja eben Diejenigen, welche unter dem Titel nationaler Selbstständigkeit den Gesammtverband des Reiches nach Möglichkeit zu lockern streben, begnügen sich nicht etwa mit der Selbstständigkeit des kleineren politischen Kreises, welchem sie bisher angehörten, sondern variiren in der mannigfaltigsten Weise das Thema: „Unser Vaterland muß größer sein."

Dieser Widerspruch in der Geltendmachung des Nationalitätsprincips, je nachdem dieselbe nach oben oder nach unten gerichtet ist, war natürlich zu auffällig, als daß man nicht mindestens das Bedürfniß einer Bemäntelung desselben erkannt hätte, und so erfand man denn die historisch-politische Nationalität. Man verkündigte die Lehre, daß die Nationalität, aber nicht als Ausdruck der Stammes-

Digitized by Google

verschiedenheit, sondern der historischen Einheit eines politischen Körpers, den Anspruch auf staatsrechtliche Selbstständigkeit begründe; nur wurde der Umfang dieser Selbstständigkeit nach den Zeitverhältnissen verschieden bemessen. Jener neu geschaffene Begriff der Nationalität leistete nun allerdings nach beiden Seiten gute Dienste; denn da die Definition dem Sprachgebrauche keinen Zwang anzuthun vermag, so wurde das im Namen der Nationalität geforderte Recht doch immer als der Anspruch eines unterdrückten Volksstammes auf politische Selbstständigkeit aufgefaßt und man hatte damit jenes Banner entrollt, welchem heutzutage die Sympathien der öffentlichen Meinung und der nur nach Schlagworten urtheilenden Menge zufallen; Denjenigen aber, die etwa weiter gehen und nun auch im engeren Landesgebiete das Nationalitätsprincip zur Geltung bringen wollten, konnte man sagen, Dies sei ein Mißverständniß und die Nationalität habe nicht als Stammeseinheit, sondern nur als historische Einheit eines politischen Körpers Anspruch auf Geltung.

Dieser Begriff der historisch-politischen Nationalität oder Individualität ist übrigens eine gefährliche, zweischneidige Waffe und läßt sich ebenso gut gegen Diejenigen kehren, die sich desselben zur Verfechtung ihrer Ansprüche bedienen. Von oben konnte man ihnen sagen: Wenn die Nationalität nicht als Stammesverschiedenheit, sondern nur als politisch-historische Einheit den Anspruch auf staatsrechtliche Selbstständigkeit begründet, warum unterwerft ihr euch nicht der höheren politischen Einheit Oesterreichs? Ist sie nicht durch einen mehr als hundertjährigen factischen, wenn auch nie rechtlich formulirten Zustand historisch? Und was ihr in dieser Hinsicht mangelt, kann es nicht, da alles Historisches nur ein Gewordenes ist, noch werden und eben jetzt werden durch die Macht der gemeinsamen Interessen, durch das Gebot der Selbsterhaltung, durch innere Nothwendigkeit? — Von unten, von Seiten einzelner Gebietstheile aber konnte man sagen: „Auch wir haben unsere Geschichte und in derselben einen Moment politischer Selbstständigkeit; auch wir können eben diesen Moment als für uns maßgebend herausgreifen und verlangen daher von euch die Anerkennung unserer historisch-politischen Individualität. Ueberdies sind wir aber auch ein eigenartiger Stamm und lassen uns das Recht nationaler Selbstständigkeit durch

Digitized by Google

keine historischen Untersuchungen und staatsrechtliche Sophistereien wegkünsteln." — Eben dieser innere Widerspruch des Separatismus berechtigt zu der Hoffnung, daß man nach dem Austoben der Leidenschaft zu der Einsicht gelangen werde, wie die Erhaltung des Gesammtstaates und die Einheit seiner Machtstellung im Interesse aller Theile liege und daß man daher die zu weit getriebenen Ansprüche auf politische Selbständigkeit der einzelnen Länder auf ein weises und billiges Maaß zurückführen müsse.

Weit entfernt nun, mit Lamartine den Diplomaten allein die Abgrenzung und staatliche Existenz der Nationen zu vindiciren, wollen wir andererseits doch untersuchen, worauf das heute so scharf betonte Selbstbestimmungsrecht basirt und wie weit dasselbe recht: dieses so leicht mißverstandene Recht, in dessen Auffassung selbst ein Mann wie Lord John Russel — in seiner merkwürdigen Circularnote über Italien — weiter gegangen, als sich auf dem Standpunkte nicht blos des historischen, sondern selbst des natürlichen und des aus diesem abgeleiteten allgemeinen Völkerrechts vertheidigen läßt.

Vor Allem ist die Unterscheidung von Volk und Nation festzuhalten, Begriffe, welche zu allseitiger Verwirrung, heute mehr als je, gemengt werden.

In der Politik kann der banale Sprachgebrauch, der aus der Etymologie hervorgegangen, nicht berücksichtigt werden, dem zufolge man unter Nation (als gleichbedeutend mit Abstammung) eine nach Race und Sprache gleiche Menschenmasse begreift.

Der politische Begriff von „Nation" involvirt immer den von „Staat"; wirklich politische Völker verstehen unter „Nation" stets nur ein politisches Wesen; hat es die Etnographie mit Racen, Stämmen und Völkern zu thun, so gibt es für Politik nur Nationen; der Bürger der Vereinigten Staaten nennt sich der „amerikanischen Nation" — the American nation — angehörig; so gehört der seiner Abstammung nach deutsche Elsässer zur „französischen Nation" — nation française —, und so gehören Engländer, Schotten und Iren zur „britischen Nation" — the British nation.

Der politische Verband allein macht ein Volk oder mehrere Völker zu einer Nation.

In diesem Begriffe „Nation" hebt sich, politisch genommen, der

Digitized by Google

Begriff „Nationalität" auf, wie z. B. ein auf einem britischen Schiffe gebornes Negerkind der britischen Nation angehört.

Das ist der einzige Weg, der zur Wahrheit führt.

Abseit dieses alleinigen Weges liegen die Begriffe von Race, Stamm und natürlichem Vaterland, dem Lande der Väter, mit einem Worte — der Nationalität, die sich zu „Nation" nur so verhält wie die Form zur Idee der Menschheit.

Nationalität ist blos eine specielle Form der gesammten Menschheits-Idee, welch' letztere ihren wahren Ausdruck erst im politischen Sein, im Staate findet.

Die Berechtigung der Nationalität kann also nur so weit in Frage kommen, als durch dieselbe das politische Wesen, die Existenz des Staates, dem sie einverleibt ist, nicht gefährdet wird.

Die Lebensbedingungen der Nationalität, als da sind: Race, Sprache, Sitten und Gebräuche, erscheinen gegenüber dem Begriffe von Nation nur als etwas Zufälliges, das als solches dem Nothwendigen zu unterordnen ist, wie denn überhaupt das Physische dem Moralischen; und es bleibt Aufgabe jeder Nationalität, als einer Form der Menschheit, der Idee derselben, d. h. ihrer staatlichen Ausbildung nachzustreben und darin ihr höchstes Ziel zu sehen.

Daß diese Humanitätsaufgabe theilweise erkannt und eingehalten wird, ist außer Zweifel. Je weiter in seiner Bildung der oder jener Repräsentant einer Nationalität vorgeschritten, desto schärfer zeigt sich an ihm der Nationaltypus ausgeprägt, und so ist es nur die urwüchsig kräftige, dem Begriffe des Staatslebens und dem Wesen der politischen Bildung fernstehende Masse des Volkes, das den Nationalcharakter am längsten und hartnäckigsten erhält und vertheidigt.

Thatsache ist, daß in den höheren Gesellschaftsschichten, wo sich Alles amalgirt, das Wesen der Nationalität in zeitweiligen Darlegungen und Ansprüchen Schattenseiten genug darbietet, deren Erscheinung umso auffälliger wirkt, je weiter vorgeschritten die Bildung der Gesellschaft sich zeigt. Denn — wir können uns darin nicht täuschen — so wenig heutzutage das Wissen ein Monopol, ein ausschließendes Besitzthum irgend eines Stubengelehrten oder selbst eines ordentlichen Professors mehr ist, ebensowenig wird in der

Digitized by Google

guten Gesellschaft von heute Exclusives, Individuelles, zu Deutsch „Sonderlingswesen" geduldet; „erweicht schon die Wissenschaft die Sitten und duldet nicht, daß sie ursprünglich bleiben" (emollit mores nec sinit esse feros), so werden durch den guten Ton der Gesellschaft die Geister gleichsam uniformirt. In dieser geistigen Uniformirung schwindet aber nothwendig alles National-Specifische, und zwar stets im Verhältniß zur Bildung selbst: je höher diese, desto reiner und freier die Weltanschauung, desto weniger auch behindert durch die Form — die Menschheit als Idee; je niedriger die Bildungsstufe, desto anmaßender das Sonderinteresse der Nationalität.

Wie Herder aus den „Stimmen der Völker" das ewige Postulat der „Humanität" vernahm und ihnen, nur in diesem Sinne, Berechtigung zugestand, so kann überhaupt der Nationalität nur insofern Existenz zugesichert werden, als sie sich bei der Lösung der allgemeinen Lebensaufgabe betheiligt; in allem Uebrigen ist sie unbedingt zurückzuweisen, und zwar nach dem Grundgesetze des Naturrechtes, das da lautet: „Größtmögliche Freiheit des Einzelnen, unbeschadet der größtmöglichen Freiheit Aller."

Durch die Form darf die Idee nun und nimmer beeinträchtigt werden; hat sich die Form überlebt, muß sie verändert werden; Das ist Gesetz der Natur, Das ist auch Grundprincip alles staatlichen Seins. Manches gerirt sich noch als lebenskräftig, was lange schon sozusagen mit einem Fuße im Grabe steht, ja es fehlt sogar nicht an politischen Revenants, an historischen Schemen, vorgeführt von Individualitätsgeisterklopfern.

Ohne endlich, zum Schlusse dieser für unsere eigentliche Darstellung nothwendigen Erörterung, noch die Frage hinzuzufügen, wieviel an dem Nationalitätsgefühle Ursprüngliches und wieviel Anerzogenes und Angeeignetes sei, d. h. ob der Mensch von Natur aus mehr durch Humanität als durch Nationalität bestimmt werde, wollen wir nur bemerken, daß die civilisirtesten Völker der Erde, z. B. von einer Nationaltracht Nichts wissen, und daß dieselben ihren National charakter, ihr Nationalgefühl und ihren Nationalstolz in dem Fortschritte suchen und bethätigen, den sie auf dem weiten Gebiete des Wissens und Könnens, besonders aber im Festhalten an ihrer staat-

Digitized by Google

lichen Einheit und der daraus sich ergebenden Machtstellung zu bekunden vermögen.

Letzteres Moment, die stete Rücksicht auf Staatseinheit, überall von hoher Wichtigkeit, hat die höchste für Oesterreich, diesen polyglotten Staat; würden da die vielen Formen (Nationalitäten) auf die Entwicklung der Idee hemmend einwirken, so wäre es um die Staatseinheit geschehen, ohne daß erstere dadurch an Lebensfähigkeit gewännen; in wohlverstandenem eigenen Interesse müssen sie sich jeder Hoffnung auf Sonderstellung begeben, während andererseits Bedacht darauf zu nehmen ist, jeder Nationalität die möglichste Freiheit zur Durchbildung ihrer selbst und zu ihrer daraus nothwendig folgenden Annäherung an Das zu lassen, was als Allgemeingiltiges über den Sonderinterressen, was als Idee über den Formen steht.

Das 1400. Jubiläum des Ordensstiftes St. Benedict.

Die erhebende Jubiläumsfeier des Ordenstiftes St. Benedict ist vorüber. In der ganzen gebildeten Welt wurde sie mit Pietät und Dank für die Hingebung, mit welcher der Orden St. Benedicts seine erhaltene Mission erfüllt, begangen, jener Orden, der aus den Trümmern des versunkenen Römerthumes, aus der greuelvollen Auflösung aller bestehenden Ordnung, der Völkerwanderung und Hunnenüberschwemmung mit eiserner Kraft die Würde der Menschheit, den weltüberwindenden Gedanken gerettet hat und ihn bewahrte in stiller Clause für spätere gereiftere Geschlechter.

Benedict von Nursia gab den Mönchen auf Monte Casino eine Regel, welche Vorbild für das gesammte Abendland wurde. Es war die germanische Idee der Gefolgeschaft, welche er in seiner Gesellschaft ausbildete; unter einem Häuptling, dem Abt, standen im Dienste des großen Himmelsherrn oder seines Heiligen die frommen Mannen in drei Abstufungen, wie Germanenbrauch war, als Priester, Diaconen und Knappen (pueri). Sie hatten außer dem geistlichen Dienst auch die Bundespflicht, Schüler zu unterrichten und mit der Hand zu arbeiten. In dieser Regel erblühte das Mönchsleben zuerst bei den neubekehrten Angelsachsen. Während Kenntniß der Schrift und Literatur unter den letzten Merowingern gering wurde, war in den Klöstern

Digitized by Google

der Angeln die größte Gelehrsamkeit jener Zeit, eine reine begeisterte Hingabe an die heilige Wissenschaft und emsiges Abschreiben alter werthvoller Bücher. Von Pippin Heristall bis auf Carl den Großen bewahrten die Angelsachsen fast das gesammte Wissen, durch welches spätere Jahrhunderte gebildet wurden. Und wie 200 Jahre früher die Iren, so zogen seit dem achten Jahrhundert die angelsächsischen Mönche von ihrer Insel nach dem Süden, als die großen Lehrer und Culturträger des Abendlandes; mit Bonifacius und Alkuin noch viele andere, auch sie in ungezählter Menge; sie gründeten überall Klöster, tauften die Heiden, besetzten die Bischofsstühle, wurden Rathgeber und Erzieher der Fürsten und der Völker.

Die segensreichste Thätigkeit der Benedictiner war die Einrichtung von Klosterschulen, überall waren die Angelsachsen als Lehrer thätig. Die Schule war stets eine zwiefache, eine innere und äußere. In der äußeren, der canonischen, wurden die Söhne der Edlen und Freien aus der Umgegend in einer Pension unter strenger Zucht gehalten, die Schüler der inneren trugen die dunkle Mönchskutte und lebten in der Clausur und unter dem Zwange der Klosterregel. Der weltliche Unterricht war Lesen, Schreiben und Rechnen, vor allem Latein, ein tüchtiger Lehrer hielt darauf, daß nicht nur in den Lehrstunden, sondern auch sonst von den älteren Schülern nur Latein gesprochen wurde. Das scheidende Alterthum hatte seine zusammengeschrumpfte Schulweisheit in Lehrbüchern überliefert, welche das ganze Mittelalter Grundlagen des Unterrichts blieben und das Material desselben in sieben „freien Künsten" zusammenschlossen: Grammatik, Rhetorik, Dialectik, dann Arithmetik, Musik, Geometrie, Astronomie. Die römischen Lehrbücher blieben, nur die Musik erhielt neue Gesetze in nationaler Entfaltung. Außerdem wurde noch manches Andere gelehrt, das aus unseren Schulen geschwunden ist. Die Schüler lernten durch schnelles Zusammenlegen und Beugen der Finger Buchstaben, Worte und Zahlen in Zeichen ausdrücken. Als Verstandesübungen waren Rechenaufgaben und Räthselfragen beliebt, welche noch heute unser Volk unterhalten.

Viele Mühe ward auf lateinische Verse verwandt; sie leicht und schön, wie der Zeitgeschmack war, zu verfertigen, galt für die rühmlichste weltliche Leistung des Gelehrten. Wie die letzten römischen Dichter lateinische Lobgedichte auf ihre Gönner unter Franken und

Digitized by Google

Gothen gemacht hatten, feierten jetzt auch fromme Mönche die Beschützer ihres Klosters durch Gedichte in Hexametern oder Distichen

Zu den Pflichten der Benedictiner gehörte das Abschreiben alter Handschriften, und wir haben Ursache, mit innigem Dank auf diese emsige Thätigkeit zu blicken, denn ihr verdanken wir fast unsere gesammte Kunde des Alterthums. In seiner Klosterzelle saß der Schönschreiber der Abtei, glättete und liniirte sein Pergament, schrieb unermüdlich die Worte nach, malte die Anfangsbuchstaben sauber aus mit Roth, Blau, Grün und Gold, zog mit Genuß seine Arabesken, und schrieb vergnügt einen frommen Wunsch oder einen kleinen Klosterscherz an das Ende der Abschrift. Wer schön zu schreiben und die Anfangsbuchstaben zu malen vermochte, wurde sehr bewundert. Noch als neunzigjähriger Mann mit zitternder Hand und halb blind schrieb der Baier Wikterb, Abt von Tours, an seiner letzten Handschrift und solcher Fleiß war nicht selten. Er schuf dem Kloster eine Bibliothek, außerdem halfen dazu Käufe und Geschenke wohlhabender Brüder und vornehmer Gönner. Die Klöster waren stolz auf ihre Handschriften, zumal auf die schön geschriebenen, sie wurden als viel begehrter Schatz sorgfältig gehütet und ungern verliehen.

Die classische Literatur, die literarischen Schätze des alten Rom haben die schwarzen Mönche des hl. Benedict der Nachwelt gerettet; die Geschichtsschreibung aber war Jahrhunderte hindurch im Vollbesitze der Benedictiner, in deren Büchereien auch für die Historiographen der Neuzeit noch immer ergiebige Quellen geflossen sind. Die Geschichte der ersten 7 christlichen Jahrhunderte wäre so ziemlich verloren für uns ohne die Geschichtsschreiber der Benedictiner; ihre Jahrbücher haben chronologisch die Thatsachen verzeichnet, ihre Cartularien haben das Archivwesen und das archäologische Studium begründet. Die Benedictiner Beda venerabilis, Gildes, Oderic Vital, Ingulph, Wilhelm v. Malmesbury haben Englands, Gregor v. Tours, Abbo v. St. Germain des Prês, Flodoard, Sticher v. Rheims, Hugo v. Flavigny Frankreichs Geschichte geschrieben — die Wiege des Ordens, Monte Casino, war die Hauptstädte der Geschichtspflege in Italien bis zum 16. Jahrhunderte; Eginhard, Thegan, Rudolph v. Fulda haben die Geschichte der Carolinger geschrieben, die Abteien von St. Gallen, Fulda, Prüm, Reichenau (Hermann Contractus),

Digitized by Google

Hersfeld (Lambertus von Aschaffenburg) u. s. w. waren Pflanzstätten deutscher Geschichte, und fast kein Kloster des Ordens und seiner späteren, auf seiner Regel fußenden Zweige, der Cistercienser u. s. w. gab es und gibt es, in dem nicht Chronisten und Historiographen lebten, deren Namen noch heute mit Achtung genannt, oder die, ohne ihre Namen der Nachwelt zu überliefern, für diese gearbeitet haben, von dem Wirken des Ordens im Dienste der Kunst aber reden die schönsten Baudenkmale christlicher Kunst vom 9. bis 13. Jahrhundert, zum größten Theile Schöpfungen der Benedictiner, welche als Baumeister, Bildhauer, Maler, als Ciseleure, Erfinder der Glasmalerei, dann aber auch als Juweliere, Gießer, Schmelzarbeiter und Glaskünstler unermüdlich gewirkt haben. Noch mehr als andere Künste jedoch hat die Tonkunst den Mönchen Benedicti zu danken; sie haben die Musik neugeschaffen, als sie unter den verrotteten Zuständen der letzten römischen Kaiserzeit vernichtet schien.

Die Orgel verdankt ihre Verbreitung und Constructionsverbesserung den Benedictinern, deren Kloster Freising im 9. Jahrhundert die besten Orgelbauer und Orgelspieler Europas aufwies.

So sehen wir die Geschichte des Ordens gleichbedeutend mit einer Geschichte der Cultur, des Ackerbaues und der Oekonomie, der Wissenschaft, der Kunst und der Musik. Wohin die Benedictiner kamen, erblühte neues Volkswohl und neues geistiges Leben, und von da an schreibt sich der Spruch „unter dem Krummstabe ist gut wohnen."

Nächst den Meiereien des Königs waren die Klostergüter am sorgfältigsten bewirthschaftet: in den Gärten der Mönche hat die deutsche Sonne zuerst den Pfirsichen und Aprikosen rothe Bäckchen gemalt und die weiße Lilie und die volle Rose der Römer wurden hier zuerst bewundert und in den lateinischen Versen zum Schmuck himmlischer Schönheit verwandt.

Durch die Benedictiner wurde manches edlere Bodenproduct, manche Getreideart und mancher Fruchtbaum in unseren Gegenden erst eingeführt und, getreu dem in ihren Regeln enthaltenen Gebote der Arbeit, hielten sie ihre slavischen Hörigen und deutschen Colonisten zu jener intensiven Bearbeitung und Ausnutzung des Bodens an, durch welche die Klosterwirthschaft in unseren Ländern ein ersprießliches Muster und Vorbild bis zur Gegenwart geblieben ist. Wie belehrend

Digitized by Google

ist es nicht blos vom historischen Standpunkte aus, in den Saalbüchern und Urbarien dieser Stifte die Mannigfaltigkeit und weite Ausdehnung ihrer Bodenwirthschaft kennen zu lernen und zu erfahren, wie sie Viehwirthschaft auf den Alpen, Obstcultur in ihren Gärten, Weinbau an den Geländen der Donau bis tief nach Ungarn hinein, rationelle Fischzucht in ihren Weihern und Wildhegung in den großen Waldungen betrieben. Schon früh bildete sich auch der Gegensatz zwischen dieser auf dem realen Besitz und der ergiebigen Production beruhenden Macht der Klöster und der harten und strengen Herrschaft der Feudalen, die nur durch Zwang und Gewalt aufrechterhalten wurde, aus. Es ist zu bemerken, daß der Benedictinerorden in Oesterreich mit seinen reichen Mitteln stets eine Stütze der landesfürstlichen Autorität war und daß die österreichischen Klöster des Ordens in Zeiten der Bedrängniß und Gefahr bis zur Entäußerung des Nothwendigsten ihre patriotischen Opfer darbrachten.

In der Geschichte der Wissenschaft in Oesterreich nehmen die Benedictiner mit Recht eine ehrenvolle Stellung ein. Die österreichischen Benedictiner-Stifte waren stets Stätten der wissenschaftlichen Forschung, der literarischen Thätigkeit und des künstlerischen Schaffens und haben zu den 15.700 Schriftstellern, deren sich der Orden in der Reihe seiner Mitglieder rühmt, ein ansehnliches Contingent gestellt.

In Gremsmünster, Göttweih, Seitenstetten, Admont und Melk wurden nicht nur zuerst die humanistischen Studien an der Stelle des alten scholastischen Plunders eingeführt; daselbst folgte man auch später den neuen, von Deutschland ausgegangenen Systemen der Philosophie und den neuen Forschungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften. So hat das Unterrichts- und Erziehungswesen der Benedictiner in Oesterreich den Ruf der wissenschaftlichen Gründlichkeit und Gediegenheit bis auf den heutigen Tag bewahrt, und die Dankbarkeit, die viele im Staatsdienste ausgezeichnete und hervorragende Männer dem Orden stets zollten, gibt Zeugniß hiefür.

Das größte wissenschaftliche Verdienst der österreichischen Benedictiner beruht darin, was sie für die österreichische Geschichtsschreibung und Geschichtsforschung geleistet haben. Die Wiege beider ist eigentlich in Benedictiner-Klöstern gestanden. In Melk entstanden jene Annalen, welche als die Urquelle für die Kenntniß der österreichischen Geschichte

Digitized by Google

betrachtet werden müssen und auf Grund deren dann in den meisten übrigen Benedictiner-Klöstern Oesterreichs die zeitgeschichtlichen Aufzeichnungen fortgesetzt worden sind. In Melk ist aber auch das grundlegende Werk für die urkundliche und quellenmäßige Erforschung der österreichischen Geschichte geschaffen worden, indem daselbst Bernhard Pez — der österreichische Mabillon — mit seinem Bruder Hieronymus jene Sammlung „österreichischer Geschichtsschreiber" herausgab, die bis heute noch durch keine neuere Leistung vollständig übertroffen worden ist. Aber die geschichtliche Forschung, die außerdem noch durch Abt Bessel und Blumberger in Göttweih, Schramb, Hueber und Keiblinger in Melk, Muchar in Admont u. A. vertreten war, bildete keineswegs das einzige Gebiet der wissenschaftlichen Thätigkeit der österreichischen Benedictiner. Ebenso wurden Philologie und Philosophie, die Naturwissenschaften, Mathematik und Astronomie gepflegt und die Sternwarte in Kremsmünster ist ein Ehrendenkmal der Leistungen der dort arbeitenden Astronomen, unter denen Fixlmillner und Resthuber den ersten Platz einnahmen. Mit dieser Thätigkeit sind die Benedictiner bis heute hinter den Fortschritten der Wissenschaft nicht zurückgeblieben.

In Böhmen haben sich namentlich unter dem seit 1844 an der Spitze stehenden hochverdienten Abte Dr. Johann Nep Rotter die Abteien Braunau und Brevnov, in denen der Abt wechselweise residirt, in voller Blüthe gehalten; das zum Obergymnasium erhobene Stiftsgymnasium zu Braunau ist bis auf eine Ausnahme durchaus mit Benedictiner-Professoren besetzt und dem Stifte fehlt es nie an Nachwuchs.

Der berühmte Abt Rautenstrauch hat das ganze theologische Studium in Oesterreich regenerirt; er war eine der maßgebensten Persönlichkeiten im Rathe Maria Theresia's und Joseph's II. und seine Klöster wurden unter ihm vorzügliche Heimstätten der Wissenschaft, die Klosterschulen gelangten zu großer Blüthe.

Auch im kirchlichen und culturellen Leben des ungarischen Volkes hatte der Orden stets eine wesentliche Rolle inne. Er kam mit dem Christenthume ins Land und schlug schon unter dem Herzoge Géza, aber hauptsächlich unter Stefan dem Heiligen, Wurzel auf dem Martinsberg. Die Geschichte des Ordens ist beinahe neunhundert

Digitized by Google

Jahre lang eng verbunden mit den Geschicken der Nation. Der erste Erzabt war Astrik Annastas; gegenwärtig besitzt der verdienstvolle und gelehrte Chrysostom Krueß diese Würde. Der Orden hat der Nation viele hervorragende Schriftsteller, Gelehrte und Professoren gegeben. Gegenwärtig zählt er in Ungarn 182 Mitglieder; unter seiner Leitung befinden sich 1 Lyceum (37 Schüler), 3 Obergymnasien (1029), 3 Untergymnasien (449), 23 Pfarren, 65 Filialgemeinden, 39 Kirchen und Capellen, 29 Patronatsgemeinden.

Als Lehrer der Jugend, als Vertreter der Wissenschaft und als Männer der productiven Arbeit erfüllen die Benedictiner auch heute im modernen Sinne das dreifache Gebot der Regel ihres Stifters; zugleich können sie sich aber an das Volk wenden, aus dem sie hervorgegangen sind und zu dem sie gehören, und können von demselben die ihnen gebührende gerechte Anerkennung dessen, was sie für das gemeinsame Beste, für das öffentliche Wohl und für die Interessen des Staates stets geleistet haben, fordern.

Gustav Freytag hat Recht, wenn er in seinem Buche „Aus dem Mittelalter" ausruft: „Wer jetzt am Ufer der Donau oder in der Schweiz an dem Gebäude einer alten Abtei St. Benedict's vorübergeht und vielleicht die dunkle Gestalt eines frommen Bruders in der sonnigen Landschaft schaut, welche vor tausend Jahren die Vorgänger des Bruders mit Fruchtbäumen und Rebengeländern geschmückt haben, der darf den Mauern und dem Bruder einen fröhlichen Gruß zuwinken, denn wir sind ihnen recht von Herzen dankbar für großes Gut, das sie uns gewonnen haben."

Ungarns Poesie im 19. Jahrhundert.

III.

Nach Herausgabe dieser ersten Sammlung entwickelte Petöfi eine unerschöpfliche Productivität. Während der Jahre 1845 und 46 entströmten seinen melodienreichen Lippen unzählige Lieder und Gesänge. Bald sind es Erzählungen, theils komische, theils poetische kleine Heldengedichte, welche entweder aus der Geschichte der ungarischen Neuzeit, oder den früheren Ueberlieferungen entlehnt sind: der Dorfhammer, ein magischer Traum, Salgo, die Verwünschung der Liebe, Szilai Pista,

Digitized by Google

Marie Szechi und vor Allen der Held Janos, ein Meisterwerk von Grazie, Leidenschaft, heroischer Träumerei und zarter Schilderung. Ein junger Landmann, der zarte und verliebte Janos, hütet die Heerden seines Herrn auf den Abhängen der Berge; nicht weit von ihm wäscht die blonde Iluska, am Ufer eines Baches kniend, ihr Leinenzeug in dem vorüberfließenden Wasser. Janos und Iluska sind an dieser Stelle mehr als einmal zusammengekommen und das Vergnügen, welches Janos beim Anschauen von Iluska's blonden Haarflechten fand, erweckte in Iluska das Verlangen, Janos' lieblicher Stimme zuzuhören. Was wurde aber bei diesem verliebten Geplauder aus der Arbeit? Die Pächterin ist eine äußerst strenge Frau; das junge Mädchen wird bald ihre Strafe für die versäumte Arbeit und die verlorene Zeit erhalten. Noch schlimmer steht es mit Janos; der Wolf hat seine Schafe gefressen und sein Herr hat ihn fortgejagt. Die Nacht ist hereingebrochen, Janos kehrt in das Dorf zurück, er tritt leise unter das Fenster Iluska's, er nimmt seine Flöte und bläst die traurigste Weise, eine Melodie, so klagend, so ergreifend, daß die Sterne dazu weinen. Alle die Tropfen, welche auf den Blumen und Sträuchern glänzend hangen, sind kein Thau, sie sind, sagt der Dichter, Thränen der Sterne. Iluska schlummert schon, die klagenden Flötentöne aber sind ihr zu wohl bekannt; sie erhebt sich und erblickt unterm Fenster das blasse Gesicht ihres Geliebten. „Was ist Dir begegnet, mein Janos? Warum ist Dein Antlitz so blaß? Janos erzählt ihr sein Leid und fügt hinzu: „Wir müssen uns trennen, Iluska, ich muß fort in die weite Welt. Verheirate Dich nicht, meine süße Iluska, bleibe mir treu; ich werde zurückkehren mit Schätzen beladen " — „Wenn es denn sein muß", klagt das Mädchen, „so wollen wir uns trennen. Geleite Dich Gott, mein Freund, denke an mich, wie ich stets Deiner gedenken werde." Er geht, die Augen voller Thränen und tief betrübt; er geht, ohne zu wissen wohin, er wandert die ganze Nacht hindurch und fühlt, daß ihm sein Mantel so schwer auf den Schultern liegt. Er zweifelt indessen nicht, daß es sein Herz ist, sein von Kummer zerrissenes Herz, das ihn so heftig drückt.

„Als der Mond verschwindet und die Sonn' am Himmel emporsteigt, bemerkt Janos die Puszta rings wie ein Meer um sich,

Digitized by Google

und als sie im Westen niedersinkt, hat er nur weite, endlose Steppen vor seinen Augen.

Keine Pflanze, keinen Baum, keinen Strauch erblickt sein Auge. Auf dem Rasen, auf den Blumen erglänzen Thautropfen. Zur Linken beleuchtet die erwachende Sonne einen See mit röthlichem Schimmer, der mit grünen Blumen, wie mit Smaragden eingefaßt ist.

Am Ufer des Sees, mitten unter den grünenden Blumen, geht, seine Nahrung suchend und sein Mahl abhaltend, ein Reiher auf und nieder, während andere Vögel über dem Wasser hinfliegen und dessen Oberfläche im Fluge streifen; man sieht sie mit ihren mächtigen Fittigen bald hoch in der Luft aufsteigen, bald auf die Wellen wieder herabschießen.

Janos setzt ohne Unterbrechung seinen Weg fort, nur begleitet von seinem schwarzen Schatten und seinen düsteren Gedanken; die Sonne warf ihre leuchtenden Strahlen über die Puszta, aber Nacht, tiefe Nacht war es in Janos' Herzen.

Die Verherrlichung der ungarischen Natur, bei welcher er die glühendsten Lieder den Steppen seines Landes, den Haideſtrecken an der Theiß und Donau widmet, tritt schon im diesem Gemälde hervor. Petöfi's Heimat ist die Wüste, diese gewaltige und poetische Einsamkeit, welche er so oft mit seinem Rosse durchsaust; aber hier ist es nicht das ungarische Land, sondern die ungarische Anschauungsweise und Einbildungskraft, welcher der Dichter in seinem Janos huldigt. Diese einfache Dorfgeschichte, die Flucht eines jungen Bauern, seine Wanderung durch die weiten Oeden seines Vaterlandes, ist nur die Einleitung zu dem Gedichte. Nach diesem Hirtengedichte beginnt das eigentliche Epos; nach diesen ländlichen Scenen beginnen die Abenteuer des Krieges und des magyarischen Ritterthums. Janos begegnet Soldaten, er tritt unter ihre Fahnen. Ein Magyar ist ein geborener Reiter, der junge Hirt steht bald im ersten Gliede unter Mathias Corvin's Husaren. Die ungarische Armee, in welche unser Held eingetreten ist, befindet sich auf einer wichtigen Expedition, sie zieht dem von den Türken bedrohten Frankenkönige zu Hilfe. Wie freut sich Janos seiner kriegerischen Kleidung, seines blitzenden Schwertes. Der Marsch ist beschwerlich und von langer Dauer, sie durchziehen

Digitized by Google

die Tartarei, das Land der Saracenen, Italien, Polen und das indische Reich; vom indischen Reiche kann Frankreich nicht weit entfernt sein. — Herrliche Dinge schafft sich die Phantasie der Ungarn, verwirrte Begriffe mischen sich in ihre kriegerischen Gedanken und wie fremd ist ihnen die Kenntniß der Geographie. — „Was ist die Welt, sagt Kertbeny, was ist die weite Welt für den Bauer unserer Steppen! Außerhalb der Grenzen seiner Puszta beginnt für ihn das Unbekannte, das Wenige, das er weiß, erfährt er von einem alten aus Italien oder Oesterreich kommenden Invaliden oder von einem jüdischen Hausirer und mit diesen Mittheilungen vermischt er die alten Ueberlieferungen von den Türken und Tartaren, welche man des Abends noch in der Dorfschenke erzählt."

Der Dichter stellt sich auf den Standpunkt des Bauern, er zeichnet die Welt, wie sie den natürlichen Vorstellungen derselben entspricht, und warum führt er denn die Magyaren durch die Tartarei und Indien nach Frankreich? Findet man hier nicht eine Vorstellung des 15. Jahrhunderts wieder? Johann Hunyades und Mathias Corvin's Truppen haben Europa vor dem Einfalle der Türken bewahrt und Frankreich war nach den Vorstellungen der Ungarn früherer Zeiten, wie der Bauern in der Puszta, ganz allein Europa — das Frankreich, welches den Magyaren das glorreiche Herrschergeschlecht der Herzöge von Anjou gegeben, und Frankreich wurde von der Raubgier der Türken durch ungarische Hilfe gerettet.

Einem Erläuterer dieses Gedichtes wird es nicht schwer fallen, in dem zweiten Theile des Helden Janos gleichsam ein Sinnbild der Geschicke Ungarns zu entdecken. Den Magyaren gebührt nach der Sage des Dichters der Ruhm, Frankreich oder Europa befreit zu haben. Gerade wie sie ankommen, verwüsteten die Türken dieses wundervolle Land: die Kirchen waren geplündert, Städte und Dörfer zerstört und die ganze Ernte in die Hände der Barbaren gerathen. Der König, vertrieben aus seinem Palaste, irrte im Elend unter den Trümmern seiner Städte umher, nachdem die Plünderer seine Tochter mit weggeführt haten. — „Mein Kind, mein theures Kind, rief der unglückliche seinen Befreiern zu, wer es mir wiederbringt, erhält es zur Frau." — Sie wird mein sein, sagte still für sich jeder

Digitized by Google

ungarische Ritter, ich werde sie wiederfinden oder untergehen. Janos allein blieb unempfindlich bei diesem Versprechen, in allen seinen Träumen schwebten ihm nur die Dächer seines Dorfes und Iluska's blonde Haare vor. Inzwischen tödtet er doch den türkischen Pascha und befreit die Tochter des Königs; es hindert ihn nichts, Frankreichs Beherrscher zu werden, aber er widersteht kräftig; Iluska hat ja versprochen, auf ihn zu warten; mit Schätzen beladen kehrt er zurück und schifft sich nach seinem Vaterlande ein. Janos ist aber noch nicht am Ende seiner Abenteuer; ein heftiger Sturm bricht los, das Schiff scheitert, das Meer verschlingt seine Schätze. Was liegt ihm daran, wenn er nur seine Iluska wiedersieht? Aber ach, ach, als er ankommt, findet er die arme Iluska verschieden." O warum, rief der Held verzweifelnd aus, warum bin ich nicht in den Säbeln der Türken geblieben? warum bin ich nicht von den Wellen verschlungen worden?" Hier nun bricht die geheime Intention Petöfi's aus seinen dichterischen Phantasien heraus, in welchen er bisher gesungen. Den Schatz, welchen sich die Magyaren im 15. Jahrhundert durch die Kämpfe für das Wohl der Christenheit errungen, war ihre selbstständige Existenz im europäischen Völkerverbande. Ungarn unter den Hunyaden war ebenso mächtig wie berühmt. Dieser kostbare Schatz, der seine Zukunft sicherte, wurde ihm plötzlich wieder entrissen. Den Türken unterworfen im Jahre 1526, änderten sie von da nur ihre Herren. Was blieb ihnen nun als das Reich der Träume, oder vielmehr der Hoffnung und der Gedanken? So auch faßt Petöfi das Schicksal seines Helden auf; um sich derer würdig zu machen, die er liebt, um für sich Selbstständigkeit zu erringen, durchzieht der junge Magyar zu Roß und das Schwert in der Hand die weite Welt; damit er sie nach seinem Tode wiederfinden kann, öffnet ihm der Dichter, ich weiß nicht, welchen Himmel, in welchem er Erhörung finden soll. — Wir fragen hier nicht darnach, wo die Tartaren oder Indier wohnen, wir hören nur die poetischen Erscheinungen der Puszta, Zauberer, Feen, wohlthätige Genien, die zum Wohle der Magyaren stets bereit sind. Wir bemerken nur die blitzenden Wogen des Meeres Operenczer, dessen Bedeutung in den ungarischen Sagen so wichtig ist, und den leuchtenden Ocean, der an der Grenze des Weltalls liegt und in die Ewigkeit führt. Janos wird von einem

Digitized by Google

schützenden Engel durch die geheiligten Fluthen getragen und gelangt in das Feenreich der Liebe, wo er Iluska wiederfindet.

In den einfachen Scenen des Dorflebens bis zu dem orientalischen, Glanze einer übernatürlichen Welt umfaßt der Held alle Janos' Sagen und alle Erinnerungen aus der Vergangenheit des ungarischen Volkes. — Aber sorgfältig hütet sich der Dichter, den Vergleich, den ich andeutete offen auszusprechen; sein episches Gedicht soll Allen zugänglich, Allen verständlich sein. Es ist ein Gedicht für den Bauer, für den Edelmann, mit einem Gemisch von Begeisterung und lautem Jubel geschrieben. Petöfi's Werk soll durch unzählige Sänger an der Donau, in den Carpathen im Volke gesungen sein und leicht ist dies zu glauben: denn der eigentliche Held ist das Ungarland selbst, Janos repräsentirt nur der Reihe nach die verschiedenen Classen, die von dem Hauche der Poesie angeweht sind. Und von welcher Poesie! Eine freie Form, eine feurige Phantasie, eine kräftige, klangvolle Sprache, wie kurz, wie hinreißend, wie stürmisch, wie der Husar in seiner Heimat.

Zu derselben Zeit, als Petöfi seinen Held Janos dichtete, war er in Pest mehreremals einem edlen jungen Mädchen begegnet, deren Anmuth ihn entzückt hatte; einige Tage darauf starb sie plötzlich, noch nicht 15 Jahre alt, und der Dichter, der die Familie kannte, der das Mädchen auf dem Sterbebette gesehen, fühlte plötzlich tief in seinem Inneren, daß er die Verschiedene liebte. War dies nur ein eigenthümlicher Vorwand, um diese Liebe zu verherrlichen? War es nur ein poetischer Stoff, nach dem er suchte? Alle seine Bekannten bezeugen einstimmig die Innigkeit und Heftigkeit seiner Empfindungen. Die „Cypressen-Blätter" betitelten Lieder, welche er dieser idealen, Leidenschaft gewidmet, drücken einen eben so innigen, tiefgefühlten, wie wüthenden Schmerz aus. Auf die Liebeleien des herumziehenden Studenten folgten reinere, edlere Triebe. Dieser lieblichen Etelka, die so rasch dem finsteren Grabesschooße verfallen war, widmete er einige Petrarca's würdige Lieder. Hier tritt das erste Zeichen einer moralischen Umwandlung, welche sich von nun an mehr und mehr Bahn bricht, bei Petöfi hervor und verleiht dieser so oft zerrütteten Natur ein ganz besonderes Interesse. Die Liebe wandte diesem ungebändigten stürmischen Charakter die edelsten Leidenschaften zu, welche je in der

Digitized by Google

Brust eines Mannes schlagen können, Enthusiasmus für die Kunst, Aufopferung für Freiheit und Vaterland. Einige Monate später, als er die sinnige Etelka zu besingen aufgehört, verliebte er sich noch einmal, aber nicht in eine Todte, sondern in eine junge Frau mit blauen Augen. „Wenn ich von Neuem liebe," rief er aus, „so habe ich immer die todte Jungfrau noch nicht vergessen. Es liegt noch Schnee auf dem Gipfel, wenn die Frühlingsblumen am Fuße des Berges hervorsprießen." Und warum schente er sich, den Namen Etelka zu nennen, die er kaum vorher so tief betrauert hatte? Er liebte jetzt eine Beatrice, welche sein Herz noch mehr läuterte und dem Fluge seiner Gedanken eine edlere Richtung verlieh. „Der hat niemals geliebt," sagt er, „der glaubt, die Liebe sei eine Sclaverei, eine schmähliche Gefangenschaft. Die Liebe verleiht Flügel, leiht Kraft und Muth, auf den Flügeln der Liebe schwing ich mich hinaus über diese Welt in die Gärten der Enkel." Er vergaß darüber aber doch die Erde nicht und die Pflichten, die er als Mann zu erfüllen hatte. Deutsche Melancholie war seine Sache nicht. Man höre nur, welcher gesunde und kräftige Humor neben seiner süßen Leidenschaft hervorsprudelt:

„Hinweg, hinweg aus meinem Kopfe, Sorge, du schwerer, schwarzer Helm, der mich drückt und verwundet. Komm Fröhlichkeit, leichter und glänzender Tschako, auf dem der Federbusch in lustiger Weise flattert.

Weiche von mir, Sorge, drückende Last auf dem Herzen deines Herrn. Komm, Fröhlichkeit, lieblicher Blumenstrauß, der so schön an meiner Brust glänzt.

Weiche von mir, Sorge, eiserne Folterbank, welche das Herz mit den Leiden eines Märtyrers quält; komm, Fröhlichkeit, du Schwanenfederkissen, auf dem das Herz so sanft den Himmel sich erträumt.

Komm, Fröhlichkeit, liebliche Freundin, wir wollen einen Festtag heute feiern, einen Tag der Lust, wie wir einen ähnlichen noch niemals gefeiert haben.

Komm zu mir, Fröhlichkeit, ꝛc. ꝛc.

und er schließt:

Schande dem Soldaten, der muthlos in den Kampf zieht und

Digitized by Google

dessen Herz ängstlich klopft. Auf, auf, in die Schlacht; wir stellen uns fröhlich und ergeben; es handelt sich um Tod oder Leben." Die „Liebesperlen" genannte Sammlung, welcher vorstehende Strophen entlehnt sind, gehören, wie die Cypressenblätter und der Held Janos, dem Jahre 1845 an. Aus derselben Periode stammen einige der originellsten Gedichte Petöfi's, seine poetischen und so wahren Gemälde der mächtigen ungarischen Steppen. Es gibt zwischen der Donau und Theiß unabsehbare Haideflächen, ungeheure Einöden ohne Abwechslung des Terrains. Kein Wald, keine Baumgruppe unterbricht die Einförmigkeit dieser leblosen Wüste. Hier und da zuweilen Moräste und Teiche und an dem Ufer dieser stehenden Gewässer einige Wasserpflanzen, Rohr und Binsen. Die Hauptvegetation dieser Steppen ist ein kurzer Rasenwuchs mit Haideblumen, die an vielen Orten dicht in einander verschlungen sind und zur Nahrung für die ungeheuren Schafheerden und für die Schwärme wilder Pferde dienen. Von Zeit zu Zeit erhebt sich ein elendes Gemäuer, in welchem der Wanderer eine Nachtherberge findet. Diese Steppenschenken, Csardas benannt, sind vorzüglich von Schäfern und Pferdewächtern besucht, aber in den freien Räumen findet man ganze Tage lang keine menschliche Spur. Der Reiher am Ufer des Teiches, der Storch, über den Sümpfen schwebend und seinen langen Schnabel in das Wasser tauchend, um Nahrung zu suchen, scheinen die einzigen Bewohner dieser wüsten Strecken zu sein. Das ist ein Bild der ungarischen Puszta. Ein classischer Landschaftsmaler wendet seine Blicke von dieser Puszta stolz weg, ein dichterisches Gemüth aber findet hier köstliche Schätze, und gerade hier zeigt sich Petöfi's Originalität auf das glänzendste. Der Verfasser des Helden Janos ist der Dichter der Puszta, wie Lermontoff der Dichter des Caukasus ist. Klein-Kumanien, sein Geburtsland, schließt einen Theil dieser Haideflächen in sich. Von Kindheit auf liebte es der Knabe des armen Fleischers von Felegyhaza, in den Steppen umherzuschweifen, später durchsauste er sie zu Pferde nach allen Richtungen hin. Niemals habe ich dem Ausdruck der tiefsten Einöden, der Blicke in unermessene Ferne in lebendigerer und treuerer Weise poetische Formen geben sehen. Petöfi suchte, davon bin ich überzeugt, in der lautlosen Stille der Puszta nicht nach dem, was Obermann in die Alpenschlünde

Digitized by Google

führte. Es ist nicht Träumerei, nicht Weltschmerz, der ihn treibt; diese unermeßlichen Fernsichten, dieses ewig gleiche Schweigen sind für ihn der Tempel der Freiheit. Er sucht in dieser Wüste weder Leben noch Menschen zu fliehen oder zu vergessen, wohl aber das wohlthuende Gefühl der Unabhängigkeit und der frischen That. Wo würde er für die Freiheit seiner Bewegungen, den Vorläufer einer höheren Freiheit, ein besseres Terrain gefunden haben, als in seinen theueren Haideflächen? Bei jedem Schritte bietet der Berg euch Hindernisse. Wenn ihr euch aber an das Ueberwinden der Hindernisse gewöhnt, zeigt er euch doch immer noch das Gefühl Eurer Ohnmacht. Der Felsen, der meine Blicke beschränkt, die Schlucht, die meinen Schritt hemmt, alles dies sind Zeichen, welche mich an das Elend des menschlichen Lebens erinnern, dem ich so gern entrinnen will: Hier dagegen setze ich mein Pferd in Galopp, ich kann rechts, links, rück und vorwärts, ich kann immer, immer wie ich will, ich bin frei wie der Zug der Luft. Und diese Einöde, welche mich die Freiheit lehrt, mit welcher Anmuth gibt sie mir Unterricht. In diesen unendlichen culturlosen Prärien welche verschiedenartigen Schauspiele! Welche melodischen Klänge in diesem tiefen Schweigen! Die Sümpfe, die Teiche, das Farbenspiel der verschiedenen Kräuter, die fernen Steppenstreifen, die sich mit dem Blau des Himmels vermischen, die verfallenen Haideschenken, das laute Wiehern wilder Pferde, eine Caravane Zigeuner, welche vorüber zieht, ein Bettler, der von Csarda zu Csarda zieht, die duftenden Kräuter, die mich zur Ruhe einladen, der ernste Reiher, auf einem Beine stehend, die Storchfamilie, die Wasservögel, welche im Fluge mit ihren Fittichen die Oberfläche des See's streifen, das Summen von Millionen Insecten unter dem dichten Grase, das ist meine Luft, das fühle ich, das höre ich im Schooße meiner heimatlichen Steppen, und diese Töne, dieses Murmeln, alle diese Bilder, welche dem theilnahmlosen Reisenden verloren gehen, bilden für mich eine reizvolle Harmonie.

Ich versuche in Prosa die Gefühle wiederzugeben, welche Petöfi in vielen Liedern mit einer so unnachahmlichen Kunst und Natur ausgesungen. Er hat die Puszta zu allen Jahreszeiten, zu jeder Tagesstunde beobachtet, keiner ihrer Reize ist ihm entgangen. Er hat ihre Schönheit in realer und idealer Weise aufgefaßt und verherrlicht.

Digitized by Google

Die Tiefflächen Ungarns bieten zuweilen wunderbare Luftspiegelungen, und die Steppenbewohner vermuthen darin das Walten einer überirdischen Macht, welche sie mit dem Namen „Delibab" bezeichnen, eine Art Fatamorgana, welche ihre Beschwörungsformel zwischen Himmel und Erde vollzieht; die wilde Physiognomie der Puszta, welche in den Gemälden Petöfi's so trefflich sich wiederspiegelt, scheint auch bei ihm durch eine mächtige Zauberin gebildet zu sein. Diese Magierin ist nur die Begeisterung des Dichters für die Freiheit. Ob er die langen Ebenen Klein-Kumaniens besingt, ob er die Puszta schildert, eingehüllt in dichte Schneedecken oder im Schmucke des Frühlings, oder ob er an einer in Trümmern gefallenen Csarda der Steppe vorübereilt, immer behandelt er seine Stoffe rein poetisch, immer ist die Schwärmerei für die freien Einöden der Erguß seiner Seele. „O Carpathen, mächtige Berge, was sind für mich Eure romantischen Schrecken und Eure Tannenwälder; ich bewundere Euch wohl, aber ich liebe Euch nicht. Weder die Gipfel der Berge, noch Eure Thäler können mir gefallen oder mich begeistern. Da unten in der unermeßlichen Steppe, in den Flächen, die dem Spiegel des Meeres gleichen, da fühle ich mich wohl, da athmet meine Seele auf, wie der Adler, der seinem Käfige entflohen ist.

Südslavische Bilder.

Europa hat in neuerer Zeit den slavischen Völkern eine besondere Aufmerksamkeit zugewendet. Namentlich ist es die Literatur eines Theiles der Südslaven, die jugendfrische Poesie des serbischen Heldenvolkes mit ihrer kühnen Phantasie, ihren kräftigen Bildern und der klangreichen Sprache, welche in mehr oder minder guten Uebersetzungen sich einer großen Theilnahme zu erfreuen hat. Die slavischen Völker, welche im Jugendalter den Schauplatz der Weltgeschichte betreten, welche bald als halbcivilisirte Barbaren und Unterdrücker aller Cultur und freier Geistesentwicklung geschildert werden, bald aber auch durch zu drastisches Auffassen und phantasiereiches Vorführen von Eigenthümlichkeiten in Sitten, Gebräuchen, Dichtungen u. s. f. eine zu große Bewunderung erlangten — diese verdienen sicherlich, und dies vorzüglich in gegenwärtiger Zeit, die Beachtung

Digitized by Google

der gebildeten Welt. — Das vornehme Ignorirenwollen, das Aburtheilen a priori führt zu Nichts; denn es ist absurd, wenn gewisse Leute über den Slavismus ein Urtheil abzugeben sich anmaßen, die vom Slaventhume kaum mehr kennen, als die banalen Phrasen von „Panslavismus, Knute, Weltkampf des Germanenthums gegen das Slaventhum" — u. dergl. mehr.

Es kann nicht meine Aufgabe sein, das Slaventhum in seiner Totalität aufzufassen und darzustellen — diese Aufgabe würde für dieses Werk zu umfassend sein; ich will nicht einmal den gesammten Südslavismus behandeln, sondern nach dem Grundsatze: „multum, non multa" nur Einen Theil desselben, einen, der bis jetzt außerhalb der Grenzen seiner Wiege nur wenig bekannt ist.

Der Vorhang rollt auf. Da stehen vor dem Leser die kräftigen Gestalten mit der specifisch slavischen Physiognomie des breitbackigen Antlitzes, mit den bockledernen Hosen bis zum Knie, das von den hohen Stiefeln verdeckt wird; der breitkrämpige Hut beschattet noch ein wenig die kurze Jacke. Im Winter ist es der lange, fast an die Knöchel reichende Pelz, welcher den ganzen Körper einhüllt, indeß die kleine Pelzkappe den Kopf bedeckt. Es sind Slovenen, die in einer Anzahl von 1 1/5 Million an den Ufern der Save, der Sau und der Drau leben, sich von Ackerbau und Viehzucht nähren und in begeisterter Hingebung in den vergangenen stürmischen Zeiten, wie immer, an dem österreichischen Kaiserhause in unwandelbarer Treue festgehalten haben. Dieses Volk fühlte seit jeher seinen wahren Werth und handelte in diesem Gefühle. Wie es einstens seine Freiheit und Unabhängigkeit, seine Götter, gegen die hereindringenden christlichen Franken bis zur Verzweiflung vertheidigt hatte, wovon noch manche Sage in den romantischen Thälern der Wochein an dem donnernden Wasserstürze der Saviza erzählt: so bewahrte es die Liebe zur Heimat, zur Freiheit für seinen Stamm im Laufe der Jahrhunderte bis auf unsere Tage.

Sehen wir uns, bevor wir die Slovenen in ihrem Wirken und Schaffen, im häuslichen und öffentlichen Leben und auf dem geistigen Kampfplatze betrachten wollen, ihre Wohnsitze an, und schließen wir das zu gestaltende Bild mit dem Gürtel der Sprachgrenze wie mit einem Rahmen ein. Der äußerste Sprachpfeiler,

Digitized by Google

eingezwängt von den Italienern, ruht im Resia-Thale des venecianischen Gebietes und in den Vorbergen der Ebene um Cividale. Ein zweiter reicht in Kärnthen, wo sie gegenwärtig die Minderheit bilden, bis an das Fella-Thal bei Pontaffel. Von hier aus zieht sich die Sprachgrenze in einer bald mehr, bald weniger breiten Linie durch das Gail-Theil (Vallis Julia unter den Römern), dann zu beiden Seiten der Drau nach Süd-Steiermark, welches sie im Allgemeinen durch den vom Radl zur Mur sich verflächenden Gebirgszug begrenzt, fast ausschließlich einnehmen. In geringer Anzahl und mehr sporadisch, bewohnen sie einige Theile des anliegenden Ungarns, sowie des nördlichen Croatiens, bilden dagegen fast die Gesammtbevölkerung von Krain und die Mehrheit in Görz bis an den mittleren Isonzo. Auch die Umgebungen von Triest bis gegen Pirano und dem Dragonafluß haben mitunter slovenische Bevölkerung.

Die Slovenen bilden somit ihrer geographischen Lage nach den Berührungspunkt der 3 Hauptelemente unseres Welttheils, des slavischen mit dem germanischen und romanischen.

Der Repräsentant dieses slavischen Stammes ist das Herzogthum Krain, welchem wir vorerst unsere Betrachtung zuwenden wollen.

Das Gebirgsland Krain wird seinem größten Theile nach von Felsenpartieen der südlichen Alpenkette durchzogen. Am Dreihaupte Triglav *) ist der Scheidepunkt der julischen von den karnischen Alpen. Erstere sind es, welche durch ihre Versenkungen, durch ihre natürlichen unterirdischen Wasserleitungen, durch ihre großartigen Höhlen und Grotten mit den prachtvollen und märchenhaft geformten Tropfsteingebilden, Krain in dieser Hinsicht zu dem sehenswürdigsten Lande in Europa machen. Verfolgen wir weiter den Zug der julischen und karnischen Alpen mit den vielfachen Verzweigungen, betrachten wir deren Verbindungen und die verschiedenen Lagerungsverhältnisse, so werden wir einen natürlichen Grund darin finden, daß so viele Gewässer im Boden versinken, unterirdisch ihren Lauf fortsetzen und hier Aufweichungen, Ausschwemmungen und Senkungen,

*) Von tri glave: drei Häupter, und nicht Terglou, wie gewöhnlich irrig geschrieben wird.

Digitized by Google

dort unterirdische Höhlen und Klüfte bewirken mußten. Daher kommen die vielen trichterförmigen Senkungen der Dammerde, sowie die Höhlen, welche die julischen Alpen überall begleiten, und deren Hacquet vom Triglav bis zum Klek an 1000 zählte: — ein charakteristisches Merkmal dieser alpinischen Formation, durch welches sie sich von jeder andern in Europa auszeichnet. (Nach Hlubek.)

Klein zwar ist die Fläche des Herzogthums Krain (wenig mehr als 173 □Meilen), aber ungemein groß an mannigfaltiger Verschiedenheit, durch die es das Interesse des Besuchers zu fesseln vermag, da jeder Theil seine besondere Eigenthümlichkeit aufweiset. Bei Inner-Krain ist es nicht die Oberfläche, die uns anzieht, denn die Steinwüste des Karstes, gleichsam ein großartiger Leichenstein an dem Grabe der einstigen Vegetation, stimmt den Besucher zur Wehmuth; — aber die unterirdischen Wunder sind es mit den großartigen Felsendomen und zauberhaften Tropfsteingebilden, mit den rauschenden Wassern, in denen der mit Recht so genannte krainische Höhlenbewohner - proteus anguineus - mit Blitzesschnelle durch Wasserwogen und Felsenrisse schießt — Diesem gegenüber macht die majestätische Alpennatur Ober-Krains einen erhebenden Eindruck und der Veldersersee mit seinen malerischen Ufern, dem Mineralbade, den historischen Erinnerungen; — die wildromantische Wochein mit dem herrlichen Alpensee, der tosende Wasserfall der Saviza u. s. w., laden alljährlich Fremde zu zahlreichem Besuche ein. Ueberhaupt bietet Ober Krain Dichtern und Malern der pittoresken Punkte in überraschender Menge. — Gegen beide Theile bilden sodann das heitere Unter Krain mit seinen fröhlichen Bewohnern und Weinbergen, die anmuthigen Hügel mit Häusern besäet, die sich wie weiße Perlen auf einem grün gestickten Teppich ungemein lieblich ausnehmen, einen freundlichen Contrast.

Wie verschieden nun die Partien, in diesem an Naturmerkwürdigkeiten so reichen Lande sind, ebenso und noch mehr verschieden sind seine Bewohner in jeder Beziehung, was zusammengenommen eine reiche Quelle für den aufmerksamen Bewohner bildet. Der Charakter und die Lebensweise des Bewohners wird durch die Beschaffenheit des Bodens hauptsächlich bedingt; wie dieses im Großen der Fall ist, so findet es sich auch innerhalb der engen Grenzen unseres

Digitized by Google

Vaterlandes in verkleinertem Maßstabe. Arm, wie die Vegetation am Karste, rauh, wie die wild tobende Bora, fast eben so unfreundlich wie der Boden, ist im Allgemeinen der Inner-Krainer, bis er im „Tschitschen" als eigentlicher Repräsentant dieser Gegend sich darstellt. Treu und fest, stand und unerschrocken, gleich den stolzen, waldbegränzten Bergeshöhen Ober-Krains, arbeitet rüstig der intelligente und industrielle Bewohner dieses Thales, während der weinbauende Unter-Krainer in fröhlicher Genügsamkeit heiter dahinlebt, mehr bekümmert um den Genuß des sicheren Hut, als sich bangen Sorgen um das ungewisse Morgen überlassen. Besondere Beachtung aber verdienen einzelne Stämme, die gleich Inseln vorkommen, als da sind: die Uskoken, die Gottscheer, welche ich der Reihe nach vorführen will.

Kaum dem Namen nach bekannt, lebt ein rauher, kräftiger Volksstamm im südöstlichen Theile Krains. Es sind die Uskoken, deren Geschichte, Sitten und Gewohnheiten das Bild eines im Urzustande lebenden, nur im Bewußtsein roher Kraftentwicklung sich stark dünkenden Volkes uns vorführen.

Der Landstrich, den sie bewohnen, wird von dem nach ihnen genannten „Uskokengebirge" — slavisch Gorianze — bei 4 Meilen in der Länge und 2 Meilen in der Breite durchzogen, und zwar von der Heerstraße von Neustadtl nach Möttling hin, über St. Georgen und Budinak bis an die Bregana, die nahe bei Mokriz hinabfließt, dann von der Staatsherrschaft Landstraß bis an die Kulpa. In der Mitte des Gebirgszuges liegt auf einer ziemlichen Anhöhe das alte Schloß Sichelberg, ehemals Sicherberg, dann Sichelburg, in der Landessprache Schumberg genannt.

Vor fast 3 Jahrhunderten hatte Erzherzog Carl zu Oesterreich, welcher Carlstadt zur Grenzveste organisirte, türkischen Ueberläufern aus Bosnien hier ihre Wohnsitze angewiesen; ihr Name selbst ist ein redendes historisches Denkmal, denn skozhiti, uskozhiti heißt springen, überspringen, — uskok also ein Ueberspringender, ein Ueberläufer. Auf Sichelberg wurde eine „Oberhauptmannschaft" als Regierung für die Uskoken errichtet, zu welcher die von dem Zisterzienserstifte Landstraß (Landestrost), von der Carthause Pletterpach und von dem Gute Preißek abgelösten bedeutenden Liegenschaften

Digitized by Google

einverleibt und den Ankömmlingen zur Urbarmachung übergeben wurden.

Es liegt nicht in meinem Plane, die vielen Kämpfe dieses slavischen Stammes gegen die Türken im 15. und 16. Jahrhunderte hier ausführlich zu erzählen; eine übersichtliche Darstellung wird genügen, dem Leser ein Bild von dem äußeren Leben dieses Volkes vor die Augen zu bringen. Anfänglich waren es Religionsstreitigkeiten, — sie bekennen sich zur griechischen Kirche — welche sie gegen ihre Unterdrücker zu Feindseligkeiten anciferten; später wuchs der Zwist zum tödtlichen Hasse, der sich ungeschwächt bis auf unsere Tage fortgeerbt hat. Stamm und Religen, Türkenhaß, Kampflust und Rachbegier stellen sich so ziemlich in eine Kategorie mit den heutigen Montenegrinern. Nach der ersten Auswanderung aus der Türkei erhielten sie zu Anfang des 16. Jahrhunderts die Erlaubniß, sich in und um Clissa niedergelassen. Allein einerseits trieb sie der unwirthbare Boden an, auf anderen Wegen ihre Nahrung zu suchen, andererseits ließ ihnen ihr wildes krieggewohntes Leben keine Ruhe; der Kampf war ihnen Bedürfniß, war ihre Lieblingsbeschäftigung. Diese Zeit ist reich an blutigen Fehden, an Grausamkeiten, wie an Heldenthaten. Nich blos gegen die Türken unternahmen sie ihre Raubzüge, sie waren auch kühne Piraten im adriatischen Meere, plünderten die Inseln, und die grausamen Räubereien auf den Inseln Pays und Veglia sind nicht die einzigen, von denen die Geschichte meldet. Die fast allmächtige Lagunenkönigin Venezia kam wegen der frechen Piraten in Conflicte mit der Türkei, welche durch einen eigenen Abgesandten der Republik erklären ließ, sie werde in das adriatische Meer eine Flotte senden, falls diesem räuberischen Unwesen nicht von Seiten der Republik werde gesteuert werden. Venedig wendete sich nach Wien und wünschte die Entfernung der Uskoken von der Küste; der Kaiser erklärte jedoch auf diesen Wunsch nicht eingehen zu können, da hierdurch das Volk sogar dazu gezwungen werden könnte, in seiner Verzweiflung vom christlichen Glauben abzufallen; zudem seien die Uskoken die beste Schutzwehr gegen den Erbfeind des Christenthums, der hierdurch vom weiteren Vordringen abgehalten werde. Erneuerte Kämpfe der Uskoken gegen die Türken, die auf beiden Seiten mit mehr als vandalischer Grausam-

Digitized by Google

keit geführt wurden, dann die Angriffe der Uskoken auf venetianische Schiffe und ihre Besitzungen, endlich der zwischen Ferdinand und Venedig ausgebrochene Krieg bewogen Oesterreich, dieses nicht zu bändigende Volk von der Küste nach dem Innern zu übersiedeln.

Nach den Archivacten der Stände Krains ergibt sich die Epoche der ersten Ansiedlungen in Krain schon um das Jahr 1530 und 1537. Anfänglich wählte sich diese Horde selbst ihren Hauptmann, in der Folge ernannte der Landesfürst aus ihrer Mitte einen Oberhauptmann, nämlich den Tahja Despotovich. Laut Verordnung dato Wien 15. November 1540 wurde sodann vom Landesverweser und Vicedom in Krain die Pfalz und Herrschaft Sichelberg dem Barthelmä von Rounach als ersten Uskokenhauptmann übergeben. Die Verwaltung war eine militärische, dem Hauptmann war ein Lieutenant, 12 Masolen, Wojwoden und eben so viele Fähnriche untergeordnet, welche von der Landschaft bezahlt wurden Die übrigen Soldaten erhielten keinen Sold, dagegen aber waren die Uskoken von allen Steuern, Contributionen und sonstigen landesüblichen Giebigkeiten befreit; auch mußten sie im Grenzorte Flun den Wachtdienst versehen, welcher monatlich abgelöst wurde. Der Hauptmannschaft waren noch die übrigen in Krain liegenden, von den Uskoken bewohnten Ortschaften unterworfen.

Unter den ihnen ertheilten Rechten und Freiheiten, die sich vorzugsweise auf die Handhabung der Justiz bezogen, ist besonders das Recht hervorzuheben, daß sie im Allgemeinen nach ihren eigenen herkömmlichen Gebräuchen beherrscht werden sollen.

Der einstige Uskoke vereinigte in sich viele der Vorzüge und Mängel der Südslaven im Allgemeinen, die sich nach und nach verloren, wovon die Slovenen einen augenscheinlichen Beweis liefern. Wo sind heutigen Tages jene Krainer, welche Valvasor ehemals so lebhaft schilderte? Wäre nicht die Sprache, dieses einzig wahre und dauernde Bindemittel der Glieder eines Volkes, geblieben, die Tracht, die Sitten und Gebräuche würden es gegenwärtig kaum ahnen lassen, daß auch die Slovenen — Slaven sind. — Ehemals kennzeichnete den Uskoken sein bis zur Verwegenheit gesteigerter Muth, der in der religiösen Begeisterung und dem unerbittlichsten Türkenhasse stets neue Nahrung gefunden, — Verschlossenheit, fast Mißtrauen gegen

Digitized by Google

alles Fremde ein fast bei allen slavischen Stämmen mehr oder weniger hervortretender Charakterzug) — Liebe zu seinem Stamme, wie zur Familie — stolze Erinnerungen an die thatenreiche Vergangenheit, die mit Hoffnung eine größere Zukunft erfüllt — In diesen Grundtönen stimmte übrigens mit den Uskoken der Serbe wie der Montegriner überein, wie wir es aus den Nationalgesängen, namentlich den serbischen, in denen sich der Südslavismus am hellsten wiederspiegelt, klar sehen. Aus ihnen lernen wir das ganze geistige Leben dieser Stämme, sowie ihre alten Wünsche und Hoffnungen kennen. Die kräftigen Klänge, die kühne himmelanstürmende Phantasie mit ihren gigantischen Bildern entfalten vor unserer Seele das lebendige Bild eines, wenngleich rohen und rauhen, aber selbstbewußten, freiheitliebenden Volksstammes. Jene verfeinerte Halbbildung, welche hier und da das warme Nationalbewußtsein mit einer blassen cosmopolitischen Färbung übertüncht und dadurch das eigentlich Nationale erstickt, ist noch immer nicht in dem Maße hindurchgedrungen zu diesen urkräftigen Gestalten, daß ihr eigentlicher Typus schon verwischt worden wäre, wie dies bei den Slovenen leider fast durchgehends der Fall ist. Dessenungeachtet sind viele Eigenthümlichkeiten der Uskoken im Laufe der Zeit verloren gegangen; der Verkehr mit ihren Nachbarn, sowie die geänderten staatlichen Verhältnisse haben die scharfen Kanten dieses Stammes allmälig abgeschliffen. Die Geschichte aber wird dieses Volksgemälde aufbewahren, welches manche interessante Einzelheiten bietet.

Den Freunden des Germanenthums und insbesondere jenen der deutschen Sprachforschung führe ich jetzt ein deutsches Ländchen vor; ein Ländchen, das, einzig in seiner Art, eine für sich abgeschlossene Sprachinsel, umfluthet von der sie rings umgebenden slavischen Bevölkerung des Herzogthums Krain, bildet, und vollkommen geeignet und würdig ist, die Aufmerksamkeit seiner Stammverwandten auf sich zu lenken. Dieses Ländchen bewahrt Eigenthümlichkeiten und so viele Vorzüge des Stammes, dem es angehört, daß Jahrhunderte von demselben nur sehr wenig zu ändern vermocht haben. Es ist dieses das Herzogthum „Gottschee", das insbesondere für den deutschen Sprachforscher sehr beachtenswerth sein dürfte.

Schon der Name „Gottscheer" hat mehrfältige etymologische

Digitized by Google

Erklärungen hervorgerufen und die Herleitung des Namens von Gothi-Savii, Goth-Savier, Gotschewer, Gottscheer — schien umso mehr Manches für sich zu haben, als nach Schönleben die Ostgothen auch an der Save ihren Sitz gehabt und sich bis nach Liburnien und Istrien ausgedehnt haben; ferner deutet der Mann Gotnavas (Gothendorf), ein Dorf bei Neustadtl in Unterkrain — wo einer alten Sage zufolge der Gothenkönig Theodorich Lager gehalten haben soll — ebenfalls auf die obige Ableitung hin. Dieser Annahme, welche übrigens historisch kaum zu beweisen wäre, widerspricht die Thatsache, das Thomas Chrön, der nachherige Fürstbischof von Laibach, im Archive zu Bischlack eine Urkunde gelesen und eigenhändig copirt hat, worin ausdrücklich gesagt wird, daß Kaiser Carl IV. dem Grafen von Ortenburg, welcher diesen Landstrich vom Patriarchen Aquileja im Jahre 1247 zu Lehen erhalten hatte, 300 Mann mit Weibern und Kindern, theils Franken, theils Thüringer, die wegen eines Aufstandes des Landes verwiesen wurden, als dienstbare Knechte überlassen hatte, welche nachher die waldigen Gegenden von Gottschee urbar gemacht, und wo sie dann eingesperrt wurden. Eine weitere Annahme ist jene, welche den Namen von Gottes-See herleitet, und sich hierbei auf die örtliche Lage und Beschaffenheit, der zufolge hier ganz wohl ehemals ein See gewesen sein konnte, sowie auf die altdeutsche Mythologie stützt; allein die eben erwähnte Urkunde bezüglich der Einwanderung widerstreitet auch dieser Annahme schon in Bezug auf die Zeitperiode.

Doch dem sei, wie ihm wolle, gewiß ist es, daß die Gottscheer deutscher Abkunft sind, daß sie sich in ihren Traditionen selbst für eingewanderte Franken halten und sich seit undenklichen Zeiten von den um sie herumwohnenden Slovenen in Sprache, Kleidertracht und Sitte unterscheiden. Ihre Sprache ist ein veraltetes, grobes Deutsch, ohne Beimengung slavischer Wörter; doch ist es den Deutschen vielfach unverständlich, was zweifelsohne in der rasch vorgeschrittenen Ausbildung der deutschen Sprache seinen Grund hat, während welcher die von ihren Sprachverwandten abgeschnittenen Gottscheer ihre alte Mundart ziemlich unverfälscht beibehalten haben. Bemerkenswerth ist dabei die Aussprache einzelner Vocale, die vielen „ai" im Auslaut, einzelne vom Mittelhochdeutschen entsprechende

Digitized by Google

Endungen, sowie überhaupt viele Ausdrücke dieses Idioms sehr bezeichnend sind.

Ihre Aussprache klingt übrigens unangenehm und hat einen eigenthümlichen Accent, an welchem man den Gottscheer sogleich erkennt, wenn er auch eine andere Sprache spricht. Zu dem reden sie gewöhnlich sehr schnell, was die Beobachtung selbst beim aufmerksamsten Zuhörer erschwert.

Da es in diesen Skizzen nicht meine Aufgabe sein kann, gründliche und ausführliche philologische Reflexionen anzustellen, so möge dieser Fingerzeig als ein Wink für die Freunde deutscher Sprachforschung gelten, indem sich hier ein noch gar nicht bebautes Feld für ihren Fleiß und den Scharfsinn zum Vortheile deutscher Sprachkunde öffnet.

So wie die Sprache fast unverfälscht blieb, ebenso wurde die Kleidertracht von dem Wechsel der Mode wenig berührt, und sie erinnert in so Manchem an die altdeutsche Abkunft.

In Lebensart und Sitte sind die Gottscheer mehrfach ihren slavischen Nachbarn ähnlich, von denen sie mancherlei Gebräuche angenommen haben, obwohl sie die Vermischung durch Heiraten mit den nachbarlichen Slaven gern vermeiden. Der Gottscheer lebt im Handel, er gewöhnt sich daran von Jugend an, denn der Vater nimmt nicht selten seinen Jungen in die entferntesten Länder mit, und so entsteht aus der Gewohnheit eine Neigung zum Handelsgeschäfte, die durch das Bedürfniß wegen des unfruchtbaren Bodens veranlaßt und durch glückliches Gedeihen anlockender gemacht wird. Ihre Manufacturen, die meistens in Holzgeräthschaften bestehen, geben ihnen nicht weniger Stoff dazu, als manche Eßwaaren und Südfrüchte, die sie aus Finme holen und dann in's Ausland tragen. Man kann mindestens 60—80.000 Gulden C.-M. im Durchschnitte annehmen, die jährlich durch den Handelsbetrieb nach Gottschee kommen. Ihrem Charakter nach sind sie gutmüthige, aufrichtige, treue und mäßige Leute, fern von Trug und List, auch verräth die Jugend mitunter große geistige Begabung.

Einen besonderen Gegenstand des Handels bietet der aschgraue Balg des Billich (Myoxus glis des Linné), eines kleinen, dem Eichhörnchen ähnlichen Thieres, welches, in den Buchenwaldungen

Digitized by Google

lebend und vorzüglich von Bucheckern sich nährend, hier im Herbste in großer Menge gefangen wird.

Zum Schlusse noch einige topographische und historische Bemerkungen. Das Gebiet dieses Herzogthums umfaßt beiläufig 14½ □Meilen und hat keine andere Stadt als Gottschee, welche Leopold I. dem Grafen Wolf Engelbrecht von Auersperg geschenkt hatte; auch gibt es in diesem Herzogthume keinen anderen adeligen Landsitz und kein Gut; alle Insassen sind ihrem Herzoge urbar schuldig und unterthänig. Das Gebiet des heutigen Herzogthums Gottschee gehörte ehemals den Patriarchen von Aquileja, welche ausgedehnte Besitzungen in Krain besaßen. Patriarch Berthold gab es dem Friedrich von Ortenburg, der zu Ortneck residirte, im Jahre 1247 zu Lehen. Nach den Aussterben der Ortenburger kam Gottschee im Jahre 1420 an die Grafen von Cilli. Friedrich, Graf von Cilli, der mit seinem Vater Hermann in Hader lebte, baute sich nahe bei der Stadt Gottschee das Schloß Friedrichstein, welches jedoch gegen das Ende des 18. Jahrhunderts niedergerissen wurde. Die Cillier starben aus und das Erzhaus Oesterreich kam in den Besitz ihrer Güter. In diesem Zeitraume war es, daß Gottschee ein Pfandschillingsgut und die Stadt landesfürstlich ward. — Georg Graf von Thurn, der in einem Auflauf der Bauern im Jahre 1515 sein Leben verlor, hatte es nur pfandweise genossen; dann wurde es als ein Kammergut verwaltet, bis es im Jahre 1547 Franz Ursini, Graf von Blagay, pfandweise von der Hofkammer an sich brachte. Von seinen Nachkommen verkaufte es Niclas V., Ursini, Graf von Blagay, dem Freiherrn Johann Jacob von Khisl zu Kaltenbrunn im Jahre 1619, der auch Reifnitz und Pölland besaß und im Jahre 1622 in den Grafenstand erhoben wurde. Seit dieser Zeit kam Gottschee als Grafschaft vor.

Diese Grafschaft ist Kraft des Kaufbriefes vom 9. Juli 1641 von Bartholomäus Grafen von Khisl dem Grafen Wolf Engelbert von Auersperg verkauft worden, welcher unverehelicht starb und seinen Bruder Johann Weikhard von Auersperg in seinem Testamente zum Erben aller seiner Besitzungen einsetzte. Der Letzgenannte wurde am 17. September 1653 in den Reichsfürstenstand erhoben und Gottschee sammt seinen angeerbten Besitzungen zu einem Fidei-

Digitized by Google

commisse gemacht, welches nunmehr unverrückbar bis in die Gegenwart bei diesem fürstlichen Hause verblieb.

Der letzte Judenexceß in Wien im Jahre 1706.

(Schluß.)

Um für die Zukunft der Wiederholung solcher „stadtverderblicher" Empörung vorzubeugen, hatte die Regierung ein weitläufiges wohlausgeführtes, aus 12 Punkten bestehendes Gutachten vorgelegt, und beantragt, daß dasselbe seiner Wichtigkeit wegen in einer Conferenz berathen werde, welchem Antrage sich die Hofkanzlei anschloß und beantragte:

Seine Majestät wolle die Abhaltung der erwähnten Commission unter dem Vorsitze des Statthalters der nieder-österreichischen Lande, mit Zuziehung von Abgeordneten des Hof- und Land-Marschalls, dann des Stadtobristen allergn. genehmigen, damit die von der Regierung gemachten Vorschläge reiflich geprüft und erwogen, und das Resultat dieser Berathung Allerh. Orts vorgelegt werden könne.

Relatum suae Majestati 19. Februar 1706.

Fürst Adam Liechtenstein.
Traun.
Buccellini.
Philipp v. Dietrichstein.
Trautson.
Windischgrätz.
Sailler.
Linzendorff.
Wels.

Hierüber wurde der Hofkanzlei folgende Allerh. Entschließung bekannt gegeben:

„Seye gahr nicht zu zweifeln, daß der entstandene Tumult eine „üble Sach' und von böser Consequentz gewesen, man hatte danenhero umb „so viel mehrer auf die Bestraffung und künfftige Verhüttung derlei „sachen zu gedenckhen. Es wäre wohl eine Frag, ob nicht einige sich „des criminis laesae Majestatis schuldig gemacht hetten; das „boßhaffte Vorhaben seye nicht allein auf die Juden, sondern auf

Digitized by Google

„andere üble Sachen gerichtet gewesen, wie denn verlauten wolte, „daß gewiße Zetln, in welchen von denen Rebellen „und ihr schlimmes unternehmen zu befürdern ge„dacht, wären gefunden worden. Daß übel absehen könnte man „auch von auslösch- und zerschlagung der Laternen und dadurch „beschehene Verfünsterung, auch von anderen gewaltthätigen factis „abnehmen.

„Die Universität hette zwar in einem und dem andern ihr Ambt „gehandelt, wäre aber auf die beschehene anpickhung deren Provo„cationszettln in denen Schuellen genau zu inquiriren geweßen, so „noch beschehen müßte; in corpore hette die Universität nicht „peccirt, ob aber deren privilegia zu confirmiren wären oder nicht, „derenthalben würde es der weiteren Uiberlegung vonnöthen sein „und wollte Ihre Majestät sich sodann ferners resolviren.

„Der arrestirte Student wäre zwahr zu absolviren, die weitere „rigorose Inquisition aber wider die anderen Arrestirten nicht zu „unterlassen; man müsse mit allem rigor verfahren und auf die „Radlführer zu gelangen, fleiß anwenden. Der nächst Justifizirte „seie vielleicht auch nicht von den ärgsten und ersten Urhebern „geweßen, hette es aber doch mit dem Leben bezalen müssen.

„Die Hofcommission wolte J. Majestät eingerathener massen „a. g. approbiret haben. Wegen der häuffig hereinkommenden Juden „müsse man das Werkh noch weiter überlegen, auf die Abstellung „gedacht zu sein und würden sich J. Majestät sodann besonders „resolviren."

(Ohne Datum und Unterschrift.)

Mit diesem Schriftstücke, welches den Beweis liefert, wie ernst die Sache zu nehmen war und höchsten Orts auch genommen wurde, schließt das schriftliche Materiale ab und es bleiben nur noch die beiden, auf den Gegenstand der Darstellung bezüglichen Publicationen des Diariums zu erwähnen übrig.

Die Nummer 261 vom 30. Jänner 1706 liefert den Beweis der raschen Procedur der Justiz, dieselbe enthält den vollen Text des Urtheiles wider Paul N . . welcher an demselben Tage am hohen Markte mit dem Strange hingerichtet wurde, — „umb willen er „bei dem nächsthin den 18. d. entstandenen Tumult und Ausrau-

Digitized by Google

„bung des in der Alstergassen liegenden Hauß, so ein Jud in „bestand gehabt, gewesen und einige Effekten darvon hinweck getragen."

Nr. 280 vom 7. April 1706 bringt eine Verordnung:

„daß auf vazirende Studenten und solche, welche sich fälschlich „für Studirende ausgeben, auf der Gasse, vor den Kirchen und in „Häusern Tag und Nacht betteln, sich dem Müssiggange ergeben, „Diebstahl und Raub begehen, (wie sich einer und der andere der- „selben an dem am 17. und 18 Jänner in der Stadt und in „Nußdorf erregten Tumulte betheiligt haben) strengstens zu invi- „giliren und derlei Unfug ernstlich abzustellen sei."

Nr. 338 enthält die Publication eines Urtheiles über einen Studenten.

„Am 27. Oktober wurde bei allhiesiger Universität einem Studenten, „welcher bei dem am 17. und 18. Jänner allhier in der Stadt „entstandenen Tumulte mit Anschlagung einiger Provokationszettel „interessirt war, das Urtheil publizirt: daß er auf dem akademischen „Richtplatze mit dem Schwerdte vom Leben zum Tode hingerichtet „werden solle, von Sr. Majestät aber begnadigt, dagegen verurtheilet „sei, aus den Matriken der Universität für immer gestrichen zu „werden, zwei Jahre in Eisen im Stadtgraben zu arbeiten und „nach vollbrachter Strafzeit aus Oesterreich verwiesen zu werden."

Nachdem weder im Jahrgange 1706 des Wr. Diariums noch im folgenden irgend welche Notizen oder Publicationen über den fraglichen Tumult enthalten sind, ist auch diese Quelle als erschöpft zu betrachten und somit schließt die Erzählung des wirklich letzten Judentumultes in Wien, welcher, wie alle seine Vorläufer, seine Entstehung vorwiegend der Unwissenheit, Rohheit und dem Aberglauben verdankt hatte. R. B.

England und Indien.

Unter den vielen Gegnern, welche Lord Beaconsfield's imperialistische Politik bekämpfen, befindet sich auch die gesammte unabhängige indische Presse. Nicht blos die der englischen Oberherrschaft unbedingt feindseligen Organe der Mohamedaner und der orthodoxen Hindus,

Digitized by Google

sondern auch diejenigen Eingeborenen, welche dankbar die Segnungen der engl. Civilisation anerkennen, sind einstimmig darin, die Politik zu verurtheilen, welche den Krieg in Südafrika und den in Afghanistan heraufbeschworen. Die heftigsten und maßlosesten Angriffe, welche Gladstone gegen das jetzige Cabinet erhebt, werden beifällig aufgenommen und mit Genugthuung wird die Nachricht verbreitet, daß einige Mitglieder der liberalen Partei gesonnen seien, Lord Lytton wegen seines Vorgehens gegen Afghanistan in Anklagestand zu versetzen. Hören wir nun einige der Vorwürfe, welche gebildete Hindus gegen ihre engl. Beherrscher erheben. In ihrer Nummer vom 22. Jän. d. J. knüpft die in Kalkutta erscheinende Brahmo Public Opinion an einen Artikel des Londoner Finanzblattes Economist an, welcher den Titel führt: „Welche Nachtheile hat England über Indien gebracht." Diese Nachtheile sind nach letzterem Blatte nicht sowohl auf wirthschaftlichem als vielmehr auf geistigem Gebiete zu suchen. Der Handel Indiens sei 20mal so groß als er es jemals unter dem Großmogul gewesen. An die Stelle der Industriezweige, die England vernichtet habe, z. B. die der Musselinfabrication, seien andere Erwerbsquellen getreten, wie Thee, Indigo, Jute u. A. Wenn da dort die Nahrungsmittel für die vorhandene Bevölkerung nicht ausreichen, so stehe es ja allen Eingeborenen frei, auszuwandern, und es gebe ausgedehnte tropische Gegenden, wo Platz genug sei. Damit ist nun das indische Blatt nicht ganz einverstanden. Die ungeheuere Ausfuhr von Reis und Korn habe die Nahrungsmittel für die arme Landbevölkerung vertheuert. In den fruchtbarsten Reisbezirken sei der Reis oft theurer als in Kalkutta. Die zahlreiche Weberclasse sei ganz brodlos geworden. Was aber die Auswanderung betreffe, so komme diese für einen Hindu, der von Natur nicht so energisch und betriebsam wie ein Europäer sei, gar nicht in Betracht. Die Nachtheile auf geistigem Gebiete sind nach dem Economist folgende: England habe die Hindus gewaltsam aus Asiaten zu Europäern gemacht, ihnen englische Literatur, Kunst und Wissenschaft aufgedrängt und dadurch alle Originalität vernichtet. Indische Poesie, Philosophie und Theologie seien unter dem kalten Hauche des Nordwinds hingewelkt und jetzt seien zahllose Gelehrte da, welche ihre Kräfte in Nachahmungen vergeuden, deren Producte

Digitized by Google

ungefähr denselben Werth haben wie Milton's lateinische Verse. Sie seien an eine Sprache gefesselt, welche sie zwar verstehen, aber in welcher sie nicht empfinden können. Unter einem hochbegabten zahlreichen Volke sei in den letzten hundert Jahren kein origineller Geist erstanden; eine Nation von Philosophen bringe nur noch Commentatoren hervor, ein poetisches Volk habe keine originale Composition mehr aufzuweisen, eine Race, welche einen ganzen Welttheil mit prachtvollen Gebäuden bedeckt, wisse kein bedeutendes Bauwerk mehr zu schaffen. „Wir haben", fährt das englische Blatt fort, „die Aussicht auf jede höhere Laufbahn und damit das wichtigste Reizmittel für das Talent von Hindus abgeschnitten. Die indische Nation ist kriegerisch und hat nicht nur große, sondern auch originelle Soldaten, wie Hyder Ali hervorgebracht; unter unserer Herrschaft ist es für einen Eingeborenen unmöglich, jemals Befehlshaber eines Cavalleriecorps, geschweige denn Leiter einer selbstständigen Expedition zu werden. Sie haben große Politiker, wie Akbar und Toder Mull hervorgebracht und zeigen auch als Vezire der eingebornen Fürsten bemerkenswerthes Regierungstalent; wir schließen sie von der politischen Laufbahn aus und lassen sie höchstens an den Verhandlungen einer berathenden Versammlung Theil nehmen. Dies ist dem Charakter der Eingeborenen ganz unangemessen. Diese wollen originell sein, ihren Willen durchführen, große Reformen octroyiren und vor Allem regieren, und das können wir ihnen nicht gewähren. Ebenso ist es in den anderen Gebieten des geistigen Lebens. Eingeborne Architekten haben die Tempel von Seringham, Benares und Dschaipore gebaut, wir lassen sie blos Maurerdienste verrichten, eingeborne Ingenieure haben Tandschore in einen Garten verwandelt, die Engländer würden ihnen nicht einmal die Herstellung eines Kanals überlassen. So bleibt ihnen nur übrig, sich auf das Geldmachen zu legen; dies verschmähen die von vornehmer Geburt, während die, welchen es gelingt, unwillig fragen, welche Stellung ihnen denn ihre Millionen verschaffen? Wenn sie nicht Parsen sind, bringt sie der Reichthum ihren Beherrschern nicht näher. Der eingeborne Baring wird eben nur zur Heerde gerechnet. Das Salz ist aus ihrem Leben genommen und ein ehrgeiziger Hindu voll halbentwickelter Kraft ist in einer hoffnungsloseren Lage, als

Digitized by Google

ein Armenier unter St. Petersburg, oder ein Algerier unter Paris. Seit Lord Bentinck hat jeder Vicekönig versucht, den Eingeborenen eine neue Laufbahn zu eröffnen, aber das sind keine Bahnen, welche diese wünschen. Können wir eingebornen Verwaltern keine Provinzen anweisen und ihnen ein ziemliches Maß von Freiheit gewähren, so werden wir sie nie zufriedenstellen. Alle hatten Hoffnung auf jenes dramatische Vorrücken im Leben, welches so häufig in Asien vorkommt, und jetzt hat keiner solche Hoffnung mehr. Es ist gerade wie wenn nach fremder Eroberung kein eingeborner Amerikaner mehr Präsident werden könnte." Das Kalkuttaische Blatt erklärt sich nun hiemit völlig einverstanden, der Artikel enthalte die ganze Wahrheit und nichts als Wahrheit. Die Hindus seien dankbar für englische Erziehung und Bildung, aber sie wünschen, daß auch ein würdiges Ziel für diese höhere Bildung gegeben werde. Gerade die englische Erziehung veranlasse sie, mehr zu verlangen, als ihnen bis jetzt gewährt worden. Unter den einzelnen Beschwerden, von denen die indischen Blätter widerhallen, kehrt am häufigsten die wieder, daß so große Summen dem Landesvermögen entnommen werden als Gehalte, Pensionen, Reisekostenentschädigungen für englische Beamte, Aerzte, Gelehrte ꝛc, die in Indien oft nur für einige Jahre Dienste geleistet. Und doch sind sie der Ansicht, daß Eingeborene dieselben Stellen um weit geringeren Lohn ebenso gut, wenn nicht noch weit besser verwalten könnten. Oft wirken in demselben Collegium europäische und indische Mitglieder zusammen und letztere begreifen nicht, warum ihre englischen Amtsgenossen zehnmal höheren Gehalt beanspruchen, als sie. Ist es für den Europäer eine gefährliche Sache, sich in einem tropischen Lande niederzulassen, so folgern die Hindus, daß es umso mehr angezeigt sei, möglichst viele Stellen mit Eingebornen zu besetzen. Früher waren den letzteren blos die niedersten Stellen der Verwaltung offen, neuerdings hat man ihnen auch die Bewerbung um höhere freigestellt, aber diese Erlaubniß ist nahezu illusorisch geworden, durch die Bedingung, daß die Bewerber sich in England aufgehalten und dort ein Examen bestanden haben müssen. Eine solche Reise aber ist den meisten durch ihre Armuth, den orthodoxen Hindus außerdem noch durch die Religion verboten. Mit Recht fragen sie, warum doch die Engländer Universitäten in Indien

Digitized by Google

gegründet haben, wenn man an denselben kein für den englischen Staatsdienst giltiges Examen machen könne. Ein hervorragender indischer Gelehrter hat sich im vorigen Jahr nach England begeben, um durch Vorträge, Reden auf Volksversammlungen, Zeitungsartikel u. dgl. die öffentliche Meinung Englands auf die indischen Beschwerden zu lenken. Durch sein maßvolles, besonnenes Auftreten ist ihm dies einigermaßen gelungen; es ist jedoch kaum daran zu denken, daß eine gründliche Abhilfe geleistet wird, besonders wo der Geldbeutel in Betracht kommt. Hier hört bekanntlich auch in England die Gemüthlichkeit auf. Wo sollte man denn die vielen jüngeren Söhne des Adels und alle geldbedürftigen Mitglieder der „oberen Zehntausend" versorgen, wenn es in Indien und in den anderen Colonien keine Anstellungen mehr gebe? Wie sehr jedoch die Klagen der Hindus berechtigt sind, geht u. a. auch daraus hervor, daß selbst der officielle Anwalt der indischen Regierung, Dr. Hunter, der Vorstand des statistischen Bureau's in Kalkutta, welcher die afghanische Politik und die financielle Verwaltung vertheidigt, dennoch manche bedeutsame Zugeständnisse machen muß. Er sagt in einem Vortrag, den er auf Ansuchen der Handelskammer zu Birmingham hielt u. a. Folgendes: „Wenn eine neue Industrie in Indien entsteht, oder wenn irgend eine alte Industrie eine solche Ausdehnung gewinnt, daß sie dem englischen Producenten unbequem wird, dann muß diese Manufactur unbedingt aus dem indischen Zolltarife gestrichen werden. Nun hat in Indien das Wachsthum der Bevölkerung die Productionskraft des Bodens überstiegen und die einzige Aussicht auf Unterhalt liegt für das Volk im Wachsthum seiner Manufactur und in der Eröffnung neuer Industriezweige. Aber die Lage, in welcher Lancashire sich befindet, würde jede neue Manufactur in Indien und jede Ausdehnung einer alten zu einem schweren Verlust für ersteres machen und würde nöthigen, dieselben aus dem indischen Zolltarif zu streichen, sobald sie im Stande wären, mit der britischen Industrie zu concurriren. Manchester hat daher die Interessen der indischen Finanzmänner in Gegensatz zu den industriellen Interessen des eigenen Landes gebracht. Was vermögen die stummen vertreterlosen Millionen Indiens gegen Manchester? Der Kampf ist für sie von vorn herein verloren und wird es bleiben bis zum Ende. Wenn

Digitized by Google

aber auch das indische Volk arm ist und seine halb articulirten Klagen die klare durchdringende Stimme Manchesters nicht zu übertönen vermögen, so hat es doch ein tiefes Gefühl für das Unrecht und empfindet es bitterlich. Seit 1869 habe ich die eingeborne Presse aufmerksam studirt und meine Wangen sind bisweilen schamroth geworden über der Gerechtigkeit ihrer Klagen. Wenn England einem europäischen Fürsten einen ungewöhnlich glänzenden Empfang bereiten wollte, sagen die eingebornen Journalisten, so geschah dies aus den indischen Einkünften. Wollte England in Abyssinien Krieg führen, so nahm es indische Truppen, schrieb die Unterhaltungskosten derselben auf die indische Rechnung So gibt es eine ganze Liste von Anklagen, die in allen Zeitungen wiederholt werden. Man bedenkt es hier viel zu wenig, wie die Ehre Englands unter diesen Anklagen Noth leidet." Im Verlauf seines Vortrages sagt dann Dr. Hunter weiter: „Die britische Regierung Indiens steht jetzt zum erstenmale einer wirklichen öffentlichen Meinung in diesem Lande gegenüber und zu gleicher Zeit werden ihre Handlungen immer eingehender von der öffentlichen Meinung Englands geprüft. In der ersteren Beziehung ernten wir einfach, was wir gesäet haben. Wir haben Schulen und Gymnasien über das ganze Land verbreitet; wir müssen daher mit dem gebildeten kritischen Geiste rechnen, den wir selbst zur Entwicklung gebracht haben. Wir haben die Jugend Indiens ihren Geist an Büchern nähren lassen, welche die stolzesten Stellen Milton's und Burke's enthielten, wir haben sie für Pym und Hampden begeistert, wir haben ihnen das freie England als Muster hingestellt: die Kinder, die wir in diesen Ideen erzogen, sind jetzt die Erwachsenen, mit denen die englische Verwaltung sich zu beschäftigen hat. Ich glaube nicht, daß einem Volke, welches ein Sechstel der Einwohnerzahl des ganzen Erdkreises enthält und das von frühester Jugend an von dem kräftigen Hauch der englischen Freiheit berührt worden ist, für die Dauer das Recht versagt werden kann, eine Stimme bei der Regierung seines Landes zu haben; ich glaube nicht, daß Nationen, von denen wir eine Auflage von 60 Millionen Pfd. St. erheben und denen wir den Grundsatz eingeprägt haben, daß es ein Grundrecht des Volkes ist, keine Besteuerung ohne Vertretung zu dulden, für immer von jeglichem Antheil an der

Digitized by Google

Verwaltung ihrer Finanzen ausgeschlossen werden können. Es ist unmöglich, 200 Millionen britischen Unterthanen das Recht freier Kritik gegen ihre Regierung vorzuenthalten, wenn die Reden Gladstone's und Bright's beständig in ihren Ohren tönen. . . . Es ist als ob man eine Palme in einem Gewächshause gepflanzt, sie begossen und gepflegt hätte, bis sie zum Dache emporgewachsen und dann sie mit eisernen Banden festhalten wollte, daß sie nicht höher wachse. Läßt man sie nicht frei wachsen, so wird der Tag kommen, wo entweder ihre Spitze das Dach durchbrechen wird oder wo der schöne Baum, den man mit eigener Hand gepflanzt, abgehauen werden muß." Diese Auslassungen finden in Indien begeisterten Widerhall und die anglo-indische Presse verlangt ungestümer als je Theilnahme der Eingebornen an der Verwaltung. Gebe man den Hindus die Freiheiten, welche das englische Volk besitze, so werde die bisherige Verstimmung gegen England schwinden und nicht ein Stein des großen Gebäudes der britischen Herrschaft in Indien werde angetastet werden. Und allerdings wird sich England diesem Begehren nicht mehr zu lange verschließen dürfen; ob aber seine Herrschaft dann noch so sicher steht, ist eine Frage, welche nicht so zuversichtlich sich bejahen läßt.

Serbien und die Türkei im 19. Jahrhundert.

Von Leopold v. Ranke.

Der Altmeister der deutschen Geschichtsforschung hat die seltene Befriedigung erlebt, sein Erstlingswerk, das im Jahre 1829 erschienene Buch über die serbischen Befreiungskriege, nach einem Zeitraum von 50 Jahren in 3. Auflage erscheinen zu sehen, in der er die Entwicklung eines aufwärts strebenden Volkes, dessen Wiedererwachen aus dem jahrhundertelangen Tode der Sclaverei er von früh an mit lebhafter innerer Betheiligung verfolgt hat, bis zu einem befriedigenden Abschluß, bis zur glücklichen Erreichung des erstrebten Zieles zur Darstellung bringen konnte. Die neue Auflage jener alten, berühmten Schrift ist nämlich keineswegs blos eine verbesserte Wiederholung des früher Gebotenen: Leopold v. Ranke zeigt mit diesem 43. Bande seiner sämmtlichen Werke, daß er auch noch in seinem hohem Alter,

Digitized by Google

unserem Kaiser an Rüstigkeit ähnlich, Lust und Kraft für frisches geistiges Schaffen besitzt. Außerdem daß er hier den Inhalt der meist auf den Berichten von Augenzeugen beruhenden früheren Darstellung durch Zuhilfenahme von Gesandtschafts- und Consularberichten actenmäßig zu bestätigen, zu ergänzen oder zu berichtigen weiß, hat er durch neu geschaffene Darstellung der neueren und neuesten Geschichte ein Werk geboten, welches nicht blos die Verhältnisse und Schicksale Serbiens mit einer auch dem strengen und gerechten Geschichtsforscher möglichen liebevollen und warmen Theilnahme darstellt, sondern zugleich mit aller nur wünschenswerthen Klarheit den für unser Jahrhundert so durchaus bezeichnenden Zersetzungsproceß des einst furchtbaren Osmanenreiches in seinen wichtigsten Erscheinungen vor Augen malt. Von diesem Gesichtspunkte aus ist es zu verstehen, daß zwischen die ältere und neuere Periode der neuserbischen Geschichte zwei schon früher geschriebene Aufsätze eingefügt sind, deren Inhalt zur serbischen Entwicklung nur in entfernter Beziehung steht. Nachdem nämlich der Inhalt der beiden früheren Auflagen, welche die serbischen Freiheitskämpfe und die darauf folgende Entwicklung bis 1829, bezw. 1844 dargestellt hatten, wiedergegeben ist, folgt ein im Jahre 1834 geschriebener Aufsatz über „Bosnien in seinem Verhältniß zu den Reformen des Sultans Mahmud". Es handelt sich hier um die Niederbeugung des mohamedanischen Adels in Bosnien, welcher der von Mahmud angestrebten Bureaukratisirung der Türkei sich mit den Waffen entgegensetzte; um einen Kampf, welcher der jetzigen Entwicklung Bosniens und dessen Lostrennung von der Türkei ganz wesentlich vorgearbeitet hat. Noch weiter von Serbien weg führt der folgende Abschnitt: „Verflechtung der orientalischen und occidentalischen Angelegenheiten", wo der lange Kampf zwischen der Pforte und ihrem übermächtigen Vasallen Mehemed Ali von Egypten hauptsächlich vom Standpunkt der europäischen Diplomatie aus geschildert ist. Ranke berührt sich hier vielfach mit Prokesch-Osten, dessen günstige Meinung von dem egyptischen Regormpascha er keineswegs theilt. Die Absicht dieser beiden Abschnitte geht dahin, zu zeigen, wie in der Türkei Stagnation und Reform, Freundschaft und Feindschaft des vorgeschrittenen Abendlandes gleich verderblich auf das türkische Reich einwirken, und wie alle diese einander widerstreitenden Interessen

Digitized by Google

das ihrige dazu beitragen, die letzte Kraft des sinkenden Osmanenthums zu brechen und für neue Bildungen Raum zu schaffen. Das Geschick des Türkenreiches ist besiegelt: die unterworfenen, zertretenen Nationen erwachen eine nach der andern, theils aus eigener Kraft, theils mit fremder Hilfe ringen sie um die Freiheit, und wo einmal diese Entwicklung begonnen hat, da schreitet sie mit der Nothwendigkeit des Geschickes vorwärts, bis Land und Volk fürs türkische Reich nicht blos, sondern auch für die mohamedanische Religion ein für allemal verloren sind. Serbien ist das Land, wo dieser Zerbröckelungsproceß in unserem Jahrhundert seinen Anfang genommen hat und wo ein unterjochtes Volk zum erstenmal nennenswerthe Erfolge erzielte. Wir haben seinerzeit, als die serbischen Unruhen die Augen unseres Welttheils auf sich zu ziehen begannen (1875), hauptsächlich auf Grund des alten Ranke'schen Buches in diesen Blättern eine gedrängte Darstellung des serbischen Befreiungskampfes gegeben. Die neue Auflage bestätigt alle wesentlichen Punkte der alten Darstellung. Es war die Noth einer grausamen, gegen die Pforte selbst rebellischen Janitscharenwirthschaft, was zu Beginn dieses Jahrhunderts die unglaubliche Geduld dieses gequälten Volkes endlich brechen machte. Anfänglich in der Meinung, als gute Unterthanen des Großherrn zu handeln, werden die Serben durch die Ereignisse von Schritt zu Schritt weiter geführt, bis endlich statt einer geduldigen Heerde (Raja) ein waffengeübtes Volk dasteht, dem die höchsten Ziele nationaler Selbstständigkeit nicht mehr unerreichbar scheinen. Es sind wilde, aber krafterfüllte Gestalten, in denen sich dieses Streben zuerst verkörpert: jene wetter- und kugelfesten Heiduken Kara Georg, Weliko, Markowitsch, Dobrnyaz und ihr Kumpane und endlich der schlaue, aber nicht minder muthige und kühne Milosch Obrenowitsch, dem endlich nach langem Kampfe und nach wechselvollen Abenteuern der Siegespreis in die Hand fällt. Es sind Wechselfälle von wahrhaft dramatischem Interesse, die in den siegreichen Kämpfen Kara Georgs (1806–1810), in dem jämmerlichen Unterliegen und der fast unbegreiflichen schmählichen Flucht dieses Volkshelden (1813), in der Wiederunterwerfung und neuen Bedrückung des Volkes, endlich in dem fast hoffnungslosen, verzweifelten, aber doch erfolgreichen Auftreten Milosch's (1815) vor unserem Auge vorübergehen. Wie merk-

Digitized by Google

würdig sind dann wieder die Glückswechsel im Leben dieses Mannes, der erst in der Zwitterstellung eines türkischen Beamten und eines serbischen Empörers Jahre lang ohne irgend welche rechtliche Anerkennung sich im Besitz der thatsächlichen Fürstenmacht zu halten weiß; der dann, nachdem die rechtliche Anerkennung erfolgt und seinem Geschlecht die erbliche Fürstenwürde zugesichert ist, durch sein tyrannisches, paschamäßiges Benehmen die Zuneigung seines Volkes so gänzlich eingebüßt, daß es seinen Gegnern gelingt, ihm den Boden unter den Füßen zu entziehen und vom verhaßten Großherrn eine Verfassung zu erlangen, die dem Fürsten alle Macht aus den Händen nahm; jetzt dankt der stolze Mann, der immer auf den thatsächlichen Besitz, nicht aber auf leere Titel und Namen Werth gelegt, ab, um wenigstens für sein Geschlecht den Fürstenthron zu retten und geht gekränkt ins Ausland, wo er volle 20 Jahre zubringt, um endlich unter dem Jubel des Volkes zurückgeholt zu werden und noch einmal $1\frac{1}{2}$ Jahre lang in alter Weise das Scepter zu führen. Wie seltsam ist ferner die Verflechtung der Geschicke der zwei ersten Familien des Landes, der Familie der Obrenowitsch und der Karageorgewitsch. Erst dient Milosch unter Kara Georg; nach dessen schmachvollem Abgang nimmt er nothgedrängt die Führerrolle auf, aber er duldet die Rückkehr des alten Kara Georg nicht und wie dieser das Land betritt, muß er's mit dem Leben bezahlen. Dagegen sind die Obrenowitsch so edel, den Sohn des Ermordeten an ihren Hof aufzunehmen, und sie können es nicht hindern, daß die mächtig gewordene Opposition den schwachen Alexander Karageorgewitsch an Stelle von Milosch's Sohn Michael zum Fürsten ausruft (1842). Nach 16 Jahren aber wird der schwache, nach allen Seiten hin nachgiebige Mann wieder abgesetzt und während er von Niemand gehalten, von Niemand betrauert in die Verbannung abgeht, begründen die Obrenowitsche ihre Macht fester als zuvor. Nach dem Tode des alten Milosch (1860) kommt Michael zum zweiten Mal zur Regierung. Nachdem er aber durch seine Regententugenden die Liebe seines Volkes sich erworben und durch glückliche Beendigung des Handels um die bis dahin immer noch von den Türken besetzten Festungen die letzten sichtbaren Spuren der Fremdherrschaft zu allgemeiner Befriedigung aus dem Lande geschafft, fällt er unter den

Digitized by Google

mörderischen Pistolenschüssen einiger unbesonnenen Parteigänger der Karageorgewitsche, die, wie Ranke urtheilt, wohl ohne Wissen des Fürsten Alexander, durch eine Verschwörung diesem wieder zum Throne verhelfen wollten (1868). Bekanntlich wurde die Absicht nicht erreicht: der Name jenes andern Geschlechts wurde zum Fluchwort in Serbien, Alexander selbst wurde von einem österreichischen Gericht wegen moralischer Mitschuld zu 8 Jahren schweren Kerkers verurtheilt, während der nächste Verwandte des verstorbenen Fürsten, Milan, ein Großneffe Milosch's, die Fürstenwürde erhielt. Die neuesten, wiederum in den seltsamsten Wechselfällen sich bewegenden Schicksale der Serben sind in Aller Erinnerung, auch Ranke hat sie nur angedeutet. Wo die tiefer fließenden Quellen noch nicht eröffnet sind, hält es der Geschichtsforscher für Pflicht, zu schweigen. Zum Schlusse aber erhebt er sich zu einer allgemeineren, welthistorischen Betrachtung über das Verhältniß von Orient und Occident: „Untersuchen wir, worin das innere Zerwürfniß des osmanischen Reiches und sein Verfall im allgemeinsten seinen Grund hat, so ist es, weil es einer andern Weltmacht gegenübersteht, die ihm unendlich überlegen ist. Das osmanische Reich ist von dem christlichen Wesen übermannt und nach allen Seiten durchdrungen. Sagen wir: das christliche Wesen, so verstehen wir darunter freilich nicht ausschließend die Religion; auch mit den Worten: Cultur, Civilisation wird man es nur unvollkommen bezeichnen. Es ist der Genius des Occidents. Es ist der Geist, der die Völker zu geordneten Armeen umschafft, der die Straßen zieht, die Canäle gräbt, alle Meere mit Flotten bedeckt und in sein Eigenthum verwandelt, die entfernten Continente mit Colonien erfüllt, der die Tiefen der Natur mit exacter Forschung ergründet und alle Gebiete des Wissens eingenommen und sie mit immer frischer Arbeit erneuert, ohne doch die ewige Wahrheit aus den Augen zu verlieren; der unter den Menschen trotz der Mannigfaltigkeit ihrer Leidenschaften Ordnung und Gesetz handhabt Er hat Amerika den rohen Kräften der Natur und unbildsamen Nationen abgewonnen und durchaus umgewandelt; auf verschiedenen Wegen dringt er in das entfernteste Asien vor, und kaum China verschließt sich ihm noch; er umspannt Afrika an allen Küsten; unaufhaltsam, vielgestaltig, unnahbar, mit Waffen und Wissenschaft ausgerüstet, bemeistert er

Digitized by Google

sich der Welt. In den letzten Jahrzehnten ist er in das osmanische Reich gewaltig vorgedrungen. In Griechenland und in Serbien, in Egypten und Constantinopel hat er sich seine Organe erschaffen.... Der Geist des mohamedanischen Staates ist an sich selber irre geworden; seine Farbe verbleicht: die Geister des Occidents überwältigen ihn. Was auch geschehen möge, so dürfen wir wohl auf dem Standpunkt der historischen Betrachtung mit Sicherheit aussprechen, daß dies große Ereigniß nicht wieder rückgängig gemacht werden kann; unter den tausendfach auseinandergehenden Bestrebungen der Menschen wird es sich auf die eine oder andere Weise in unabänderlichem Gange vollziehen."

Aus Triest.

Bei Untersuchung unserer commerciellen Verhältnisse gelangt man immer wieder zur Ueberzeugung, daß es ganz bedeutender Factoren bedarf, wenn Triest einem den anderen Concurrenzhäfen — Venedig, — Genua — entsprechenden Aufschwung nehmen soll. Man kann zwar nicht leugnen, daß die Lloyd-Gesellschaft und die Südbahn sich merklich bemühen, Triest zu begünstigen, allein was nützen die thatsächlich eingeräumten Tarifbegünstigungen, wenn die anderen Concurrenzhäfen, zu denen sich jetzt selbst Fiume gesellt, vermöge besserer Eisenbahn-Verbindungen einen rascheren und billigeren Verkehr mit dem Hinterlande erhalten, als Triest? Venedig erfreut sich einer Eisenbahn-Verbindung nach Norden durch die Pontebabahn und ist schon in der Lage auf zwei Routen — Brenner und Pontafel — Triest empfindliche Concurrenz zu machen. Deßgleichen werden für Fiume Anstrengungen gemacht, einen einheitlichen Eisenbahn-Verkehr bis zum äußersten Punkte Ungarns und einen wohlorganisirten Schiffverkehr mit England zu erhalten, was immerhin für einen Nachbarhafen empfindlich werden muß Es mag sein, daß das Zurückbleiben Triest's zum Theile in außer dem Bereiche einer Regierungsaction liegenden Umständen liegt, allein man glaubt hier doch einmüthig, daß durch den Bau der Predilbahn noch Vieles zurückgewonnen werden könnte, was nun speciell durch die Pontebabahn für immer Venedig zufallen muß. Hat doch Venedig schon

Digitized by Google

vor Eröffnung der Pontebabahn in vielen für einen Hafen maßgebenden Artikeln, wie Oel und Getreide, eine stets steigende Bewegung ausgewiesen, um wie viel mehr wird dies nach dem vollständig eingerichteten Verkehre auf der Pontebabahn der Fall sein, durch welche die Route nach West-Deutschland wesentlich abgekürzt wird. Aus dem mir vorliegenden Berichte der Handelskammer in Venedig ist pro 1879 eine Steigerung der gesammten Ex- und Importbewegung um 76½ Millionen Lire gegen das vorhergehende Jahr zu ersehen und allem Anscheine nach wird auch das laufende Jahr günstig schließen. Nur ein Verkehrs-Object, nämlich Getreide, möge den Aufschwung Venedigs illustriren. Von 1875 bis Ende 1879 ist der Getreide-Export allein von 7.5 Millionen Lire auf 27.16 gestiegen. Unser Platz kann wahrlich für eine fünfjährige Periode keinen ähnlichen Aufschwung aufweisen.

Der österreichisch-ungarische Lloyd, welcher bemüht ist, der ihm gestellten Aufgabe möglichst gerecht zu werden, in Folge dessen sich bestrebt, sein Verkehrungsgebiet auszudehnen und die Zahl seiner Schifffahrts-Curse zu vermehren, errichtet jetzt auch zur Ergänzung seiner indischen Linien eine chinesische Linie mit den Anlauf-Plätzen Pulo-Pinang (Insel an der Küste von Malakka) und Hong-Kong. Die Eröffnung derselben wird bald erfolgen.

Von ihren Agenten in Bombay erhielt die Direction des Lloyd einen höchst günstigen Bericht über den Stand der Frachtvorräthe in dieser Stadt, die sich in Folge der eben auch begonnenen Ausfuhr der neuen Baumwollernte tagtäglich noch mehren, wogegen es sehr an Transpormitteln fehlt. Die Direction hat daher beschlossen, im laufenden Monate noch einen Dampfer außer der Tour nach Indien abgehen zu lassen. — Die Levante-Boote des Lloyd werden vom 1. Mai an statt wie bisher jeden Samstag Mittags, jeden Samstag um 4 Uhr Nachmittags, und vom 6. Mai an, statt wie bisher jeden zweiten Donnerstag um 4 Uhr Nachmittags, jeden zweiten Donnerstag um 5 Uhr Nachmittags abgehen. Auf dieser letzteren Linie wird nun auch Zante angelaufen werden.

Am 5. Mai fand die Generalversammlung des Oesterreichisch-ungarischen Lloyd statt. Den Vorsitz führte Baron Marco Morpurgo. Der vom commerciellen Director Baron Bruck vorgetragene Rechen-

Digitized by Google

schaftsbericht weist nach, daß das Erträgniß vom Jahre 1879 geringer sei, als jenes der früheren Jahre, mit Hinblick auf die Wiederkehr geordneter Zustände auf der Balkanhalbinsel und den dadurch entfallenen Separatdienst, ferner den Stillstand des russischen Getreide-Exportes, die Contumazmaßregeln gegen die Pest, die Concurrenz Rußlands und der Türkei, dort, wo der Lloyd die größte Activität entwickelt und endlich den niedrigen Frachtsatz in den Häfen des Orients. Aber trotzdem ist das Resultat ein befriedigendes. Die Lloyd-flotte wurde durch die neuen Dampfer „Aglaja", „Niobe" und „Danae" vergrößert; im Bau begriffen sind „Clio" und „Leda", außerdem sind die Vorarbeiten für andere drei große Dampfer beendigt. Abgeschrieben wurden vom Arsenalswerth 200.000 fl., vom Dampferwerth 1,069.600 fl. Am Kohlengebrauch wurden um 214.000 fl. Ersparungen erzielt. Die Bilanz weist einen Nutzen von 3,087.439 fl. aus. Nach den vorgenommenen Abschreibungen verbleiben 1,939.111 fl. Die Anträge der Direction, hievon eine Dividende von 50 fl per Actie zu zahlen, für den Reservefonds 300.000 fl. zu bestimmen und auf neue Rechnung 395.611 fl zu übertragen wurden angenommen. Die Schulden der Gesellschaft wurden im Jahre 1879 um 1,082.455 fl. reducirt.

Generalversammlung der Assicurazioni Generali.

Abgehalten am 29. April.

Die Assicurazioni Generali ist bekanntlich die größte und mächtigste Versicherungs-Gesellschaft Oesterreichs, deren System der Vermögensverwaltung laute Zeugenschaft ablegt von dem Pflichtgefühle, welches die Männer beseelt, in deren Händen die Geschicke dieser großen vaterländischen Gesellschaft ruhen, welche sich überall im Inlande wie im Auslande eines wohlverdienten Ansehens und Vertrauens erfreut, auf das sie, vermöge ihrer glänzenden Finanzlage und ihres langjährigen segensreichen Wirkens, das vollste Anrecht hat.

Die Bilanz-Ausweise für das Jahr 1879, womit das 48. Bestandjahr der Gesellschaft bei abermaliger sehr bedeutender Vermehrung ihrer Reserven abschließt, enthalten nachfolgende Hauptdaten aus den Resultaten des Geschäftes. Für die Feuerversicherung wurde eine Prämienreserve in der Höhe von 1,540.034 fl. 29 kr. und für

Digitized by Google

Transport 62.124 fl. 53 kr. gegen 1,538.310 fl. 62 kr., respective 57.199 fl. 53 kr., im Jahre 1878 zur Deckung der am 13. December 1879 im Laufen gewesenen Risken zurückgestellt. Die Reserve für schwebend gebliebene Schäden beträgt 479.681 fl. 89 kr. aus den Elementarzweigen. Die Prämienscheine und die in nachfolgenden Geschäftsjahren einzuhebenden Prämien aus der Feuerbranche betragen 12,069.253 fl. 99 kr. gegen 11,715.212 fl. 99 kr. am Schlusse des Jahres 1878, und wurden aus der bilanzmäßigen Abrechnung gänzlich ausgeschieden. Die Reserven der Lebensversicherungs-Abtheilung betragen 14,988.178 fl. 47 kr. gegen 14,281.537 fl. 74 kr. im Jahre 1878 und beziehen sich auf 59,530.316 fl. 56 kr. Capitalien und auf 227.710 fl. 95 kr. Renten in 37.741 Stück Polizzen. Nach Ausscheidung der Ueberlebensversicherungen ergibt sich eine Reserve von 1884 Percent für das am Jahresschlusse in Kraft gebliebene Versicherungs-Capital auf den Todesfall. Die Reserve für schwebend gebliebene Schäden beträgt 165.276 fl. 47 kr. Die Gewinn-Reserve ist auf 1,712.679 fl. 39 kr. von 1,692.355 fl. 74 kr. im Vorjahre gestiegen. Ferner besteht unbeschadet der alljährlich zu Lasten des laufenden Geschäftes bewerkstelligten Abschreibungen von Verlusten auf uneinbringliche Ausstände ein abgesonderter, bisher noch nicht in Anspruch genommener Reservefonds von 80.000 fl. für dubiose Ausstände und 288.858 fl. 32 kr. an Reserve für Cursschwankungen der Werthpapiere. Es haben sich im Jahre 1879 die Baar-Reserven um 978 657 fl. 21 kr. vermehrt und betragen in Summa 18,671.875 fl. mit Ausschluß der Schaden-Reserve von 644.958 fl. 36 kr. gegen 17,693.217 fl. 79 kr. mit Ausschluß der Schaden-Reserve von 615.109 fl. 42 kr. im Jahre 1878. Die Gesellschaft verfügt ferner über ein Stammcapital von 4,200.000 fl. und gewärtigt an jährlichen Prämien nebst Zinsen 10,000.000 fl. aus sämmtlichen Zweigen. Durch im Jahre 1879 bezahlten 6,017.089 fl. 46 kr. für 26.238 Schadenposten erreicht die Summe der seit Bestehen der Gesellschaft vergüteten Schäden die Höhe von 135,336.752 fl. 3 kr. Laut Beschluß der General-Versammlung wurde die Dividende mit 170 Francs in Gold für jede Actie bemessen.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Ant. Magner.
Druck von Hugo Hoffmann, Wien. VII., Breitegasse 4.

Digitized by Google

Inhalt: Oesterreichs Heldenschule. — Ungarns Poesie im 19. Jahrhunderte. — Das Szechenyi-Monument. — Das Beethovendenkmal in Wien. — Liszt's „Christus". — Tivoli und die römische Campagna. — Literatur.

Oesterreichs Heldenschule.

Im verflossenen Monate hat die Wiener-Neustädter Militär-Akademie, die erste und vornehmste militärische Schule Oesterreichs, Maria Theresien's Lieblingsschöpfung und die Haupt-Pflanzstätte der österreichischen Generalität, eine dreifache denkwürdige Feier begangen. Man beging am 23. Mai das 100jährige Jubiläum der genau vor einem Jahrhundert von Maria Theresia gespendeten und mit einem Fahnenband gezirten Akademiefahne, die Weihe einer neuen Fahne unter der Patheuschaft Ihrer Maj. der Kaiserin und die Enthüllung des im Akademieparke errichteten Denkmals für die seit Bestehen des Institutes auf dem Felde der Ehre gebliebenen Zöglinge. Dieses Denkmal ist das vierte größere Denkmal, welches den Akademiepark ziert: das erste dem Akademiedirector FZM. Graf Kinsky (errichtet 1830), das zweite ist das bekannte Theresiendenkmal, das dritte ist ein Granit-Obelisk, 1862 von dankbaren Schülern des ehemaligen Akademie-Professors FZM. Baron Dittrich errichtet. Das neueste Denkmal erhebt sich in der herrlichen Allee neben dem Turnplatz; es ist von Prof. Weyr altarähnlich erbaut; der kaiserliche Adler krönt das Mittelblatt, darunter erglänzt in Goldlettern der Spruch „Treu bis in den Tod", dann die Widmung: „Die ehemaligen Zöglinge der Militärakademie ihren vor dem Feinde gefallenen Cameraden", zu beiden Seiten sind auf je drei Feldern die Namen derselben (seit 1752 nachweislich 269 Officiere) verzeichnet. Die letzten haben im Occupations-Feldzuge den Heldentod gefunden. Circa 1600 ehemalige Zöglinge haben zur Errichtung des Denkmals beigetragen; über 700 ehemalige Zöglinge betheiligten sich an der Feier.

Aus allen Gauen Oesterreichs waren die ehemaligen Zöglinge zu diesem Feste zusammengeströmt, Lieutenants und Generäle, Greise und Jünglinge feierten es einmüthig als Kinder derselben akademischen

Digitized by Google

Mutter, und die Gegenwart Sr. Maj. des allerhöchsten Kriegsherrn war der Akademie ein Zeichen des besonderen kaiserlichen Wohlwollens, wie es einst Maria Theresia in so reichem Maße ihren „Kindern" in Wiener-Neustadt zollte.

Aus allen Garnisonen der Monarchie zogen gewesene Neustädter in ihr militärisches Mutterhaus, wie sie zur Säcularfeier anno 1852 und zur Enthüllung des prachtvollen Theresiendenkmals 1862 dort erschienen waren. Sie und manche Neustädter Cameraden, die des Lebens Geschick dem Waffenwerke entzogen, schaarten sich noch einmal um das alte Banner, dem sie Alle einst gefolgt, als Zeugen der Weihe des neuen Paniers den alten Bund der Neustädter Cameradschaft erneuernd — es war ein großes Verbrüderungsfest zwischen alten und jungen Cameraden, die sich wieder unter dem Dache der lieben soldatischen Heimat zusammengefunden hatten.

Es ist begreiflich, daß man allenthalben in Oesterreich-Ungarn dem Feste in Wr. Neustadt die wärmsten Sympathien entgegenbrachte, ist doch Oesterreichs Heer zur Stunde factisch und gesetzlich die einzige Staatskörperschaft, die einzige Institution, welche außer der Krone die Reichseinheit repräsentirt, trägt und fördert, ist doch für das Gefühl, den Begriff der Reichseinheit das Heer gegenwärtig die einzige Schule, wie es denn auch mit seinen Tugenden tief im Boden des Landes wurzelt und verwachsen ist mit der Geschichte desselben, wie mit der der Krone.

In Oesterreich ist das Heer immer eine bloße Function des Staatslebens gewesen, trotzdem daß, namentlich während der Türkenkriege oder während der Kriege von 1848 und 1849, das Schicksal des Reiches lediglich von der Anwendung der Gewalt abhing. Dieses Maß in der Stellung der Executivgewalt ist umso auffallender, als kein Reich Europa's, wenn man die ganze Geschichte überschaut, so viele und so lange Kriege geführt hat, wie Oesterreich. Aber die Harmonie der Grundgewalten des Staates ist dadurch nie gestört, nie Oesterreich dadurch zu einem Militär- oder gar zu einem Soldatenstaat gemacht worden. Nie hat ein österreichischer Kaiser vergessen, daß er das Oberhaupt des Landes war, und hat sich nur als Chef des Heeres gefühlt.

Seit dem dreißigjährigen Kriege, aus dem das stehende Heer

Digitized by Google

Oesterreichs hervorging, hat dieses mit den Türken fünf Kriege geführt (1661—1664, 1683—1698, 1716—1718, 1737—1739, 1788—1791), die zusammen 26 Jahre dauerten. Mit Frankreich führte Oesterreich seitdem zwölf Kriege (1672—1676, 1688—1697, 1701—1714, 1733—1735, 1741—1748, 1792—1797, 1799 bis 1801, 1805, 1809, 1813—1814, 1815, 1859), die zusammen 51 Jahre dauerten; mit Italien vier Kriege (1815, 1848, 1859 und 1866), die zusammen 4 Jahre dauerten; mit Spanien vier Kriege (1701—1714, 1717—1725, 1733—1738, 1741—1748), die zusammen 33 Jahre dauerten; mit Preußen fünf Kriege (1740—1742, 1744—1745, 1756—1763, 1778—1779, 1866), die zusammen 13 Jahre dauerten. Dazu kommt noch der österreichische Successionskrieg mit Bayern und der Schelde-Krieg; nur die spanisch-französischen Kriege fallen theilweise zusammen Im laufenden Jahrhundert hat Oesterreich eilf Kriege geführt (1801, 1805, 1809, 1813—1814, 1815 [Murat], 1848—1849, 1859, 1864, 1866, 1878).

Diese ungeheuere Kriegsgeschichte hat, wie gesagt, die Stellung, das Verhältniß des Heeres zum Staate und zum Throne im wesentlichen nicht verrückt, ja nicht einmal die innere Umbildung des Heeres von seinem aus der Entwicklung des Staates folgenden natürlichen Gange abgelenkt, während es Niemand verwundern dürfte, wenn sich die Staatssorge in den Zeiten so wichtiger Kämpfe einseitig der Kraft zugewendet hätte, von welcher das Reich zur Durchführung seiner Politik vorzugsweise Gebrauch machte, wodurch dann wieder eine im Verhältniß zu dem Fortschritt der Ausbildung der anderen Organe des Staatslebens raschere Entwicklung der bezüglichen Staatskraft herbeigeführt sein würde.

Auch das Heer selbst hat in Oesterreich nie im Gefühle der eigenen Bedeutung eine privilegirte Stellung in der staatlichen Gesellschaft beansprucht, nie haben die Berufssoldaten, die Officiere, sich als Kaste über die übrigen Gesellschaftsclassen zu erheben gesucht.

So bedeutend und umfassend auch die Reformen sind, welche die einzelnen Abschnitte in der Geschichte des österreichischen Heeres bezeichnen, immer steht doch jede neue Periode auf den Schultern der alten und ist ein Product derselben.

Digitized by Google

Die meisten und wesentlichen Institutionen der kaiserlichen Armee kennzeichnet daher eine seltene Originalität; sie tragen einen specifischen Charakter; nie waren sie eine geistlose Nachahmung der Schablone fremder Heereseinrichtungen.

Wie sich in dem Entwicklungsgange und in der damit zusammenhängenden Politik Oesterreichs nach Außen wie nach Innen nirgend ein greller Sprung, ein absolutes Abreißen des historischen Fadens findet, so zeigt sich auch in dem Entwicklungsgange des österreichischen Heeres, des Hauptmittels jener Politik, nirgends ein Bruch, weder in der Form noch im Wesen. Im Gegensatz zu allen anderen Heeren des Continents ist Oesterreichs Heer *geworden*, nicht geschaffen.

Ungarns Poesie im 19. Jahrhundert.

IV.

Angezogen von der Poesie der Steppen, kehrt Petöfi stets unter die Menschen zurück mit einem Schatze von frischen, saftigen Gedanken und kräftigen Worten. Sobald er sich in der Csarda niederläßt am traulichen Herde, unter den Schäfern, den Pferdewächtern und den Bettlern, da lauscht er ihren Abenteuern und Erzählungen und macht sie in seinen Liedern zum Eigenthum des Volkes. Wenn er in das Dorf zurückkommt, findet er einen alten Gastfreund, der ihn seit langer Zeit schon kennt, der ihn jedesmal aufnimmt, wenn er zurückkehrt, einen würdigen Mann, hart geprüft durch ein widriges Schicksal; er bemüht sich, ihn zu trösten und Aussicht auf freudigere Tage zu verheißen. „Ja, ja," erwidert der Alte, „einst wird es mir besser gehen, schon stehen meine Füße am Rande des Grabes," — „da werfe ich mich ihm an die Brust," sagt der Dichter, „meine Thränen fließen unaufhaltsam, denn dieser Greis ist mein Vater! O segne ihn Gott tausentfältig." Ein anderesmal gelangt er, als er die Puszta verläßt, an die Ufer der Theiß, er ist entzückt über die freundlichen Dörfer, über die cultivirten Fluren und besingt dieselben ebenso, wie er die wilde Schönheit der Steppe geschildert. Hier kann die Seele, gestärkt durch den Eindruck der Einsamkeit, mit feurigem Klange eine Freiheitshymne anstimmen! — Sinn für die Natur, Liebe zur Freiheit, Erinnerung an die Kinderzeit, Enthusiasmus der Jugend,

Digitized by Google

echt menschliches freies Mitgefühl, alle diese Empfindungen sind mit staunenswerther Kunst in den dem traulichen Vogel der Puszta gewidmeten Strophen vereinigt.

Der Storch.

„Es gibt sehr viele Vögel; dem Einen gefällt dieser, dem Andern jener; den einen liebt man wegen seines Gesanges, den andern wegen seines reichen und bunten Federschmucks; der Vogel, den ich mir erwählt, kann nicht singen, er trägt sich einfach, wie ich, halb schwarz, halb weiß gekleidet.

Vor allen Thieren ist der Storch mein Liebling, der Storch, der Sohn meines Landes, der treue Bewohner meiner schönen heimischen Steppen. O wie liebe ich ihn so sehr, vielleicht schon, weil er mit mir aufgewachsen ist. Als ich noch in der Wiege weinte, flog er schon über meinem Kopfe hinweg.

Mit ihm verfloß meine Kindheit; frühzeitig schon gab er mir Stoff zu ernstem Nachdenken. Des Abends, wenn meine Cameraden ihre Kühe nach dem Stalle zurücktrieben, saß ich im Hofe und betrachtete die Storchnester auf den Dächern; still und vergnügten Blickes lauschte ich den kleinen Störchen, wenn sie ihre jungen Flügel versuchten.

Schon dachte ich nach über so Mancherlei. Wie oft, erinnere ich mich, bildete sich die Frage in meinem Kopfe: Warum ist denn der Mensch nicht mit Flügeln geboren? Die Füße tragen ihn zwar weit hinweg, aber nicht in die Lüfte, und was ist's mit der Ferne? nach der Höhe des Himmels strebte mein Sehnen!

Die Höhe des Himmels! das war das Ziel meiner Träume. O wie beneidete ich die Sonne, über die Erde schien sie ein herrliches Strahlengewand zu breiten, aber ich wurde traurig, wenn sie am Abend von blutigen Streifen bedeckt mit dem Tode rang. Ich sagte zu mir: Ist dies das Loos eines Jeden, der Licht und Leben verbreiten will?

Der Herbst ist für die Kinder eine köstliche Jahreszeit, denn der Herbst gleicht einer Mutter, welche ihren Kindern einen Korb voller Früchte bietet. Aber ich, ich verwünsche den Herbst, wenn er auch Früchte verleiht, ich rufe ihm zu: Behalte deine Gaben, ich weiß, daß du mir dafür meine Störche entführst. Mit traurigem

Digitized by Google

Herzen sehe ich die Störche meines Dorfes sich in Massen versammeln für ihre weiten Wanderungen, so wie ich meine Jugend betrachte, die schon dem Entweichen nahe ist; meine Augen füllen sich mit Thränen, wenn sie ihren Flug beginnen! Die leeren Nester auf den Dächern, welch trauriges Bild! Von Ahnungen fühle ich mich gedrückt, meine Zukunft sah ich vor mir.

Am Ende des Winters, wenn die Erde sich von ihrer weißen Schneehülle befreit und ihren grünen mit Blumen durchwirkten Mantel umhängt, schmückt sich auch meine Seele mit neuem, mit festlichem Gewande. Die Freude war wieder eingekehrt, und als ich noch klein war, eilte ich bis an das Ende von des Nachbars Haide, um den Störchen entgegen zu eilen.

Wie aus dem Funken eine Flamme, so wird aus dem Knaben ein Jüngling; der Boden brennt mir unter den Füßen, ich schwinge mich auf's Roß und mit verhängtem Zügellauf durchjage ich mit dem feurigen Renner die Puszta. Der Wind muß seine Kräfte verdoppeln, um mich einzuholen.

Ich liebe die Puszta! Hier allein wohnt die Freiheit; meine Augen können ungehindert nach allen Seiten hin schweifen; nicht dunkle Felsen drohen uns entgegen, kein trübes Bild spiegelt sich ab in der hüpfenden Welle des Baches, kein Brausen der Wasserfälle klingt hier wie Kettengeklirr.

Sage nur Niemand, daß die Puszta nicht schön sei! Ihre Schönheit ist unvergleichlich; aber wie ein junges keusches Mädchen verhüllt sie sich hinter ihren Schleier, und wenn sie diesen Schleier lüftet, so geschieht es allein vor guten Bekannten, vor treuen Freunden; dann aber erscheint sie wie eine Fee, eine Fee mit Flammenblicken.

O, ich liebe die Puszta! Wie gern durchfliege ich auf meinem feurigen Rosse ihre freien Räume, und da, wo der Mensch der Erde keinen Gewinn mehr ablockt, wo der einsamste Ort der Steppen ist, da steige ich vom Pferde, strecke mich auf dem Rasen aus und lausche dem Flüstern der Luft. — Plötzlich am Rande des Moors bemerke ich meinen Freund, mein Storch ist da.

Bis hieher hat er mich geführt! Wir beide haben die Puszta nach allen Richtungen durchforscht; er in die Gewässer der Sümpfe

Digitized by Google

tauchend, ich die Farbenspiele in den wildesten Sträuchern betrachtend. So habe ich mit ihm meine Kindheit, meine Jugend durchlebt, deßhalb liebe ich ihn, wenn er auch nicht zu singen vermag und seine Flügel auch nicht in lebhaften Farben glänzen.

Ja, jetzt noch liebe ich den Storch, und diese treue und süße Freundschaft ist das einzige Pfand aus der schönen Zeit meiner Jugendträume. Ja, jetzt noch, jedes Jahr, erwarte ich mit Ungeduld die Rückkehr der Störche in das gastfreundliche Dorf, und wenn sie uns im Herbst verlassen, so wünsche ich ihnen eine glückliche Reise, wie meinem ältesten theuersten Freunde."

Gegen das Ende des Jahres 1846 ging eine tiefe Umwandlung in dem Herzen des Dichters vor sich. Er war dem jungen Mädchen begegnet, welches seine Lebensgefährtin werden sollte. Die vielen Liebeslieder, zu welchen Julie Szendrey den Dichter begeisterte, sind sicherlich die reinsten und glühendsten, die er gedichtet hat. Während eines ganzen Jahres blieb Juliens Vater, der zu dem schwankenden Charakter des jungen Dichters kein Vertrauen hegte, unempfindlich gegen seine Bitten, aber die unerschütterliche Treue seiner Braut besiegte alle Hindernisse und im Monat September 1847 wurde er mit ihr feierlich vereinigt. Den Honigmond verlebten beide in Kolto bei dem jungen Grafen Alex. Teleki, der aus einem Verehrer Petöfi's einer seiner treuesten Freunde geworden war. Warum sagt man nur der „Honigmonat?" Während der ganzen Zeit, welche Petöfi mit seiner Frau verlebte, sind alle Tage von gleicher Zärtlichkeit erfüllt gewesen. Er hat eine seiner Sammlungen mit dem Titel: „Tage des ehelichen Glückes" bezeichnet, und einige dieser Lieder, welche er gedichtet, tragen den ruhmvollen Tag ihres Todes. Die erste Empfindung, welche er schildert, ist die Seligkeit der Ruhe, der Heiterkeit und mit dieser die männliche Treue gegen sich selbst. Bald schildert er dieses Glück mit arglosser Fröhlichkeit, bald entlehnt er seine Bilder der duftigsten Poesie.

„Ein König bin ich, sagt er, seit ich verheiratet bin. Auf meinem Throne sitzend gebe ich Audienz, ich übe Gerechtigkeit und strafe die Schuldigen. Tretet Alle heran! Wer bist du, schönes Kind? Ach, du bist es, der ich so oft vergeblich nachgestellt und die mir immer entwischte. Du nennst dich die Freude! Jetzt

Digitized by Google

halte ich dich fest, du wirst mir nicht mehr entkommen. Ich nehme dich in meinen Dienst als Gärtnerin und jeden Tag pflügst du mir mit deinen Feenfingern die schönsten süßduftenden Blumen. Und du? Du hast die Sorge für den Herd! Ich habe nicht Zeit, dein Geschwätz anzuhören, und werde dir den Mund fest verschließen, wenn du nur prosaische Dinge erzählen willst. Und du da hinten, düsterer Geselle? Flieh, ich erkenne dich wieder, wie oftmals, schwarzer Kummer, haben wir zusammen gerungen! Du hast mir tiefe Wunden geschlagen, ich schaudere jetzt noch davor! Ich habe indeß dich bezwungen, und Milde ziemt dem Sieger! Empfange Pardon für deine Unthaten! Was ist das für ein Geräusch im Hofe? Was für ein Pferd stampft so heftig? Ist es das Roß des Dichters, welches unwillig ist ob seiner Unthätigkeit? Geduld, Geduld, mein Roß! bald eilen wir hinaus in die Freiheit. Geduld noch ein wenig, laß mich meine Würde als König noch genießen."

Ein anderesmal besingt er die Unsterblichkeit der Seele; er dachte noch nie daran in seinem stürmischen Leben, und wenn es ihn anwandelte, ihrer zu gedenken, erblickte sein Geist nur Nebelbilder. Dieser moralische Umschwung, der so plötzlich eintrat, ist einer der charakteristischsten Züge in Petöfi's Poesie. Kaum 24 Jahre alt und kaum noch der Sänger der ausgelassensten Lust, und jetzt auf einmal unter dem Auge der Gattin, an der Wiege seines Erstgeborenen, ist seine Kraft geläutert, ohne geschwächt zu sein. Die Ruhe hat seine Kräfte vervielfältigt. Seine Leidenschaften, noch nicht erloschen, aber umgewandelt, erhalten eine immer edlere Richtung. Die großen Fragen, welche sein Vaterland betreffen, die Reformen des ungarischen Landtags im Jahre 1847, die patriotischen Bestrebungen von 1848, alle Bewegungen der nationalen Wiedergeburt Ungarns mischen sich in seine häuslichen Freuden. Das Gedicht „Mein Weib und mein Degen" verkündet getreulich die Liebe zum häuslichen Herde, wie zum großen Vaterlande. Während die Gattin in seinen Armen ruht, schleudert das Schwert des Dichters, müßig an der Wand hängend, zornige Blicke auf die zärtliche Gruppe: „Ei, mein alter Freund", ruft ihm fröhlich der Dichter zu, „wirst du eifersüchtig auf meine Gattin? wahrhaftig, so kennst Du sie nicht. An

Digitized by Google

dem Tage, wo das Vaterland meines Armes bedarf, wird sie es sein, welche mir Deinen Stahl um die Hüften gürten und mich in den Kampf für die Freiheit treiben wird." Julie Szendrey verdiente diese Lobrede wirklich, denn von dem ersten Augenblicke an, als Petöfi von ihr geliebt wurde, war ihr Herz von ihrer Liebe und ihrer Begeisterung für's Vaterland gänzlich erfüllt. Sein Brautgesang war ein Kriegslied:

„Ich träumte von blutigen Tagen, welche die Welt in Stücke zertrümmern und welche auf den Ruinen der alten Welt eine neue aufbauen werden.

Ha, wenn die Kriegstrompete plötzlich erschallte! wenn ich das Schlachtpanier hoch flattern sähe, das Panier künftiger Siege, ersehnt mit allen Fibern meines Herzens.

Hinauf auf meinen muthigen Renner, hinein in den Kampf, ich brenne vor Begierde, im Kreise von Helden meine Waffen einzuweihen.

Und wenn das Schwert des Feindes meine Brust durchbohrt, so weiß ich doch Jemand, der meine Wunde verbinden und heilen wird mit dem Balsam seiner Küsse.

Und wenn ich lebend in die Hände des Feindes falle, so wird doch Etwas durch meinen Kerker dringen; zwei liebliche Augen, strahlenden Sternen gleich, werden meine Nacht erhellen.

Und wenn mich der Tod ereilt, wenn ich sterben muß auf dem Schaffot oder auf dem Schlachtfelde, ein Engel, ein Weib mit zerrissenem Herzen wird mit ihren Thränen meinen Leichnam vom Blute reinigen."

Obgleich noch im jugendlichen Alter stehend, so haben doch der Einfluß des eigenen Herdes und die Bewegungen im Vaterlande seinem Talente diese edle Richtung verliehen, welche sonst erst immer das Resultat langer Jahre ist. Alle seine Worte enthüllen eine eigenthümliche Verschmelzung von Kraft und Anmuth; nicht eine gesuchte Anmuth, sondern eine Kraft, die sie natürlich besitzt. Wenn das Vaterland im Unglück schwebt, tröstet ihn die Familie und er schafft liebliche Gemälde seines häuslichen Glückes, welche auch dem Volke der Magyaren Trost verleihen. Ein derartiges Gedicht nennt er „die Welt des Winters". Wir befinden uns im Monat Januar des

Digitized by Google

Jahres 1848; der Winter ist ein trauriger Gast in den weiten Steppen Ungarns, die Erde ist kahl, elend, ähnlich den Zigeunern der Puszta. Glücklich aber das Haus, in dem eine Familie waltet, glücklich die kleinste Hütte, wo Vater und Mutter, zwischen Großvater und Kindern, die Freunde und Nachbarn versammeln und gleichsam einen patriarchalischen Kreis bilden, einen vertraulichen und heitern Kreis mitten in der Oede der winterlichen Welt. Eine solche Hütte führt uns der Dichter vor. Wie lieblich die gastfreie Stube! Wie fröhlich flackert das Feuer! Und welche brave Leute! Junge und Alte vereinigt bilden ein lebendes Bild der Humanität. — Der Dichter schafft hieraus durch die Wahrheit seiner Einzelnheiten und durch den Ton, in dem er spricht, ein wahres Originalwerk. Man fühlt die geheimen Gedanken seines Herzens. Freunde, scheint er zu sagen, bleibet stark und froh; Winter bleibt es nicht für immer, seid bereit beim Erwachen der Natur. Ihr kleinen zerstreuten Gruppen werdet einst noch eine ganze Nation bilden.

Dies so tief empfundene Familienglück hat in Petöfi's Herzen die Pflichten gegen das Vaterland nicht zum Schweigen gebracht; die Liebe zum Vaterland ließ ihn aber auch nie sein Heiligthum, die Poesie, vergessen; allein er will sie einfach, männlich und würdig endlich den mächtigen Interessen, die erwachen, und den Kämpfen, die sich vorbereiten. Seit der Wiedergeburt der nationalen Literatur sind die Dichter zu Hunderten aufgetaucht und Gott weiß wieviel abgeschmacktes Zeug droht, den kaum von seinen Fesseln befreiten jungen Keim wieder zu ersticken. Die falsche Poesie war ihm verhaßter als je in dem Augenblicke, wo so viele kühne Hoffnungen sein Herz bestürmen. Er geißelt die Schwärmer und Träumer mit komischer und beißender Satyre.

Das Szechenyi-Monument.

Die ungarische Nation hat am 23. Mai ihren größten Sohn, Stephan Szechenyi, gefeiert. Sein Denkmal wurde an diesem Tage in Budapest enthüllt.

Digitized by Google

Szechenyi's Monument ist auf einem der schönsten Plätze der ungarischen Hauptstadt aufgestellt und ringsumher steht eine Anzahl herrlicher, neu entstandener Paläste. Das Denkmal ist vis-à-vis der herrlichen Kettenbrücke placirt, und so befindet sich das Standbild des edlen Patrioten inmitten jenes neuen Budapest, das hervorzurufen zum Theil sein Verdienst war.

Stephan Szechenyi, der „größte Ungar", wurde 1792 in Wien geboren. Er war ein Sohn des Grafen Franz Szechenyi und einer Gräfin Festetics. Wie sein Vater widmete auch Stephan Szechenyi seine Dienste dem Vaterlande. Er trat, noch sehr jung, in das ungarische Insurrectionsheer und machte die Feldzüge gegen Napoleon ehrenvoll mit. Zur Zeit des Reichstages 1825 war er noch Hußaren-Rittmeister in der Armee und erst ein Jahr später schied er aus dem Militärdienste. Szechenyi gehörte schon damals zu den tüchtigsten und freisinnigsten Männern in Ungarn. Kassonyi sagt von ihm: „Szechenyi war nicht der Mann, um, wie es die meisten Magnaten thaten, müßig zu bleiben." Das Beispiel seines Vaters, welcher das National-Museum gegründet, dem er seine reichhaltige Bücherssammlung von mehreren tausend Bänden und seine Numismatik schenkte, schwebte vor seinen Augen. Er bereiste Italien, Deutschland, Frankreich und England. Im letzteren Lande verweilte er etwas länger und kehrte zu Ende der Zwanziger-Jahre in seine Heimat zurück. Er hatte einen Plan gefaßt: Ungarn den Reformen der Civilsation anderer Culturstaaten zugänglich zu machen und vor Allem den nationalen Wohlstand des Landes zu heben. Ungarn hat die Veredlung der Pferdezucht nur Szechenyi zu verdanken. Er führte die Dampfschiff-fahrt auf der Donau ein; er gründete das adelige Casino und die ungarische Akademie dankt auch zumeist ihm ihr Entstehen.

Das erste literarische Werk Szechenyi's erschien im Jahre 1830. Es war „Der Credit" betitelt und bekämpfte die Privilegien des Adels. Das Werk erregte ungeheures Aufsehen und wurde vom Volke jubelnd begrüßt. Dieselbe warme Aufnahme fanden die nächst-folgenden Schriften Szechenyi's „Analyse und Licht!" Im Jahre 1834 gab er zur Gründung zahlreicher Lesevereine Anlaß und im selben Jahre war auch der Donau-Canal durch seine Bemühungen

Digitized by Google

für Schiffe passirbar geworden. An der Theißregulirung und der Hebung der Mühlenindustrie hat Szechenyi mit seinen ganzen Kräften gewirkt. 1840 gründete er das Blatt „Kelet Népe", in welchem er Kossuth, dessen Richtung ihm nicht zusagte, bekämpfte. Das Volk war aber auf der Seite Kossuth's, der mit seiner bestrickenden Rednergabe die Herzen seiner Landsleute für sich gewann, während Szechenyi's staatsmännischer Geist nur wenig Freunde gewinnen konnte. Im Jahre 1848 nahm er trotzdem eine Stellung neben Kossuth im Ministerium an, doch noch im selben Jahre brachte ihn der Schmerz um das Schicksal seines Vaterlandes zum Wahnsinn. Er stürzte sich in die Donau, wurde aber gerettet und in die Irrenanstalt nach Döbling gebracht, wo er sich allmälig erholte. Am 8. April 1860 gab er sich in einem Anfalle von Wahnsinn selbst den Tod. Ungarn betrauert in ihm einen großen Staatsmann, einen unsterblichen Reformator und einen treuen, aufopferungsfähigen Sohn.

Das Monument macht auf den ersten Anblick einen imponirenden Eindruck. Es zeigt auf 28 Fuß hohem polyedrischen rothen Granitsockel die stehende 17 Fuß hohe Gestalt des Grafen Stephan Szechenyi mit der linken Hand am Säbelkorb, in der ausgestreckten Rechten eine Rolle haltend. Der Kopf, dem die Porträtähnlichkeit nicht fehlt, blickt ruhig vor sich hin, in der Richtung des Stromlaufes. Das linke Bein schreitet vor, während auf dem rechten die Gestalt ruht, die an einen Baumstupf gelehnt, dort ihren Schwerpunkt findet. Eine pelzverbrämte Mente, die zurückgeworfen ist und den rechten Arm ganz frei läßt, fällt rückwärts in Falten herab. An den vier vorspringenden Sockeln sind die Gestalten Neptuns, Vulkans, der Minerva und der Ceres in colossalen Formen ausgeführt. An der Vorderseite trägt das Denkmal die Inschrift: „Gróf Széchenyi István". Die untere Platte der Rückseite trägt folgende Worte in Goldlettern: „Emelte hálás nemzete 1880." (Errichtet von der dankbaren Nation.)

Die Gestalt Szechenyi's macht, aus der gehörigen Distanz betrachtet, auf den ihr Entgegentretenden einen durchaus befriedigenden Eindruck. Der Kopf ist ausdrucksvoll und die Haltung der ganzen Figur natürlich und ungezwungen.

Digitized by Google

Die vier allegorischen Figuren, welche die vorspringenden Ecken des Sockels schmücken, sollen die segensreiche Thätigkeit Szechenyi's darstellen: Neptun: die Schiffahrt und Flußregulirung, Vulkan: die Eisenindustrie, Minerva: die Wissenschaft, und Ceres: die Landwirthschaft. Die Gestalten sind so angebracht, daß Neptun und Ceres die linke, Minerva und Vulkan die rechte Seite des Monumentes flankiren.

Das Beethoven-Denkmal in Wien.

Wien ist um ein schönes Denkmal reicher. Die Entstehungsgeschichte des Beethoven-Denkmals ist im Kurzen folgende: Die erste Anregung und zugleich die erste materielle Grundlage zur Herstellung des Denkmals bot die in den Tagen vom 16. bis 20. December 1870 in Wien abgehaltene Säcularfeier der Geburt Beethoven's. Das damals veranstaltete Concert brachte einen Reingewinn von 10.000 fl., welche den ersten Beitrag zum Beethovendenkmalfonds bildeten. Nun wurde ein eigenes Denkmal-Comité aus der Mitte der Direction des Musikvereins gewählt, das sich durch Berufung von Fachmännern und künstlerischen Notabilitäten verstärkte. Materiell wurde das Unternehmen besonders durch die drei Besitzer der an den gewählten Platz grenzenden Häuser gefördert, welche zusammen 20.000 fl. beisteuerten. Das Comité, welches principiell beschloß, keine Sammlungen zu veranstalten, wendete sich um Förderung des Unternehmens an Theaterintendanzen und Musikgesellschaften des In- und Auslandes und fand überall ein thatkräftiges Entgegenkommen. Der Stadterweiterungsfond überließ den Platz und gab noch den ansehnlichen Betrag von 9000 fl., der Kaiser spendete 1000 fl., die Commune gab 8800 fl., Liszt gab zum Besten des Fondes ein Concert, das nicht weniger als 12.000 fl. eintrug. Nachdem der Fonds eine ansehnliche Höhe erreicht hatte, wurde der Concurs für die Entwerfung der Skizzen zum Denkmale ausgeschrieben. Dieselben waren im Arkadenhofe des Gewerbemuseums ausgestellt und von den drei Entwürfen der Herren Benk, Wagner und Zumbusch wurde der des letzteren zur Ausführung angenommen, jedoch nicht ohne daß einige wesentliche Aenderungen daran vorgenommen werden mußten. Im Laufe des Jahres 1878 erfolgte der Guß durch den Erzgießer Turbain. Zumbusch stellte die

Digitized by Google

fertige Beethovenfigur auf der Weltausstellung in Paris aus, wo sie gerechte Anerkennung fand und ihr Schöpfer mit der goldenen Medaille ausgezeichnet wurde.

Beethoven ist sitzend dargestellt, in dieser Beziehung erinnert das Denkmal an jenes des unsterblichen Liedersängers Franz Schubert im Stadtpark. Der Sockel, der die Gestalt Beethoven's trägt, steht auf einem dreistaffligen Unterbaue und ist, gleich diesem, aus dunklem Tiroler Marmor hergestellt. Der Kopf Beethoven's ist geistvoll charakterisirt, mit fast historischer Treue sind die Züge des unsterblichen Meisters der Töne dargestellt. Beethoven's Antlitz, von wirren Haaren umgeben, ist etwas nach rechts, leicht nach abwärts gewendet und düsterernst, die Hände ruhen derartig übereinander, daß die linke Hand sich tief in den Rockärmel des rechten Armes eindrückt. Dadurch wird aber der Gesammteindruck nicht gehoben, denn es erhält der düstere Ernst im Antlitze hiedurch den Charakter der Verzweiflung. Man geht im Darstellen des Ernstes bei Beethoven stets zu weit, und will immer auch die letzten düsteren Lebensschicksale des großen Mannes mit zum Ausdruck bringen; nach diesem Principe könnte Heine nicht anders als Nervenleidender und Lenau als Geisteskranker dargestellt werden. Sehr schön sind die Figuren, welche den Sockel umgeben, auf der einen Seite der gefesselte Prometheus, auf der andern die kranzspendende Victoria, beide überlebensgroß, dann die Genien, allerliebste Kindergestalten voll Ebenmaß und Schönheit. Das ganze Denkmal macht einen überaus günstigen Eindruck, und ich habe an demselben nur Eines auszusetzen — die Aufstellung.

Der Beethovenplatz ist nach der Seite, wo die Wien fließt, offen, nach den drei anderen Seiten geschlossen, er bildet sonach eine riesige Nische, und man hätte nun denken sollen, das Beethovendenkmal werde so aufgestellt werden, daß die Façade der offenen Seite des Platzes zugewendet sei. Das ist aber nicht geschehen, Beethoven wendet dieser Seite den Rücken zu und blickt — nach der Seite, wo die Häuser Derjenigen stehen, welche zusammen 20.000 fl. gespendet haben. Und da wird mir nun im Vertrauen mitgetheilt, daß diese Aufstellung von den Spendern zur Bedingung gemacht worden und das Comité nur aus diesem Grunde darauf eingegangen sei. Ich kann nicht verbürgen, ob es sich so verhält, wer aber das

Digitized by Google

Denkmal sieht, wird unwillkürlich die Frage aufwerfen, warum es einer Büste gleiche, die man mit dem Gesichte in die Nische hineingestellt habe. Man führt allerdings verschiedene Entschuldigungsgründe an, die Fremden, welche das Denkmal aufsuchen, würden von der Ringstraße kommen; da nur zwei Häuser den Hintergrund abgegeben hätten, so wäre die Trennungslinie derselben gerade in die Axe des Denkmals gefallen; die Lothringerstraße auf der offenen Seite des Platzes sei keine Hauptverkehrsader u. s. w. Alles das scheint man erst nachträglich herausgeklügelt zu haben, kurz, die Aufstellung des Denkmals entspricht ästhetischen Principien nicht. Man hat auch gefühlt, daß man dem Denkmal einen Hintergrund geben muß und deßhalb eine Anlage geschaffen, so daß sich das Denkmal von einer grünen Wand abheben wird. Aber wir haben keinen ewigen Sommer und keine immergrünen Bäume, das Laub fällt ab und dann fehlt der Hintergrund. J. K.

Liszt's „Christus".

„Christus, Oratorium nach Texten aus der heil. Schrift und der katholischen Liturgie" heißt der Titel von Liszt's größtem kirchlichen Werke. „Oratorium" stammt bekanntlich von dem oratorio (Betsaal) her, in dem im 16. und 17. Jahrh. in den heiligen Zeiten in Rom und anderswo die Azione sagra (heilige Handlung) aufgeführt oder auch nur theils im Costüm im sogenannten Collectenton recitirt, theils wirklich gesungen wurde. Mit der gleichzeitigen Entstehung der Oper nahm das Oratorium aber durch Vermittlung der italienischen Cantate allmälig deren ganze Art an und unterschied sich von derselben nur dadurch, daß es eben nicht agirt, sondern blos gesungen wurde und einen im Ganzen gehalteneren Ton hatte. So im Wechsel von Recitativ, Arie, Duetten, Terzetten und Chor stehen Händel's Oratorien vor uns wie Haydn's „Schöpfung", und auch Mendelssohn ist hier im Princip nicht abgewichen, hat nur aus der speciell protestantischen Kirchenmusik den Choral hinzugefügt und die Recitation in gesteigertem Maße von der Art der Oper entfernt. Ganz anders ist Liszt verfahren. Er hat gar nicht einmal die Grundlage des Oratoriums genommen, die Gliederung des Stoffs in eine fingirte Handlung, die durch Erzählung vorgeführt und in ihren entscheidenden Höhe-

Digitized by Google

punkten durch die Sprache der Musik hervorgehoben und gedeutet wird. Er hat im Gegentheil das Oratorium von jeder Erinnerung an dessen Entstehung und die Verbindung mit der Oper getrennt und den heiligen Vorgang sozusagen einfach sich selbst darstellen lassen. Es ist daher hier nicht ein Erzählen mit Worten, sondern, wie schon annähernd im Messias, ein Erzählen mit Thaten, das heißt mit großen charakteristischen Bildern, wie sie eben in solchen tief seelischen Dingen gerade die Tonkunst zu geben vermag. Und nicht nur das Recitativ ist hier völlig ausgeschieden und das ganz Wenige, das überhaupt hier in Worten erzählt wird, jenem Collectenton wiedergegeben, den sich die katholische Kirche für ihre Liturgie von Alters her geschaffen hat, sonden auch Alles, was man Arie nennt, ist bis auf einen einzigen unausweichlichen Punkt ausgeschieden, und selbst, wo Solo- oder Ensemblegesang erscheint, ist keine Spur von dem subjectiven Wesen des Dramatischen, sondern durchaus ruhiges Waltenlassen der Sache. Im Ganzen ist es aber ein Cyclus von Chorbildern, die der innere Verlauf der Sache selbst gliedert und zusammenhält. Die ganze ungeheuere Weltbegebenheit erzählt sich hier eben einfach selbst. Ursprünglich hatte der Componist sich an Rückert wegen dessen Evangelienharmonien wenden wollen, nahm dann aber zunächst einzelne hohe Momente, wie die Seligpreisung und das Vaterunser, heraus, die schon in den 1850er Jahren entstanden, und stellte dann in wachsender Erkenntniß der Besonderheit, mit der hier künstlerisch vorgegangen werden mußte, allmälig selbst die entscheidenden Züge des Werdens und der Wirkung der Religion und Kirche nach der Vulgata und der katholischen Liturgie zusammen. Ein „Oratorium" im gewohnten Sinne ist es also nicht, und der Componist hat den Namen wohl nur beibehalten, weil er mit Recht darin ein ganz allgemeines Genus der Musik sieht. Es ist aber im Grunde mehr, und zwar eine sehr energische und klare practische Herstellung des eigentlichen Wesens der Sache im Gegensatz zur Oper. Es ist in der That jenes reine Epos, das ein Oratorium im Unterschiede von der dramatischen Musik sein soll, und zwar mit all' seinen von Goethe und Schiller festgestellten Vorzügen ruhig anschaulicher Ausbreitung den Sache. Man sieht innerlich die große weltbewegende That selbst entstehen und vorgehen, die einzelnen Acte

Digitized by Google

und Höhepunkte derselben wandeln wie die Helden des Epos in stiller einfacher Größe vor uns ab. Jeder Schein einer Action ist vermieden und man erkennt, daß es sich hier um eine künstlerische Neuthat, um ein Princip handelt, welches das ganze Genre in eine neue Bahn lenkt. Dies erkennt man schon aus der Gruppirung des Stoffes. Die Gliederung des Cyclus stellt sich nicht blos in den drei entscheidenden Theilen, sondern ebenso in den einzelnen Stücken derselben dar. Es ist eine innerliche und freie Anschauung des kirchlichen Inhaltes, die mit jeder vorhandenen Tradition bricht und den Gegenstand aus sich selbst neu aufbaut. Man glaubt sich daher, um sogleich den Charakter des Totaleindruckes des Werkes zu bebezeichnen, sowie er sich schon aus der textlichen Gliederung ergibt, in einer unsichtbaren Kirche zu befinden, die mit den reinen Mitteln einer Kunst, welche sie obendrein selbst zum Ausdruck ihrer tiefsten Mysterien geschaffen hat, einen Bilderschmuck geschenkt erhalten hat, der den heiligen Glauben, dem sie dient, in seiner ganzen Reinheit und Einheit ausgemalt darstellt, und fühlt also von vornherein, daß man es hier mit einem Künstler zu thun hat, der in dem Glauben, in dem er erzogen wurde, ebenfalls völlig zu Hause ist, daher auch durchaus mit freiem Blicke schaltet und mit sicherer Hand fundamentirt und baut. Dies ist also schon an und für sich eine Erneuerung der Sache, welche die allgemeine Aufmerksamkeit auf das Werk zu lenken geeignet ist. Liszt hat sich hier dem Geiste seiner Kirche intim genähert. Das Werk zerfällt in drei Hauptabschnitte: I. Weihnachtsoratorium, II. Nach Ephania, III. Passion und Auferstehung. Es spricht seine letzte Meinung von der Sache sogleich als Motto mit Paulus' Worten an die Epheser aus: „Wahrheit in Liebe wirkend, lasset uns in allem wachsen an dem der das Haupt ist, Christus." Die instrumentale Einleitung auf die mehrfach wiederkehrende und das Ganze auch rein musikalisch verbindende alte Intonation „Tönet ihr Himmel von oben" gebaut, scheidet in einem gewissen asketischen Wesen zunächst das Gemüth von dem bunten Gewohnheitstreiben der Welt aus und bereitet durch kräftig einschlagende Grundaccorde zur Aufnahme einer neuen höheren Welt vor, die sich zum Schluß durch in die Höhe entschwebende Geigentremolationen selbst ankündigt und unmittelbar in ein längeres „Pastorale" überführt, das, die alte

Digitized by Google

Intonation verwendend, die Verkündigung des Engels bei den Hirten einleitet. Diese selbst ist anfangs der einfache Collectenton, dem reiner Chorgesang antwortet, worauf zunächst vom Streichquartett, dann vom vollen Orchester begleitet, der Chor der himmlischen Heerschaaren sein Gloria und Excelsis in voller Breite und mächtigen Dreiklangfolgen ertönen läßt, bis der Schluß wieder das einfache Hirtendasein darstellt, dem die Ahnung des bedurften Heils zuerst gekommen ist.

Das dritte Bild ist die alte Hymne Stabat mater speciosa, die heilige Jungfrau an der Wiege ihres Sohnes, lento misterioso, ein sechsstimmiger a capella Chor, den zuweilen in einfachen Accorden die Orgel unterstützt und 5- oder 6stimmiger Sologesang abwechselnd unterbricht. Die Dichtung ist von jener fast überseligen Hingebungsempfindung, wie sie jenes rauh egoistische Mittelalter erzeugte, speciell das Mysterium der Mutterliebe, von dem aus das spätere Selbstopfer der Liebe erst völlig zu begreifen ist und in dem sich ja auch überhaupt die weltgestaltende Kraft alles Manneshandelns vorbereitet. Wie bei dem Hirtenbilde die Kindeseinfalt und Herzensreinheit, so sind hier Unschuld und Inbrunst der Empfindung die Grundfarbe des Gewebes. Doch bei dem Inflammatus steigt auch die volle Kraft empor, der jede gesunde Empfindung fähig ist. Das ganze etwas lang ausgeführte Bild endet in einem tief erathmenden und hoch sich aufschwingenden Amen. Das 4te und 5te Bild sind abermals rein instrumentaler Natur. Das „Hirtenspiel an der Krippe", bei dem sehr entsprechend die römischen Pifferari verwendet sind, und der „Marsch der heiligen drei Könige", die ganze dereinstige weltliche Pracht der Kirche vordeutend, wie sie den Sinnen durch bloßen Klang und Rhythmus völlig vergegenwärtigt werden kann, während Gesang hier nur störend an tieferliegende Bedürfnisse gemahnen würde. Beide Bilder sind im al fresco-Style der modernen Orchestermusik gehalten und sehr breit ausgeführt. Der folgende Theil leitet mit den „Seligkeiten" ein, die Umkehr des gesammten ethischen Bewußtseins der Welt darstellend, ein Barytonsolo in melodisch-declamatorischem Tone, dem jedesmal ein sechsstimmiger Chor antwortet, als solle die Aufnahme solcher Wahrheit bei der Welt sogleich thatsächlich bekräftigt werden. Grundlage ist hier der objective Orgelklang, noch ist die

Digitized by Google

Gemeinde geschlossen. Ebenso bei dem Paternoster, ein ruhig inniges Sprechen des Gebetes zwischen Vorbeter und Gemeinde, dem besonders das breitere Schlußamen ein entsprechendes Piedestal bereitet. Ruhe und Würde sind bei beiden Bildern der Grundton, an Musik wird dabei nicht gedacht, aber die Gestalten der Heiligen müssen dastehen und deutlich redend eine Wahrheit verkünden, die Allen hilft.

Sehr ausgesprochen im Charakter ist Nr. 8 „die Gründung der Kirche", von ehernem Gewicht das Tu est Petrus, von Milde das „Simon Johannes, hast du mich lieb?" Der materialistischen Welt jeder Art wird hier ein zweifelloser Glaube an ein ewiges bestehendes Höhere und Ideal, wie es auch Namen haben möge, entgegengestellt. Und daß es der Geist der Sache und nicht ihre vergängliche Hülse ist, sagt der Charakter der Melodie, die sich denn auch zuletzt zum kraftvollen Vorbewußtsein des endlichen Sieges dieses Geistes der Liebe darstellt. Hier ist auch wieder das volle Orchester zu dem Doppelchor getreten, denn die Welt, die ganze Welt ist gemeint. „Das Wunder" heißt das neunte Bild. „Die Stürme brausen um die Wette" — aber gemeint ist nicht der Meeressturm, sondern der Sturm der Begehrungen, dem Diejenigen ausgesetzt sind, die „schwachen Glaubens sind". Nicht das äußere Wunder, d. h. Aberglaube, soll gekräftigt werden, sondern der Glaube der Menschennatur an sich selbst und ihre höhere Bestimmung und Kraft. Daher das wirklich innerlich Friedigende, wenn nach dem wüthenden Orchestergebrause auf Christi Wort die „große Stille" eintritt, die sinnvoll mit dem Motiv der „Seligkeiten" eingeleitet wird, weil ja solche innere Reinheit einzig dem Menschen die moralische Gewalt über die wilden Mächte seines Innern wie der Welt verleiht. Ein volles Bild der Volks- und Lebensbewegung ist Nr. 10 „Der Einzug in Jerusalem", ein Vorspiel des Einzugs der ewigen Wahrheitslehre in die große weite Welt, realistisch gemalt wie Paul Veronese, aber in dem Benedictus des Mezzosopransolos mit dem Ausdruck innerer Befriedigung und Beseligung, wie sie eben das Individium empfindet und ausspricht. Dieser Chor correspondirt dem Schlusse des 1. Theiles, führt aber Glanz und Macht der Religion und Kirche wieder mehr ins Ideale. — Der dritte Theil hat vier Bilder. In ihm gipfelt natürlich das Ganze. Denn hier wird vor unseren Sinnen jener welthistorische

Digitized by Google

Seelenproceß und Leidenskampf der Passion durchgemacht, der der Welt und Menschheit ein anderes Gesicht gegeben hat. Hier zeigt sich auch, daß, wie es ja bei S. Bach ebenfalls ist, den letztentscheidenden allerfüllenden Sinn und Gehalt der Sache in der Musik nur solche gewaltige Chorbilder geben können, in denen diese Kunst ebenso ihr kosmisches wie ihr psychologisches Wesen zu enthüllen vermag. Das erste der Bilder ist der Gang nach Gethsemane, wo die eherne Nothwendigkeit freier Entschluß wird, und es ist nur der Sache entsprechend, daß hier, aber auch hier allein durchaus wirklicher Sologesang waltet. Dieser Einzelne repräsentirt hier in seinem uns Alle umfassenden übermenschlichen Entschluß die Menschheit, und ihr Mitleiden mit dieser Seelentrauer hallt uns aus dem begleitenden Orchester wieder.

Der Spanier Ribera malte in solchem tiefen Farbendunkel. Aber das Quod tu (Wie du willst) athmet in seinem tiefen Seelenfrieden schon all' den Segen, den dieses höchste aller menschlichen Opfer, welche die Welt je gesehen hat, ihr auch bringen soll. Von einer wahrhaft erhabenen Objectivität ist es dann, daß die Leidensgeschichte selbst uns wie aus einem Spiegel wiederleuchtet. Die tiefergreifende mittelalterliche Sequenz Stabat mater dolorosa ist es, die hier den unerhörten Vorgang erzählt, und zwar wiederum mit ihrer selbstgeschaffenen Melodie. Was aber auf Grund der zahlreichen inneren Erregungen und „Gesichte" aus dieser einen vierzeiligen rhythmischen Choralweise aufgebaut ist, diese Architectonik findet sich in solcher Macht und Fülle in keinem einzigen Kirchenwerke unserer Zeit. Dieses Stück hat fast Dimensionen wie das jüngste Gericht in der Sixtina. Es ist aber nicht etwa wie Bach's Riesenchoralchöre gothisch-polyphoner Natur, sondern ebenfalls rein im harmonisch-melodischen Style geschrieben und nur durch motivisch-thematische Arbeit auf Art der Renaissancekunst in freiem Aufbau aus den Motiven des im Text liegenden Stoffes, und zwar in wahrhaft zu bewundernder Steigerung und Symmetrie aufgebaut, in den Farben und der oft ergreifenden Charakteristik an P. P. Rubens erinnernd. Dieser Satz allein würde unseres Erachtens dem Werke die Dauer sichern. Er beweist, daß nicht in einem der beiden Kirchenstyle, sei es der Palestrina's oder Bach's, die Composition für die Kirche und ihren Gehalt umfangen ist, sondern daß die allermodernste und

Digitized by Google

vorgeschrittenste Kunst hier deutlich zu sagen vermag, was gesagt werden muß, und daß die gesteigerten Ausdrucksmittel unserer Tage hier sogar noch ganz neue Mittel des Ausdrucks für die Sache haben. Denn um nur Einen Punkt herauszuheben, das zweimal hervortretende Inflammatus mit Chor, Soloquartett, Orchester und Orgel hat in seiner einfachen Größe und einschlagenden Macht etwas geradezu Ueberwältigendes, und dies umsomehr, als es selbst nur die Töne des Hauptmotives des ganzen Stückes hat. Rührend klingt auf diese düstere Welttragik das alte Osterlied O filii et filiae von Knabenstimmen mit Harmonium gesungen. Wie aus fernen Welten hatten zwar schon am Schluß des Stabat unerhört ausgedehnte Dreiklangsfolgen das Heil der Welt verkündet. Aber hier klingt es als wirklich gewonnenes Gut aus befreiter Menschenbrust hervor, und daß es gar den Kindern schon gehört, ist uns doppelte Gewähr seines Bestandes. Wie ein Sonnenstrahl in eine Kirche fällt dieser Chor in das Düster der Passion. Das letzte Bild ist denn auch der Gewißheit dieses Besitzes geweiht und stellt schlagkräftig sicher den vollendeten Sieg des Christenthums (Christus vincit) dar, worauf ein kurzes Amen auf das verbindende Urmotiv Rorate coeli den Ring schließt. Es ist ein Bildercyclus, wie ihn der inneren Anschauung einzig die sichere Erfassung der Sache geben und nur ein Künstler malen konnte, der den ganzen Apparat unserer Kunst souverän beherrscht.

Tivoli und die römische Campagna.

Moltke sagt in seinen noch immer höchst lesenswerthen „Reisen in den Orient“ (vom Jahre 1835 bis 1839) über Bukarest: „merkwürdig, eine Hauptstadt von 100.000 Einwohnern, mit modernen Palästen, eleganten Cafés u. s. w. und vor ihren Thoren Schmutz und Barbarei.“ Just dasselbe trifft von der gegenwärtigen Residenz Italiens zu. Es ist wirklich auffallend, welchen Contrast die Roma intra et extra muros uns darbietet. Wohl fehlt auch der innern Stadt noch viel, sehr viel, um sich als modernen Weltplatz präsentiren zu können, und gleich die Umgebung des Bahnhofes, die dem Reisenden natürlich zuerst in's Auge fällt, macht mit ihren Schutthaufen und Thermenresten einen recht ernüchternden

Digitized by Google

Eindruck und sticht gewaltig ab gegen die Sauberkeit und Eleganz der meisten norditalienischen Städte, insbesondere eines Florenz und Mailand. Doch findet sich, sobald man ein wenig mehr in's Centrum des Verkehrs, in die Gegend des Corso gelangt, überall, auch in Rom, ein anständiges Pflaster, säuberliche Straßen, hübsch gehaltene Plätze und, der Stolz der Stadt und ein Ueberbleibsel der alten Zeit, die fast auf jedem derselben errichtete köstlichste Fontäne. Allmälig macht sich auch, nicht immer freilich zu seinem Vortheil, das Beleckt sein von der specifischen Cultur unserer modernen Großstädte darin geltend; fast über Nacht sind Tramway und Gas, sind Schaufenster und Wohnungskasernen, sind internationale Hotels u. dgl. in seinen Mauern entstanden. Aber nun setze einmal deinen Fuß vor das Weichbild der Stadt, welch' eine Veränderung! Beim ersten Schritt zu irgend einem der vielen römischen Thore hinaus und du hast Schmutz und Trümmer und Trümmer und Schmutz, höchstens in der einzig möglichen Abwechslung, daß je nach Jahreszeit und Witterung das einemal statt des Schmutzes Staub, und zwar schuhtiefer Staub, das andremal aber wirklicher, echter und gerechter Koth und das in nicht geringerer Tiefe dich aufnimmt. Straßen, heißt das, was wir unter dem Namen verstehen, gibt es vor Rom draußen keine mehr; mit Ausnahme der einzigen Via Appia, die aber ihr Dasein bekanntlich den Alten verdankt und deren Pflaster neuerdings wieder auf etliche Meilen hin bloßgelegt und für das heutige Geschlecht nutzbar gemacht worden ist, konnten wir nur Karrenwege entdecken, elende, zum Theil tiefeingeschnittene Gassen, ohne Graben, ohne Baum, ohne Fußsteig zur Seite, von einem Trottoir ganz zu geschweigen, Wege, darin man oft bis zum Knöchel im Sande versank, wenn man's nicht vorzog, von einem Hauderer auf diesen, wie sie's selbst nannten, „strade cattive" sich rädern zu lassen. Nun hat ja freilich Alles in der Welt seine zwei Seiten und die Campagna di Roma, wie bekanntlich der weiteste Umkreis vor den Thoren der Weltstadt genannt wird, sie wäre wohl schwerlich von so vielen Reisenden, und zwar nicht von Poeten und Künstlern allein, so hoch gepriesen, so tausend- und aber tausendmal besungen, illustrirt und abconterfeit worden, wenn sie nicht wirkliche Reize entfaltete; und gewiß, ich bin der Letzte, der dieselben nicht

Digitized by Google

in ihrer vollen Schönheit anerkennen, der sie ihr gar absprechen oder bestreiten wollte. Kein Zweifel, es hat etwas unsagbar Anmuthendes, etwas bei aller Melancholie und Trostlosigkeit wieder friedlich Versöhnendes, so einen Tag lang die stillen Steppen der Campagna zu durchstreifen oder auch nur einen Blick über ihre Trümmerstätten schweifen zu lassen. Hier die meilenlangen, halb zerfallenen Aquäducte, die nach allen Seiten dem Gebirge entgegenführen, dort die gleichfalls trümmerhaft aufragenden einsamen Castelle und Thürme des Mittelalters, hier die träg hinschleichenden Flüßchen und Bäche mit ihrem schmutzigen Wasser, die Ufer von Röhricht umsäumt und dort wieder von Zeit zu Zeit inselgleich auftauchend ein modernes einsames Gehöfte, das gleichfalls wieder gar ruinenhaft dreinschaut. Dann das Gepräge der Landschaft selbst: diese ungeheure wellige Viehtrift, von magerem Grase bestanden, dann und wann von einem Distelstrauch oder einem Wachholder unterbrochen, auf den Anhöhen auch wohl mit einem uralten knorrigen Feigen- oder Oelbaum gekrönt, alles menschlichen Verkehrs, alles Lebens und Regens fast gänzlich beraubt, nur daß von Zeit zu Zeit einem ein Trupp Ziegen oder Stiere begegnet, letztere von der prächtigen Race, wie sie eben nur die Campagna erzeugt, der Hirt in flockigem Schafpelz, seinen langen Stab unter der Achsel, träumerisch an eine Böschung gelehnt, in nicht zu großer Ferne davon seine pittoreske Rohrhütte pyramidal in der Form eines alten Grabtumulus aufgeführt, und weit in nebelgrauem Hintergrund die prächtigen Formen des Sabiner- und Albanergebirges mit ihrer unbeschreiblichen Färbung, die sich in allen Stufen und Tinten auch der Campagna selbst mitzutheilen scheint, das Alles zusammengenommen gewährt nicht blos ein unvergeßliches, sondern auch ein in Wahrheit tief ergreifendes Bild. Trotzdem erlaube ich mir der Ansicht der meisten rombegeisterten Touristen bezüglich dieser Landschaft und ihrer Unentbehrlichkeit für die ewige Stadt in aller Bescheidenheit zu widersprechen. Es ist ja freilich unbestreitbar, daß Rom, wenn es statt der Campagna eine wohlbebaute, reichbevölkerte Landschaft um sich besäße, ein total anderes Gesicht trüge, als wir es derzeit gewohnt sind; ob das aber nicht auch und ebenso schön, ja ob es nicht noch schöner wäre, wenn an der Stelle jener grausigen Trümmerstätte

Digitized by Google

ein lachender Lustgarten von Leben und Lebensgenuß sich ausdehnte, wie's einst zur Römerszeit wirklich der Fall war, das scheint mir doch die Frage. Ich wenigstens konnte mich mit dem Worte jenes Künstlers nicht recht befreunden, der ebenso bestimmt als gelassen bei einem Gespräch über dieses Thema kurzweg erklärte: wenn Rom seine Campagna nicht hätte, dann müßte man erst eine solche schaffen, denn ohne dieselbe wäre es nichts. Nun, durch diese Campagna in ihrer breitesten Ausdehnung, durch diese weltberühmte, einzige Landschaft mit all' ihrem Zauber, aber auch all' ihrer Einförmigkeit führte uns der Ausflug nach Tivoli, den wir am 23. September vorigen Jahres, einem schönen freundlichen Herbsttag, zur Ausführung brachten. Es war noch frühe am Tage, ein helles Morgenroth färbte eben den östlichen Himmel, als wir drei Mann hoch mit einem biederen Hauderer, den wir Tags zuvor bestellt hatten und der sich durchweg als eine ehrliche Haut erprobte, zur Porta San Lorenzo hinausfuhren; die Stadt hinter uns lag im Rauch und Nebel gebettet, aber der großartige Friedhof des modernen Rom mit seinen schimmernden Mamordenkmalen und der prächtigen Basilika des edlen Märtyrers Laurentius zur Seite war bereits von den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne vergoldet. Noch weidete sich der Blick eine Weile an verschiedenen sei's classischen, sei's landschaftlichen Gebilden; dort fesselten Stücke eines einstigen Riesen-Aequäducts, hier das noch immer benützte antike Straßenpflaster unserer Via Tiburtina das Auge; jetzt, nachdem die Eisenbahn überschritten, gings an einer alten Puteolangrube vorbei und gleich darauf erschien die enge Felsenschlucht des Teverone, des einstigen Anio, noch halb überspannt von den Resten einer einbogigen, römischen Brücke. Nach kurzer Zeit aber, noch ist man keine halbe Stunde gefahren, und alle Herrlichkeit hat ein Ende. Durch eine weite, wellige Staubebene, die vulkanischen Tuffen ihre Bildung verdankt und darin jetzt zur Herbstzeit auch nicht ein grünendes Gräslein zu entdecken ist, kein Bach, kein Garten, nicht einmal ein Baum oder Buschwerk zur Seite, so geht es bei vier Stunden lang fort, Trostlosigkeit rechts und Trostlosigkeit links, ein echtes Campagnabild! Und ganz in Uebereinstimmung damit ein fast vollständiger Mangel an jedem Verkehr. Da konnte es z. B. viertelstundenlang anstehen,

Digitized by Google

bis wir auch nur einen Menschen erblickten, wie denn auf der ganzen 30 Kilom. weiten Strecke von Rom bis Tivoli nur zweimal uns die Leute truppweise begegneten, Landbewohner das einemal, die auf Eseln und Maulthieren ihre Früchte zu Markte brachten, und dann wieder Geflügelhändler, die ganze Heerden von Truthühnern nach der Stadt trieben, letzteres insbesondere ein origineller, fast komischer Anblick. Sonst aber war von Leben auf dieser Straße, wie gesagt, fast gar nichts bemerkbar, auch nicht Wagen und Reiter, mit Ausnahme des träg hinschleichenden Omnibus, der täglich ein- bis zweimal die Strecke zurücklegt, und von Zeit zu Zeit ein einsamer Wanderer, der aber gerade so langweilig drein sah, wie seine Umgebung. Da schien's eine wahre Erquickung, wenn einem jeweils die malerische Gestalt eines römischen Hirten aufstieß, wie er, auf seinen riesigen Stecken gelehnt, seine silberhaarigen Stiere mit ihren breitgeschwungenen Hörnern oder auch nur ein paar muthwillige Ziegen bewachte. Eine wahre Oase in der Wüste aber deuchte uns jene Osteria zu sein, die ungefähr in der Mitte des Weges schon von fern durch das Gekläff ihrer, übrigens übelberüchtigten Campagnahunde sich anmeldete. Doch „der Mensch versuche die Götter nicht"! Wehe dem Unglücklichen, der sich in diese Löwenhöhle verirrt, in der Erwartung vielleicht, hier ein idyllisches Frühstück in ländlicher Einsamkeit einnehmen zu können: die Wirthschaft mitsammt den 3—4 anderen sie umgebenden Gebäuden gleicht von innen wie von außen mehr einer Ruine, denn einer menschlichen Wohnung. Ganz dem entsprechend sind auch die Insassen sowohl als das, was sie dem Gaste vorzusetzen vermögen. Zerlumpte Kinder, mit den Ferkeln um die Wette in den Pfützen sich wälzend und den Fremden mit Gekreisch einen Obolus abbettelnd, schmierige Wirthsleute, schmierigen Käs oder stinkenden Schnaps präsentirend, kurz, das Ganze ein Bild grauenhafter Verlotterung, mehr geeignet, Besucher abzuschrecken als anzulocken — so ist mir diese Knallhütte von Osteria noch im Gedächtniß.

Doch „Alles nimmt ein End' auf Erden", auch die Campagna; nach circa einstündigem Fahren von hier an gewinnt die Landschaft auf einmal ein anderes Aussehen; wir fühlen, daß wir dem Ziele nicht gar zu ferne mehr sein können. In der That werden auch von Minute

Digitized by Google

zu Minute die Umrisse der Sabinerberge deutlicher. Da zeigen sich links in bläulicher Ferne 2—3 isolirt stehende Felsköpfe, die gleich unserem Staufen oder Zollern etwa wie Schildwachen vor die Kette des Gebirges hinausgerückt sind und auf ihrer Höhe stattliche Burgen, an ihren Seiten reizend angeklebte Städtchen oder Dörfer erkennen lassen; zur Rechten dagegen weist unser Rosselenker auf einen lieblichen grünumzogenen Hügel hin, der, ganz vom Buschwerk bedeckt, einem lauschigen Haine nicht unähnlich sieht — die Trümmer der Villa Hadriana und vor uns endlich gerade gen Osten gelegen, das muß Tivoli sein, mit seinen riesigen Oelbaumwäldern und köstlichen Rebengeländern, wenn auch vom Städchen selbst, außer etlichen weißen Punkten, die durch das Laubwerk schimmern und die Häuser vorstellen mögen, noch nicht viel zu sehen ist. Das macht denn die Brust wieder lichter, zumal auch verschiedene Gegenstände unmittelbar am Wege auf dieser letzten Strecke der Fahrt unser Interesse in Anspruch nehmen. So sind z. B. die vielgenannten Solfataraseen (die Aquae albulae der Alten), deren Abfluß neuerdings in einem gut gefertigten Canal dem nahen Anio zugeführt wird, wohl der Besichtigung werth. Es sind verschiedene, vom Wege etwa $^1/_4$ Stunde abliegende, größere und kleinere Lachen, deren Wasser aber durch die ehemaligen vulkanischen Ablagerungen so sehr mit Kalk und Schwefel getränkt ist, daß alle Pflanzen und Steine darin mit dickem Sinter überkrustet und die Moospolster am Ufer und in der Mitte wie schwimmende Inseln oder auch wie ein versteinerter Teppich erscheinen; den furchtbaren Gestank aber, den der Schwefelwasserstoff verbreitet, bekommt man schon von weiter Ferne und ebenso stark aus jenem Abzugscanal in die Nase, über den die Straße selber uns führt. Kein Wunder daher, daß die Alten von infernalischen Mächten träumten, die hier einst ihr Spiel getrieben hätten, wie denn auch der Name „Tartarussee", den einer dieser Tümpel führt, noch heute auf die Mythen von der Unterwelt hinweist. Doch hat der practische Blick des Römers schon damals auch diese unheimlichen Wasser in den Dienst der Menschheit zu ziehen verstanden durch Errichtung von Bädern, die auch zweifellos mit größerem Comfort und zweckmäßiger ausgestattet waren, als das unscheinbare „Bädlein", das sich gegenwärtig hier aufgethan hat. Auch die gewaltigen Tuff- oder, wie man's in Italien heißt,

Digitized by Google

Travertin-Steinbrüche*) sind sehenswerth, die nicht weit von hier zu beiden Seiten des Weges sich befinden und, seit Menschengedenken schon ausgebeutet, wohl fast sämmtliches Material zu den großen Prachtbauten der Weltstadt geliefert haben. Von Tivoli an bis hieher in die Gegend der Solfataraseen hat nämlich der Anio seit Aeonen (die Ablagerungen reichen jedenfalls noch in die Tertiärzeit zurück) eine solche Menge des brauchbarsten Tuff- oder „Tauch"-steins abgesetzt, daß man noch manches Rom davon bauen könnte, ohne eine Abnahme zu verspüren. Der chemische geologische Proceß dieser Niederschläge ist übrigens auf's Haar derselbe, wie wir's alle Tage auch bei uns an den aus Kalkgebirgen herabströmenden Wassern beobachten können; das Sabinergebirge, wie der ganze Apennin, darin die Quellen des Anio liegen, ist ja bekanntlich wie unsere Alb ein reiner Kalkstock, der Jura- und Kreidezeit angehörig; was nun die Wasser droben von Kalkbestandtheilen auflösen und mitführen, das setzen sie im Thal als Tuffgebilde wieder nieder. Daß aber schon die Römer diesen „Travertin" als besonders brauchbaren Baustein zu schätzen und zu handhaben verstanden, zeigen ihre Aquäducte, zeigt das Colosseum, zeigen die sämmtlichen noch erhaltenen Quaderbauten, die in der Gegend von Rom ohne Ausnahme aus diesem Material aufgeführt sind. Noch sieht man an oben bezeichneter Stelle die Löcher und Schutthalden, denen einst die Quader eben des Colosseums entnommen wurden, wie auch die neueren, nicht viel kleineren Brüche hier aufgesucht werden können, die das Material zur Peterskirche geliefert. Wie gesagt, diese ganze Gegend zeigt schon ein anderes, anmuthigeres Gesicht; auch der Teverone schleicht jetzt nicht mehr träge und schmuzig durch die Ebene, sondern läßt lustig sein Wasser über die von ihm selbst aufgebauten Travertinfelsen hinab strömen. Noch einmal überschreiten wir den Fluß auf einer antiken Brücke, die denn auch mit ihrer ganzen Umgebung, mit den uralten Oliven und Steineichen davor und dem herrlich erhaltenen Rundgrab der gens Plautia dahinter einen wirklich malerischen Eindruck macht. Wir stehen hier am Anfang vom Ende des Wegs; noch wenige Minuten und wir biegen rechts ab zur Hadriansvilla, erklimmen dann von dort aus in einer halben Stunde die Mauern von Tibur

*) Der alte lapis Tiburtinus d. h. Stein von Tibur, weil er hier ganz besonders schön und am mächtigsten vorkommt.

Digitized by Google

und kehren schließlich über die modernere Villa d'Este auf dem alten Pfade wieder zur Hauptstadt zurück.

Damit sind zugleich die Hauptsehenswürdigkeiten aus der Umgebung von Tivoli bezeichnet, die ich nun im einzelnen noch etwas näher beschreiben will. Die Villa Adriana, ursprünglich als ein Conglomerat aus den verschiedensten Gebäuden zusammengesetzt und ein Areal von mindestens einen Quadratkilometer Boden bedeckend, ist heutzutag eine völlige Trümmerstätte, die aber ähnlich den Kaiserpalästen in Rom, mit denen sie überhaupt viel Verwandtes hat, in Folge gewaltiger Ausgrabungen jetzt eben vor unseren Augen wieder eine Art Auferstehung feiert. Was nämlich von den alten Fundamenten, Kellergewölben und Substructionen noch erhalten war — und dessen ist sehr viel —, das wird seit etlichen Jahren unter Leitung der tüchtigsten Archäologen auf Kosten des Staates wieder bloßgelegt, so daß zu hoffen steht, es werde, wenn erst einmal der ganze, ungeheuere Bau nach seinem Grundriß bekannt ist, auch Licht in so manches Einzelne kommen, darüber seit jeher die widersprechendsten Ansichten seitens der Gelehrten geherrscht haben. Um diese Widersprüche und verwirrenden Deutungen betreffs so mancher Räume dieses merkwürdigen Bauwesens, wie solche auch in den verschiedenen der Tradition entsprungenen und von den Führern hergeleierten Namen sich ausprägen, um diese Widersprüche sich zu erklären, muß man vor Allem an die Art der Entstehung unserer Villa sich erinnern und an den Zweck, den Kaiser Hadrian bei ihrem Bau im Auge hatte. Der Mann, unter den römischen Cäsaren der bedeutendsten einer, dazu von Haus aus ein leidenschaftlicher Bau- und Kunstliebhaber, hegte den originellen Gedanken, von den berühmtesten Denkmälen, die in seinen weiten Reichen zerstreut lagen, wenigsten Copien sich zu verschaffen und womöglich auf *einen* Platz zu vereinigen. Hiezu eben ersah er sich sein hübsches Landgut bei Tivoli aus, und hier also erstanden unter seiner Anweisung die Nachbildungen der verschiedensten Bauwerke, die der Kaiser auf den vielen Reisen, welche er meist zu Fuß durch fast sämmtliche Provinzen des Reiches während seiner 20jährigen Regierungszeit (117—138 n. Chr.) gemacht hatte, zu Gesichte bekommen, und unter denen ihm die griechischen und egyptischen

Digitized by Google

am meisten gefallen hatten. Mit riesigem Fleiß und enormen Kosten wurden denn aus den entlegensten Theilen der Welt Originalstücke zusammengeschleppt, soweit solche transportabel schienen; Egypten lieferte Sphinxe und Obelisken, Griechenland Tempeltrophäen und Götterbilder; selbst Persien und Kleinasien wurden nach Schätzen durchwühlt, die gen Tivoli wanderten. Was aber neu an diesem Platze gebaut ward, das mußte von kunstverständigen Leitern genau nach den betreffenden Originalen hergestellt werden. So erhob sich in dieser Hadriansvilla, etwa ähnlich wie in den Parkanlagen unserer Fürsten aus dem vorigen Jahrhundert oder auf unseren modernen Weltausstellungen, ein Potpourri der heterogensten Gebilde; da stand ein egyptischer Tempel mit sämmtlichem Zubehör, dort ein griechisches und lateinisches Theater, die Gelegenheit boten, sich je nach Belieben geschwind nach Rom oder Athen zu versetzen. Das Tempethal, durch welches der Peneus floß, das Idyll der Dichter und Romantiker jener Zeit, war bis ins Einzelne hier nachgebildet; deßgleichen sah man einen Portikus mit Frescogemälden, der die Stoa Poikile von Athen vorstellen mußte. Daß es daneben an den specifischen Erfordernissen eines Lustschlosses im Geschmack der damaligen Kaiserzeit, daß es an Bädern und Galerien, an Rennbahn und Bibliothek, an Circus und Odeon in einem derartigen Parke nicht fehlen durfte, versteht sich von selbst, und daß sämmtliche Anlagen und Gemächer der Villa mit dem ausgesuchtesten Luxus angelegt wurden, dafür bürgt wieder schon der Name Hadrian's, dieses prachtliebensten aller Cäsaren. Und fürstlich muß in der That diese Villa in den Tagen ihres Glanzes gewesen sein; sind doch Dutzende der schönsten antiken Statuen, die heute die Galerien des Vatican zieren, auf diesem Boden gefunden worden, hier, wo doch im Laufe der Jahrhunderte und unter dem Sturm der Barbaren eine, wie man hätte denken sollen, mehr als gründliche Zerstörung zum öfteren schon aufgeräumt hatte. Aber mehr als reich an Prachtdenkmälern der Kunst, an Gemälden und Marmorbildern, an Schmuck- und Luxusgeräthen jeder Art müssen diese Räume gewesen sein, da sie erst kürzlich wieder als eine fast unerschöpfliche Fundgrube für Alterthümer sich erwiesen haben, wie denn eben die gegenwärtige Ausgrabung selbst in den Kellergeschossen

Digitized by Google

eine Schönheit der Ornamentik und eine Frische der Färbung wieder aufgedeckt hat, daß man sich bei ihrem Anblick fast nach Pompeji versetzt fühlen möchte. Und doch sind das alles nur dürftige Reste der ehemaligen Herrlichkeit: diese ganze gewaltige Schöpfung Hadrian's ist heute ein Trümmermeer, darin Vögel zwitschern und Bächlein rieseln, darüber Cypressen und Lorbeer gewachsen und im Gegensatz zu dem andern Bau, den derselbe Kaiser gegründet und der noch gegenwärtig in ungebeugtem Trotz und von keinem Barbaren gebrochen in Rom aufragt, ich meine seinem berühmten Mausoleum, der moles Hadriani und jetzigen Engelsburg, redet unsere Villa mit Flammenschrift von der Eitelkeit alles unter der Sonne Befindlichen, mahnt gewaltig und unwillkürlich an das „Sic transit gloria mundi". Und doch ist es schön, einzig schön an dieser Stätte, nicht sowohl wegen dessen, was etwa von Kunstsachen noch vorhanden ist, dies wird hier wie an so vielen Punkten Italiens stets mehr nur den Archäologen vom Fach interessiren, als vielmehr um der herrlichen Lage und um deß' willen, was die Natur aus dieser Kaiserschöpfung gemacht hat. Auch der nüchternste Mensch muß poetischen Gefühlen Raum geben, wenn er durch diese altehrwürdigen Ruinen schreitet, die Säulenstümpfe von Epheu umrankt, die Mauernischen mit Frauenhaar überzogen, der Boden überall in das liebliche Rosa des Alpenveilchens gekleidet, und dann wieder zwischen den düsteren Cypressen, den melancholischen Oelbäumen durch diese reizenden Ausblicke, sei's nach vorn über die Campagna, sei's gegen hinten nach den grünen Sabinerbergen zu mit ihrem Glanzpunkt, dem Städtchen Tivoli, unmittelbar im Gesicht. Und 's ist Zeit wahrlich, daß auch wir uns dieses Städtchen endlich beschauen. Ein Städtchen nenne ich es; denn obwohl Bischofssitz und eine Einwohnerschaft von ca. 8000 Köpfen umschließend, trägt es doch auf Schritt und Tritt so recht den Stempel des Landstädtischen, wie denn auch der Verkehr, den der Ort durch den täglichen Stellwagen mit Rom hat, ein fast illusorischer ist. Kommt nun vollends ein Fremder ins Nest, so ist gleich das ganze liebe Publicum auf den Beinen, um ihm seine Dienste anzubieten, gegen Baarzahlung natürlich; denn einen „Inglese", und das ist in Italien jeder Tourist, muß man anständig ausziehen; das gehört

Digitized by Google

hier zum Handwerk. Wirklich machten wir auch durch ganz Italien, mit Ausnahme etwa der Umgegend von Neapel, nirgends so sehr Bekanntschaft mit aufdringlichem Gesindel der Art, als eben in Tivoli Wie Fleischmücken im Hochsommer fallen hier die verschiedenen Species dieses Gezüchts, Führer und Cicerone's, Eselsburschen und Grottenzeiger über dich her, vom befrackten Gasthofbesitzer bis zum zerlumptesten Straßenjungen, natürlich nur auf das Eine erpicht, dir den Beutel zu schröpfen.

Wir ließen zunächst die ganze Sippschaft laufen und nahmen unser Mittagsbrod in dem gar nicht üblen Friedenshotel des Städtchens ein (della pace), da uns das freilich schöner gelegene der Sibylla als unheimlich theuer mißrathen worden war. Während des Essens nun erlebte ich eine gar drollige Geschichte, die ich dem werthen Leser nicht vorenthalten will. Wir ließen uns, soweit dies bei unserem miserablen Italienisch überhaupt möglich war, mit der Kellnerin in ein Gespräch ein und beim Blick durch das Fenster auf die recht wie ein Teppich vor uns daliegende Campagna mit den Kuppeln von Rom im nebligen Hintergrund meinte ich, die Hauptstadt an der Tiber sei doch etwas anders als ihr buckliges Tivoli. „Ganz wohl," erwiderte sofort entschlossen das Mädchen, „aber Tibur ist 240 Jahre älter als Rom". Ich staunte und zweifelte; woher sollte dies Kind, das vielleicht keine Schule besucht, das kaum Lesen und Schreiben gelernt hatte, diese Geschichtskenntniß besitzen? Sie aber blieb dabei, und richtig, wie wir im Handbuch nachschlugen, fanden wir zu unserer Beschämung die Notiz, daß Tibur schon zu Aeneas Zeiten von peloponnesischen Einwanderern gegründet worden und lange Rom überlegen gewesen sei. Ob's mit den „240 Jahren" genau seine Richtigkeit hatte, will ich hier nicht entscheiden; eh bien, „stolz lieb ich den Spanier", das gilt allem nach auch von den Tivolesen. Nun aber, nachdem wir den knurrenden Magen befriedigt, galt unser erster Gang selbstverständlich den weltberühmten Wasserfällen des Anio und keine Frage, sie sind — in dieser Umgebung, den graziösen Sibyllentempel unmittelbar über der Schlucht, das malerische Städtchen mit seinen Mauern und Thürmen dahinter, ringsum die vielen historischen Namen, die sich an eine ganze Reihe von Plätzen knüpfen — einzig in ihrer Art. Es ist

Digitized by Google

nicht blos die schäumende Wassermasse oder die Höhe des Falle, die einem imponirt, wiewohl beide stattlich genug sind (der Hauptfall 96 m); nein, die ganze eigenthümlich südliche Scenerie, dieses Oliven- und Lorbeergebüsch, das die ganze Schlucht mit seinem Grün überspinnt, diese Tempel- und Villenreste in unmittelbarer Umgebung, die von Horaz, Mäcenas und Quinctilius Varo erzählen und in echt modernem Contrast daneben diese Eselsjungen und Raritätenausschreier, das ist's, was den nordischen Pilger bei Tivoli in eine ganz neue Welt zu versetzen scheint. Was den Wasserfall selbst und insbesondere seine Entstehung betrifft, so ist der Vorgang hier offenbar ganz derselbe gewesen, wie wir's in kleinerem Maßstab bei Dutzenden unserer Alpwasser auch haben, am schönsten vielleicht bei dem bekannten Falle im Brühlthal bei Urach, mit welchem auch sonst die Teveronecascaden mancherlei Aehnlichkeit zeigen. Der Bach hat nämlich hier wie dort im Laufe der Zeiten solche Tuffmassen abgesetzt, daß er sich selbst die Barrière schuf, über die er jetzt brausend hinabstürzt und, ein Cronos, der seine eigene Kinder verschlingt, in Folge dieses Falles, denn ein immer tieferes Bett in den weichen Tuffstein sich wieder einfraß, den er doch aus seinem Leibe geboren.

Die großartige künstliche Erweiterung dieses Canals, die Leo XII. mit enormen Kosten zum leichteren Abfluß des Wassers, und um Ueberschwemmungen vorzubeugen, hier am Anio herstellen ließ, hat dem prächtigen Schauspiel glücklicherweise nicht geschadet; im Gegentheil, die Schlucht und der Fall sind dadurch nur zugänglicher und grandioser geworden. Doch es muß geschieden sein. Wir eilen, heute wie damals, hinweg von diesem wundersamen Bilde, so ziemlich dem einzigen zugleich, das den Touristen nach Tibur lockt, um schnell noch ein anderes in uns aufzunehmen mit der Besichtigung der vielgerühmten Villa d'Este, die nicht fern davon außerhalb der Mauern des Städtchens vor der Porto Romana liegt. Und kein Zweifel, auch sie ist es werth, besucht und zweimal besucht zu werden. Denn in der edelsten Renaissence aufgeführt, macht sie auch heute noch trotz ihres ziemlich heruntergekommenen Aussehens einen höchst würdigen Eindruck. Errichtet in der Mitte des 16. Jahrhundert von dem reichen Cardinal Ippolito d'Este, dem Sohn der Lucretia Borgia und damaligen Gebieter von Tivoli, und zwar, errichtet großentheils durch die Hände

Digitized by Google

von Türkensclaven, ist sie gegenwärtig im glücklichen Besitz des deutschen Cardinals Hohenlohe, dem sie der Herzog von Modena schenkte. Der prachtvolle Park scheint freilich gleich dem Gebäude nur mäßig gepflegt; aber die Aussicht von der Terrasse auf die unmittelbar unten liegenden Hadriansburg und dann über die weite Campagna bis zu den Thürmen von Rom, ja bei hellem Wetter bis zum fernen Gestade des Mittelmeeres, sie ist dieselbe geblieben, wie sie schon die Alten dereinst bewundernd genossen. Und dies vor Allem diese prächtige Fernsicht, verbunden mit der reinen, balsamischen Bergluft, die Tivoli bietet, dies ist der Grund, weßhalb immer wieder der Römer aus den staubigen Straßen seiner Hauptstadt hieher pilgert so heute, so chedem! Auch wir haben den Ausflug niemals bereut, und wer irgend es machen kann, und vielleicht gleich uns nicht dazu kommt, die noch schönere, aber auch weitere Tour ins Albanergebirg auszuführen, der sollte Rom nicht verlassen, ohne wenigstens einen Blick in's alte Sabinerland geworfen zu haben. Ist auch der 5—6stündige Weg durch die öde Campagna mehr als ermüdend, umso wohler thut dann die Einkehr in den Wein- und Olivenhainen am Anion, und wenn heute bekanntlich fast jede größere Stadt ihr „Tivoli" hat, wohin man „um ein Billiges" allsonntäglich zu fahren pflegt, so ist es gar ein vergnüglich Bewußtsein, bei Bier oder Butterbrod den Stammgästen sagen zu können: „Aber unsereins war auch schon im Urtivoli."

Literatur.

* Nord und Süd bringt diesmal zwei Novellen. Den Schluß von Alfred Meißner's „Toni" und „Die Kinder des Ostens" von Rudolf Fürsten zu Liechtenstein. Letzgenannter Autor ist ein sehr kunstsinniger Herr, dessen musikalische Compositionen Aufsehen erregten. Wir haben hier eine novellistische Erstlingsarbeit vor uns, die sich in ihrer Schilderung der östlichen, halbwilden Verhältnisse durch eine Anschaulichkeit und Kraft der Stimmung auszeichnet, die einigermaßen an Petöfi's geniale Bilder aus jenen Gegenden erinnert. Carl Stieler, der bayerische Dialectdichter, entwirft die poetische Beschreibung einer „Winterreise an den Königssee," Wilhelm Lübke bringt eine begeisterte Darstellung der

Digitized by Google

pergamenischen Funde, Kuno Fischer beginnt eine Reihe von Artikeln über G. E. Lessing. Wenn im Allgemeinen die Beziehung „Schönredner" als Tadel gilt, so muß sie ausnahmsweise in ihrer Anwendung auf Kuno Fischer als höchstes Lob verstanden werden. Es versteht in der That Niemand so schön zu reden, wie dieser Heidelberger Professor. Seine Geschichte der neueren Philosophie ist ein Unicum, die man höchstens mit gewissen Darstellungen der Franzosen vergleichen könnte, wenn diese sich mit so schwierigen Dingen, als der Philosophie Kant's, Fichte's und Schelling's beschäftigten, was sie indessen nur selten thun. Fischer versteht es, die schwersten Probleme und Lehrsätze so mundgerecht zu machen, daß sie auch der oberflächlichste Leser versteht — ob er sie freilich in ihrer ganzen Tiefe erfassen wird, ist eine andere Frage. Auch der vorliegende Aufsatz zeichnet sich durch Fischer'sche Beredsamkeit aus. Es wird darin die reformatorische Bedeutung Lessing's für die deutsche Literatur erörtert, würde jedoch zu weit führen, wenn ich Fischer's Ausführungen mit einem Commentare begleiten wollte, nur eine sehr schöne Definition, mit der er anhebt, möge zum Vortheil des Lesers hergesetzt werden. Sie lautet: „Jedes reformatorische Werk ist die Lösung einer Zeitaufgabe, einer solchen, die den Gang der Dinge unterbricht, die Zeiten scheidet, die herkömmlichen und die ausgelaufenen Richtungen abschließt, neue eröffnet und die vorhandenen Bildungsformen dergestalt umwandelt, daß, um es kurz und treffend zu sagen, die Natur der Sache wie neugeboren aus der Natur des Menschen hervortritt.

* K. Bädeker's Palästina und Syrien, Leipzig, Karl Bädeker, 1880, 2. Aufl. Handbuch für Reisende heißt das vortreffliche Buch, das im Laufe von fünf Jahren seine 2., verbesserte und vermehrte Aufl. erlebt hat. Wäre das Buch blos ein Handbuch für Reisende, welche das Buch kaufen würden, so müßten im Laufe der letzten 5 Jahre sehr viele Reisende das heilige Land besucht haben, die sich der Solidität und der Wahrhaftigkeit des Buches als eines unentbehrlichen Führers bedient hätten. Das Buch ist aber viel mehr als sein Titel besagt: es bietet in der 154 Seiten langen Einleitung neben den practischen Vorbemerkungen über die Zweckmäßigkeit einer Reiseeintheilung eine vollständige, genauestens präcisirte geographische

Digitized by Google

Uebersicht über climatische, geologische und botanische Verhältnisse, über Geschichte, Bevölkerung, Statistik, den Islam, die arabische Sprache und schließlich die Kunstgeschichte Syriens, neben einer Angabe der wichtigsten Literatur über Jerusalem und Palästina. Der specielle Theil des Reisebuches gilt ebenso als eine geographische Detailbeschreibung, welche ein besonderes freundliches Wort stets den deutschen Ansiedlungen widmet. Jerusalem und Umgebung ist mit 124 Seiten nicht unverhältnißmäßig bevorzugt, enthält aber auf diesem Raume Alles, was topographisch und geschichtlich von Interesse ist, ein nach photographischen Aufnahmen gezeichnetes Bild vom Oelberg aus orientirt Jeden über die heilige Stadt. 38 Reiserouten geben nun ein vollständig getreues, auf unmittelbarer Anschauung der dermaligen Verhältnisse beruhendes Bild des ganzen Landes, daß demselben füglich kein anderes Bild in der gesammten deutschen, französischen und englischen Literatur an die Seite gestellt werden kann. Ganz neu in der 2. Auflage sind die Routen auf dem Küstenwege von Tarablus nach Ládikiye, die uns durch die berühmte Tabakgegend führt zu den alten Stätten von Antiochia und Seleucia. Eine weitere Route zeigt uns Alexandrette und Mersina und den Weg nach Aleppo. Von ganz besonderem Werthe aber ist der Landwege von Aleppo nach Damascus, den Europäern bis jetzt nahezu unbekannt. — Die mit außerordentlicher Sorgfalt hergestellten Karten und Pläne sind von Prof. Dr. Kiepert in Berlin gezeichnet, während der Verf. auch der 2. Aufl. Prof. Dr. Albert Socin ist, zur Zeit Prof. der oriental. Sprachen auf der Universität in Tübingen.

* Reinhold Buchholz' Reisen in Westafrika nach seinen hinterlassenen Tagebüchern und Briefen nebst einem Lebensabriß des Verstorbenen von C. Heinersdorff. Leipzig, Brockhaus, 1880. Es ist ein ernstes, mühevolles entsagungsreiches Forscherleben, das der deutsche Gelehrte der Wissenschaft zu Lieb sich in Westafrika auferlegt hat. Nicht mit dem Reichthum amerikanischer oder englischer Reisender ausgestattet, denen es schließlich auch nicht darauf ankommt, durch die Diebereien und Betrügereien der Eingeborenen Hunderte und Tausende zu verlieren, sondern mit mühsam vom Professorengehalt und Schriftstellerhonoraren ersparten Reisegeld, das aber zusammengehalten werden muß, geht dieser so früh verstorbene, für seine Wissen-

Digitized by Google

schaft begeisterte Zoologe auf 3 Jahre unter den Aequator und bereist und durchwandert forschend und sammelnd das afrikanische Gestade von der Goldküste bis zur Ogowemündung. Er ist ein ausdauernder Forschungsreisender. Bei der zweiten deutschen Nordpolexpedition war er auch gewesen, hatte das allbekannte Schicksal der Hansa getheilt und die 200tägige Reise auf der großen Eisscholle mitgemacht, hatte dabei alle seine kostbaren Sammlungen von Polarthieren, seine wissenschaftlichen Tagebücher und Zeichnungen verloren, und war mehr durch diesen Unglücksfall als durch die Strapazen der Eisschollenfahrt eine zeitlang auf der Eisscholle trübsinnig geworden. Aber endlich doch glücklich heimgekehrt, hatte er sich den Muth zu solchen großartigen Unternehmungen nicht rauben lassen, sondern sich vorbereitet, gespart und gerüstet für eine baldige andere Reise, in ein Land, wo allerdings keine Eisschollen einem unter den Füßen auseinanderzubrechen pflegen, wo aber die Leiden des Forschungsreisenden zwar von anderer, aber nicht von geringerer Unannehmlichkeit und Gefährlichkeit sind. Dafür wurde aber sein Eifer auch vielfach und reichlich belohnt. Seltene Fische und Vögel, Schmetterlinge und anderes Gethier, das Entzücken des Zoologen, besonders die interessanten Termiten und anderen Ameisen mußten den weißen Fremdling, der in den Augen der Afrikaner nur for bird and snake zu leben schien, sich ergeben und manche Flasche Spiritus wurde aufgebraucht, um die seltenen afrikanischen Lebwesen möglichst zu conserviren, bis sie die Museen von Berlin und Greifswalde schmücken sollten. In manchem Briefe ging auch, wohl eingewickelt, ein und das andere Samenkorn einer afrikanischen Pflanze nach Deutschland ab, und wie freute es den Reisenden, später zu hören, diese Samen seien nicht nur glücklich, sondern auch noch triebkräftig angekommen und beginnen bereits, den heimatlichen botanischen Garten mit afrikanischen Gewächsen zu besiedeln. Unser Reisewerk wird für botanische und zoologische Fachgenossen von höchstem Interesse sein und von ihnen an seinem Orte gewürdigt werden. Aber es hat durchaus nicht nur dieses Interesse, denn mit offenem Blicke und empfänglichem Sinne hat der Fachgelehrte Alles, was an Land und Leuten, Sitten und Unsitten, an religiösen Gebräuchen und abergläubischen Zeremonien, an ethnographischen Sonderbarkeiten und an den naiven Kindlichkeiten eines

Digitized by Google

niedrig stehenden Volkes für den Mann allgemeiner Bildung, interessant ist, beobachtet und in seine Tagebücher und Berichte aufgenommen. Farbenreich und frisch werden diese Eindrücke uns hier wiedergegeben. Wie seltsam ist doch diese afrikanisch: Welt, die mit europäischer Cultur und Zivilisation in Berührung gebracht und doch noch so wenig von ihr durchdrungen ist, oft gerade das Schlimmste vom Fremden sich aneignend, und daneben vielleicht das Schlimmste der alten eigenen Zustände festhaltend! Und dann doch wieder klare Zeugnisse und starke Beweise für den Erfolg und die Wirksamkeit der christlichen Zivilisation Mehrfach wird in diesem Werke erzählt, wie der Reisende auf dieser und jener Missionsstation gastfreundliche Aufnahme und hilfreiche Unterstützung gefunden habe. Und Manches weiß er dann zu berichten von den geregelten und gebildeten Zuständen, die, so weit der Einfluß der Mission geht, sich finden, wie ein Garten mitten in der Wildniß. Wann werden endlich die geringschätzenden Urtheile aufhören oder abnehmen, welche gerade die Missionäre oft über sich ergehen lassen müssen von Fanatikern der Wissenschaft, während sie doch vielfach die nützlichen und sehr erwünschten Pionniere für die Forschungsreisenden sind, denen diese Manches zu danken haben? An ergötzlichen komischen Beobachtungen fehlte es nicht für unsern Reisenden. Wie köstlich ist z. B. die Beschreibung der militärischen Kunststücke, welche in einem kleinen Kriege, oder besser einer Reihe von kleinen Prügeleien und Raubzügen, von zwei Dörfern gegeneinander geführt, zum Besten gegeben werden. Einer der Helden machte sich dem deutschen Zuschauer dadurch bemerklich, daß seine ganze Uniformirung buchstäblich in nichts als — einer preußischen Pickelhaube bestand, während er im Uebrigen nicht eine Faser von Kleidung auf dem schwarzen Leibe hatte. Aehnlich gewählt war die Ausrüstung der Anderen, wie sie der Zufall ihnen in die Hand gab, oder je nachdem der Reichthum des Kriegsherrn, des „Dorfkönigs", es aufzubringen gestattete. Der Herausgeber, ein Geistlicher, hat mit diesem Reisewerke dem früh verstorbenen Freund ein schönes Denkmal gesetzt, der Wissenschaft einen Dienst gethan und auch sich selbst ein gutes Zeugniß ausgestellt von wissenschaftlichem Interesse für ein ihm beruflich nicht nahe liegendes Gebiet. Eine freundliche Beigabe bildet der kurze Lebensabriß des früh verstorbenen Forschers, welcher nur schmerzlich bedauern läßt,

Digitized by Google

daß eine so tüchtige, noch viel versprechende Kraft so früh ihrer Arbeit entrissen wurde.

* Practische Forstwirthschaft von Carl v. Fischbach, fürstlich Hohenzoller'schem Oberforstrath. Berlin, Julius Springer, 1880. Ein kurzes Referat über das vorliegende Buch mag vor den Lesern dieses Blattes damit gerechtfertigt sein, daß der Name seines Verfassers in der forstlichen Welt einen guten Klang hat und daß überdies dieses neueste Werk desselben nicht speciell für Forstleute, sondern für einen weiteren Leserkreis bestimmt ist. Oberforstrath Carl v. Fischbach ist durch zahlreiche Aufsätze, die er in forstlichen Zeitschriften hat erscheinen lassen, allen Fachgenossen bekannt; er hat außerdem ein Lehrbuch der Forstwissenschaft geschrieben, welches im Jahre 1877 bereits die 3. Aufl. erlebt hat. Wohl in Folge dieser schriftstellerischen Thätigkeit ist ihm kürzlich die Ehre zu Theil geworden, von der philosophischen Facultät der Universität Tübingen zum Doctor honoris causa ernannt zu werden. Was den Inhalt der „practischen Forstwirthschaft" anbelangt, so unterscheidet sich derselbe nicht wesentlich von demjenigen des „Lehrbuches der Forstwissenschaft". Dagegen ist die Anordnung des Stoffes eine durchaus andere. Das Buch umfaßt zwar das Gesammtgebiet der Forstwirthschaft, aber es bringt die einzelnen Materien nicht in systematischer Ordnung, wie dies bei einem Lehrbuch der Forstwissenschaft sein mußte, sondern es verfolgt den Zweck, dem Leser, der sich über irgend eine forstliche Frage, wie sie die Wirthschaft tagtäglich und unmittelbar bietet, unterrichten will, Alles, was überhaupt mit dieser Frage in Beziehung steht, an einem Orte vorzuführen. Der Verfasser hat namentlich die Privatwaldbesitzer im Auge, welche sich, ohne eingehende Fachstudien machen zu können, doch gern über die in ihren Waldungen vorkommenden und eventuell möglichen Bestandsformen und Betriebsarten möglichst rasch und vollständig orientiren wollen. Diese sollen das jeweils für ihre Zwecke Nothwendige in Gestalt einer Reihe von Einzelabhandlungen finden. In diesem Sinne zerfällt das Buch in 22 Abschnitte, von denen sich die ersten mit Fragen mehr allgemeiner Natur befassen. Hier werden z. B. besprochen: der Nutzen des Waldes, Vegetationsgrenzen und Höhenlagen, der Boden, Gesammtwirkung des Standortes u. s. w. Das eigentlich Charakterische des

Digitized by Google

Werkes müssen wir aber in den folgenden Abschnitten erblicken, in welchen wir u. A. den Kiefernhochwald, Fichten- und Weißtannenhochwald, Buchenhochwald, Niederwald, Wechsel des Wirthschaftssystemes, die Durchforstungen abgehandelt finden. Der letzte Abschnitt bringt das Wichtigste aus der Forstbenutzung. Um aus der Fülle des Gebotenen ein Beispiel herauszugreifen, welches die ganze Tendenz des Buches veranschaulicht, sei der Abschnitt gewählt, welcher dem Kiefernhochwald gewidmet ist. Sieht sich ein Grundbesitzer vor die Aufgabe gestellt, eine Oedfläche zu Wald anzulegen und will zu dem Ende die anspruchslose und dabei relativ ertragsreiche Kiefer wählen, so wird ihn der betreffende Abschnitt des Fischbach'schen Buches hinsichtlich dieser Holzart vollständig orientiren, und zwar — womit der bei der Abfassung des Werkes maßgebende Grundgedanke bezeichnet ist — derart, daß es nicht erforderlich ist, irgend einen andern Abschnitt noch außer jenem zu Rathe zu ziehen. Nachdem zunächst die forstlichen Eigenschaften der Kiefer, also beispielsweise ihr Verhalten gegen den Standort, ihr Entwicklungsgang im Einzelnen und im Bestande, ihr Verhalten in der Mischung mit anderen Holzarten ꝛc. besprochen sind, folgt eine Darstellung derjenigen Culturmethoden, welche sich beim Anbau dieser Holzarten besonders gut bewährt haben und darum jederzeit empfohlen werden können. Die Pflanzung gibt Gelegenheit, die Erziehung der Pflänzlinge eingehend zu behandeln, insbesondere die für Anlage von Saat- und Pflanzkampen entscheidenden Momente zu erörtern; die Beschaffung des Samens, die Prüfung seiner Keimfähigkeit, die Aussaat im Saatkamp, das Verschulen der Pflänzlinge — alle diese Operationen sind beschrieben. Ueber die verschiedenen Pflanzenverbände, ebenso wie über das eigentliche Pflanzengeschäft, über die Bestandsbegründung durch Saat und diejenige durch natürliche Verfügung, ferner über den Schutz und die Pflege des heranwachsenden Bestands werden alle wünschenswerthen Angaben gemacht, und zwar muß anerkannt werden, daß der Verfasser seinen Stoff im Großen und Ganzen recht glücklich umgrenzt hat. Wir möchten ihm namentlich die Beschränkung auf das Nothwendige, in der Praxis wirklich Bewährte zum Lobe anrechnen. Mit seinen Erörterungen aus dem Gebiete des Waldbaues leistet er der Classe von Lesern, für welche sein Buch vornehmlich geschrieben ist, jedenfalls einen großen

Digitized by Google

Dienst. Denn wollte ein solcher das gewünschte Wissen aus einem systematisch angeordneten Lehrbuche entnehmen, so müßte er sich in den verschiedensten Capiteln (Pflanzenerziehung, Saat, Bestandspflege ꝛc.) dasjenige zusammensuchen, was gerade für seine Zwecke paßt; und ob er als Nichtfachmann immer das Richtige träfe, ist mindestens zweifelhaft. Das Werk erstreckt sich aber auch auf die forstliche Betriebslehre. Obwohl nun einzelne Theile der letzteren keinesfalls unberührt bleiben konnten (die Ertragstafeln sind beispielsweise nothwendig, um die Wahl dieser oder jener Holzart, Betriebsart ꝛc. zu motiviren), so will es uns doch zweifelhaft erscheinen, ob der Verfasser gut daran gethan hat, an den Schluß der Abschnitte, in welchen die verschiedenen Holzarten behandelt sind, jeweils einzelne Theile der Betriebseinrichtung zu verweisen. Er konnte dieselben, wollte er nicht aus dem Rahmen seines ursprünglichen Planes hinaustreten, einerseits nicht erschöpfend genug darstellen, um einem Laien das volle Verständniß der betreffenden Materien zu vermitteln und andererseits ist kein Grund ersichtlich, weßhalb letztere nicht im Zusammenhange abgehandelt, weßhalb z. B. nicht alle Methoden der Etatsbestimmung an einer Stelle vorgetragen worden sind; denn für die Kiefer ist z. B. die Carl Heyer'sche Methode ebensogut anwendbar wie für die Buche. Ueberdies können wir die Bemerkung nicht unterdrücken, daß der Zweck, den Leser über jede Frage und alle ihre Beziehungen gewissermaßen mit einem Schlage aufzuklären, insofern doch nur theilweise erreicht ist, als bestimmte, mehreren Waldformen, Betriebsarten ꝛc. gemeinsame Dinge doch nur einmal besprochen werden konnten, weil sich anderenfalls zahlreiche Wiederholungen ergeben hätten. So findet sich beispielsweise die Anlage eines Saatkampes nur bei der Kiefer gelehrt, während sie doch für den Fichten- oder Eichenzüchter nicht minder wichtig ist. Trotz dieser Ausstellungen und obgleich wir insbesondere auch mit mancher Einzelheit nicht einverstanden sind (zu Abschnitt II, VII und XXI hätten wir namentlich manchen Einwand zu erheben), können wir das Fischbach'sche Werk allen Denen bestens empfehlen, welchen die Zeit fehlt, eingehende, zusammenhängende Studien zu machen.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Ant. Wagner.
Druck von Hugo Hoffmann, Wien, VII., Breitegasse 4.

Digitized by Google

Inhalt: Griechenlands Rechte. — Ungarns Poesie im 19. Jahrhundert. — Schiller-Erinnerungen vom Juni 1780. — Stillleben großer Geschlechter. — Idria. — Das Oberammergauer Passionsspiel. — Die Reichsbefestigung. — Das Geld ein Krankheitsmittel. — Köln — Straßburg — Ulm. — Die Menschenopfer im Occupationsfeldzuge. — Literatur.

Griechenlands Recht.

Die neuen Gebiete, welche durch die Berliner Conferenz Griechenland zugesprochen wurden, umfassen den südlichen Theil von Epirus und so ziemlich das ganze Gebiet, welches man in der Regel als Thessalien bezeichnet — ein Name, der, aus dem Alterthum herübergenommen, keinem genau begrenzten Areal entspricht. Die beiden genannten Länder sind durch die gewaltige Pindoskette von einander geschieden, ein von wilden Hochgipfeln starrendes Gebirge, über welches nur ein guter Uebergang, der fast 1600 Meter hohe Paß von Mezzovo, eine für bedeutenderen Verkehr benützbare Verbindung herstellt, und es wird daher begreiflich, welch' hoher Werth von griechischer wie von türkischer Seite auf den Besitz dieses überaus wichtigen Punktes gelegt wurde.

Das Recht der Griechen auf Thessalien und Epirus, von demjenigen, welches die gewaltthätige Eroberung schafft, abgesehen, ist verschiedentlich zu beweisen. Zunächst vom Nationalitätenprincip aus. In dem ganzen türkischen Wilajet Janina wohnen bis über den Olymp hinaus nur Griechen oder zur griechisch-oriental. Kirche gehörende Christen. Unter den letzteren befindet sich allerdings der romanisirte thrakische Stamm der Kutzo-Wlachen (Klein-Wallachen), welche in den Thälern und auf den Höhen des thessalisch-epirotischen Pindusgebirges als nomadisirende Hirten hausen. Doch ist die Zahl derselben gegenüber den eigentlichen Griechen eine verschwindend kleine und fällt umsoweniger in's Gewicht, als ihre religiösen und politischen Anschauungen von denen der moralischen Herren des Landes nicht im mindesten abweichen. An der Küste von Epirus, der Insel Korfu gegenüber, sind zwischen der hellenischen Bevölkerung auch Albanesen oder Schkipetaren angesiedelt, welche jedoch erst jenseits

Digitized by Google

des als neue Grenze in Aussicht genommenen Kalamas in beträchtlicher Anzahl auftreten. Sie, die ursprünglichen Urbewohner von Nordepirus und dem ganzen südlichen Makedonien, sind, soweit sie sich nicht zur griechisch-orientalischen Kirche bekennen, entweder als Mohamedaner oder als römische Katholiken, wenn auch nur politisch, die Gegner des hellenischen Elements. Eigentliche Türken sitzen einzig in der thessalischen Tiefebene. Es sind meistens tscherkessische Ansiedler, welche, seitdem die Pforte gemerkt hat, daß Hellas auf Grund des Nationalitätenprincips Epirus und Thessalien für sich in Anspruch nimmt, auf brutale Weise der griech. Bevölkerung von der Konstantinopeler Regierung aufgedrängt worden sind. Auch diese barbarischen Horden befinden sich indessen gegenüber dem hellenischen Element in der Minderheit. Alles in Allem genommen, sitzen in Epirus und Thessalien $^5/_6$ albanesische und eigentliche Griechen und $^1/_6$ muhamedanische und römisch-kathol. Albanesen und muhamedanische Tscherkessen. Mit Recht hat der König von Griechenland vor Kurzem hervorgehoben, daß die Albanesen eigentlich gar nicht den Griechen als nationales Element entgegengesetzt werden können. Albanesischer Abkunft sind meist auch die Griechen, welche in Attika und Argolis wohnen. Sie haben sich jedoch von Anfang an in den griech. Staatsorganismus so widerspruchlos eingefügt, daß man schon jetzt nur wenige Dörfer im Königreich findet, in welchen noch Albanesisch (Schkypetarisch) gesprochen wird: wie in Konstantinopel und an der makedonischen Küste, wie in den jonischen Städten und Inseln, so hat auch in Hellas griech. Sprache und Cultur das nichtgriechische Element völlig in sich aufgesogen. So auch in Epirus und Thessalien Ueberall hat der hellenische Stamm geistig bereits alle anderen Stämme „annectirt". Ist doch der Grieche der einzige, welcher in dieser Gegend als Träger von Cultur und Gesittung angesehen werden kann. Das beweist schon das Bestehen eines griech. Gymnasiums und einer größeren Anzahl von griech. Elementarschulen in Jannina, welche Stadt dadurch der Mittelpunkt alles geistigen Lebens dieser Provinzen geworden ist. Das Recht der Griechen auf Thessalien und Epirus ist auch ein politisch begründetes. Ihr Staat, dessen Grenzen im Jahr 1830 von den Herren am grünen Tische festgestellt wurden, kann in seinem jetzigen Bestande stets nur ein Scheinleben

Digitized by Google

führen. Die großen Ackerflächen in Sicilien und Unteritalien, welche dem Griechenland des Alterthums Kraft und stetiges Gedeihen sicherten, fehlen dem heutigen Griechenland fast gänzlich. Attika mit den beiden Kephissus-Ebenen, Akarnanien mit der Thalebene des Aspropotamos, eine schmale Küstenfläche am korinthischen Meerbusen, die Eli'sche, Spartanische und argolische Ebene und einige anbaufähige Ländereien auf der Insel Euböa, das ist Alles, was dem griechischen Bauer an ackerbaufähigem Boden zu Gebote steht. Im Uebrigen ist Hellas, wie im Alterthum, ein nur zur Wein- und Korinthencultur geeignetes Land, kein Wunder, wenn trotz der jährlichen Production von mehr als $^1/_2$ Mill. Hectoliter eigenen Getreides noch über 1,200,000 Hectol. fremden Getreides eingeführt werden müssen.

Unter solchen Umständen werden auch die jährlichen Deficits in den Staatseinnahmen erklärlich: die fremde Einfuhr in's Land übertrifft die Ausfuhr der heimischen Producte um mehr als 57 Millionen Francs oder Drachmen. Dieses traurige Ergebniß kann nicht etwa hauptsächlich der Unfähigkeit der griech. Regierung oder der Lässigkeit der Bevölkerung zur Last gelegt werden, sondern ist die natürliche Folge der engen Grenzen, in welche das Land eingekeilt wurde, und derjenigen Factoren, welche von der Unabhängigkeitserklärung des Königreiches an auf seine Entwicklung hemmend und störend einwirkten. Mit einer nur zu kriegerischen Zwecken verwandten Schuld von 64 Mill. Drachmen belastet, durch die furchtbarsten Kriegsgreuel verwüstet, ohne Hoffnung auf sogleich fließende Einnahmequellen, so sollte Hellas „auf Ruinen neues Leben" anfachen. Wohl ist das dem griech. Elemente in bewundernswürdiger Weise gelungen. Aus den 3 Mill. Morgen bebauten Landes, welche sich vor 1830 dort befanden, sind 10 Mill. Morgen geworden. Die Zahl der Handelsschiffe ist von 2269 mit 85.502 t Gehalt im Jahre 1833 auf 5017 mit 239.640 t Gehalt im Jahre 1876 gestiegen. Ehemals brachte die Weincultur nur 5 Mill. Okka, jetzt bringt sie 160 Mill. Im Jahre 1830 ergab die Cultur der Oelbäume nur 300.000 Okka Oliven, jetzt ergibt sie deren $7^1/_2$ Mill. u. s. w. An den Griechen liegt es also nicht allein, wenn sie die hoch geschraubten Erwartungen Europa's nicht gänzlich erfüllt haben. Den Fehler haben die europäischen Großmächte selbst begangen, indem sie dem jungen Königreiche von

Digitized by Google

Anfang an die Flügel beschnitten, ihm Luft und vor Allem Nahrung raubten. In Berlin ist also früheres Unrecht wieder gut gemacht worden.

Ungarns Poesie im 19. Jahrhundert.

V.

Der Dichter der That, der Sänger der Sonne, läßt auch einmal den Mond sprechen:

Elegie des Mondes.

„Warum bin ich der Mond? Was habe ich denn verbrochen, allmächtiger Gott, um elender noch zu sein, als die niedrigste Creatur? Viel lieber würde ich der letzte deiner Diener auf der Erde, diesem Ameisenhaufen, sein, als die Königin der Nacht an dem Gewölbe des Himmels; lieber möchte ich, armer Teufel, da unten in Lumpen herumkriechen, als in meinem Silbergewande hier oben thronen; ja, ich ziehe da unten die räucherigen Dünste der Schenken den Wohlgerüchen der Sternblumen vor. Habe ich nicht Recht, ewiger Richter? Alle Hunde und Dichter schreien über mich. — Die Schwachköpfe, die sich in Versen versuchen, denen kein Herz in der Brust schlägt, sondern die nur Ohren haben, bilden sich ein, ich lausche auf ihre Klagelieder und fühle für sie gewaltige Sympathien. Ich bin blaß, das ist wahr, aber ich bin nicht blaß vor Schmerz, sondern vor Zorn, wenn ich diese winselnden Thränensäcke in sternhellen Nächten Verse an mich richten höre, als wenn wir schon zusammen die Heerden ausgetrieben hätten. Manchmal, ich gestehe es ein, kommt Einer, der nicht zu dieser literarischen Sorte gehört, ein wahrer Poet, ein feuriger Strahl, dem Hirne des Höchsten entsprossen, und wenn sein Lied ertönt, fühle ich mein Herz vor Freude erbeben und meinen Glanz stärker hervortreten; aber für einen Sänger dieser Gattung, den ich gern anhöre, wenn er kommt, gibt es tausend andere, die mir das Leben sauer machen. Von diesen Burschen wächst hinter jedem Strauche einer. Niemals tritt in der Ernte dieser Gattung ein Mißwachs ein, niemals schwingt der Tod unter diesen Schreihälsen seine hungrige Sense. Alle Nächte muß ich mich vorbereiten, mein Todesurtheil zu vernehmen; o welche Qualen, jeden Augenblick beginnt dann das

Digitized by Google

Concert dieser Nachteulen, das meine Ohren zerreißt. Halt! da ist Einer. Seht seine melancholische Stellung, seht seine Arme sich bewegen, als wenn er sie weit von sich werfen wollte. Warum diese Gesticulation? Ganz einfach, weil er nichts zu umarmen hat. Er seufzt tief auf, wie ein Zigeuner, wenn er Schläge bekommt. Seine Pulse klopfen, sein Antlitz wird finster, immer finsterer: er schreit, er tobt, er fleht mich an, in das Zimmer seiner Geliebten zu schauen und ihm zu erzählen, was sie treibt. Deine Geliebte, mein Freund, bratet ein großes Stück Speck aus; jetzt nähert sie sich dem Bratofen, sie holt geröstete Kartoffeln aus der Asche heraus und verbrennt sich tüchtig die Lippen. Ach, welch weinerliche Grimasse sie schneidet! Wahrhaft, ihre Figur ist der deinen würdig. — Ich habe ja wohl alle deine Zweifel gehoben, geh nun, du Dummkopf, und der Teufel möge dich holen."

Solche Gedichte und viele andere noch flogen von Mund zu Mund durch ganz Ungarn. Tagtäglich bestätigte sich Michel Vörösmarty's Ausspruch: Petöfi war der populärste Dichter seiner Nation. Er war geliebt von den Ungebildeten und den Gelehrten, bekannt in den Dörfern wie in den Akademien, Dichter der Jugend durch seine Liebeslieder, den Männern werth durch den tiefen Ernst seiner letzten Dichtungen; er hat an dem Erfolge des ungarischen Krieges gearbeitet, noch ehe dieser Krieg eigentlich begonnen. In dem Moment, wo die Revolution ausbrach, öffnete sich seiner Thatkraft eine neue Laufbahn. Während die Politiker in den Versammlungen sich beriethen, während die Heerführer die Truppen organisirten, hatte Petöfi eine andere Aufgabe zu erfüllen, er feierte den Kampf um die Unabhängigkeit, und seine begeisternden Strophen, einer magyarischen Marseillaise gleich, schufen dem heldenmüthigen Bem neue Kriegerschaaren. Solche Lieder gehören der Geschichte an.

Im Monat October des Jahres 1848 trat Petöfi unter die Gefährten ein, welche seinem Rufe gefolgt waren. Zum Capitän des 27. Honved-Regiments erwählt, nahm er an allen Schlachten Theil, welche in den Provinzen der unteren Donau geschlagen wurden. Im Januar 1849 rief ihn der General Bem, der die Armee in Galizien befehligte, als Adjutant zu sich. Bem, einer seiner

Digitized by Google

Verehrer, liebte ihn wie seinen Sohn und decorirte ihn wegen seiner Bravour eigenhändig auf dem Schlachtfelde. In den kurzen Zwischenpausen der Kämpfe dichtete er rührende Lieder an seinen Vater und seinen jüngstgeborenen Knaben. Wer ist dieser alte Bannerträger? — Mein Vater, entgegnete der Dichter. — Gestern war er krank, hinfällig, gedrückt von Alter und Sorgen konnte er sich mühsam nur vom Bette nach dem Tische schleppen: seitdem aber die Worte: das „Vaterland ist in Gefahr" an sein Ohr schlugen, fand er seine frühere Kraft wieder und seine Krücken von sich schleudernd, nahm er die Fahne des Regimentes in seine Faust. Wenn der Dichter mit Thränen im Auge uns seinen durch Vaterlandsliebe verjüngten Vater vorführt, lehrt er uns erst den wahren Charakter dieses nationalen Kampfes und den Enthusiasmus begreifen, der von den ersten Classen der Gesellschaft bis herab in die niedrigsten Schichten ein ganzes Volk entflammte. Und welche Liebe, welche Verehrung fand der muthige Greis! „Bisher sorgtest du, mein Vater, daß ich dein Stolz sei; von nun an aber bist du mein Ruhm und meine Krone. Wenn ich dich wiedersehe nach diesem Kampfe, werde ich mit dem Gefühl der tiefsten Ehrfurcht und Liebe deine Hände küssen, die uns in dieser Schlacht des Vaterlandes heilige Standarte vorgetragen haben." Einige Monate darauf schenkte ihm seine Frau einen Sohn, er grüßte ihn mit lautem Freudenrausche mitten im Gewühle des Feldes. Sicherlich waren dies aus den fruchtbarsten Quellen geschöpfte Lieder. Die Poesie bildete den inneren Kern seines Lebens, den moralischen Fortschritt und die männliche Entwicklung aller seiner Eigenschaften, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, sein Werk zu vollenden und so heiß, so tief die reinsten Freuden des Familienkreises mit dem Enthusiasmus des Bürgers zu vermälen. Dieses gleichsam auf dem Schlachtfelde geborne Kind weihte er im Angesichte ganz Ungarns und die Verse, die er ihm widmete, hallen heute noch von tausend Lippen wieder.

Eine andere, ebenso rührende Piece und eine der letzten, welche er gedichtet, ist der Nachruf an die auf dem Schlachtfelde gebliebenen Waffenbrüder, als er einen poetischen Aufruf an den Frühling des Jahres 1849 erläßt:

Digitized by Google

„Junger Frühling, Sohn des alten Winter, strahlender, wo bleibst du? Warum zögerst du noch, deinen Thron zu besteigen?

Eile, eile! deine Freunde suchen dich in der verwüsteten Welt. Komm und breite unter dem blauen Himmel dein grünes Laubzelt aus.

Heile die Morgenröthe, die heitere Tochter der Schöpfung, heile sie, ja, sie ist krank. Sieh, wie sie so bleich am Rande des Horizontes schwebt.

Sie wird auf's Neue die Auen segnen, wenn du den blauen Himmel gesegnet haben wirst; dann wird sie ergießen reine Freudenthränen, stärkenden Thau für die Erde.

Bringe mir auch deine Lerchen mit, meine Lehrerinnen der Poesie, sie haben mir gelehrt die herrlichen Freiheitslieder, als ich noch ein Kind war.

Und vergiß auch die Blumen nicht, bringe so viel du nur kannst und streue sie mit beiden Händen aus.

Denn das Gebiet des Todes hat sich vergrößert in der letzten Zeit; die heiligen Opfer der Freiheit, im Kampfe gefallen, liegen zerstreut nach allen Seiten.

In ihr feuchtes Grab sind die Todten gebettet ohne ein Tuch, wie ein Tuch über die Todten streue deine Blumen mit vollen Händen."

Man findet keine Spur von Entmuthigung bei diesen Todesgedanken. Man weiß, daß der Dichter und Soldat Vertrauen in den Frühling setzen, den sie anrufen. Leider war es der letzte Mai, den seine Lieder begrüßen sollten. Einer seiner heißesten Wünsche war, mit dem Degen in der Hand für sein Vaterland zu fallen. Schon im Jahre 1846 schrieb er: „Ein Gedanke allein beunruhigt mich: der Gedanke, daß ich in meinem Bette sterben kann, auf weichen Kissen, matt wie eine Blume, deren Wurzel ein Wurm benagt hat O, mein Gott, schütze mich vor einem solchen Tode! Wenn dieses Volk, des Joches überdrüssig, sich in den Kampf stürzt, so will ich mit ihm sterben. Wenn auch mein Herzblut auf dem Schlachtfelde dahinströmt, wenn auch mein Körper von den Hufschlägen der Rosse zertreten wird, wenn ich nur bis zu dem Augenblicke athmen kann, wo die Gerechtigkeit triumphirt. Dann

Digitized by Google

wird man meine Gebeine sammeln, damit ich einen Platz finde bei dem feierlichen Tage, wo das Vaterland von seinen Söhnen unter sanften Trauermelodien und mit schwarzverhüllten Fahnen alle seine für die Freiheit gefallenen Helden in ein Grab zur Ruhe legt." Gott hat ihm diese Bitte nur zur Hälfte gewährt: Petöfi ist gefallen in dem Kampfe seines Volkes, aber der Tag war noch nicht gekommen, an welchem Ungarn, das freie unabhängige Ungarn, den heldenmüthigen Streitern für eine heilige Sache die letzten und höchsten Ehren erweisen konnte.

Auf die Wechselfälle der Zukunft harrend, hat Ungarn auf friedlichem Wege seine nationalen Rechtsansprüche erreicht. Das erste dieser Rechte ist sicherlich die geistige Wiedergeburt, welche seit einer Reihe von 50 Jahren bei ihm sich zu einer blühenden Literatur erhoben hat, deren Schlußstein Sandor Petöfi wurde. Dieser ungestüme junge Mann, dessen Leben und Tod ich geschildert, war der Sänger der Liebe, des Vaterlandes, der Freiheit: einen Ehrenplatz hat er sich errungen unter den Meistersängern der lyrischen Poesie im 19. Jahrh., denn die Gefühle, die er verherrlicht, sind das Eigenthum aller Nationen, aber in Ungarn besonders werden seine Werke ein Heiligthum, wird sein Andenken unsterblich sein. Für ewige Zeiten hat er seinen Namen eingetragen in das Gedenkbuch einer großen Epoche. — Seine Schöpfungen sind die Krone einer literarischen Wiedergeburt, zu welcher die hervorragendsten Geister seines Vaterlandes mitgewirkt haben, die einen durch ihre eigenen Werke, die anderen durch ihre Theilnahme und ihre Unterstützungen. Neben ihm und wie mit dem Wehen seines Wortes sind andere Dichter aufgetreten; bevor ich denselben ihren Rang zuerkenne, und ich werde dies bald versuchen, kann ich behaupten, daß es eine große ungarische Literatur gibt, und das ist eine gewichtige Stütze bei Forderungen edler Art. Petöfi ist keine isolirte Erscheinung. Die Völker aber sind die Gründer ihrer Geschicke und die Nationalitäten vertheidigen sich weit sicherer mit dem Geist als mit dem Schwerte.

Schillererinnerungen vom Juni 1780.

Am 13. Juni 1780 starb in der Karlsschule Christof August von Hoven, der jüngere, 1761 geborene Sohn des Hauptmanns von

Digitized by Google

Hoven, nachdem Schiller mit der Mutter und dem ältern Bruder des Kranken sich in seine Pflege getheilt hatte. Der junge Dichter sang dem Freunde jene schwungvolle „Leichenphantasie" nach, welche seit 1812 in Schiller's Werke aufgenommen, nachdem sie in der Anthologie auf das Jahr 1782 mit der Unterzeichnung gY gedruckt war, als das erste von Schiller selbstständig in den Druck gegebene Gedicht (nur Haug hatte zuvor im Schwäbischen Magazin drei Dichtungen des jungen Karlsschülers veröffentlicht) unsere besondere Beachtung verdient. Es wurde nämlich bald nach Hoven's Hingang ausgegeben: „Eine Leichenphantasie, 1780. Zu Musik zu haben beim Herausgeber." Leider ist dieser Druck mit der wohl von J. R. Zumsteeg herrührenden musikalischen Composition bis jetzt noch nicht aufgefunden worden, wie wenigstens Maltzahn 1875 klagte, als er im Reinwald'schen Briefwechsel den am 19. Juni 1780 von Schiller an seine Schwester Christophine gerichteten Brief commentirte. Da dieser und noch mehr ein von dem Karlsschüler an den Vater Hoven gerichtetes Trostschreiben vom 15. Juni 1780 wohl den wenigsten Lesern dieser Blätter gegenwärtig sein werden, theilen wir als rührende Säcularerinnerung aus der Entstehungszeit der Räuber einige Auszüge mit. Der Jüngling schreibt an den schwer heimgesuchten Vater des geliebten Freundes, nach einer Darlegung von Trostgründen, welche keinem angehenden Geistlichen besser gelingen würde: „Bester Vater meines geliebten Freunds, das sind nicht auswendig gelernte Gemeinsprüche, die ich ihnen hier vorlege, es ist eigenes, wahres Gefühl meines Herzens, das ich aus einer traurigen Erfahrung schöpfen mußte. Tausendmal beneide ich ihren Sohn, wie er mit dem Tode rang, und ich würde mein Leben mit eben der Ruhe hingegeben haben, mit welcher ich schlafen gehe. Ich bin noch nicht 21 Jahre alt, aber ich darf es Ihnen frei sagen, die Welt hat keinen Reiz für mich mehr, ich freue mich nicht auf die Welt, und jener Tag meines Abschieds aus der Akademie, der mir vor wenig Jahren ein freudenvoller Festtag würde gewesen sein, wird mir einmal kein frohes Lächeln abgewinnen können. Mit jedem Schritt, den ich an Jahren gewinne, verlier ich immer mehr von meiner Zufriedenheit; je mehr ich mich dem reiferen Alter nähere, desto mehr wünschte ich als Kind gestorben zu sein. Wäre mein Leben mein eigen, so würde

Digitized by Google

ich nach dem Tod Ihres theuren Sohnes geizig sein, so aber gehört es meiner Mutter und dreien ohne mich hilflosen Schwestern, denn ich bin der einzige Sohn und mein Vater fängt an, graue Haare zu bekommen. Könnte ich Ihnen in mir einen zweiten Sohn, könnte ich Ihrem ältern Sohne einen Bruder schenken, so wollt' ich stolz auf mich selbst sein. Aber es soll mehr an meinen Kräften, nimmermehr an meinem Willen fehlen." — An seine Schwester Christophine aber, die Vertraute seiner Sorgen und Plane, schreibt der jugendliche Schwärmer: „Stuttgart den 19. Juni 1780: Du begreifst, wie wenig ich Raum zu schreiben haben konnte, da ich immer um des Sterbenden Bette als Mediciner sowohl als auch und noch mehr als ein theilnehmender Freund beschäftigt war. O meine Liebe, mit schwerer Mühe habe ich mich aus Betrachtungen des Todes und menschlichen Elends herausgearbeitet, denn es ist etwas sehr Trauriges, theure Schwester, einen Jüngling voll Geist und Güte und Hoffnung dahinsterben sehen, denn der verstorbene theure und edle Jüngling war mir äußerst interessant. Du kanntest ihn zu Ludwigsburg als wild und leichtsinnig und roh, aber er bildete sich in den 9 Jahren, die er in der Akademie zubrachte, auf die vortheilhafteste Weise zu einem feinen, empfindungsvollen, zärtlichen und geistvollen Jüngling, wie wenig sind. Und ich darf Dir sagen, mit Freuden wäre ich für ihn gestorben. Denn er war mir so lieb, und das Leben war und ist mir eine Last geworden. O meine gute Schwester, was Dein empfindungsvolles Herz, was die zärtliche Mutter, was, ach was mein ehrwürdiger, mein bester Vater, der so viel auf mich rechnet, mehr als ich ihm jemals leisten werde — gelitten haben würde, wenn ich, der einzige Sohn und Bruder, an dieser Stelle gewesen wäre, und doch, doch hätte es ja sein können, kann es vielleicht noch sein, daß ihr die Freude nicht mehr erlebt, mich aus der Akademie treten zu sehen, daß ich — Siehst Du, ich mag dies nicht aussprechen, aber es kann ja sein — Wer hier in die geheimen Bücher des Schicksals schauen könnte Mir wärs erwünscht, zehntausendmal erwünscht. Ich freue mich nicht mehr auf die Welt, und ich gewinne Alles, wenn ich sie vor der Zeit verlassen darf. Ich bitte Dich, Schwester, wenn es geschehen sollte, so sei klug und tröste Dich und tröste Deine Eltern. Ich habe dem Vater des verlorenen Edlen selbst geschrieben

Digitized by Google

und die Antwort darauf war mir sehr schmeichelhaft; er wolle mich für seinen zweiten Sohn halten, mein Freund, mein Vater sein. Schwester, Du begreifst's, dies hat mich sehr gerührt. Ich habe das Glück vor vielen Tausenden (das unverdiente Glück), den besten Vater zu haben, und hier findet sich ein anderer auch vortrefflicher Mann, der mich Sohn nennet. Ich habe viele Freunde in der Akademie, die mich sehr lieben. Ich habe Dich, meine Theure, und doch kann dies Alles keine Heiterkeit von einiger Dauer in meine Seele rufen. Du weißt nicht, wie ich so sehr im Innern verändert, zerstört bin. Auch sollst Du's gewiß niemals erfahren, was die Kräfte meines Geistes untergräbt. Leb' wohl, meine Liebe, und mach Dich recht lustig als ein Landmädchen. Es ist Dir gesund und heitert Dich auf. Diesen Brief läßt Du die lieben Eltern nicht lesen, Du weißt warum. — Ich hätte sie nicht gern traurig gemacht. Noch einmal, lebe wohl und fahre fort zu lieben Deinen Bruder, der sich glücklich schätzt, sich den Deinigen zu nennen. J. C. F. Schiller.

Stillleben großer Geschlechter.

Am 7. Juni d. J. starb in Wien die im dreiundachtzigsten Lebensjahre stehende Gräfin Johanna Esterházy. Sie war 1797 als Comtesse Batthyányi geboren, vermälte sich 1818 dem Kämmerer Grafen Alois Esterházy aus der älteren Linie des Hauses Cseßnek und verwitwete 1868. In den reichen Kranz des großen Hauses Esterházy kann der Tod eines einzelnen Mitgliedes keine fühlbare Lücke reißen. Es ist wie das Fallen eines einzelnen welken Blattes von einem jahrhunderte alten Baume, der in allen Zweigen und Aesten blüht und grünt und noch immer neue Schößlinge ansetzt. Ein großes adeliges Haus ist durch tausend Fäden mit der nationalen Geschichte verbunden, auf die es durch hervorragende Mitglieder in verschiedenen Epochen bestimmenden Einfluß genommen hat. Aber daneben ist Raum für das Stillleben der Familie und es gewährt keinen geringen Reiz, den Contrast zwischen der historischen Bedeutung eines großen Geschlechtes und dem Stillleben, das es zu Zeiten im Ganzen oder doch in einzelnen seiner Aeste und Mitglieder führt, nachzugehen. Wo ein solches Haus hinaustritt in's öffentliche Leben, da

Digitized by Google

merken wir nur den großen historischen Zug; aber wir brauchen nur einzukehren in den stillen Zauberbann der Familie, um auf Liebesromane und Herzensconflicte, auf Familiendramen und heitere Genrebilder zu stoßen, wie in dem nächstbesten bürgerlichen Hause, das für die nationale Geschichte ohne Bedeutung ist.

Und da ich die Bemerkungen an den Tod eines Mitgliedes des Hauses Esterházy geknüpft habe, so will ich auch zur Beleuchtung derselben durch ein paar Beispiele bei diesem illustren Geschlechte bleiben.

Friedrich Spielhagen, der einst durch seinen Roman „Problematische Naturen" mit einem Schlage bekannt gewordene Schriftsteller, hat soeben unter dem Titel „Quisisana" eine größere Novelle erscheinen lassen, deren Grundlage die Liebe eines älteren Mannes zu der Erkorenen seines Sohnes und seine Aufopferung für das Glück der jungen Leute bildet. Ich kann natürlich nicht wissen, ob dem Verfasser dabei ein ähnlicher Vorfall im Hause Esterházy vorgeschwebt habe. Aber wirklich hat sich vor nicht ganz hundert Jahren im Schoße dieser Familie ein solch' dramatischer Conflict ereignet. Am 15. September 1783 heiratete die Prinzessin Marie Liechtenstein, die jüngste Tochter des Fürsten Franz, den jungen Fürsten Nicolaus Esterházy. Sie war fünfzehn, er achtzehn Jahre alt. Da die Mutter leidend war, mußte die Trauung im Zimmer vollzogen werden, und der Cardinal Batthyányi segnete die Brautleute mit solcher Schnelligkeit ein, daß den Verwandten vorkam, er habe einige der geistlichen Formeln übersprungen. Der junge Fürst ging gleich nach seiner Vermälung auf Reisen und ließ seine Gemalin zurück. Sein Vater, der Fürst Paul Anton, Witwer und 47 Jahre alt, faßte alsbald eine so unwiderstehliche leidenschaftliche Neigung zu seiner Schwiegertochter, daß er auf Mittel sann, die Ehe zu lösen und die junge Frau selbst zu heiraten. Es kam zu einem großen Aergerniß in der Familie und es bedurfte des festen, vereinten Auftretens des Großvaters Fürst Nicolaus Esterházy und der Fürstin Liechtenstein (der Mutter der jungen Frau), um den Plan zu hintertreiben und den Conflict zu lösen. Fürst Paul fand später in einer anderen Heirat die Ruhe seines Herzens wieder. Er vermälte sich mit einer Gräfin Hohenfeld und starb 1794. Sein Sohn Nicolaus (gestorben

Digitized by Google

1833) ist derselbe, den Napoleon I. in den Kriegsjahren 1805 und 1809 aus Feindschaft gegen Oesterreich zum König von Ungarn machen wollte, derselbe, der die berühmte Gemäldegalerie gründete und 1820 Haydn in Eisenstadt pompös bestatten ließ.

Nach Eisenstadt führt uns ein zweiter Blick in das Stillleben eines großen Geschlechtes. Die Reminiscenz könnte den Titel führen: „Der Bildhauer als Schutzgott junger Liebe." Der Fürst Moriz Liechtenstein, der Sohn der berühmten Freundin Kaiser Joseph II., Eleonore Liechtenstein, war bereits den Dreißig nahe und noch immer unbeweibt. Er war bei den Frauen ungemein beliebt, länger ihn zu fesseln war keiner gelungen und er sprach es oft aus, daß er nur nach seinem Herzen heiraten wolle. Im Sommer 1803 lernte der Fürst die Prinzessin Leopoldine Esterházy kennen, ein junges anmuthiges, von idealem Hauche beseeltes Mädchen. Sie faßte eine tiefe, stille Neigung für ihn; aber Moriz ging im Winter 1803 nach Italien und schien noch im Herbste 1804 nicht geneigt, sich dem Mädchen zu nähern. Er fand sich für eine Esterházy zu arm, auch hatten er und sein Bruder Alois geschworen, nur für einander zu leben. Die Hindernisse lagen nur in der Sinnesart des Liebhabers, denn die beiden Mütter wünschten die Verbindung. Ein eigenthümliches Ereigniß brachte die Neigung der jungen Leute in Fluß. Im Mai 1805 kam der berühmte italienische Bildhauer Antonio Canova nach Wien, um in der Augustinerkirche das seitdem so berühmt gewordene Denkmal der Erzherzogin Marie Christine aufzustellen. Bei der Enthüllung des Monumentes am 24. Juni, dem Todestage der Erzherzogin, war ein auserlesener Kreis von Herren und Frauen gegenwärtig, unter ihnen Fürst Moriz Liechtenstein mit seiner Mutter und Prinzessin Leopoldine Esterházy mit ihrer Mutter. Da Fürst Moriz den Künstler von Rom aus kannte, führte er Canova bei seiner Mutter ein; auch die Esterházy lernten ihn kennen und riefen ihn nach Eisenstadt. Im Juli fuhr Canova dahin, unterrichtete Prinzessin Leopoldine im Zeichnen und Malen und war von ihrer Liebe zur Kunst und ihrer Anmuth so erfreut, daß er versprach, sie in einer Porträtstatue zu verewigen. Anfangs August fanden sich Moriz und Leopoldine bei Canova in Wien zusammen. Der Krieg Oesterreichs und Rußlands gegen Napoleon hatte begonnen,

Digitized by Google

Moriz mußte zur Armee, bewegten Herzens nahm er von seiner jungen Freundin Abschied. Seine letzten Worte senkten Hoffnung und Vertrauen in ihre Brust und sie war nun seiner sicher. Canova reiste im October von Wien fort, Fürst Moriz gerieth in französische Kriegs-Gefangenschaft und kam erst Ende November wieder nach Wien. Aber auch bei diesem Wiedersehen der Geliebten sprach der schüchterne Mann das entscheidende Wort nicht und erst nach dem Feldzuge verlobte er sich mit ihr. Die Hochzeit ward nach Ostern, am 13. April 1806, in Eisenstadt gefeiert. Er war dreißig, sie achtzehn Jahre alt; Beide liebten sich innig und waren für einander geschaffen. Die unruhige politische Lage riß den Fürsten die ersten Jahre häufig aus den Armen seiner Frau. Gleich im Frühjahre 1807, als sie ihm einen Knaben schenkte, mußte er zur Armee nach Böhmen. Als er sich bei dem Erzherzoge Carl beklagte, daß er so „herumzigeunern" müsse, antwortete ihm dieser kühl: „Das wird noch lange das Schicksal der Armee sein."

Canova aber hielt Wort. Er arbeitete die Porträtstatue seiner jungen Freundin. Dieselbe steht noch heute im Parke zu Eisenstadt an derselben Stelle, wo Leopoldine öfter gezeichnet und ihre Blicke sehnend in die Ferne gerichtet hatte. Der hölzerne Tempel, welcher die Statue umschließt, zeigt schon Spuren des Verfalles, auch der Mosaikboden ist bröckelig geworden, aber die Statue, ein Meisterwerk ihres Schöpfers, ist wohlerhalten. Canova stellte die junge Fürstin dar, wie sie zeichnet und über etwas nachsinnt. Die Figur ist etwas über Lebensgröße, die ganze Gestalt trägt den Charakter der aufblühenden Jungfräulichkeit, die Composition ist harmonisch und einfach. Das schöne Werk ward durch einen Kupferstich reproducirt, dessen Inschrift: „Anch' io son pittore" (Auch ich bin Maler) auf das Malertalent der Fürstin anspielte.

Moriz und Leopoldine kamen noch oft nach Eisenstadt und freuten sich immer des Werkes des Meisters, durch den sich ihre Seelen gefunden. — —

Wenn man alte Jahrgänge des „Hof- und Staatsschematismus für das Kaiserthum Oesterreich" aufschlägt, trifft man vom Anfange unseres Jahrhunderts bis 1837 unter den Palastdamen der jeweiligen Kaiserin an der Spitze der „Kämmerer-Witwen" ohne Ausnahme:

Digitized by Google

„Frau Gräfin von Fekete, geborne Gräfin Esterházy". Der Hof- und Staatsschematismus ist, wie alle Publicationen solcher Art, sehr einsilbig und trocken, und schlägt interessante und uninteressante Persönlichkeiten über einen und denselben Leisten — sie gelten ihm nur so weit, als sie einen Titel haben. Alles Andere kümmert ihn nicht. So wird es auch Keiner der mit einer einzigen Zeile abgethanen „Frau Gräfin von Fekete, gebornen Gräfin Esterházy" aus dem Schematismus ansehen, was für ein merkwürdiges Stück achtzehntes Jahrhundert sie war. Ihr Vater war der 1711 geborene und 1764 gestorbene Graf Nicolaus Esterházy, der als kaiserlicher Gesandter in Kopenhagen, Warschau, Madrid und Petersburg fungirte und trotz des Adelsstolzes, den man ihm nachsagte, 1744 in Warschau die Tochter eines Kaufmannes, Anna Christ, heiratete. Freilich war dieselbe ungeheuer reich — sie bekam 200.000 Gulden Mitgift — und der Fürst Johann Theodor Lubomirski hatte sie adoptirt. Aus dieser Ehe stammten Comtesse Maria Josepha, geboren 1745, und Graf Johann, geboren 1747. Die Gräfin Maria Josepha heiratete 1769 den Kämmerer Grafen Franz von Fekete-Galántha, verwitwete früh und erreichte ein ungewöhnlich hohes Alters. Die Wiener Gesellschaft der Dreißiger-Jahre unseres Jahrhunderts konnte ihr ihr Alter nicht mehr nachrechnen, sie wußte auch sonst fast nichts von der alten Dame, die wie ein vom Tode vergessenes Stück Alterthum dahinlebte. Sie behielt bis an ihr Ende ihre geistige Regsamkeit und hielt unverbrüchlich fest an ihren Lieblingspassionen. Dieselben schmeckten ganz nach dem achzehnten Jahrhundert und nach der Glanzzeit des Hofes Maria Theresia's, in welche der Gräfin Jugend gefallen war. Wie die große Kaiserin die Passion, zwischen adeligen Paaren Heiraten zu stiften, gehabt und die Hofgesellschaft zu ihrer Unterhaltung das edle L'Hombrespiel cultivirt hatte, so ging auch die alte Gräfin Fekete auf das Verheiraten und das L'Hombrespielen aus. Sie hielt ein eigenes Verzeichniß von jungen Herren und heiratsfähigen Comtessen; sie reihte da nach ihrer Idee die Paare auf dem Papiere, wie im Cotillon, zusammen und war ärgerlich über jede Störung, die ihre Liste erlitt. Einer bösen Fee gleich, trieb sie sich auf ihrem Krückenstock durch die Salons, war sehr empfindlich, wenn sie nicht überall, selbst auf

Digitized by Google

Bälle, geladen wurde und machte jeden Abend seit undenkbaren Zeiten ihre Partie L'Hombre, zu der sich die Eingeladenen in ein Buch eintragen und Wochen vorher verpflichten mußten, am bestimmten Tage mit ihr zu spielen. Sie bezahlte dabei immer nur mit kleinen Papierstreifen, auf denen sie die Verlustsumme mit einem galgenartigen lateinischen F verzeichnete. So schildert diese Urahne uns der Freiherr v. Andlaw, der lange Zeit badischer Gesandter in Wien gewesen war, aus persönlicher Kenntniß in seinem 1862 erschienenen Tagebuche. Diese merkwürdige Frau ist ein lebendes Beispiel des Satzes, daß der Geist eines Jahrhunderts, nachdem er aus den Institutionen und der Gesellschaft schon lange verbannt ist, noch in einzelnen Individuen nachlebt und nachzuckt und erst mit den letzten von ihnen stückweise abstirbt. Von 1745 bis 1837, nahezu hundert Jahre, lebte diese Frau; ganze große Epochen, wie die des großen Friedrich, die der französischen Revolution, der Zeit Napoleon's, der Restauration und Juli-Monarchie, fallen innerhalb dieses kleinen Einzelstilllebens, das, unbekümmert um den großen Zug der Geschichte, von dem in der Jugend erhaltenen Eindrucke erfüllt war.

* * *

Idria.

L. J. Die alte Bergstadt Idria in Krain feierte am 22. Juni, ein bedeutsames, seltenes Jubiläum. Heuer sind es nämlich gerade dreihundert Jahre, daß Erzherzog Carl, Regent von Innerösterreich, d. i. von Steiermark, Kärnten und Krain, das im Jahre 1490 entdeckte Quecksilberbergwerk Idria von Innerkrain für das Hofärar käuflich erwarb. Der Tag, an welchem der Kauf perfect wurde, ist nicht der, an welchem die Bergstadt die Erinnerung an dieses Ereigniß feiert, sondern man wählte den St. Achatiustag, weil auf diesen Tag das Andenken an die Auffindung des Quecksilbers fällt und derselbe ohnedies im Jahre festlich begangen wird. Den Jubiläumsfestlichkeiten beizuwohnen, ist uns nicht vergönnt, aber im Geiste einen kleinen Ausflug in das romantische Thal der Idriza zu unternehmen, können wir schon wagen, zumal uns die Erinnerung an ein solches Achatiusfest in Idria lebhaft zur Seite steht.

Digitized by Google

Touristen gewöhnlichen Schlages, welche sommerüber nach den in Mode stehenden Gegenden ausschwärmen, pflegen Innerkrain nicht zum Zielpunkte ihrer Reisen zu wählen, es gilt ihnen nicht für interessant genug. Höchstens daß sie der Adelsberger Grotte einen Besuch machen, wenn eben der Weg sie vorüber führt. Auch der Karst hat seine Schönheiten, man muß sie nur zu finden wissen: vom Eisenbahncoupé aus sieht man sie nicht. Bei der Bahnstation Loitsch tritt schon der Charakter dieses für unwirthlich und öde geltenden Gebirgslandes hervor, und die nach Idria über die Einsattelung bei Godovitsch führende Straße durchschneidet anfänglich eine Gegend, die nichts weniger als anmuthig ist. Bald aber ändert sich die Scenerie, die Straße senkt sich in Serpentinen in das Salathal hinab und der Weg wird ganz romantisch.

Die alte Bergstadt Idria liegt in einem tiefen, von dem Flüßchen Idriza durchströmten Bergkessel, 1053 Fuß über dem adriatischen Meere. Steile, über 3000 Fuß hohe Berge stehen ringsum; nur in nordwestlicher Richtung, gegen Görz hin, ist das Becken offen, dahin richtet auch die Idriza ihren Lauf. Idria zählt gegen 5000 Einwohner und hat etwa 400 Häuser, die zum Theil in dichter Gruppirung inmitten des Thalkessels gebaut sind, theils einzeln an den Bergwänden kleben. Der Bau der Häuser gleicht dem aller slowenischen Städte, eine gewisse Sauberkeit zeichnet sie aus, und da fast vor jedem Hause sich ein Gärtchen befindet, so macht das Ganze einen angenehmen, sogar malerischen Eindruck. Auf der westlichen Seite, einen Hügel krönend, steht das die Stadt beherrschende Schloß Gewerkenegg; es bildet ein unregelmäßiges Viereck mit zwei Stockwerken, einem Hofe in der Mitte und Thürmen an drei Seiten. In demselben befinden sich die Kanzleien der Bergwerks-Vorstehung und des Bezirksamtes, so wie die Magazine zur Aufbewahrung des Queckſilbers und Zinnobers. Auf einem freien Platze in der Mitte der Stadt liegt die im italienischen Style gebaute Pfarrkirche Das Theater, in welchem Dilettantenvorstellungen stattfinden und die Knappen und Bergarbeiter ihre freie Zeit in angenehmer Weise zu genießen suchen, befindet sich inmitten des Marktes. Einen hübschen Ueberblick der Stadt gewährt der hochgelegene Calvarienberg.

Digitized by Google

Idria ist, nächst Almaden in Spanien, das bedeutendste Quecksilberbergwerk in Europa. Die julischen Alpen, von denen der Karst eine Terrasse bildet, und auch deren östlich sich abzweigende Kette, die Karawanken, scheinen überhaupt eine Lagerstätte dieses flüssigen Metalls zu sein, denn an mehreren Stellen, so bei St. Anna auf dem Loibl und nächst dem Wocheinersee, wird Quecksilber gewonnen, wenn auch nur in geringer Menge. Sogar vom Laibacher Schloßberg vermuthet man, daß er quecksilberhaltiges Gestein habe, weil das an seinem Fuße hervorquellende Wasser auf die Dauer schädlich für die Zähne ist. Daß das durch Quecksilber haltende Erdschichten sickernde Wasser eine nachtheilige Wirkung übt, wird auch von den Bewohnern Idrias behauptet, und erst im vorigen Jahre ist auf Verlangen eine gemischte Commission nach Idria entsendet worden, um das Wasser zu untersuchen und zu ermitteln, welchen Einfluß die Dämpfe der Röstöfen auf den Gesundheitszustand der Bewohner üben.

Die Auffindung des Quecksilberlagers zu Idria geschah nach des berühmten Chronikenschreiber Valvassor's Erzählung im Jahre 1497; allein es ist urkundlich erwiesen, daß der Zeitpunkt der Entdeckung in das Jahr 1490 fällt. Der Entdecker war ein Bauer, welcher ein Holzgefäß unter eine Quelle stellte, um es sich verdichten zu lassen. Als er wieder nachsah, fand er glänzende Tropfen auf dem Boden des Gefäßes. Er trug sie zu einem Goldschmied in Lack und verrieht später den Fundort an einen Landsknecht Namens André Perger, vulgo Canzian Anderlein, der im Jahre 1500 die erste Gewerkschaft gründete, seine erworbenen Gerechtsame aber an eine zweite Gewerkschaft abtrat, die 1504 zu arbeiten begann, jedoch bald an Mangel von Betriebsmitteln krankte, so daß ein Aufstand der Knappen zu befürchten war. Am 22. Juni 1508 stieß man endlich auf das reiche Erzlager in der Tiefe. Jubelnd verließen die Knappen den Schacht. Die Frau des Gewerken-Inhabers, Kuttler aus Salzburg, in der Meinung, der gefürchtete Knappenaufstand sei wirklich ausgebrochen, warf zur Beschwichtigen ihr letztes Geschmeide, eine goldene Leibkette, aus dem Fenster unter die Leute; als sie aber die Ursache des Lärms vernahm, gelobte sie eine kirchliche Dankfeier zu stiften, die, wie schon bemerkt, jetzt noch alljährlich am Tage Achatius,

Digitized by Google

22. Juni, mit einer Procession begangen wird. Jetzt ist das ganze Bergwerk in den Händen des Staates, da die einzelnen Gewerkschaften, welche entstanden, sich nicht halten konnten.

Den Haupteingang in das Quecksilberbergwerk bildet der Antonistollen inmitten der Stadt, vor welchem sich eine geräumige Aufahrtstube befindet, welche 1074 Fuß über dem Meere liegt. Der ganze Grubenbau hatte vor etlichen Jahren eine Ausdehnung von 4800 Fuß Länge, 1800 Fuß Breite und 870 Fuß Tiefe. Fünf Schachte führen in das Innere, das in zwölf Felder (horizontale Gänge) getheilt ist. Der tiefste Schacht ist der Theresienschacht. Was dem Besucher auffält, das ist die außerordentliche Sauberkeit des Baues, man wandelt in den verschiedenen Gängen wie in den Corridoren eines Gebäudes. Was den Aufenthalt in der Tiefe verleidet, ist die außerordentlich hohe Temperatur, die 26—28° R. beträgt.

Die Erzlagerstätte bildet eine unregelmäßige Masse, in welche eine große Taube, d. i. nichterzhaltige Schicht, eingekeilt erscheint. Das Hangende besteht aus Dolomiten, Sandsteinen und Thonschiefer; in letzterem kommt schon das gediegene Metall, das Jungfernquecksilber, vor, weßhalb er auch Silberschiefer genannt wird. Man baut denselben jedoch nicht ab, weil er weniger ergiebig ist, als die tiefer liegenden Erze (Schwefelquecksilber, natürlicher Zinnober), welche nach der Farbe und Dichtigkeit in Stahlerz, Ziegelerz, Korallenerz, Branderz ꝛc. geschieden werden. Das Branderz heißt jetzt Idrialin; es verwittert sehr schnell und ist darum leicht entzündlich, weßhalb man es für die Ursache der vorgekommenen Grubenbrände hält. Der größte Grubenbrand war im Jahre 1803, ein zweiter im Jahre 1846, bei welchem dreizehn Knappen das Leben verloren. Ein anderer großer Unglücksfall hat im Jahre 1532 das Bergwerk getroffen; es stürzte nähmlich ein Theil der sogenannten Teufe ein, weil die nach Gewinn gierigen Arbeiter viele Schläge getrieben hatten, ohne die Gänge gehörig zu pälzen. Man berechnete damals die Opfer dieses Leichtsinns auf 50 bis 70. Im Jahre 1832 fand man noch Gebeine und Werkzeuge der Verunglückten. Der Ort, wo das Unglück geschah, wird jetzt „Todtenteufe" genannt.

Das gediegene, sogenannte Jungfernquecksilber wird gleich in der

Digitized by Google

Grube in Lederbeutel gesammelt. Das Erz wird mit Spitzhämmern ausgehauen und durch die Schachte zu Tage gefördert. Nachdem es das Scheidhaus passirt hat, kommt es in die Stampf- und Pochwerke, von da in die Schlemmhäuser, endlich in die Brennöfen. Anfänglich benützte man eiserne Retorten zum Brennen; da diese aber zu bald schadhaft wurden und außerdem viel Quecksilber dabei verloren ging, so wendete man im Jahre 1750 die verticalen, sogenannten spanischen Oefen an, eine Erfindung des Don Alfonso Bustamente in Almaden. Im Jahre 1787 wurden, da auch diese spanischen Oefen nicht entsprachen, verticale Oefen mit Rauchkammern, in denen sich das flüchtige Quecksilber verdichtete, eingeführt, die jetzt noch unter dem Namen „alte Brennhütten" zum Brennen des groben Zeugs im Gebrauch sind. Im Jahre 1842 wurden neue Brennhütten gebaut, verticale Oefen mit geneigten, durch herabrieselndes Wasser stets kühl erhaltenen eisernen Röhren, in denen der Quecksilberdampf sich niederschlägt. Das gewonnene Metall wird in Lederbeuteln zu 50 Pfund versendet. Interessant ist es, einen der eisernen Kessel voll des flüssigen Metalls zu sehen, wie ein solcher sich auch auf der Wiener Weltausstellung befand. Centnergewichte und eiserne Bomben schwimmen wie leichte Stückchen Holz in der weißglänzenden Flüssigkeit, und es ist nicht möglich, mit der Hand auf den Grund des nur etwa anderthalb Fuß tiefen Kessels zu gelangen. Neben den Brennhütten besteht eine Zinnobervermillon- und Quecksilbermohr-Fabrik. Eine Sublimat- und Präcipitatfabrik hat man wieder eingehen lassen. In den letzten Jahren sind einige wesentliche Verbesserung in dem Verfahren, das Quecksilber zu gewinnen, eingeführt worden, und auch die Fabrication von Quecksilberpräparaten hat eine Erweiterung erfahren. Sämmtliche Hüttenwerke bilden einen eigenen mit einer Mauer umgebenen Complex, der 1000 Schritte nördlich von den Gruben an der Idriza liegt. Im Durchschnitt kann man die jährliche Erzeugung an Metall und Präparaten auf 2800 Ctr. Quecksilber und 1000 Ctr. Zinnober und Vermillon veranschlagen. Das Reinerträgniß wird auf durchschnittlich 200.000 Gulden geschätzt.

Die Zahl der Grubenarbeiter beläuft sich in der Regel auf 500 bis 600, die Schicht- oder Arbeisdauer beträgt 8 Stunden des Tages,

Digitized by Google

wobei compagnieweise abgewechselt wird. Als die Gruben noch nicht so gut eingerichtet waren, konnte es ein Arbeiter nicht länger als 6 Stunden in der Tiefe aushalten. Die Arbeiter erhalten neben dem Geldlohn noch Proviant zu festgesetztem niederen Preise.

Die Bewohner Idrias sind fast durchgängig Slovenen, doch haben sich auch zeitweilig Deutsche in größerer Anzahl unter ihnen niedergelassen. Die allgemeine Volks- und Umgangssprache ist die slovenische, nur die Beamten sprechen untereinander deutsch, doch verstehen auch die meisten Bergleute in Folge des Schulunterrichts die deutsche Sprache. Die auf den Bergbau bezüglichen Benennungen und Kunstausdrücke sind größtentheils dem Deutschen entlehnt und slovenisirt worden; so heißt Gesellstube „šelstev“, Brennhütte „prenuta“, Waschhaus „vašarija“ u. s. w. Die Idrianer sind von gutmüthigem und geselligen Charakter, fleißig und reinlich, ihre Wohnungen sind, wie schon oben erwähnt, von seltener Nettigkeit. Als Bergmann ist der Idrianer, nach dem Urtheile von Fachmännern, ganz vorzüglich, geschickt und anstellig. Der größte Festtag, der in Idria begangen wird, ist der Tag der Entdeckung des Erzlagers, der Achatiustag, da schmückt sich die ganze Stadt mit Laub und Guirlanden, an der Procession betheiligt sich die ganze Bevölkerung, Nachmittags gibt es eine allgemeine Belustigung auf der Montangutswiese Semla, eine Art Volksfest, Abends wird im Theater gespielt, gewöhnlich von Beamten, und ein Feuerwerk bildet den Schluß. Heuer wird die Festfeier großartiger sein als je, das ganze Land Krain wird sich, wie verlautet, daran betheiligen.

Das Oberammergauer Passionsspiel.

Aus dem Oberammergau im Juni. Das Passionsspiel erfreute sich im Mittelalter allgemeiner Verbreitung; war es doch dazu berufen, die antike Tragödie zu verdrängen und an ihre Stelle geistliche Schauspiele zu setzen Diese führten mit liturgischem oder der Liturgie verwandtem Texte, ursprünglich lateinisch, später in der Landessprache, anfangs nur Geistliche, Mönche und Kloster-

Digitized by Google

brüder auf; erst später wurden Laien zugezogen oder vollführten sie die ganze Darstellung allein. Während die sonst allerorten gehaltenen Passionsspiele, die infolge Vermengung mit weltlich-dramatischen Episoden der Gegenwart von ihrer ursprünglichen Grundbedeutung wesentlich verloren, allmälig eingegangen oder durch das moderne Drama verdrängt und schließlich sogar, gerade in Bayern, staatlich verboten wurden, hat sich das Oberammergauer Passionsspiel bis auf den heutigen Tag erhalten. Es entstund durch ein im Jahre 1633 zur Abwendung der Pest abgelegtes Gelübde. 1634 wurde es erstmals aufgeführt und von 1680 an jedes zehnte Jahr in runder Zahl begangen, doch es folge die Schilderung über seine gegenwärtige Abwicklung. — Der Text rührt von einem ehemaligen Mönche in Ettal, Othmar Weiß, und ist ergänzt vom geistlichen Rath Daisenberger, die Musik hat als Componisten den ehemaligen Oberammergauer Lehrer Rochus Dedler. Das Theater ist das altdeutsche, das Publicum ist in 7 Plätze vertheilt; die beiden letzten sind unter freiem Himmel, ebenso die Vorbühne, von welcher zwei Hallen in die Straßen von Jerusalem hineinführen, während zwischen denselben die Mittelbühne steht; die Musik befindet sich unter der Vorbühne und ist dem Zuschauer nach Wagner'schem Vorbild unsichtbar. Punkt 8 Uhr beginnt die Vorstellung und es möge nunmehr erstlich die Abwicklung derselben nach ihrer Zeit- und Reihenfolge und hierauf die Thätigkeit der einzelnen Darsteller und des Chors geschildert werden. In würdiger Weise beginnt der Chor mit Prolog und Gesang. Es folgt das lebende Bild: Vertreibung aus dem Paradiese, ganz in biblischer Art, diesem reiht sich an: die Kreuzesverehrung, indem Kinder in knieender und betender Stellung um ein hohes, leeres Kreuz gruppirt sind, während andere ungesehen einen Gesang aufführen. Der Einzug Christi in Jerusalem bringt den Darsteller des Heilands zum erstenmale auf die Bühne. Sein Segnen, Sitzen auf einer Eselin, das Hosiannarufen des Volkes stimmt vollkommen mit der sonstigen biblischen Darstellung. Der Eintritt in den Tempel und die Vertreibung der Wechsler, sowie die nachherige Aufhetzung seitens der Priester werden als äußerst lebhafte Massenvolksscenen durchgeführt. Die Anschläge des hohen Raths werden durch das Vorbild des Beschlusses der Söhne Jacobs, Josef zu

Digitized by Google

verkaufen, eingeleitet. In lang währender Sitzung kommt das Synodorium zum Beschluß, wie Jesus in ihre Gewalt zu bringen sei; der Haß der verjagten Krämer wird mit Meisterschaft gegen ihn ausgenutzt, doch wird hiebei zu viel in die Länge gezogen. Ein äußerst gelungenes Vorbild ist vermöge seiner Innigkeit der Abschied des jungen Tobias von seinen Eltern; das weitere: die um ihren Bräutigam klagende Braut fesselt hauptsächlich durch die Pracht der Costüme. Der Abschied in Bethania, der hiedurch vorgebildet wurde, rührt in hohem Grade und ist das Geberdenspiel dabei zu loben. Christus geht nun seinen letzten Gang nach Jerusalem, was das Bild: König Assuerus verstößt die Vasthi und erhebt die Ester, andeutet. Eine neue bedeutende Rolle in der Judasgestalt eröffnet nun ihr Wirken. Seine materiellen Sorgen, sein Entschluß, sich vom Meister zu trennen, der Kampf des guten Geistes mit dem bösen, der Sieg des letzteren erfordern eine gediegene, dramatische Gabe, die auch derselbe voll zum Ausdruck bringt. Zwei Vorbilder des hl. Abendmals: das Manna und die Traube aus Kanaan werden durch große Volksmassen, welche ausgezeichnet gruppirt sind, sehr gut gezeigt. Die Abendmalsscene geht würde- und weihevoll vor sich. Die Demuth bei der Fußwaschung, des Petrus anfängliche Weigerung, die Einsetzung des Abendmals und die Darreichung desselben durch den Erlöser, der Kummer desselben wegen des bevorstehenden Verraths durch Einen aus seiner Mitte, des Petrus Treuegelöbniß und gegentheilige Vorhersagung für ihn, Alles erinnert lebhaft an den Text des Evangeliums sowohl, als auch an die Darstellungsgabe unserer Meister in der Malerei. Und wie benimmt sich Judas! wie hastig verschlingt er den Bissen, trinkt er den Kelch, der Dämon spricht aus ihm; nur sollte seine Haltung weniger auffallend sein. Seinen Verrath versinnbildlicht nun der Verkauf Josefs durch seine Brüder, eine ganz orientalische Scene; auf dem Fuße folgt die Garantie vor dem hohen Rath, für 30 Silberlinge den Verhaßten heute noch in dessen Gewalt zu bringen. Jesus am Oelberg wird vorgebildet durch den im Schweiße seines Angesichtes die Erde bebauenden Adam; hiebei sollten der gleichalterigen Kinder nicht so viele das Bild ausschmücken. Des Judas Verrath stellt vor: Der Heerführer Joab, den Amasa während eines Freundschaftskusses erdolchend-

Digitized by Google

Die nun sich entwickelnde Oelbergscene stimmt die Seele zu tiefer Wehmuth; ebenso tief ist die Entrüstung bei des Judas Verrath und des Herrn Gefangennahme. Das Bild des Propheten Michäas vor König Achab beschimpft, stellt Jesus vor Annas vor. Dieser läßt seinen tiefwurzelnden Haß und gereiften Entschluß nur zu sehr erkennen. Das weitere Verhör vor Kaiphas wird durch die Bilder der unschuldigen Verurtheilung des Nabob vermittelst falscher Zeugen und der Beschimpfung von Job durch sein Weib und seine Freunde vorgestellt. Während der Vernehmung erfüllt sich an Petrus das Vorhergesagte; durch die Hahnenschreie wird er darauf aufmerksam gemacht und gibt nun seiner Reue über den begangenen Fehler durch aufrichtigen Schmerz Ausdruck. Die Frucht der That des Judas reift nun; wie beim Brudermörder Kain, der sein Vorbild ist, erwacht in ihm das Gewissen; er geräth in Verzweiflung und hängt sich an einen Baum. Im Vorbild wird Daniel verurtheilt, in die Löwengrube geworfen zu werden, während Jesus vor Pilatus erscheint. Pilatus richtet in militärischer Uniform, zeigt den Juden seine Geringschätzung und sich selbst als Philosophen und sucht sich des Spruchs durch Ueberlieferung an Herodes zu entziehen. Samson, von den Philistern verhöhnt, ist das Vorbild von Jesus vor Herodes, dessen klägliche Rolle sehr gut dargestellt wird. Es folgen nun die aufregenden Scenen der Geißelung und Dornenkrönung, denen die Vorbilder: dem Vater Jacob wird Josef's blutbefleckter Rock überbracht, und: der zum Opfer bestimmte Widder, im Dornengebüsch verwickelt, vorangehen. Der Einstimmung des Pilatus in das von der Menge geforderte Urtheil gehen voran die Bilder: Josef wird als Landesvater dem Volke vorgestellt, ein großartiges Bild, und die Loosung über die zwei Böcke. Der Kreuzweg wird vorgebildet durch den das Opferholz tragenden Isaak, durch die eherne Schlange und den Aufblick an dieselbe. Bei letzteren beiden Bildern wird den Kindern in der Massenscene Großes zugemuthet; sie leisten es aber mit erstaunlicher Präcision. Die Kreuztragung, die Begegnung Christi mit den weinenden Frauen, mit Veronika, mit seiner Mutter, das Niederfallen unter der Last des Kreuzes, sind sehr überwältigend; es stört nur das etwas einfältige Benehmen des Simon von Cyrene, der mit Marktweibsausrüstung einherkommt und das Kreuz allein

Digitized by Google

trägt, anstatt es nur tragen zu helfen. Jesus mit den Schächern am Kreuze ist selbstredend eine derjenigen Darstellungen, deren Ausführung mit größter Spannung entgegengesehen wird. Zuvor erscheint der Chor in Trauergewändern. Bei Oeffnung des Vorhangs hängen die beiden Schächer bereits, an ihr Kreuz angebunden, während Christus eben aufgerichtet wird. Sein blasses Haupt neigt sich auf die rechte Seite und man könnte ihn schon für todt halten, würde er nicht die bekannten Worte sprechen. Der Donner nach seinem eingetretenen Tode läßt eine bessere Maschine erwünscht sein. Der Lanzknecht sticht in die linke, anstatt in die rechte Seite, was künftig richtig gegeben werden könnte. Das Beinbrechen bei den Schächern erregt mehr Heiterkeit durch das auffallende Klopfen, als ernste Stimmung, während ihre Abnahme sehr gut vollzogen wird. Noch mehr ist dies bei der von Christus zu sagen. Das Einlegen des Leichnams in den Schooß von Maria wird nicht ganz so vollzogen wie wir die mater dolorosa zu schauen pflegen. Dagegen befriedigen im Allgemeinen die Auferstehung, durch Jonas im Heufisch und den Durchzug des Volkes Israel durchs rothe Meer vorgestellt, ebenso der Triumph Christi, womit das Spiel nach genau 8stündiger Dauer, die Pause ungerechnet, zu Ende ist. Die Schutzgeister, der Chor, aus 9 männlichen und 9 weiblichen Mitgliedern bestehend und nach dem Beispiel des althelleniſchen Theaters gelungen eingefügt, tragen durch Vortrag und Gesang, worin sie sich vorbereitend, erklärend, bei- und mißfällig, oft sehr pathetisch, ausdrücken, wesentlich zum Gelingen des Ganzen bei; das Kommen des Chors und das Gehen, das Vor- und Zurücktreten wird äußerst würdevoll inscenirt. Er birgt einzelne sehr gute Sänger und Sängerinnen in sich. Ueber die einzelnen Darsteller mag Folgendes angeführt werden: Christus wird von Josef Mair mit unstreitiger Künstlerschaft gegeben; der Vortrag ist wohltönend, hell und deutlich, die Mimik weihevoll, die Gestalt biblisch, wenn auch sein Haar und Bart weniger schwarz sein dürften. Maria hat eine zu unvernehmliche und undeutliche Stimme; ihr Geberdenspiel geht an, doch war hier die Wahl der Person keine glückliche. Johannes zeigt etwas zu sehr erkünstelte Sentimentalität, geht jedoch ganz gut an. Petrus ist ein Altmeister und sich bewußt, seine Rolle so zu spielen, wie sie es erfordert. Judas spielt perfect, nur mitunter mit etwas

Digitized by Google

Effecthascherei. Kaiphas, Annas, Pilatus und Herodes bringen das, was ihre Rolle zu bieten hat, ganz gut an. Maria Magdalena hat ganz ordentlich gefallen. Der Chorführer leistete Vormittags in der deutlichen Aussprache das Beste, Nachmittags fiel seine Stimme etwas. Im Allgemeinen ist an der Aussprache, besonders bei den weniger wichtigen Rollen, auszusetzen, daß dieselbe zu specifisch oberbayrisch klingt und namentlich am Schluß der Rede zu sehr beschleunigt wird, obwohl die Darsteller von Christus, Kaiphas, Pilatus hiemit am Wenigsten betroffen sind. Die Vorbilder werden mit größter Präcision und mit ungemeiner Raschheit in der Abwechslung der Situation gegeben. Sie sind wohl das Gelungenste am Ganzen und geben Zeugniß davon, daß das ganze Spiel in der Bevölkerung wurzelt vom Kinde bis zum Greise. — Soll noch Einiges zum Practischen des Besuchs angefügt werden, so wird vorab der Rath ertheilt, Billet und Quartier, und zwar am besten durch Berichtigung des Preises des ersteren (I Log. 8 Mark, II 6, III 5; I Platz 4, II. 3, III. 2, IV. 1 Mark) vermittelst Postanweisungskarte und Randbemerkung auf dem Abschnit bei irgend einem Bürger von Oberammergau vorauszubestellen, bei Ankunft in Oberammergau sich das Billet geben und die Wohnung anweisen zu lassen. Die Vorausbestellung sollte mindestens 8 Tage zuvor geschehen, wenn sich der Betreffende nicht auf das Nachspiel, wobei die Darsteller ermüdet sein müssen, vertrösten will. Durchaus unrichtig ist, daß Vorausbestellungen nicht mehr angenommen werden, nur wird keine besondere Antwort ertheilt, auch werden keine Billete nach Auswärts versandt, was zur Steuerung gegen den Billetschacher ganz vernünftig ist. Das Ideale an der schönen Sache verliert ziemlich durch die reale, materielle Seite. Wohnung und Lebensmittel sind in Oberammergau ziemlich gesalzen, so daß baldige Abreise sehr anzurathen ist. Der Wein ist sehr mittelmäßig, besser das Bier. 1 Zimmer mit 2 leichten Betten, 1Tisch und 2 Stühlen, so eng als möglich, reinlich allerdings, kostete auf 2 Tage 10 Mark! Die Kutscher in Murnau, Oberammergau oder unterwegs sind etwas theuer, lassen aber mit sich handeln. Mindestens um 7 Uhr sollte in das Theater eingetreten werden, da der später Eintretende die besseren Plätze bereits besetzt findet. Anmeldungen und Vorausbezahlungen können

Digitized by Google

beispielsweise gerichtet werden an: G. Lang seel. Erben; Josef Mair Bildschnitzer; Johannes Zwink, desgl.; Jakob Helt, desgl.; Gregor Lachner, desgl.; Johann Diemer, Privatier; Johann Rutz, Bäckermeister; Sternwirthschaft u. s. w.

Die Reichsbefestigung.

Nicht nur in den militärischen Fachblättern wird seit einiger Zeit über die Nothwendigkeit und die Entbehrlichkeit einer fortificatorischen Sicherung der Monarchie geschritten, sondern es wird dieses Thema auch von anderen Blättern vielfach erörtert, ja es wird von gewisser Seite die Sache so hingestellt, als sei die Anlage von Festungen an allen Reichsgrenzen eine beschlossene Sache und auch das alte Schreckgespenst, die Befestigung der Reichshauptstadt, wurde als eine in nächster Zeit zu erwartende „That der Reactionspartei" verkündet.

Fast könnte man behaupten, daß ein großer Theil des übrigen Europa von einem wahren Festungsbaufieber ergriffen sei. Was Deutschland in den letzten zehn Jahren zur Befestigung seiner West- und Ostgrenzen, sowie der Küste gethan hat, ist bekannt. Doch auch Frankreich hat — und zwar mit einer gewissen Heimlichkeit — ebenfalls auf diesem Gebiete Riesiges geleistet, und die russischen Festungsanlagen wären bekanntlich beinahe die Ursache des Zwistes zwischen Rußland und Deutschland geworden. Italien hat nicht nur die Plätze in Oberitalien verstärkt und einige neue Festungsbauten in Angriff genommen, sondern auch in aller Stille die ewige Roma in eine formidable Festung umzuwandeln begonnen. Selbst die beiden neutralen Staaten, Belgien und Holland, obgleich ohnedem im Verhältniß zu ihrer Größe mehr als irgend ein anderer Fleck der Erde mit den Schöpfungen Vaubans, Cöhorns und Freitags bedeckt, haben nicht nur ihre Grenzen, sondern auch die bedeutendsten Städte im Innern mit einem riesigen Geldaufwande durch Befestigungen gedeckt und suchen dieselben immer mehr zu verstärken und zu erweitern. In den neugeschaffenen Balcanstaaten denkt kein Mensch an die wirkliche Ausführung der vertragsmäßig bedungenen

Digitized by Google

Schleifung der alten türkischen Festungen, wohl aber an die Verstärkung verschiedener „besonders wichtiger" Punkte. Und nun beginnt auch die durch ihre Neutralität und noch mehr durch ihre Gebirge geschützte Schweiz allen Ernstes „an eine ausgiebige fortificatorische Sicherung des Landes" zu denken.

Es wäre somit kein Wunder, wenn auch in Oesterreich von den maßgebenden militärischen Kreisen die gleiche Idee erfaßt und auf die Ausführung einer Reichsbefestigung hingearbeitet worden wäre. Denjenigen, welche in dem Baue etlicher kleiner Paßsperren und Blockhäuser an der Südgrenze Tirols den Beginn der Verwirklichung dieser Idee sehen wollen, möge diese Freude gestattet werden. Thatsächlich aber liegt die Sache ganz anders, da man gerade in den maßgebenden militärischen Kreisen Oesterreichs ganz entgegengesetzte Anschauungen hegt.

Es war gewiß einer der treffendsten Aussprüche des genialen Kaisers Josef II., als er bei dem Anblicke der Festung Karlsburg sich äußerte, daß es sehr Schade sei, daß man das Ding da nicht auf Räder setzen könne, um es dorthin zu führen, wo es besser zu gebrauchen wäre. Dieser Uebelstand gilt bei einem großen Theile der bestehenden Festungen aller Staaten und nur wenige Plätze sind an Punkten, deren unbedingte strategische Wichtigkeit nicht zu bezweifeln ist, angelegt. Und selbst bei diesen Plätzen geschieht es, wie die Kriegsgeschichte lehrt, nur zu oft, daß sie im Bedarfsfalle ihrem Zwecke nicht entsprechen. Man fühlte in so manchem Kriege den Mangel einer Festung auf einem bestimmten Punkte und beeilte sich nach dem Frieden, diesem Mangel abzuhelfen. Doch durch ein halbes Jahrhundert und länger blieb die neue Festung in Unthätigkeit, weil eben auf dieser Seite kein Krieg geführt wurde. Und als es endlich auch da zum Kampfe kam, zeigte sich der mit so vielem Aufwande erbaute Platz antiquirt und konnte den an seine Leistungsfähigkeit gestellten Anforderungen nur halb entsprechen. Man denke nur an die böhmischen Festungen und an den dreifachen Festungsgürtel an der französischen Westgrenze! Wohl haben die neueren Ingenieure den Festungen zweiten und dritten Ranges das Verdammungsurtheil gesprochen und sich nur für die Erhaltung und Neuerbauung sogenannter Sperrforts und großer Waffenplätze aus-

Digitized by Google

gesprochen. Doch haben auch die Letzteren seit dem Falle von Metz und Straßburg ihren Nimbus eingebüßt. (Auch Olmütz hätte, wäre die österreichische Armee nicht noch rechtzeitig nach Preßburg abgerückt, leicht eine ähnliche Rolle wie Metz spielen können!) Dagegen haben gerade im letzten Orientkriege sogenannte passagere und selbst ganz einfache flüchtige, also reine Feldbefestigungen dem Gegner einen längeren und erfolgreicheren Widerstand zu leisten vermocht, als es in früherer Zeit von mancher Festung ersten Ranges gerühmt werden konnte. Plevna, der Schipkapaß, die österreichischen Schützengräben bei Doboj sind sprechende Beweise. Die Befestigungen dieser Art haben vor den größeren älteren Festungen manche Vortheile voraus. Sie können zu der Zeit und an dem Orte, wann und wo man ihrer bedarf, angelegt werden und bieten ungleich mehr Gelegenheit zur Verwendung größerer Streitmassen, an denen es in den Kriegen der Jetztzeit nicht leicht fehlen kann. Sowie die Kriegführung im Großen und im Detail eine beweglichere geworden ist und die höchstmöglichste Ausnützung der Feuerwaffen anstrebt, so muß auch die Fortification, wie man es gerade in Oesterreich früher als an manchen anderen Orten richtig erkannt hat, ihres starren Charakters entkleidet, dem Bedarfe des Augenblickes angepaßt und für die ausgedehnteste Verwendung der Handfeuerwaffen hergerichtet werden. Und dieses wird in umso höherem Grade geschehen müssen, je beschränkter der Staat in seinen financiellen Mitteln ist. Ausnahmen, nämlich solche Punkte, welche im permanenten Style erbaut und daher schon im Frieden angelegt werden müssen, wird es natürlich immer geben und dieselben können, eben weil ihre Zahl eine geringe ist, mit den verfügbaren Geldmitteln um desto widerstandsfähiger erbaut und von Fall zu Fall den Fortschritten der Technik entsprechend umgestaltet werden.

Ganz anders verhält es sich dagegen mit den „fortificatorischen Vorbereitungen der verschiedenen Kriegsschauplätze", die mit wirklich ausgeführten Befestigungen durchaus nicht zu verwechseln sind und eigentlich Vorstudien der eventuellen Befestigung der Kriegsschauplätze genannt werden könnten. Diese Vorarbeiten und Vorstudien sind jetzt wichtiger als in frührer Zeit und sie bilden gewissermassen den ergänzenden Theil des Mobilisirungsplanes der ganzen Armee.

Digitized by Google

So gut als im Frieden kaum ein Viertel des gesammten Kriegsstandes der Armee präsent ist, jedoch für die möglichst rasche Mobilisirung dieses Kriegsstandes und für die Beischaffung der vollständigen Ausrüstung desselben vorgesorgt werden muß, ebenso gut kann es in Bezug der Befestigung der Grenzen und der wichtigsten Punkte im Innern des Reiches gehalten werden. Die Festungen brauchen darum nicht schon während des Friedens erbaut und mit großem Aufwande erhalten zu werden, sondern es wird genügen, wenn die zu befestigenden Punkte und Linien — die schon vorhin erwähnten besonderen Fälle ausgenommen — sorgfältig ermittelt werden, der Plan der dann auszuführenden Werke in's Detail ausgearbeitet und das dafür erforderliche Werkzeug, Material und Abeitspersonal aufbewahrt, sichergestellt und bestimmt wird. Der Erlaß eines Bauverbotes und etwa einige unbedeutende Vorarbeiten werden dann genügen, um den anstandslosen Beginn des Baues im erforderlichen Momente zu sichern. Wenn dann ein Krieg „in Sicht" gelangt, so wird gleichzeitig mit dem Erlaß der Mobilisirungsordre oder auch noch früher der Bau an den bezeichneten Stellen in Angriff genommen und Dank der verfügbaren Menschenmassen und der während der Friedensübungen erlangten Uebung der Truppen in derartigen Arbeiten binnen wenigen Wochen in einer solchen Stärke vollendet werden können, daß der dadurch erlangte Schutz gewiß jenem, welchen eine seit langer Zeit bestehende und eben deßhalb mehr oder minder antiquirte Festung gewährt, gleichgestellt zu werden vermag, während der etwaige Verlust einer derartigen Befestigung wenigstens hinsichtlich seines materiellen Werthes nicht jenem einer wirklichen Festung gleicht. Auch die Befestigung der Hauptstädte wird auf diese Weise bewirkt werden können.

Freilich werden die dann aufgewendeten Summen sehr bedeutend sein, aber doch hinter den Kosten der Erbauung und Erhaltung permanenter Festungen zurückstehen. Und redlich möge bedacht werden, daß gerade im Kriege jede Sparsamkeit sich schließlich als unheilbringende Verschwendung erweist. D.

Digitized by Google

Das Geld ein Krankheitsvermittler.

Von Dr. med. Otto Müller in Braunschweig.

Die Wege, auf welchen der Giftstoff bei Epidemien wie bei Einzelerkrankungen von Individium zu Individium, aus der Hütte in den Palast gelangt, bleiben oft dunkel. Der Möglichkeiten sind ja viele. Ich beabsichtige hier nicht, die ganze Zahl der Communicationsmittel der civilisirten Welt einer Prüfung zu unterwerfen, sondern ich will nur eines Krankheitsvermittlers gedenken, dem meiner Ansicht nach bisher zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Nach dem Ausbruche einer Epidemie ist man mit Recht bemüht, durch Vernichtung der Effecten der Kranken, Reinigung, Desinfection eine Weiterverschleppung zu verhüten. Nur Eins wandert unbehindert aus den Krankenzimmern zu den Gesunden. Das Geld ist es, es verliert nie den Werth, so oft es auch den Besitzer wechselt, Geldstücke und Kassenscheine fallen nie der Vernichtung anheim. Hier hört die Prüfung auf, ob es bis dahin einem Gesunden oder Kranken gehörte.

Zunächst tritt die Frage entgegen: Ist das Geld im Stande, ansteckende Krankheitsstoffe zu vermitteln? Beim Papiergeld, das aus organischer Masse dargestellt wird, erleidet es keinen Zweifel. Die glatte Oberfläche des Metallgeldes wird allerdings wohl weniger im Stande sein, Krankheitsgift länger zu conserviren. Doch wie lange erhält sich diese Eigenschaft? Silber und Gold werden, wie dies eine Betrachtung mit der Lupe zeigt, sehr rasch abgegriffen und mit Schmutztheilen bedeckt. Bei den kleineren Münzsorten, die stärker cursiren, treten diese Veränderungen bald ein. Der Arzt reinigt und desinficirt seine ohnedies saubern und blanken Instrumente vor der kleinsten Operation nochmals, um sie nicht zu Trägern eines denkbarerweise daran haftenden Krankheitsgiftes zu machen. Ist das Geld, welches nie gereinigt wird, weniger fähig, eine Uebertragung zu vermitteln? Die Hand, welche soeben mit Goldstücken in Contact war, berührt oft in den nächsten Minuten die Schleimhaut der Lippen oder der Nase.

Das Geld kommt gerade häufig in die Hände der Kranken, besonders ist dies bei Kindern der Fall. Aermere Leute, welche nicht in der Lage sind, Kindern Spielzeug kaufen zu können, geben ihnen

Digitized by Google

sehr gewöhnlich Geld zum Spielen. Es ist mir sehr häufig begegnet, daß die Kleinen Tage lang mit denselben schon klebigen Stücken in ihren Bettchen spielten. Wie oft wird eine bittere Arznei erst durch einige Pfennige oder Groschen versüßt, schmackhaft gemacht. Nach überstandener Krankheit werden die Krankenzimmer vorsichtig desinficirt, die Wäsche in kochendem Wasser gereinigt, der Patient gebadet, damit seine Berührung den Angehörigen nicht schade. Das klingende Spielzeug geht unbeachtet seine weiteren Wege im allgemeinen Verkehr. Bei den erwachsenen Kranken liegt der Fall nahezu ähnlich. Sie trennen sich häufig nicht vom Gelde, welches entweder auf dem Betttische oder gar in einem Beutelchen unter dem feuchten Kopfkissen des Besitzers ruht, bis es in die Hände des Nachfolgers gelangt.

Leider ist man wohl in den seltensten Fällen im Stande, die Wanderung der einzelnen Stücke von Person zu Person zu verfolgen. Es ist daher schwer, den Beweis zu führen, daß dieselben im einzelnen Falle einen Krankheitsstoff vermittelten.

Dies wird uns nicht hindern, aus dem Gesagten einige practische Folgerungen zu ziehen: Man gebrauche das Geld nur zu den Zwecken, welchen es dienen soll. Es ist eine schlechte Gewohnheit dasselbe unverschlossen in den Taschen mit sich zu tragen und dadurch den Schmutz Anderer am eigenen Körper zu reinigen.

Ebenso ungehörig ist es, Comoden und Schränke zur Aufbewahrung des Geldes zu benutzen, in denen gleichzeitig Wäsche oder Eßwaaren liegen.

Vor Allem vermeide man es, Kindern das Geld zum Spielen zu geben. Es ist eine bekannte Gewohnheit der Kleinen, Gegenstände aller Art in den Mund zu nehmen. Die zarten Schleimhäute der Kinder sind viel empfänglicher als die der Erwachsenen. Mundfäule, Bildung von Schwämmchen und Diphteritis sind besonders Krankheiten des Kinderalters, die sich häufig auf solche Gelegenheitsursachen zurückführen lassen.

Vor nicht langer Zeit erkrankte ein Knabe an Diphteritis, welcher am Tage zuvor Seifenblasen aus einer alten schmutzigen Tonpfeife producirt hatte. Es bildeten sich die Häute genau an den Stellen des Mundes zuerst, welche mit der Pfeifenspitze in Berührung

Digitized by Google

gewesen waren. — Die Gefahr des Verschluckens von Münzen, in manchen Fällen mit tödtlichem Ausgange, verdient ebenfalls erwähnt zu werden.

Besonders empfehlenswerth erscheint es mir, auf die allgemeinen Reinigkeitsregeln speciell mit Berücksichtigung des Gesagten hinzuweisen. Ein häufiges Waschen der Hände bei Kindern und Erwachsenen, auch bei solchen, deren Geschäft ein sogenanntes reinliches ist, wird am besten im Stande sein, die Gefahren zu umgehen, welche der nothwendige Geldverkehr mit sich bringt.

Köln — Straßburg — Ulm.

Nicht auf die drei altberühmten Städte am Rhein und an der Donau überhaupt wollen wir mit dieser Ueberschrift zu reden kommen, sondern speciell auf die künstlerisch und national so hochbedeutsamen Kleinodien, welche sie in ihren Mauern bergen, ihre Dome und deren Vollendung. Der Kölner Dom kommt bekanntlich im Laufe dieses Jahres zu seiner Vollendung, an welcher seit 40 Jahren mit größtem Eifer und Geschick gearbeitet worden ist. Diese Thatsache hat einen preußischen Architekten, den Bauinspector Schuster in Zehdenick bei Berlin, veranlaßt, die Aufmerksamkeit zunächst seiner Fachgenossen auf das Münster in Straßburg zu richten, in der Ueberzeugung, daß als ein Kirchenbau von ähnlicher nationaler Bedeutung mit dem Kölner Dome nur das wiedergewonnene Kleinod des Oberrheins, das Münster zu Straßburg, rivalisiren könne, daß mithin nach der Kathedrale von Köln diejenige zu Straßburg in gemeinsamer Anstrengung des deutschen Volkes zur Vollendung geführt werden sollte. In diesem Sinne hat Schuster, welcher das Werk Erwin's mit begeisterter Hingebung und Verehrung seit Jahren zum Gegenstand seines Specialstudiums gemacht hat und mit fast schwärmerischer Treue an dem Gedanken seiner Vollendung hängt, sich wie schon früher an den Berliner Architekten-Verein, so nun auch an den württembergischen Verein für Baukunde gewendet mit dem Ersuchen, seinen Plan in geneigte Erwägung zu ziehen und die geeigneten Schritte zu Ausführung desselben zu thun. Infolge dessen hat OBR. Egle dem Vereine in seiner Versammlung vom 8. Mai über diese Angelegenheit ausführlich referirt. Dabei hat er die ganz

Digitized by Google

eigenthümlichen Schwierigkeiten hervorgehoben, welche einer Vollendung des Straßburger Münsters bei seinem nicht nach einheitlichem Plan zu Stande gekommenen Baue, namentlich der Thurmfront, (von Erwin ist bekanntlich gar kein vollständiger Plan vorhanden) entgegenstehen, und schließlich beantragt, gleich dem Berliner Verein das Ansuchen Schuster's abzulehnen und darauf hinzuweisen, daß die Initiative zu einem Ausbau des Straßburger Münsters von denjenigen Kreisen ausgehen müsse, welche dem Bau von Geburt am nächsten stehen, von der Bevölkerung Straßburgs und des Elsaßes. Zugleich hat der Referent seinen Vortrag dazu benützt, um auf ein Thema überzugehen, um deßwillen wir über diese Verhandlung des Bauvereins hier berichten, weil es uns Württemberger in hohem Grade angeht und interessirt. Er hat nämlich — und wir kommen damit auf den dritten Theil unserer Ueberschrift, Ulm — auf einen Artikel aufmerksam gemacht, welcher in der in Berlin erscheineden deutschen Bauzeitung vom 28. April d. J. zu lesen ist. Hier bespricht der Herausgeber gleichfalls den Plan Schuster's und den ablehnenden Beschluß des Berliner Architekten-Vereines und fährt dann fort, der Vorschlag, daß die deutsche Nation, nachdem sie mit Aufbietung gemeinsamer Macht das stolzeste Werk unserer Väter, den Kölner Dom, zur Vollendung geführt hat, diese Kraft nun einem andern Denkmal der Vorzeit widmen möge, brauche deßhalb nicht unbeachtet zu verhallen; man möge diesen glücklichen Vorschlag verwirklichen, indem man statt des Straßburger Münsters zunächst einen andern Riesenbau des Mittelalters zum Gegenstand eines solchen Nationalunternehmens wähle; welches Denkmal hiebei vor allen anderen in Frage kommen würde, könne kaum irgend welchem Zweifel unterliegen: „es ist das Münster zu Ulm, dessen Vollendung wir hiemit dem deutschen Volke an's Herz legen wollen, dieses großartige Werk der Ensinger und Böblinger, der vollendete Ausdruck der Fülle und Kraft deutschen Lebens auf der Höhe seiner mittelalterlichen Entwicklung, ein Kleinod ersten Ranges im Schatze unserer deutschen Baudenkmale, und neben jenen beiden anderen Kathedralen und den romanischen Domen zu Mainz und Speyer eines der gewaltigsten Kirchenbauwerke, die in unserem Vaterlande je geschaffen worden sind." Hieran anknüpfend, unterzog nun der Referent den

Digitized by Google

Ausbau des Ulmer Münsters einer ausführlichen Besprechung und legte dar, die Verhältnisse liegen hier ganz anders als in Straßburg, äußerst günstig, sofern hier das lebendigste Interesse für diesen Ausbau vorhanden sei und seit 34 Jahren mit den Mitteln der Stadt und des Landes daran gearbeitet werde, so daß, neben dem Ausbau des Strebesystems 2c. die Vollendung der beiden 86 m hohen Chorthürme heuer zu Stande komme, aber freilich noch der umfassendste und schwierigste Theil, der Aufbau des auf 150 m Höhe projectirten aber nur halb ausgeführten Hauptthurmes rückständig sei. Ein günstiger Umstand sei auch das, daß der ursprüngliche vollständige Plan dieses Thurmes von der Hand des Münsterbaumeisters Mathäus Böblinger aus dem Jahre 1494 noch vorhanden sei. (Wir unsererseits fügen als weiteren günstigen Umstand auch das noch hinzu, daß, wie auch in dem angeführten Artikel der deutschen Bauzeitung hergehoben ist, zu Ausführung dieses Plans ausgezeichnete, ihrer Aufgabe voll gewachsene Kräfte, der Münsterbaumeister Schen und der Münsterbeirath OBR. Egle, an der Spitze der Arbeiten stehen.) Andererseits hob Referent auch die Schwierigkeiten hervor, mit welchen der fragliche Ausbau allerdings zu rechnen habe. Dieselben seien auch in öffentlichen Blättern besprochen und so dargestellt worden, als ob sie einen Ausbau fraglich, wo nicht gar unmöglich machen. Dabei sei namentlich auch auf ein von ihm erstattetes Gutachten hingewiesen worden. Seine diesfallsigen Ausführungen seien aber unrichtig aufgefaßt oder unrichtig dargestellt worden. Er habe die Schwierigkeiten allerdings keineswegs verkannt, noch verhehlt, aber auch keineswegs für so groß erklärt, daß sie einen Grund zu derartigen Befürchtungen abgeben könnten. Die Fundamente seien freilich theilweise zu schwach, um eine weitere Last tragen zu können, sie können aber durch Erbreiterung ihrer Grundlage genügend verstärkt werden. Wie und in welchem Umfange dies zu geschehen habe, das werden die gegenwärtig im Gange befindlichen, sorgfältigen Untersuchungen und Berechnungen ergeben. Sobald diese Verstärkung der Fundamente ausgeführt sei, könne der Ausbau des Thurmes innerhalb fünf Jahren vollendet werden, die Kosten hiefür werden sich etwa auf 1 Million Mark belaufen. Auch sie aufzubringen dürfe nicht zu schwer genommen werden; das bisher schon in Köln

Digitized by Google

und in Ulm bewährte Mittel einer Lotterie werde auch ferner seine Dienste nicht versagen. Die Lotterie für den Kölner Dombau werde mit Vollendung des Baues in diesem Jahre aufhören, dann werde es wohl möglich sein, die Genehmigung zu Ausdehnung der, bisher auf Württemberg und Bayern beschränkten Lotterie für den Ulmer Münsterbau über ganz Deutschland zu bewirken. Nun habe seither die Kölner Lotterie jährlich etwa 70.000 Thlr., d. h. 210.000 Mark ertragen, wenn dies auch für eine künftige Ulmer Lotterie angenommen werden dürfe, so könne durch sie die erforderliche Bausumme in den 5 Baujahren aufgebracht werden. Nachhaltiges und allgemeines Interesse für den Bau zu erwecken, würde gewiß nicht schwerfallen. Hiemit schließen wir unsern Bericht, welcher durch die hier mitgetheilten Ausführungen einer so bewährten Autorität die vielfach laut gewordenen Befürchtungen zu zerstreuen geeignet sein dürfte, und eignen uns nur noch den Wunsch des angeführten Artikels der Deutschen Bauzeitung an: „Möge man unsere Anregung, namentlich auch von Seiten der Presse, in freundliche Erwägung ziehen und ihr möglichst kräftige Unterstützung zu Theil werden lassen."

Die Menschenopfer im Occupations-Feldzuge.

Vor einigen Wochen haben die großen Journale eingehende Besprechungen über das Schlußheft der amtlichen Occupationsgeschichte gebracht. Die politische und die militärische Seite der officiellen Darstellung wurde nach allen Richtungen erörtert, aber Ein Capitel ließ man unbeachtet: das rein menschliche. Und doch enthält das Generalsstabswerk am Schlusse eine Beilage, die zwar nur trockene Ziffern aufweist, aber nichtsdestoweniger Zehntausende von Augen in unserem Vaterlande feucht gemacht hat. Es ist dies die endgültig abgeschlossene tabellarische Zusammenstellung unserer Gesammtverluste an Menschen während des Occupations-Feldzuges. Wir entnehmen dieser umfangreichen Zusammenstellung folgende Daten von allgemeinem Interesse.

Das erste Blut floß am 3. August 1878 bei dem Ueberfalle von Maglaj, wo wir 2 Officiere, 43 Mann einbüßten; die letzten Verluste an Menschen datiren von dem zweitägigen Gefechte bei Peći, 6. und 7. October, das unseren Truppen 9 Officiere, 252 Mann gekostet. In diesem Zeitraum vom 3. August bis 7. October belaufen

sich die Gesammtverluste unserer Armee auf 178 Officiere, 5020 Mann. Darunter sind todt: 44 Officiere, 902 Mann; verwundet: 131 Officiere, 3849 Mann; vermißt — was in dem Kampfe mit den Bosniern, Herzegovzen und Arnauten wohl gleichbedeutend ist mit „massacrirt" — 3 Officiere, 269 Mann. Berücksichtigt man, daß viele der „Verwundeten" nachträglich ihren Blessuren erlegen, oder für ihr ganzes Leben zu Krüppeln geworden sind, daß ferner in diesen Verlustlisten die vielen Hunderte, ja vielleicht auch Tausende nicht erscheinen, welche durch Feldstrapazen dahingerafft oder zeitlebens zu Siechlingen geworden sind, so läßt sich nicht verkennen, daß uns die Occupation schwere Opfer gekostet hat.

Als die blutigste Affaire des ganzen Feldzuges erscheint das unglückliche, von General Zach geleitete Gefecht bei Bihać (Žegar) am 7. September, wo wir 21 Officiere, 533 Mann verloren. Unmittelbar an dasselbe schließen sich das siegreiche Treffen bei Senkovič-Bandin (Odziak) am 21. September mit einem Verluste von 12 Officieren, 466 Mann; ferner die Einnahme von Serajevo am 19. August mit einem Verluste von 10 Officieren, 363 Mann, und die dreitägigen Gefechte bei Ključ am 6., 7. und 8. September, wo wir 12 Officiere und 301 Mann eingebüßt.

Das sind nur unsere Opfer an Menschen; wie viel haben erst die Insurgenten verloren, die nicht so genau Buch geführt über jeden einzelnen Mann wie wir?!

Literatur.

* Aus meiner Jugendzeit. Erinnerungen von Dr. Heinrich Hansjakob. Heidelberg, Georg Weiß, 1880. Der katholische Pfarrer von Hagnau, Mitglied der badischen Abg.-Kammer, hat in diesem Buche seiner Sehnsucht nach der in der Heimat verlebten Kinderzeit vollen Ausdruck gegeben. Als Sohn eines Bäckers in Haslach, im Kinzigthal, geboren, geht ihm auch heute noch nichts über das idyllische Glück, das er im Vaterhause, wo ihm der Bäckerjunge Sepp Geschichten erzählte, oder bei der Großmutter und der „Lenebas", bei alten Freunden und jungen Kameraden, in Feld und Wald genoß. Mit warmer Innigkeit, mit Liebe und Humor sind diese originalen Figuren der Heimat, die „Biremadel", der „Gänsjockele", der „Alise" und wie sie alle hießen, beschrieben, und dabei wird eine Menge von Bubenstreichen mitgetheilt, auch nicht verhehlt, daß

Digitized by Google

es zu Hause manchmal noch andere Streiche gegeben hat, bei denen der kleine Hansjakob eine ziemlich passive Rolle zu spielen hatte. Die ungemeine Frische, mit der diese Jugenderinnerungen und kleinstädtischen Geschichten dargestellt sind, das treffende Urtheil über Personen und Zustände, an das sich mitunter Seitenhiebe auf unsere moderne Bildung und Ueberbildung anreihen, machen das Buch zu einer angenehmen Lectüre. Daß er unter solchen Verhältnissen nicht gern das Vaterhaus verließ, nicht gern nach Freiburg in eine „bessere Schule" ging, von Offenburg bis Freiburg im Stehwagen fahrend, und daß er nach einem halben Jahr, als er mit schlechten Zeugnissen ausgestattet zum ersten Mal in die „Vaganz" kam, seinen Eltern erklärte, seiner Lebtag daheim bleiben zu wollen, ist begreiflich. Besonders anziehend sind die Scenen aus den Revolutionsjahren 1848 und 1849 beschrieben: der Franzosenlärm vom 25. März, die Begeisterung der Haslacher für Hecker, die sich im Tragen von Heckerhüten mit Hahnenfedern, in Katzenmusiken für Reactionäre u. s. w. Luft machte. Um die Heckerhüte mit Federn zu schmücken, wurde auf die Schweife aller Hähne im Städtchen Jagd gemacht. „Kein Hahn krähte mehr in dieser patriotischen Zeit, weil jeder trauerte um seinen schönsten schmuck. Als gar wir Buben Heckerhüte und Kokarden annahmen, wurden selbst die Hennen nicht mehr verschont, um hinreichendes Material zu erhalten." Die allgemeine Krankheit riß in Haslach neun Zehntel der Einwohnerschaft fort, und der kleine Hansjakob wurde Freiheitsmann mit Leib und Seele. Die vorgeschrittensten Republikaner der Stadt, welche zugleich am wenigsten Besitzthum hatten, machten bereits Theihlungsprojecte, um das Schlagwort „Gleichheit" zur Wahrheit zu machen. Einzelne Weiber sprachen von der Guillotine und schlugen vor, jedem Feinde des Vaterlandes auf einem Strohschneidestuhl den Hals abzuschneiden. Es wurde eine Proscriptionsliste entworfen, auf welcher obenan der Bäckermeister Hansjakob, der Vater des Verfassers, stand, welcher „die ganze Geschichte ganz richtig eine Advocatenkomödie" nannte. „Hätte das badische Ministerium Bekk gegenüber dem Heckerputsch und der Sturmgeschichte so viel Energie gezeigt, wie der einfache Bäckermeister von Haslach, so wäre namenloses Elend dem Lande erspart worden. Allein Bekk war eben ein liberaler und deßhalb humaner Mann, der vor „Bürgerblut" zurückschreckte, wie unsere heutigen Liberalen vor der Prügelstrafe und dem Kopfabschneiden." Die Ankunft der Preußen machte diesem Spectakel ein Ende und auch der kleine Hansjakob mußte seinen Heckerhut und seine Hahnenfeder bei Seite thun.

* Die Nordpolarreisen Adolf Erik Nordenskjöld's 1858 bis 1879. Aus dem Englischen mit 44 Holzschnitten und 4 Karten.

Digitized by Google

Leipzig, Brockhaus 1880. Kaum ist die Kunde von der Rückkehr der berühmten Vega-Expedition verhallt, kaum sind die Berichte über die zu Ehren der glücklichen Entdecker veranstalteten Festlichkeiten zu Ende, so tritt hier schon ein schönes Werk zu Tage, das uns über den rasch in die Reihe der europäisch berühmten Männer vorgerückten Nordenskjöld, sein bisheriges Leben und seine sämmtlichen Reisen in anziehender Weise unterrichtet. Es ist allerdings noch nicht die ausführliche Beschreibung der Entdeckung von 1879, die wir wohl auch von Nordenskjöld hoffen dürfen, ähnlich wie Weyprecht und Payer u. A. ihre Reisen beschrieben haben. Dazu ist es noch nicht Zeit, aber doch enthält ein großer Theil dieses Werkes eine vorerst völlig genügende und befriedigende Schilderung dieser letzten Reise. Das Buch ist eine Uebersetzung und im letzten Theil Erweiterung und Ueberarbeitung des englischen: arctic voyages of A. E. Nordenskiöld von Alexander Leslie. Zuerst steht eine interessante Lebensskizze Nordenskjöld's, dann werden die von ihm gemachten früheren Polarreisen, die Vorübungen seiner letzten so wohlgelungenen, geschildert. N. wurde 1832 in Finnland als Sohn eines Naturforschers geboren und von früh auf für die Wissenschaft des Vaters bestimmt und erzogen. Politische Verhältnisse trieben den überaus selbstständigen Charakter aus der Heimat fort und Schweden, das dem halben Flüchtling Amt und Anstellung bot, wurde ihm zur zweiten Heimat. Seit 1858 finden wir den unternehmenden Forscher auf Reisen in die Polarmeere und Polarländer. Mißerfolge dämpften seine Begeisterung nicht, jede Reise bringt ihm neue reiche Erfahrung und tieferes, sicheres Verständniß. Freilich gehört zu solchen Polarfahrten auch ein Mäcenas, wie N. ihn in der Person des reichen Hrn. O. Dikson zu besitzen das Glück hatte, der meistens die Hauptkosten bestritt. Aber auch die schwedische Regierung und Volksvertretung sehen in Nordenskjöld's Bestrebungen eine Ehrensache, an die sie in der nobelsten und liberalsten Weise herantreten. Im Einzelnen bietet die Schilderung dieser früheren Reisen mit ihren Abenteuern, Enttäuschungen, Geduldsproben und Glücksfällen vieles Interessante in reicher Abwechslung Es sei aber in Kürze nur Einiges über die Reise der Vega gesagt. In einer von N. ausgearbeiteten Denkschrift führte der Entdecker seine Vermuthungen und Wahrscheinlichkeitsrechnungen über die Verhältnisse des zu durchfahrenden Meeres und seine Hoffnungen für das Gelingen des Werkes in eingehender wissenschaftlicher Darstellung vor; er hoffte, daß es gelingen werde, die ganze Fahrt in einer Reise (was bisher noch nie gelungen war) zu vollenden; er hoffte davon einen außerordentlichen practischen Werth für den Handel mit Nordsibiren, ebenso reiche Förderung für die Wissenschaft auf allerlei Gebieten. Das Letztere würde in jedem

Digitized by Google

Falle, auch wenn der practische Nutzen geringer sich herausstellen sollte oder das Unternehmen nicht vollständig gelänge, der ungeheure theoretische Gewinn sein, aber insofern auch wieder practisch, als die dadurch zu erzielende Förderung der so überaus practischen Wissenschaft, der Meteorologie nämlich, wenigstens in der Zukunft hochwichtig werden müsse u. s. w. Die Kosten der Expedition werden auf 400.000 Mark veranschlagt, von denen Hr. O. Dikson allein 240.000 Mark übernimmt; mit großen Summen betheiligen sich auch der König von Schweden und ein anderer Freund der Polarforschung, Sibiriakow. Am 4. Juli 1878 verließ die Vega (anfangs von 2 anderen Schiffen begleitet, welche Ergänzungen der Vorräthe mitzuführen hatten) Gothenburg; 19. August war Cap Tscheljuskin erreicht, die Nordspitze der alten Welt, welche vor Nordenskjöld zum ersten- und letztenmal (soweit bekannt) im Mai 1742 von Menschen betreten worden. Am 27. Sept. jedoch, ganz nahe an der Beringsstraße (nur 115 Seemeilen von der Mündung derselben in das stille Meer) und nicht sehr entfernt vom Ufer des Continents ereilte ganz unvermuthet rasch die bisher so glücklich gewesene Vega das leidige aber gewöhnliche Schicksal der Polarfahrer. 294 Tage, bis zum 18. Juli 1879, dauerte die Gefangenschaft des eingefrorenen Schiffes. Doch sorgten die Tschuktschen mit ihrer naiven Verwunderung über die seltene Erscheinung eines solchen Schiffes und mit allen ihren merkwürdigen Lebensgewohnheiten für Unterhaltung der duldenden Entdecker, die auch ihre Muße zu tschuktischen Sprachstudien und zu allerhand interessanten Beobachtungen verwendeten. Dabei erfreuten sie sich Dank einer vernünftigen Diät und vortrefflicher Ausrüstung der besten Gesundheit (ein interessanter ärztlicher Bericht ist im Anhang beigefügt) und so waren diese Tage der Gefangenschaft nicht so schlimm. Endlich brachte der Hochsommer die Erlösung. Schon 2 Tage nach ihrer Befreiung aus dem Eise (am 20. Juli 1879) war die Ostspitze Asiens erreicht. Wie von da an die Heimreise über Japan und Ceylon und Neapel ein Triumphzug wurde und welche Freudenfeste den Heimkehrenden veranstaltet wurden, ist aus der Tagespresse in lebhafter Erinnerung. Schweden aber darf mit Recht stolz sein auf diese gelungene „nordöstliche Durchfahrt" seines berühmten Sohnes, der dadurch nicht nur ein altes wissenschaftliches Problem gelöst, sondern auch eine wichtige practische Frage einer zukunftsvollen Beantwortung entgegenführt hat.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Ant. Magner.
Druck von Hugo Hoffmann, Wien, VII., Breitegasse 4.

Digitized by Google

Inhalt: Bilder aus China. — Ein Uebelstand der deutschen Armee. — Die Benedictiner in Amerika. — Ungarn's Poesie im 19. Jahrhunderte. — Volkswirthschaftliches.

Bilder aus China.

Von E. Grafen Andrassy.

Als unser Dampfboot in den Kanton einlief, bekamen wir die Stadt selbst noch nicht zu Gesichte, weil dieselbe durch die unzähligen Masten, Wimpel und Segel völlig verdeckt ist; überdies wird die Aussicht auch durch die chinesischen Jonks versperrt, welche ungefähr die Höhe von zweistöckigen Häusern erreichen. Sie liegen ganz ruhig in zwei Reihen vor Anker, darum gewahrt auch der Reisende hier kein anderes Leben als das Treiben der Bootsleute, welche der Schiffsmannschaft Nahrungsmittel und allerlei Krämerwaaren zuführen.

Als wir das feste Land betraten, fanden wir den kleinen Raum vor dem Hafen mit der Menge, welche dort theils ihre Waaren feilbot, theils in anderer Weise beschäftigt war, völlig überfluthet; es war wirklich schwer, sich mit Hilfe der Ellenbogen und Fäuste durch die Masse Bahn zu brechen und es kostete eine Portion Schweiß, um endlich bis zum amerikanischen Consulatsgebäude vorzudringen. In Kanton hat jede handeltreibende Nation ihr eigenes Consulatsgebäude, auf welchem sie ihre Flagge aufsteckt; nach diesen Flaggen oder Emblemen pflegt der Chinese die betreffende Nation zu benennen. Es finden sich hier Kaufleute von fast jeder Nation der Welt; am zahlreichsten sind natürlich die Engländer und Amerikaner vertreten; außerdem sieht man noch Franzosen, Holländer, Portugiesen, Spanier, Dänen, Schweden, Perser, Birmanen, Malaien, Cochinchinaten ꝛc., ja ich traf sogar einige Schweizer, welche Uhren in bedeutender Menge hierher zum Verkauf brachten.

Der von den Europäern bewohnte Theil Kantons besteht außer dem kleinen Marktplatze noch aus zwei größeren und einer kleinen Straße. Die Hauptstraße ist nicht mehr als zwei Klafter, die übrigen höchstens eine Klafter breit; man kann sich also das Gedränge

Digitized by Google

vorstellen, wenn man bedenkt, daß der Chinese seine Geschäfte am liebsten im Freien abmacht, abgesehen davon, daß an einem Orte, wo die Speculanten der halben Welt zusammentreffen, schon an und für sich ein Gedränge entstehen muß. Der Fremde weiß in der That oft nicht, wo er sich hindrücken soll, während die Schaar der Lastträger an ihm vorüberzieht. Der Träger schleppt seine Lasten, an Bambusstöcke gehängt, daher, und wenn er nur für das eine Ende einer Bambusstange etwas zu tragen bekommt, so hängt er an das andere Ende, um das Gleichgewicht herzustellen, Eisen oder Blei, und watschelt so mit seiner oft dritthalb Centner wiegenden Last bis an seinen Bestimmungsort. Ganz auf dieselbe Weise werden auch allerlei Waaren, Obst, Gemüse und Gebäck herumgetragen; jeder der Verkäufer schreit in einem anderen Tone, daß er da sei und daß Jeder, dem es beliebt, von seiner ausgezeichneten Waare kaufen könne. Selbst die Barbiere rufen in den Straßen, daß sie Jedermann zu Diensten stehen, man möge nur befehlen.

Für den Europäer ist, so lange er sich nicht daran gewöhnt hat, dieses Schreien und Toben, diese Rohheit, mit welcher der gemeine Chinese, wenn er eine Last trägt, ihm den Weg vertritt oder ihn bei Seite stößt, wirklich unerträglich. Namentlich jetzt, wo eine so allgemeine Gereiztheit herrscht, muß der Fremde sehr vorsichtig sein und das rohe Benehmen des Volkes ruhig erdulden. Was den Tumult noch erhöht, sind die zahllosen Bettler, die an den Thüren der Kaufläden so lange herumpauken, bis sie ein Almosen bekommen, da man sie nicht verjagen darf, oder an den Eingängen der Straßen stehen, sitzen, liegen, während jeder irgend ein langweiliges Sprüchlein vor sich herschreit, oder ein schauderhaft verstümmeltes Instrument maltraitirt, wie dies zur Marktzeit in Ungarn auf der Mischkolzer Brücke zu geschehen pflegt, um die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden auf sich zu lenken. Und wenn man eine solche Straße durchschritten hat, findet man am andern Ende wieder ganze Gruppen armer, halbverhungerter Leute, in Lumpen gehüllte und verkümmerte Männer, Weiber und Kinder, so daß der Fremde vor diesem Anblicke unwillkürlich zurückbebt.

Am Ende einer jeden solchen Straße, welche nach der eigentlichen Stadt führt, befindet sich ein Thor, dessen Schwelle kein Europäer überschreiten darf; darum steht gewöhnlich an einem solchen Thore

Digitized by Google

ein Wachtposten, irgend ein miserabler Soldat Sr. himmlischen Majestät mit einem Bündel Lunten an der Seite und mit dem Gewehre in der Hand. Seinetwegen kann jeder Europäer bequem hineingehen, denn die Gewehre sind so eingerichtet, daß, bis der Soldat das Pulver auf die Pfanne schüttet, Feuer schlägt, zuerst seine Lunte und dann das Pulver anzündet, der Fremde längst über alle Berge ist. Es ist sonderbar, daß diese für so intelligent verschrieene Nation sich noch fast gar nicht mit den europäischen Schußwaffen vertraut gemacht hat, wo doch Se. himmlische Majestät genügend Gelegenheit hatte, an den von den Engländern als Geschenk erhaltenen Gewehren sich von der Nichtsnutzigkeit der eigenen zu überzeugen. Vielleicht ist diese blinde Halsstarrigkeit als Nationalstolz oder als unverbrüchliches Anklammern an das Althergebrachte auszulegen, sonst könnten die Chinesen sich unmöglich noch bis vor Kurzem, statt der europäischen Gewehre, ihrer Luntenflinten bedienen.

Nach einem mit den Engländern geschlossenen Vertrage sollten die Thore von Kanton den Europäern geöffnet werden. Als nun die diesfällige Aufforderung an die chinesischen Mandarinen ging, antworteten diese mit gleisnerischer Höflichkeit: die Thore seien geöffnet, die Herren Europäer mögen nur hineingehen, aber was dann das über den Anblick der Fremden wüthende Volk thun werde, dafür könne die Behörde nicht gut stehen. Es versteht sich von selbst, daß nach einer solchen Auseinandersetzung Niemand hineinzugehen wagte, umsomehr, da das Volk auch noch durch Maueranschläge gehetzt wurde, es möge ja nicht dulden, daß die Barbaren durch ihren Eintritt die heilige Stadt entweihten. Dieses kleine Beispiel beweist, wie schön die klugen Engländer von den so unbeholfen scheinenden Chinesen angeführt wurden.

Uebrigens sind diese Thore insofern ein Vortheil, als sie das Einfangen des auf frischer That ertappten Diebes erleichtern, denn sobald ein Lärm entsteht, werden alle Thore gesperrt, und der unglückliche Verfolgte wird vom Volke grausam erschlagen.

Nachdem ich die Straßen durchwandert hatte, wozu ein halber Tag mehr als genug ist, besuchte ich am folgenden Tage einen chinesischen Kaufladen, um mir einige Kleinigkeiten als Andenken einzukaufen. Die chinesischen Kaufläden haben keine Auslagekästen, die

Digitized by Google

übrigens in den engen Straßen auch gar keinen Raum hätten; es ist außen blos der Name des Kaufmanns in einheimischer und englischer Sprache angeschrieben. Beim Eintritte kommt Einem der Kaufmann oder sein erster Commis, der englisch versteht, freundlich entgegen, führt den Käufer weiter in's Innere des Ladens, zeigt ihm dort die ringsum lagernde Waare und läßt ihn dann allein, um bequem und ruhig auswählen zu können. Während dieser Zeit wird jedoch jede seiner Bewegungen von einer Menge überaus scharfsichtiger Augen beobachtet und auf den Wunsch des Käufers ist der Kaufmann sogleich bei der Hand, um bezüglich seiner Waaren die gewünschten Aufschlüsse zu geben oder zu sagen, was eine oder die andere koste. In jedem etwas größeren derartigen Geschäfte ist Alles zu bekommen, was durch inländischen Gewerbefleiß erzeugt wird. Voran stehen oder hängen gewöhnlich die wohlfeileren Waaren in hübschen Schränken, meist Kinderspielzeug, worauf der erfinderische Chinese so viel Kunstfleiß verwendet, daß derlei Gegenstände bei uns unter Glas als seltene Gegenstände gezeigt werden, während sie hier überaus wohlfeile Bagatellen sind; dahin gehören z. B. ihre Karrikaturen aus Papier-Maché, ganze Gruppen von Puppen, welche vollständige Scenen darstellen, und tausend und aber tausen andere Kleinigkeiten, welche den Fremden, wenn er gleich in Europa genug chinesische Lappalien zu sehen Gelegenheit hatte, dennoch durch den Reiz der Neuheit überraschen. Unter Anderem werden hier Spinnen aus Thon mit seinen Drahtfüßen verfertigt, welche, an einem Gummifaden herabhängend, von Jedermann für lebendige gehalten werden; diese kleinen Meisterwerke sind hier ungemein wohlfeil, ebenso die Kopf, Augen und Zungen bewegenden Automaten, welche überdies auch noch ausgezeichnet schön sind.

Ueberhaupt müssen wir, wenn wir die Waaren in einem solchen Kaufladen auch nur flüchtig überblicken, offen gestehen, daß das chinesische Volk in seinen Manufacturen den europäischen Industriellen weit überlegen ist. Besonders sind ihre Drechslerarbeiten die sprechendsten Zeugen einer unendlichen Geduld, — wahrhaft unnachahmlich. Von ihren Schachfiguren ist jede einzeln ein Meisterstück, an ihren Dosen sind die Haut-Relief-Schnitzarbeiten überaus fein und rein. Ihre aus Rhinozeroshorn gefertigten Becher sind

Digitized by Google

gleichfalls en relief gearbeitet und ihre unbeschreiblich schönen beinernen Fächer bekunden ungemein geschickte Hände. Am merkwürdigsten ist aber jene aus einem einzigen Stück gedrechselte beinerne Kugel, in welcher sich 10 bis 16 kleinere Kugeln drehen, von denen jede einzeln an der Oberfläche mit anderen Verzierungen versehen ist. Die Engländer glaubten anfangs, die Kugel sei zusammengekittet, ich selbst versuchte sie aufzulösen, fand aber, daß sie wirklich aus einem Stücke sei. Auf der Londoner Welt-Industrie-Ausstellung sah man wohl einen Versuch, dieses Problem zu lösen, aber er fiel sehr ungeschickt aus, denn eine Kugel stand von der andern ungefähr einen Viertelzoll weit ab, während die chinesischen beinahe aneinanderstoßen. Jede solche Kugel muß auf der Drehbank ca. 6000 Mal gedreht werden und kostet, obwohl sie die Arbeit von einem halben Jahre ist, doch nicht mehr als 25—30 fl. C.-M. An den chinesischen Vorhängen werden diese Kugeln statt den Quasten verwendet.

Die Geschicklichkeit der Chinesen in Steinmetzarbeiten ist allgemein bekannt. Aus Schmergel und hartem Kieselstein formen sie die schönsten Figuren; man kann sich denken, welche ungeheuere Geduld hierzu erforderlich ist.

Wer kennt überdies nicht ihren ausgezeichnet schönen und guten Lack? Ihre hübsch eingetheilten, mit unzähligen Schubläden versehenen Möbel sind hier zu Lande noch viel glänzender als in Europa, wo ihnen der Transport zu See schadet. Noch viel werthvoller ist jedoch der japanische Lack. Dieser Lack wird ebenso gewonnen, wie der Gummi, nämlich von der aus Bäumen ausgeschwitzten Feuchtigkeit. Unter ihren Möbeln sind besonders jene Divans erwähnenswerth, aus welchen, wenn es nothwendig wird, ein mit Fußschemeln versehener Tisch hervorspringt, so daß die auf dem Divan Sitzenden auf diesem Tische zugleich bequem ihren Thee trinken oder spielen können. Und alle diese Möbel sind überaus wohlfeil; nur wenn sie nach Europa gebracht werden, kommen sie ungeheuer theuer zu stehen.

Unter ihren Seidengeweben ist der chinesische Crep am bemerkenswerthesten, den die europäische Weberei, sowohl hinsichtlich der Qualität ihres Stoffes, wie der Farbenpracht bisher nicht zu erreichen vermochte. Diese Stoffe sind in sehr hübsche Papierchatoullen ge-

Digitized by Google

packt und auf Verlangen des Käufers werden ihm dieselben vom ersten bis zum letzten mit aller Bereitwilligkeit vorgewiesen.

Von Gold- und Silberarbeiten bekunden namentlich die aus getriebenem Silber einen hohen Grad der Vollendung; besonders hübsch sind auch ihre Visitekartenhalter, welche in jedem größeren Kaufladen zu haben sind; auch verfertigen sie sehr feine Drahtbracelets aus edlen Metallen, deren Schloß einfacher ist und doch besser hält, als das der europäischen, da ein solches Bracelet sicherlich nicht leicht vom Arme fällt. Ihre gavirten Silberarbeiten sind so wohlfeil, daß sie sich eigentlich nur den Metallwerth bezahlen lassen; ich kaufte mir einen solchen Becher um 30 Rupien (à 20 Sgr.), und als ich ihn zu Hause schätzen ließ überzeugte ich mich, daß, ganz abgesehen von der Façon, das Silber allein so viel werth sei.

In einem solchen Universalgewölbe bekommt man auch chinesische Kleider zu kaufen, welche weniger für den Gebrauch, sondern als Seltenheit für die Europäer bestimmt sind, damit sie zu Hause etwas zu zeigen haben. In demselben Laden wurden auch Bronceſpiegel verkauft, welche die Gestalt der Hineinblickenden sehr genau und rein, die Farbe aber hingegen gar nicht wiedergeben; darum kommen auch immermehr die europäischen Glasspiegel in die Mode, während im Innern des Landes noch immer jene in Gebrauch sind.

Nachdem ich die Waaren des Kaufladens besichtigt hatte, was mindestens anderthalb Stunden dauerte, war die Menge derjenigen, die ich mir zum Ankaufe vormerkte, derart angewachsen, daß ich zu ihrem Transporte beinahe ein kleines Schiff nöthig gehabt hätte; ich mußte daher nun unter diesen wieder eine Auswahl treffen und dann erst begannen die eigentlichen Unterhandlungen mit dem Kaufmann. Das war aber auch das Schwierigste an der ganzen Sache, denn der chinesische Kaufmann bietet selbst dem Eingeborenen seine Waare immer um den doppelten Preis, vom Ausländer aber möchte er sie sich gern dreifach oder, wenn dieser nicht selber Kaufmann ist, gern vierfach bezahlen lassen. Mit Hilfe seiner Rechenmaschine, welche denen in unseren Kleinkinderbewahranstalten ähnlich ist, summirt er schneller als jeder Europäer. Ich wagte natürlich nicht, dem Besitzer eines so reichen Kaufladens den vierten Theil des verlangten Betrages zu bieten, sondern bot ihm die Hälfte. Der gute Mann sagte etwas

Digitized by Google

von festgesetzten Preisen, ich aber entgegnete ihm, „die Leute, die mich nach seinem Laden gewiesen, hätten mir gesagt, ich brauchte ihm durchgehends nur den vierten Theil der verlangten Summe zu bieten.“ Diese meine Aufrichtigkeit mochte ihn etwas überrascht haben, er schüttelte den Kopf, weigerte sich wohl noch ein wenig, aber ich sah aus den Mienen seiner Commis, daß sie schon bereit standen und nur auf einen Wink ihres Herrn warteten, der ihnen sagen sollte: nur zu, packt die ausgewählten Waaren zusammen. Daher ließ ich mich auch zu keinem höheren Gebote herbei.

Während die Handlungsdiener mit dem Zusammenpacken beschäftigt waren, schrieb mir der Herr die Rechnung sehr schnell und rein mit einem Pinsel, der gewöhnlich in Tusche getaucht wird. Die Handlungsdiener waren recht schmucke Bursche, denn sie werden auch hier nach Gesicht und Wuchs gewählt. Jeder von Ihnen trug einen schönen, langen Zopf, der in China den unentbehrlichen Bestandtheil einer anständigen Toilette bildet, und der Chinese würde nicht um die Welt bei einem Europäer eintreten, ohne vorher seinen Zopf in Ordnung gebracht zu haben. Welche Wichtigkeit diesem Anhängsel beigelegt wird, geht schon daraus hervor, daß man in China die Bevölkerung nicht nach Köpfen, sondern nach Zöpfen zählt.

Nachdem der Kaufmann Alles geordnet hatte, überreichte er mir die übliche Draufgabe, welche sich stets nach dem Werthe der gekauften Waaren richtet und selbst dann nicht wegbleiben darf, wenn etwa um zwei Groschen Zündhölzchen gekauft werden, obwohl sie dann auch nicht viel mehr werth ist, als bei uns eine Prise Schnupftabak. Uebrigens findet man selbst noch im Hinausgehen eine Menge interessanter und neuer Gegenstände und könnte wohl ganze Tage mit Betrachtung eines solchen Ladens zubringen. Von hier ließ ich mich in ein Gewölbe führen, wo Tischlerwaaren verkauft wurden, da ich eine Kiste aus Kampherholz brauchte, welche für die Reise sehr bequem ist, indem sie die Motten abhält. Ich mußte mindestens 8 Stück kaufen, da sie einzeln nicht verkauft werden. Die Chinesen, welche in jeder Beziehung den Fremden gern betrügen, machen auch in Bezug auf diesen Artikel keine Ausnahme; sie verfertigen nämlich Kisten aus anderem Holze, lassen sie mit Terpentin ein und verkaufen sie an Denjenigen, der sich durch den Geruch irreführen läßt, für Kisten aus

Digitized by Google

Kampherholz. In demselben Laden sah ich auch sehr hübsche Särge, von denen jeder aus einem Stück gezimmert ist. Auf pomphafte Leichenbegängnisse wird hier überhaupt sehr viel gehalten; ein chinesischer Friedhof gewährt durch die Menge prächtiger Monumente wenigstens von ferne einen sehr hübschen Anblick. Uebrigens bleiben die Leichname in diesen, aus einem einzigen Baumstamme ausgehöhlten Särgen gewöhnlich sehr lange unversehrt, da sie durch den Deckel luftdicht verschlossen werden.

In einem andern Laden wiederum sah ich Broncegußwerke, deren Vollkommenheit von den unsrigen auch nicht im entferntesten erreicht wird. Was für Modelle hierzu verwendet werden, konnte ich nicht erfahren. Ueberaus prächtig ist das mit vollem Recht weltberühmte chinesische Porcellan. Man sieht hier weit schönere Stücke daraus gefertigt, als in Europa. Die schönsten würde man vergebens in Kaufläden suchen, da sich dieselben meist im Besitze reicher Privatleute befinden. Die vielen Relieffiguren, die Lebhaftigkeit des Colorits an den großen Gefäßen wird vielleicht für alle Zeiten unnachahmlich bleiben. So beispiellos wohlfeil daher auch alles übrige Porcellan ist, so sind doch die Preise dieser vorzüglicheren Stücke äußerst hoch, weßhalb auch nur wenige davon nach Europa kommen. Ein Kaufmann zeigte mir zwei Schalen von solcher Dünne, wie sie nicht einmal aus Glas geblasen werden können.

Seit die Engländer den Chinesen die Porcellanfabrication abgelernt haben, kann China freilich nicht mehr viel nach Europa schicken, aber Persien und Amerika sind noch immer seine Abnehmer, und dennoch hat das englische Porcellan vor dem chinesischen in Bezug auf seine Qualität sicher nicht, in Bezug auf ihre Wohlfeilheit kaum einen Vorzug. Uebrigens ist es unstreitbar, daß heutzutage auch in China nicht mehr so ausgezeichnetes Porcellan erzeugt wird, wie ehedem, denn damals ließ man den zur Porcellanbereitung ausgegrabenen Thon gewöhnlich so lange verwittern, daß er in der Regel erst von den Enkeln verarbeitet wurde; selbst der verarbeitete Thon wurde noch lange getrocknet und dann erst gebrannt. Seit einiger Zeit aber, seit sich die Nachfrage nach dem chinesischen Porcellan so bedeutend steigerte, konnte nicht einmal für den laufenden Bedarf genug Thon gegraben werden, welcher schon binnen einigen Wochen als Porcellan

Digitized by Google

in den Handel kommt. Die Chinesen selbst erkennen den Unterschied zwischen den heutigen und ehemaligen Fabricaten nur zu gut und die letzteren sind dort weit gesuchter als in Europa, ja es könnte sogar Jemand, wenn er von hier aus das alte Porcellan nach China zurückführen würde, dort jedenfalls ein sehr gutes Geschäft machen. Bei dem Porcellanhändler sah ich auch jene zweckmäßigen Waschbecken, deren Boden aus Kupfer, der Reif aber aus Email und mit unzähligen Figuren geziert ist, deren Farbe stets unverändert bleibt.

Es gibt in Kanton mehrere Gewölbe, wo nur religiöse Gegenstände verkauft werden, z. B. kleine Götzen aus Wachs, Genien aus Erz oder Stein u. s. w., meistens aber Feuerwerksgegenstände, Raketen, Schwärmer, Rauchwerk, Papierlampen und allerlei Combustibilien. Es werden vielleicht in der ganzen Welt nicht so viele Feuerwerksgegenstände verschwendet wie in China. Mit jedem Neumonde findet ein großes Feuerwerk statt, und wie man sagt soll es den Europäern bis jetzt noch nicht gelungen sein, die auf dem Wasser schwimmenden Feuerthierchen der Chinesen nachzuahmen. Selbst ein Familienfest kann in China nicht ohne Feuerwerk abgehen. Auf ihren Schiffen selbst werden Raketen und Schwärmer losgelassen, daß Alles kracht. Ich besichtigte auch eine Apotheke, wo man, wie es scheint, mit den Arzneiflaschen am meisten Luxus treibt, da diese aus Europa kommen. Uebrigens mag es hier schauderhaft allöopathisch zugehen; so läßt sich wenigstens aus der Manipulation jenes bezopften Herrn schließen, der mit einer auf die Nase gezwickten Brille bei förmlichen Scheffeln voll Arzneitrank stand und darin mit einer Schaufel herumrührte. In der Medicin scheint man hier noch sehr weit zurück zu sein, darum werden auch die europäischen Aerzte hier mit offenen Armen empfangen, besonders seitdem sie einige Augenkranke glücklich geheilt haben.

Da ich dem Gerüchte keinen Glauben schenken wollte, suchte ich selbst einen jener Orte auf, wo Hunde und Katzen als Eßwaaren verkauft wurden, und wirklich sah ich nicht weit von dem Consulatsgebäude einen Chinesen, der in einem Taubenkorbe fünf bis sechs kleine Hunde feilbot. Der Größe nach ist diese Hundegattung unseren Schooßhunden, im Uebrigen aber dem Fuchse ähnlich, nur daß der Schweif nach aufwärts gekrümmt ist. Wenn Zunge und Gaumen

Digitized by Google

schwarz sind, müssen diese Hunde besondere Delicatessen sein, weil sie dann von den vornehmen Chinesen sehr gut bezahlt werden. Ratten und Katzen sah ich nicht zum Verkauf ausgeboten, aber ich hörte, daß auch diese beiden Thiere bei der ärmeren Classe sehr gesuchte Leckerbissen sind. Für den Nachmittag schlug mein amerikanischer Freund eine Wasserfahrt vor, um mir zugleich zu zeigen, wie eine chinesische Jonk von innen aussehe. Das Schiff gehörte einem parzischen Kaufmann, der es blos deßhalb hielt, weil in Cochinchina nur chinesische Jonks mauthfrei landen dürfen. Vor dem Consulatsgebäude bestiegen wir den Kahn, aber wir vermochten kaum vorwärts zu kommen und uns durch die Gassen, welche von den Schiffen gebildet werden, durchzuwinden, so groß war die Anzahl der kleinen Boote, welche von hier aus Thee und andere Waare nach den vor Pampa liegenden europäischen Segelschiffen transportiren. Etwas weiter unten standen die Jonks und auf der Hinfahrt begegneten wir auch einem Blumenschiffe.

Das berühmte Blumenschiff ist ein wahrer schwimmender Garten, oder vielmehr ein kleiner Palast, welcher zu irgend einer Festlichkeit mit den kostbarsten Blumen geschmückt wird. Die Farbe ist meistens dunkelgrün, hie und da mit Gold durchbrochen. Hinter den Fenstervorhängen stecken geputzte Freudenmädchen ihre niedlichen Köpfe hervor, flüstern untereinander, schlagen dann wieder ein lautes Gelächter auf, um die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden auf sich zu lenken, und winken frohlockend bald Diesem, bald Jenem zu, sie zu besuchen. Hier versammeln sich auch die ausschweifendsten jungen Leute der Stadt, um Opium zu rauchen und bei jenen Blumenfeen ihr Vergnügen zu finden. Dem Europäer wäre der Besuch solcher Orte durchaus nicht anzurathen, er könnte leicht in aller Stille bei Seite geschafft werden.

Vom Kahne aus betrachtet, ist die chinesische Jonk ein so ungeheures Fahrzeug, daß ich mir im ersten Augenblick gar nicht erklären konnte, wie wir eigentlich auf dasselbe kommen sollten; an den beiden Enden erreicht es die Höhe eines zweistöckigen Hauses. Die durch die Fahrten noch nicht abgenutzten, sind von glänzend rother Farbe, vorn sind zwei ungeheure Augen angemalt, um die bösen Geister zu verscheuchen, vielleicht auch, um den Seeräubern Schrecken einzujagen. Wir stiegen an dem stumpfen Schnabel des Schiffes zum Verdeck hinan, welches

Digitized by Google

ziemlich geräumig ist, aber keine Aussicht bietet, weil es rings von hohen Mauern umgeben ist, an welchen Schilde und Speere der Mannschaft, so wie jene colossalen Gewehre hängen, welche man nur mit Mühe aufzuheben vermag. Hinten befindet sich die ziemlich hohe Tribune des Steuermannes, von welcher derselbe eine sehr weite Aussicht genießt; das Steuerruder selbst ist sehr lang und wird an einem Stricke hin und her gezogen; übrigens kann man vom Steuer aus in das Schiff hineinsehen, und von hier aus erscheint das Innere desselben ganz hohl. Wie kann man nun mit so schwachen Vorrichtungen bis Java fahren und den Seestürmen trotzen? Die Antwort darauf läßt sich wirklich schwer finden. Uebrigens fahren diese Schiffe in der Regel auch nur mit dem Winde, denn ihre großen Binsensegel eignen sich zu keiner andern Fahrt, da namentlich auch der Mastbaum sehr niedrig ist. In der Mitte des Schiffes befindet sich die sehr elegant meublirte Kajüte, so wie der Sammelplatz für die vornehmsten Schiffspassagiere; in diesem Gemache befindet sich auch jenes, überaus in Ehren gehaltene Instrument, auf dessen Erfindung die Chinesen sich viel einbilden und dessen Gebrauch, nach der Behauptung einiger Gelehrten, die Europäer in den arabischen Häfen von ihnen gelernt haben sollen. Wie dem immer sei, so viel ist doch gewiß, daß der chinesische Compaß sich bis zur Stunde noch immer sozusagen in der Kindheit befindet, und es scheint nur die Verehrung, die man für denselben hegt, Fortschritte gemacht zu haben, denn er steht gerade vor dem Bilde der hundertarmigen Göttin und des Schutzgottes, von allerlei abenteuerlichen chinesischen Charakteren umgeben. Hier opfert das Schiffsvolk mit wohlriechendem Weichrauch und kann Tag für Tag seinen Talisman bewundern. Der Boden des Schiffes ist flach und besteht aus fest aneinandergefügten glatten Brettern, oberhalb desselben befindet sich, sozusagen, ein zweiter Boden, der in kleinere, vom Wasser undurchdringbare Fächer abgetheilt ist. Wenn auch eines dieser Fächer ein Leck bekommt, so daß Wasser hineindringt, so ist doch noch nicht das ganze Schiff gefährdet. Es würde wohl auch für die Europäer von Vortheil sein, diese Art der Schiffsbaukunst sich anzueignen, wenn dadurch das Auf- und Abladen nicht gar so sehr erschwert würde. Die Kriegsschiffe sind blos in 3 solche Fächer getheilt, man kann also auch in diesen das etwa eingeströmte Wasser

Digitized by Google

soliren, und das Schiff wird in dem Augenblicke wieder flott, als das Wasser in dem betreffenden Fache ausgepumpt ist.

Als ich auf dem Verdecke stand, sah ich, wie ein Matrose seinem Kamaraden den Kopf rasirte; das dreieckige Messer ist so lang und dick, daß es nöthigenfalls auch zum Häckselschneiden verwendet werden könnte; übrigens weiß ich wirklich nicht, wie ein europäischer Barbier oder Friseur sich dieser schwierigen Aufgabe entledigt haben würde, denn der Matrose rasirte das borstenartig emporstehende Haar ganz trocken bis auf die Haut ab. Unsere Barbiere würden den armen Teufel dabei gewiß halb geschunden haben. Erst bei der Abfahrt bemerkte ich, daß sich unter den Ankern der Jonk auch hölzerne befinden, welche an dicken, um die Walzen gewundenen Stricken am Schnabel des Schiffes hingen.

Wir wären durch die von den Schiffen gebildeten Gassen gern noch weiter gerudert, aber ein Paar Chinesen stießen mit ihrem Boote so derb an das unserige, während andere uns so unverschämt den Weg vertraten, daß wir immer mit dem Stocke drohen mußten, um sie ein wenig im Zaume zu halten; wir fanden es daher gerathener, wieder in die Nähe des Consulatsgebäudes zurückzufahren, wo Zucht und Ordnung strenger gehandhabt werden.

Auf allen Booten, denen wir begegneten, wurde Thee getrunken. Dieses Getränk scheint dem chinesischen Volke fast so unentbehrlich zu sein, wie dem unserigen das Brod; es wird früh und spät von Armen und Reichen getrunken; die ersteren bekommen gewöhnlich den bereits einmal abgebrühten Thee, während die Allerärmsten den bereits gänzlich unbrauchbaren zusammentragen und dann mit Stumpf und Stiel verzehren. Uebrigens bereiten die Chinesen ihren Thee nicht so, wie wir, sondern sie haben ein durchlöchertes silbernes Ei, welches sie mit Theeblättern voll stopfen und dann in siedendes Wasser tauchen; so kann der Thee dann noch leicht ein zweites Mal benutzt werden, was die vornehmeren Classen natürlich nicht zu thun pflegen. Die Chinesen trinken ihren Thee durchgehends ohne Zucker, mischen aber als Gaumenreiz stark riechende Blätter und Blumen darunter. Wer nun einen etwas verwöhnten Geschmack hat, trinkt nur ganz reinen und wo möglich alten Thee, denn auch der Thee

Digitized by Google

ist, gleich dem Tabak, desto besser, je länger er liegt. Man kann auch in der That keinem vornehmen Chinesen eine größere Gefälligkeit erweisen, als wenn man ihm aus Europa wieder zurückgekommenen Thee schenkt; es geht daraus hervor, daß die Seefahrt dem Thee nicht schadet, sondern ihn nur besser macht. Uebrigens lernt man es in China begreifen, wie schwer der echte Thee zu erkennen ist; die Farbe desselben und die kleinen Blätter sind nur von unbedeutender Wichtigkeit, größere Kaufleute halten sich eigene Verkoster, welche den Thee kauen müssen, um zu entscheiden, ob er gut sei oder nicht. Die Verkoster werden vom Käufer sehr gut bezahlt, freilich gar oft auch vom Verkäufer.

Der Thee ist also jenes stark gesuchte Product, jener Luxusartikel, der die Kaufleute von allen Ecken und Enden der Welt hierherlockt; um seinetwillen erdulden sie den rohen Spott, mitunter auch tödtliche Beleidigungen von Seiten der alles Fremde hassenden Chinesen. Welch' ungeheure Quantitäten mag China alljährlich von diesem Thee verkaufen! Die Engländer führen etwa 30 Millionen Pfund aus, die Russen 20, Nordamerika 6—10, die Holländer 3, die Franzosen, seit sie sich weiß machen ließen, daß der Thee ein kräftiges Mittel gegen die Cholera sei, ungefähr 2 Millionen. Bei dieser Ausfuhr gewinnt China jährlich gegen 40 Millionen Gulden C.-M. und mindestens eben so viel an seinen übrigen Waaren, nämlich an roher Seide, Cochenille, Rhabarber, Kampher, Lack, Porzellan und einer Unzahl namenloser Kleinigkeiten. Der Exporthandel Chinas ist somit ein ungeheuer ergiebiger und es könnte sich jene beträchtliche Summe als Gewinn bei Seite legen, wenn es kein Opium gäbe. Die Bilanz neigte sich auch wirklich immer zum Vortheile Chinas, so lange dieser für das Land verderbliche Artikel nicht in den Verkehr kam. England war einzig und allein auf diese Weise im Stande, das commercielle Gleichgewicht wieder herzustellen, denn nach einer während eines Kriegsjahres im Parlamente abgegebenen Erklärung gewinnt es von China an Opium jährlich 3 Millionen Pfund Sterling. Im Jahre 1853 consumirte das himmlische Reich von diesem Artikel 35—40.000 Kisten und dieses ungeheure Quantum wird größtentheils aus Ostindien eingeführt. Rußland tauscht für den Thee Kürschnerarbeiten und ausgearbeitete Felle ein, Amerika aber Cotone,

Digitized by Google

die es in größerer Menge und zu wohlfeileren Preisen einführt, als sie die Engländer zu liefern im Stande sind.

Obwohl nun jede Nation bereits einen solchen Tauschartikel gefunden hat, bleibt doch eine Menge Silber aus dem Occident in China oder vielmehr in der Umgebung von Kanton, denn weiter hinein ist wenig oder gar nichts davon zu sehen. Jeder Kaufmann in Kanton, oder überhaupt in China, der mit westländischen Kaufleuten in Verkehr tritt, stempelt sogleich die empfangenen Dollars, so viel auch sein mögen, und wenn sie gleich nur für einen Augenblick in seinen Händen bleiben. Es solle Niemand sagen können, heißt es dann, daß er von ihm falsches Geld bekommen habe, aber das ist nur ein eitler Vorwand, eine leere Ausflucht, die eigentliche Absicht ist die, das auf diese Weise entstellte Geld im Lande zu behalten. Es muß noch bemerkt werden, daß hier, so wie überall in Indien, die europäischen Handelsleute ihre Artikel nur im Großen, und zwar im Versteigerungswege kaufen und verkaufen, das Detailgeschäft überlassen sie den Inländern.

Die Lage Kantons ist für den Theehandel nicht die allergünstigste, denn es wird durch ein hohes Gebirge von dem Erzeugungsorte getrennt und der Thee muß von da auf den Schultern herbeigeschleppt werden. Eben deßhalb zieht sich auch der Handel immer mehr gegen den nach dem Krige eröffneten Hafen bei Schandhaj hin, und seit mehreren Jahren sind bereits viele der europäischen Schiffe hier eingelaufen, wo sich alle Verhältnisse günstiger gestalten, da das Volk zuvorkommender ist und freudig jede Gelegenheit ergreift, zu wohlfeilerem Opium zu kommen, woran es früher Mangel litt. Die Ausdehnung von Kanton muß eine ungeheuer große sein, da die Bevölkerung, die auf dem Flusse in Schiffen wohnenden Tankas mit eingerechnet, auf eine Million geschätzt wird; die Zahl dieser Tankas soll sich auf 80,000 belaufen. Sie bilden eine so völlig abgesonderte Kaste, daß sie nur unter einander Ehen eingehen und auf dem Festlande keine Güter besitzen dürfen oder vielmehr können, die Stadt wird, wie man dies von hohen Punkten aus sehen kann, von einer viereckigen Mauer umschlossen. Uebrigens konnte seit dem letzten Kriege, mithin seit mehreren Jahren, nur ein einziger Europäer das Innere von China sehen, und doch gibt es Einige, die sich durch längeren Aufenthalt

Digitized by Google

völlig acclimatisirt haben, die Sprache der Eingeborenen gut und fließend sprechen und mit all' ihren Sitten und Gebräuchen derart vertraut sind, daß sie Jeder für geborene Chinesen halten würde, nur der Eingeborene nicht, der in dieser Beziehung eine sehr feine Nase hat und den Fremden selbst unter der täuschendsten Maske herauskennt. Dem eben erwähnten Europäer ward es auch nur dadurch möglich, das Land zu bereisen, daß er sich Krücken an die Füße band und als Bettler von Ort zu Ort wanderte, da er wohl wußte, daß der Chinese den Bettler nie unbarmherzig von sich jagt. Ein mit den Verhältnissen des Landes völlig unbekannter Fremder dürfte sich nicht um die Welt hineinwagen, und es würde ihm dies auch gar nicht zu rathen sein, denn er hätte für den Fall, daß er entdeckt würde, wenig Gutes zu hoffen. Das Volk haßt und verachtet den Fremden instinctmäßig und die klugen Mandarinen nehren diese Aufregung fortwährend. Ueberdies zielen auch alle Maßregeln dahin, die Fremden von dem Innern des Landes und die Eingeborenen von der Berührung mit denselben so viel als möglich fern zu halten.

Ich sprach darüber mit vielen aufgeklärten Engländern, welche im Lande wohnen und daher die Verhältnisse genau kennen, aber alle versicherten einstimmig, daß es für den Fremden ungemein schwierig ja unmöglich sei, weiter hinein in das Innere des Landes zu gelangen, selbst wenn er dem sonst so vergötterten Stande der Aerzte angehöre.

Die Engländer sagten, sie hätten bereits alles Mögliche aufgeboten, aber alle ihre Bemühungen wären an der unabläßig wachsamen Aufmerksamkeit der Mandarinen gescheitert. Sie versuchten, denselben durch gütliches Zureden, durch Bestechungen beizukommen, aber Alles vergebens; so seien sie endlich zu der Ueberzeugung gelangt, daß es, so lange die Familie Mandschu auf dem Throne sitze, außer der gewaltsamen Eroberung keinen andern Weg gebe, um zu diesem isolirten, verschroben gebildeten Volke zu gelangen, dessen seit Jahrhunderten unveränderte Institutionen und Gebräuche mit der Denkungsweise der Europäer im grassesten Widerspruche stehen. Da ich so nach den an Ort und Stelle gesammelten Erfahrungen von der eigentlichen Sachlage unterrichtet war, konnte ich mich nicht genug wundern, als ich in meiner Heimat die Aufforderung las, zur Erziehung

Digitized by Google

der durch Missionäre geretteten chinesischen Kinder beizusteuern, um diese für das Christenthum zu gewinnen. Ich erlaube mir hierüber einige Bemerkungen. Es ist wohl wahr, daß die chinesische Regierung der Aussetzung der Säuglinge an gewissen, hierzu bestimmten Orten durch die Finger sieht, aber auch nur durch die Finger sieht. Sie thut dies jedoch blos darum, weil es wirklich Mütter geben kann welche, selbst bei dem besten Willen, ihre Kinder zu ernähren nicht im Stande sind. Uebrigens pflegt die Chinesin ihr Kind mit derselben innigen Liebe und Zärtlichkeit und ist ebenso bereitwillig, für dasselbe jedes Opfer zu bringen, wie die allerchristlichste Europäerin. Lebt doch selbst in dem unvernünftigen Thiere dieser Trieb, wie sollte er im Menschen vermißt werden? Das Unglück, ausgesetzt zu werden, trifft daher überhaupt nur wenige kleine Kinder, die ohnehin vom Elend ganz verkümmert und sozusagen halb todt sind, und auch dann trennt sich die Mutter nur unter heißen Thränen und mit herzzerreißendem Wehklagen von ihrem theuren Kinde. Knaben kann solch ein Unglück nie widerfahren, sondern nur Mädchen. Aber das Mitgefühl und die Menschlichkeit der Bewohner hat auch dafür bereits gesorgt, denn es wurde in Kanton ein Findelhaus errichtet, wo jede solche unglückliche Mutter ihr Kind unterbringen kann.

Nach einiger Zeit muß übrigens diese traurige Sitte von selbst aufhören, weil der Ueberfluß der Bevölkerung nach den benachbarten Inseln einen Abzug findet, wo sich mehr als hinreichende Mittel zum Unterhalte darbieten. Sumatra, Borneo, Java sind bereits von dieser Race überfluthet und von Jahr zu Jahr siedeln sich daselbst immer mehr Chinesen an, ja in neuester Zeit wandern diese Armen, um sich ihren Unterhalt zu verschaffen, sogar bis nach Amerika.

Im Ganzen hielt ich mich in Kanton vier Tage lang auf und begab mich dann wieder nach Hong-Kong. Vor der Abreise wurde ich noch von einem chinesischen Kaufmanne zu Tisch geladen, bei welchem, ganz nach europäischer Sitte, erst in später Nachmittagsstunde gespeist wurde. Kaufladen und Magazin befanden sich zu ebener Erde, die Wohnung des Kaufmanns aber im ersten Stocke des Hauses. Aus einem großen Empfangsaale gelangte man rechts in den Speisesaal und von da nach einem kleinen Gemache. Von

Digitized by Google

Möbeln war nur wenig zu sehen; Alles in Allem einige Etagères, ein paar kleine Tische und auf diesen etwas Porzellan-Geschirr.

Der Hausherr empfing uns auf's Freundlichste und äußerte seine Freude darüber, daß wir ihn mit unserem Besuche beehrten. Ueberhaupt ist der vornehmere, gebildete Chinese stets übertrieben höflich und trägt bei jeder Gelegenheit wahrhaft seine Manieren zur Schau, während das gemeine Volk eben so extrem grob und ungeschliffen ist. Jener weicht dem Fremden auf der Straße stets vollständig aus, dieser nie, weil er jeden Europäer — oder rothhaarigen Barbaren, wie er sich ausdrückt — wie ein tief unter ihm stehendes Wesen betrachtet. — Der besser erzogene Chinese ist also, wie gesagt, in seinem Hause recht herzlich und zuvorkommend; auch unser Kaufmann hatte uns zu Liebe mehrere Gäste geladen. Zuerst wurden nur europäische Speisen aufgetragen, dann kamen die chinesischen, darunter die als Leckerbissen gerühmten Schwalbennester, welche als Gaumenreizmittel verzehrt werden. Aus Neugierde kostete ich davon, fand aber, daß vor Allem das Salz fehlte, um Apetit zu erregen. Eine andere Speise bestand aus den verschiedensten Fleischgattungen; ich ließ sie unberührt, um nicht zufällig einen Katzen- oder Hunderücken zu erwischen. Auch chinesisches Backwerk war in Menge vorhanden, aber man schmeckt aus jedem Stücke den ekelhaft süßen Reisschleim heraus. Im Essen ist der Chinese sehr gewandt; es gewährt eine wahre Unterhaltung, namentlich dem gemeinen Manne zuzusehen, wie geschickt er mit seinen beiden Stäbchen die Reiskörner an den Mund führt; wir Anderen würden das unser Leben lang nicht zu erlernen im Stande sein.

Nach Tische zeigte uns der Kaufmann eine Kunstseltenheit, ein so hübsches, kunstvolles Werk, daß ich mich augenblicklich entschloß, dasselbe anzukaufen. Der Eigenthümer sträubte sich wohl eine Zeit lang, es herzugeben, aber da ich ihm einen lohnenden Preis bot, ließ er sich endlich erweichen. Es war ein Bild aus emaillirtem, getriebenen Golde und stellte einen ackernden Landmann dar; die Figuren traten so hoch und fein hervor, als ob das ganze ein Reliefguß wäre. Ein neuer Beweis, wie weit es die Chinesen in diesem Zweige der Kunst gebracht haben; ich für meinen Theil habe noch nie ein so vollendetes

Digitized by Google

Kunstwerk gesehen und glaube überhaupt nicht, daß Europa noch ein solches aufzuweisen hat.

Ein Uebelstand der deutschen Armee.

Von einem deutschen Officier.

Niemand in Deutschland spricht und schreibt gerne über den qualitativen Zustand der Armee. Dieselbe gilt seit 1870 in allen ihren inneren Verhältnissen als durchaus mustergiltig, als in jeder Beziehung vollkommen und darum über jede Kritik erhaben, gleichsam als völlig undiscutirbar. Diese Meinung wird sogar von der gesammten Presse des Auslandes acceptirt. Im Inlande kommt noch dazu, daß überhaupt alle internen Angelegenheiten des Heeres als ein gewisses noli me tangere betrachtet werden, deren Kritik schon deßwegen ängstlich vermieden wird, weil sie die Ehrfurcht vor der Allerhöchsten Person des Kaisers, in welcher der deutsche Militarismus gewissermaßen verkörpert ist, verletzen würde. Zu dieser Scheu tritt in Deutschland und besonders in Preußen ein gewisser Ekel vor den parlamentarischen und journalistischen Militär-Docenten, deren doctrinäre Ignoranz in den Jahren 1866 und 1870 dem Volke, das sie in der Conflictsperiode auf ihrer Seite hatten, ad oculos demonstrirt wurde. So begibt sich die liberale Presse nicht wieder auf ein Feld, auf dem sie keine Lorbeeren geerntet, während die conservative Presse, weil nicht immer selbstständig und unabhängig, in der Beräucherung der bestehenden Zustände und im frischen Aufputzen des eingeheimsten Ruhmes sich gefällt. Gilt doch jedes neue Lob über die Vortrefflichkeit der Armee zugleich als eine persönliche Huldigung für den obersten Kriegsherrn.

Auch wir können uns der Anerkennung der Vortrefflichkeit der Armee nur anschließen, insofern von dem Zustande die Rede ist, den sie 1866 und 1870 einnahm. Dabei entsteht jedoch die Frage, ob denn dieser heute, fast zehn Jahre nach dem Frankfurter Frieden, noch der nämliche ist wie damals, und gerade diese Frage lohnt wohl eine eingehende Besprechung.

Es ist eine von der Geschichte bestätigte Erfahrung, daß lange Friedensjahre für eine siegesgewohnte Armee oftmals verhängnißvoller

Digitized by Google

wurden, als für eine geschlagene und desorganisirte. Die Gründe davon liegen auf der Hand. Letztere muß die Friedensjahre benützen zum Reorganisiren, zum Aufbau, zum Entwickeln des Materials sowohl wie des krigerischen Geistes, kurz sie vereinigt in sich alle Bedingungen des Wachsthums und Strebens, also gerade die Merkmale, welche die siegreiche Armee beim Beginn ihrer erfolgreichen Laufbahn kennzeichneten. Diese hat den Erfolg der einmal vorhandenen Organisation für sich und wie auch immer sie sich durch die Thätigkeit, diese Organisation den jüngeren Mitgliedern mitzutheilen und unter den älteren zu erhalten, hervorthun mag — nichtsdestoweniger entsteht eine gewisse Stagnation, sie bezieht die Winterquartiere in Capua und ruht auf ihren Lorbeeren. Dieses Erhalten eines einmal vorhandenen Zustandes ist aber nicht entfernt zu vergleichen mit dem Werden, dem Schaffen, dem Ausbilden einer im Entstehen begriffenen, mit aller Lebensgewalt sich entfaltenden und alle inneren Kräfte entwickelnden Organisation.

Was machte denn die preußische Armee im Jahre 1866 unbesiegbar?

Alle Anerkennung den Leistungen des großen Strategen; alle Anerkennung dem gewaltigen Einfluße, den die in einer energischen, eiserner Hand vereinigte Staats- und Kriegsleitung auf den Gang der Ereignisse ausüben mußte; alle Anerkennung den technischen Fortschritten in der Ausrüstung der Infanterie; alle Anerkennung der Bravour und guten Ausbildung der Mannschaften! Der wahre Grund der Unbesiegbarkeit der einzelnen Truppenkörper lag jedoch mehr in dem Umstande, daß die mittleren und höheren Führerstellen durchweg von verhältnißmäßig jungen Officieren besetzt waren, die neben ihrem Besitze von Kenntnissen und Fähigkeiten noch in der ganzen Blüthe ihrer geistigen Elasticität und Thatkraft standen. Schon vor der Reorganisation zu Anfang der Sechziger-Jahre war man nach und nach mit einer rücksichtslosen Purification des Officiers-Corps vorgegangen. Nicht nur halbinvalide und unfähige Officiere wurden, gleichviel in welchem Grade, verabschiedet, sondern auch sonst gut accreditirte Officiere, die lange in derselben Charge verblieben und durch die Einförmigkeit des geisttödtenden Gamaschendienstes nothwendig stumpf geworden waren, wurden im Avancement massenhaft

Digitized by Google

übergangen und so moralisch zur Einreichung ihres Abschiedsgesuches gezwungen.

Nun kam die Reorganisation, die Bildung der neuen Regimenter. Die Hoffnung vieler Landwehr-Officiere, bei dieser Gelegenheit in der Linie angestellt zu werden, ging nicht in Erfüllung. Man hatte genug Berufs-Officiere. Da gab es bald junge Compagnie- und Escadrons-Chefs, junge Regiments-Commandeure und später auch junge Brigade-Generale. Es herrschte ein Geist, ein Streben in der Armee, das in gewissen Beziehungen mit dem in der von Carnot geschaffenen Revolutions-Armee, dem Keime der napoleonischen, verglichen werden kann. Wenn auch im Frieden, war doch Jeder von einem bevorstehenden Kriege überzeugt. Als Prinz Friedrich Karl im Jahre 1860 das Commando der dritten Division in Stettin übernahm, äußerte er in einer Ansprache an das Officiers-Corps: „Ich betrachte Stettin nur als erste Etappe eines baldigen weiteren Vormarsches in Feindesland" Ein großes Gewicht wurde auf die geistige Ausbildung der Officiere gelegt, so daß auch auf diesem Felde ein reger Wetteifer entstand. Die Anmeldungen zur Kriegs-Akademie konnten, obgleich zur Aufnahme ein ziemlich strenges Examen zur Bedingung gemacht war, kaum zur Hälfte berücksichtigt werden. Selbst bei jungen Officieren war das Studium der Kriegswissenschaften allgemein. Kurz, es herrschte in der Armee ein Treiben und Regen wie nie zuvor.

Man kann sagen, daß die preußische Armee im Jahre 1866 auf dem Culminationspunkte ihrer Ausbildung stand. Durch die vielen Friedensübungen hatten die jungen Führer sich mit der neuen Taktik vertraut gemacht, die hauptsächlich im Agiren mit gemischten Waffen, in geschickter Benützung des Terrains und in gegenseitiger Unterstützung der operirenden Corps auch ohne vorher gegebene Dispositionen ihren Schwerpunkt fand. So kam es auch für den Führer kleinerer selbstständiger Abtheilungen darauf an, bei der Action die Idee des Führers des Ganzen zu verstehen und bei jeder sich darbietenden Gelegenheit nach bestem Wissen spontan einzugreifen. Natürlich darf hier dem kühnen Entschluß das drückende Gefühl der Verantwortung nicht lähmend in den Weg treten. Um diese Bedingungen zu erfüllen waren eben Führer in den selbstständigen Stellen erforderlich,

Digitized by Google

die in der ganzen Vollkraft ihres Mannesalters standen, denen das Streben nach vorwärts in Fleich und Blut übergegangen war und die bei kühnen, nach eigenenem Ermessen unternommenen Actionen nicht vor der dabei zu tragenden Verantwortlichkeit zurückschreckten. Man darf behaupten, daß 1866 kein geistig oder körperlich halbinvalider Officier mit ins Feld zog, und auch bei den wenigen älteren aus dem ancien régime mit übernommenen Officieren wirkte die Strebsamkeit der jüngeren Mehrheit ansteckend und riß sie mit fort zu eigener Thatkraft.

Dieser gegenseitige Wetteifer war im Jahre 1866 umso nothwendiger, als die Armee einem ebenbürtigen Gegner gegenüberstand. Sowohl am Main wie in Böhmen hatten sie meistens gegen die Ueberzahl der Gegner wie mit Schwierigkeiten der verschiedensten Art zu kämpfen. Im Jahre 1870/71 dagegen war sie fast überall in der großen Ueberzahl und führte den Kampf gegen eine Armee, die, moralisch desorganisirt, ohne Disciplin, ohne einheitliche Führung, überhaupt nur halb fertig in den Kriegsstand versetzt war. Sie führte den Kampf gegen ein Land, das einer Zersetzung entgegentrieb und bereits die ersten Anzeichen des Bürgerkrieges gegeben hatte. Umso evidenter tritt die Vortrefflichkeit der preußischen Armee in den schwierigsten Situationen im Jahre 1866 hervor. Der Hauptgrund hievon bleibt aber in der Tüchtigkeit und Fähigkeit der thatkräftigen jungen Führer und in dem Umstande zu suchen, daß alle die hemmenden, die all' zu bedächtigen und unentschlossenen Elemente entfernt waren. Das Jahr 1870 vervollständigte den Ruhm der Armee, welche damals noch alle den Sieg sichernden Bedingungen wie im Jahre 1866 in sich trug.

Sind nun diese Bedingungen bei der deutschen Armee auch heute noch wie 1866 und 1870 vorhanden?

Wenn wir als Hauptfactor der Voraussetzungen, mit denen gerechnet werden darf, die Besetzung der höheren Führerstellen mit durchweg thatkräftigen, vollständig felddienstfähigen Officieren anerkennen, so müssen wir eingestehen, daß wir jene Frage nicht unbedingt bejahen können. Zwar war in den ersten Friedensjahren das Avancement in den Officiers-Corps flott und rege geblieben. Besonders bei der Infanterie, die in allen Chargen ungeheure Verluste erlitten hatte, wurden durch die nothwendigen Neubesetzungen der erledigten Stellen

Digitized by Google

junge Elemente in höhere Chargen befördert. Bei der Artillerie hielt die stete Umwandlung und Verbesserung der Technik der Waffe dasselbe organisatorische Streben wie vor den Feldzügen wach. Auch bei der Cavallerie fehlte es nicht an Avancement, da in Folge der strapaziösen Feldzüge einzelne invalid gewordene Officiere freiwillig in den Ruhestand traten. Aber bald stockte das Avancement in allen Truppengattungen, ganz besonders aber bei der Cavallerie.

Ein Grund hiefür ist vor allen Dingen darin zu sehen, daß man den Pensionsfond nicht übermäßig belasten wollte. Hatte doch schon der Reichstag den Normalsatz für Officiers-Pensionen von den verlangten $^{20}/_{60}$ des Einkommens für vollendete zehnjährige Dienstzeit und für jedes folgende Dienstjahr noch $^{1}/_{60}$ mehr auf $^{20}/_{80}$, respective $^{1}/_{80}$ herabgesetzt. Durch diesen niedrigen Pensionssatz erscheint es nun allerdings als eine große Härte, einen verdienten Officier, der für das Vaterland gekämpft und geblutet hat, sonst jedoch noch rüstig und kräftig und gewiß zu manchem bürgerlichen Berufe vollständig geeignet ist, nur den Anforderungen, welche Mars an die Jünger, die er begünstigen will, stellt, nicht völlig mehr zu entsprechen vermag, durch die Verabschiedung in sociales Elend zu verstoßen.

Diese Härte auszuüben, fällt dem Kaiser, der seine Armee im Herzen trägt und die Verdienste aller Glieder derselben wohl zu würdigen weiß, ganz besonders schwer. Der Kaiser hat den Grundsatz, den er an seiner eigenen Person bethätigt, daß Jeder mit Aufbietung aller seiner Kräfte, so lange es ihm diese irgendwie gestatten, dem Vaterlande dienen muß. Es wird ihm namentlich ungeheuer schwer, ein höheres Mitglied seiner geliebten Armee — und jedes derselben ist im bekannt und persönlich werth — aus dieser scheiden zu sehen. Können wir doch selbst aus den Zeitungen erfahren, wie viel Mühe es den höheren Führern, die sich selbst als dienstunfähig erkannten, zu kosten pflegt, bis sie den erbetenen Abschied erhalten. Der Kaiser will keinen der bewährten Generale, die unter ihm so oft Lorbeeren erworben und deren Wiedersehen bei den alljährlichen Revuen ihm stets große Freude macht, in den Ruhestand treten lassen. Ebenso widerstrebt es ihm, die in den mittleren und unteren Chargen stehenden Officiere, deren Beseitigung, streng genommen, das Interesse des Dienstes erfordert, ohne Weiteres durch Verabschiedung in eine

Digitized by Google

oft peinliche Lage zu versetzen. Ein kurzer Aufschub, ein längeres Gehenlassen in ihrer augenblicklichen Stellung wird nur zu gerne in Anwendung gebracht, namentlich da man Oben weiß, daß vorläufig trotz der hie und da wiederkehrenden „Krieg-in-Sicht"-Artikel kein Wölkchen den Friedenshorizont trübt.

Dieser humanen Anschauung des Kaisers wird in jeder Beziehung Vorschub gethan durch den Chef des Militär-Cabinets. In Preußen gehört diese Charge zu den einflußreichsten und wichtigsten Stellungen in der Armee. Der Chef des Militär-Cabinets führt in allen Angelegenheiten, welche die Personal-Veränderungen der Armee betreffen, das Wort. Nur in Folge seines persönlichen Vortrages beim Kaiser werden die Cabinets-Ordres erlassen, sowie die Avancements und Verabschiedungen vollzogen. Von ihm allein — so ist die Meinung in der Armee — hängt das Wohl und Wehe jedes einzelnen Officiers ab. Kein Wunder daher, daß der mit dieser Stellung Betraute in Kreisen unzufriedener Officiere, wie auch weit darüber hinaus, vielfachen Anfeindungen und Verdächtigungen ausgesetzt war. Hatten solche doch seinerzeit dem damaligen Cabinets-Chef, Feldmarschall v. Manteuffel, das bekannte Duell mit dem Abgeordneten Twesten zugezogen. Doch noch niemals, seit diese Stellung besteht, war sie in so fester, so einflußreicher, so dictatorischer Hand, wie der des jetzigen Chefs des Militär-Cabinets, General-Lieutenants v. Albedyll. Niemals wohl auch wurde eine so geeignete Persönlichkeit zu dieser Stelle berufen und kaum wird sich eine zweite, dem ähnliche jemals finden. Zwar im practischen Dienste ist Albedyll, abgesehen von den ersten Dienstjahren als Recruten-Officier und Führer eines Remonte-Commandos, niemals thätig gewesen, ebensowenig hat er in höherer Stellung jemals als Führer eines Truppen-Corps weder im Kriege noch im Frieden excellirt. Seine ganze militärische Thätigkeit beschränkte sich fast ausnahmslos auf den Adjutantendienst. Aber ein Gedächtniß steht ihm zu Gebote, das Jeder, der nicht selbst Proben davon gesehen, für unglaublich hält. Sämmtliche Ranglisten der preußischen Armee seit dem Jahre 1806 kennt er auswendig. Dabei kennt er die Personalien jedes Officiers, der länger als zwei Jahre im Dienste sich befindet, bis in die kleinsten Details. Seine ihm angeborene unbestrittene Rechtschaffenheit und Unparteilichkeit — soweit letztere

Digitized by Google

mit seinem Amte möglich und vereinbar ist — erwerben ihm bei seinem schlichten und zutraulichen Wesen stets das rasche Vertrauen seiner Kameraden und Vorgesetzten. Auch seine Feinde können ihm nicht den Vorwurf machen, daß er in seiner Stellung hervorragend Nepotismus getrieben habe, wenn er auch, was indessen nur seinem kameradschaftlichen Gefühle Ehre macht, sich für seine speciellen Regiments-Kameraden stets besonders zu interessiren pflegt.

Was ist nun natürlicher, als daß eine solche Persönlichkeit, deren scharfer, im langjährigen Adjutantendienste geschulter Verstand selbst die leisen Wünsche seines unmittelbaren Vorgesetzten erkennt und diesen in seinem täglichen Vortrage Rechnung trägt? Eine gewisse Gutmüthigkeit ist der Grundzug im Wesen des Generals, und ihm wird es gewiß schwer, dem Kaiser durch wiederholtes Drängen zu Verabschiedungen wehe zu thun. Zu alledem steht der Chef des Cabinets auf dem Gipfel seiner Wünsche. Er weiß, daß er für eine höhere Stellung nicht geschaffen ist, und würde sich nur ungern bequemen, eine solche anzunehmen. Seine sämmtlichen Altersgenossen in der Armee, die er persönlich kennt, mit denen er befreundet ist und für die er Interesse hat, sind in höhere Stellungen poussirt und wünschen sie möglichst lange innezuhalten. Bei einem rapiden Avancement würde unfehlbar so Mancher übergangen und zum Abschiede gezwungen werden — alles Gründe, die zum möglichst langen Stillstande hindrängen und den Grundsatz vergessen machen, daß kleine Ursachen oft große Wirkungen haben.

Doch mögen die Gründe liegen, wie sie wollen, das Factum steht fest, daß das Avancement in der Armee ins Stocken gerathen ist, und mit ihm hat das rege geistige Streben in den Officiers-Corps einen bedenklichen Stillstand erfahren. Von den invalid gewordenen Koryphäen aus dem Kriege erhält jeder nur nach langem energischen Bitten den ersehnten Ruhestand. Aber auch unter den Stabsofficieren, bei der Cavallerie hauptsächlich, figurirt so manch Einer in der Rangliste, der schon längst gestrichen wäre, wenn die Principien von 1866 noch heute für die Armee maßgebend wären.

Es würde zu weit führen, analoge Fälle aus der Geschichte des Kriegswesens des Nähern zu erörtern. Zur Erhärtung unserer Befürchtungen genügt einfach der Hinweis auf die Ursachen der Nieder-

Digitized by Google

lagen, von denen im Jahre 1806 die Armee Friedrich's des Großen betroffen wurde. Nun, wir wollen uns nicht einem übertriebenen Pessimismus hingeben, doch möchte ein Seitenblick auf die französische Armee der Gegenwart nicht überflüssig sein. Bei dieser werden ganz die entgegengesetzten Principien befolgt; dieselben Principien, welche in Preußen bei der Reorganisation in Anwendung kamen, die in Deutschland die unbesiegbare Armee geschaffen haben und welche jetzt vollständig aufgegeben zu sein scheinen. Caveat Moltke!

Die Benedictiner in Amerika, im Orient und in Australien.

Als die Cultur in Europa definitiv befestigt, das Christenthum überall gesichert und die Abteien der Benedictiner zu ruhigen, behaglichen Wohnsitzen geworden waren, stellten die Mönche des hl. Benedict, ebenso wie die anderen sog. alten Orden, die Prämonstratenser, Cistercienser u. s. w., die Missionsthätigkeit ein; die Bettelorden und die neuen religiösen Genossenschaften, die Jesuiten, die Redemptoristen u. A. übernahmen es, Altkatholiken und Heiden der Kirche zu gewinnen.

Erst in unserem Jahrhundert erwachte dieser Zweig der Ordensthätigkeit wieder. Einige Mönche der 1820 neubegründeten Abtei Metten in Niederbaiern waren es, welche den Plan erfaßten, in Nordamerika eine große Benedictinermission zu errichten. Am 25. Juli 1846 ging P. Bonifaz Wimmer, ein thatkräftiger, seinem Orden durch und durch ergebener Mönch, mit wenigen Genossen, einem Hörer der Theologie und acht Jünglingen, von denen drei noch Humanitätsstudien betrieben, die anderen im Ackerbau und Gewerbe unterrichtet waren, von München nach Amerika ab. Bischof O'Connor von Pittsburg übergab ihm die Pfarre Sct. Vincenz in Pennsylvanien mit deutschen und britisch redenden Pfarrkindern und 300 Joch fruchtbarem Boden. Sct. Vincenz wurde bald darauf vom Papste zum Kloster erhoben, in welchem die strenge Disciplin der Abtei Metten Platz griff. Alle Horen wurden gewissenhaft gehalten und dabei gearbeitet mit jenem Fleiße, mit dem die Benedictiner des Mittelalters aus wilden öden Stätten wahre Paradiese geschaffen

Digitized by Google

haben. Als aus Baiern frischer Zuzug eingetroffen war, begann man mit dem Baue des neuen, großen Klosters. Die Mönche selbst waren Architekten, Maurer, Steinmetze; Wälder wurden ausgerodet, in fruchtbare Aecker verwandelt, von den Laienbrüdern bebaut und dadurch der Lebensunterhalt gewonnen; die Cleriker aber unterrichteten die Jugend und bereiteten die zahlreichen jungen Leute, die nun aus Baiern und anderen Gegenden Europas herbeiströmten, zum Mönchsberufe vor. Das Schaffen und Treiben der alten Benedictiner hatte sich in der neuen Welt erneut. Wieder sah man die „schwarzen Mönche" zimmern und bauen, lehren und bekehren, Christenthum und Cultur zugleich in ferne Landstriche tragen. Wo ehemals nur eine Kirche mitten im Walde stand mit wenigen kleinen Gebäuden, erhob sich die große Abtei Sct. Vincenz, eines der größten Benedictinerstifte der Welt, welches 500 Personen Unterkunft gewährt, und bald entstanden neue Priorate und Abteien, Töchterinstitute von Sct. Vincenz. Die baierische Benedictinercongregation und vor Allem deren Wiederbegründer und Protector König Ludwig I, bethätigten ihr Interesse an den amerikanisch-baierischen Benedictinern durch reichliche Unterstützung in pecuniärer und anderer Hinsicht. Als das Kloster St. Vincenz im Jahre 1855 bereits auf 20 Priester, 14 Cleriker, 10 Novizen, 13 Ordensalumnen und 102 Laienbrüder angewachsen war, erhob Papst Pius IX. die Niederlassung zu einer Abtei, den Gründer der amerikanischen Benedictinermission aber, P. Bonifaz Wimmer, zum ersten Abt und Präses der sogenannten amerikanisch-casinesischen Benedictiner-Congregation. Aus dem Kloster St. Vincenz ist in kaum 34 Jahren eine der gößten Congregationen des Ordens geworden. Zu ihr gehören 3 Abteien, 12 Priorate (darunter ein selbstständiges, 1871 von irländischen Mönchen gegründetes), 33 Exposituren, 42 Stationen, 6 Collegien oder höhere Schulen und mehr als 530 Mönche. Die Congregation ist über 18 Staaten, 15 Diöcesen und 3 apost. Vicariate verbreitet, hat 40.000 Seelen zu pastoriren und 4000 Kinder zu unterrichten. Die Abtei St. Vincenz allein zählt 83 Priester, 6 Diacone, 13 Subdiacone, 20 Cleriker, 7 Novizen, 120 Laienbrüder und 124 Ordens-Scholastiker.

Von der umfassenden culturellen Thätigkeit der amerikanischen Benedictiner wird der Leser einen Begriff erhalten durch einen Ein-

Digitized by Google

blick in die Organisation der Abtei St. Vincenz. Außer dem strengen Ordensleben, wie es die Prager nun an den Benronern zu Emaus kennen lernen, verwalten die Mönche von St. Vincenz die Seelsorge in zahlreichen Stationen; weite, öde Strecken durchwandert der Seelsorger, um seine Pfarrkinder zu pastoriren, und noch weiter wandert er, um den Glauben an seinen Gott zu verbreiten. Die große Schaar der Laienbrüder ist dem Volke Lehrmeister in allen Gewerben; sie lehren es pflügen, säen und ernten, im Priorate St. Joseph in Covington (Centucky) bebauen neun Laienbrüder einen nahe gelegenen Weinberg, der zur Erinnerung an die Erzabtei des Ordens „Monte Casino" genannt wird. In der Expositur St. Benedict in Skidaway, Island, welche mit 1 Priester, 1 Cleriker und 3 Laienbrüdern besetzt ist, leiten die Mönche eine Ackerbau- und Gewerbeschule namentlich für die Neger, welche auch recht zahlreich von den Lehren und practischen Unterweisungen der Benedictiner profitiren und gratis verpflegt werden. Aber auch für den höheren geistigen Unterricht sorgen die deutschen Mönche in der umfassendsten Weise. Die Abtei St. Vincenz ist der Centralpunkt eines großartigen Schulwesens. Die Capitularen der Abtei leiten eine „kirchliche Lehranstalt", die das theologische und philosophische Studium umfaßt und in fünf Jahren absolvirt wird, eine sogenannte „classische Schule" und eine „Commercial- oder Handelsschule." Die theologische Lehranstalt wird nicht allein von Ordensclerikern, sondern auch von Candidaten für den Weltpriesterstand besucht; auch die Abtei St. Ludwig hat ein solches Studium. Classische und commerciclle Schulen finden sich auch in dem v. St. Vincenz abhängigen Priorate St. Maria in Newark, in der Abtei St. Ludwig sub lacu und in der Abtei St. Benedict in Atchison. Die Schuleinrichtung ist in allen diesen Klöstern eine einheitliche, vom Congregations-Präses, P. Bonifaz Wimmer, festgesetzte. Der „classische" Curs bezweckt, den Hörern die lateinische, griechische und englische Sprache, philosophische, physikalische und mathematische Kenntnisse in sechs Classen beizubringen. Der „commerciclle Curs" dagegen soll den jungen Leuten die Erlangung einer vollkommenen kaufmännischen und geschäftlichen Ausbildung ermöglichen. Für beide Curse, den classischen und den commerciellen, existirt noch eine Art Elementar- oder Vorbereitungsschule, die den Frequentanten die nöthige Vorbildung gewährt. Der

Digitized by Google

Staat hat die Benedictiner-Institute als öffentlich anerkannt, mit den Rechten und Privilegien ähnlicher amerikanischer Institute und zugleich zur Verleihung akademischer Grade und Würden ermächtigt. Man kann in den Klosterschulen den Grad eines Baccalaureus der schönen Künste erhalten, wenn man eine Prüfung in der Philosophie, Physik, Astronomie und Chemie, im Latein, Griechischen, Deutschen, Französischen und in der Mathematik besteht und einen schriftlichen Aufsatz zur Zufriedenheit verfaßt. Studirt ein Baccalaureus weiter die höheren Zweige der Philosophie und Naturlehre, so kann er Magister werden. Studirende des commerciellen Cursus können den Titel eines „Buchhalters" erwerben. Für die Studirenden bestehen im Colleg wissenschaftliche, literarische, religiöse, musikalische Vereine, eine Debatte-Gesellschaft, die sich in öffentlichen Discussionen übt, ein dramatischer Verein älterer Studirenden, der im Institute entsprechende Theaterstücke aufführt u. s. w., ja sogar Burschenschaften (Cornet-Band).

Besonderer Pflege erfreut sich in Amerika wie in allen Benedictinerstätten die Musik. Die Mönche cultiviren nicht allein die religiöse, sondern auch die weltlich-classische und selbst die heitere Musik. Unter ihren Studenten gibt es Vereine zur Pflege des alten Gregorianischen Chorals, ein St. Benedicts-Orchester pflegt die classische Musik und Strauß String Quartette verschaffen auch den heiteren Weisen der opéra comique und des Walzers Eingang in die Räume des Klostercollegs. Wir haben einen Katalog des St. Vincenz-Collegs vom vorigen Jahre vor uns, der die interessanten Programme der feierlichen Schlußprüfung vom Juni 1879 enthält. Die Feier wurde mit der Jubel-Ouverture von C. M. v. Weber, ausgeführt von dem St. Benedicts-Orchester, eröffnet. Außerdem finden wir im Programme eine Polonaise (Flöten-Solo) von Walker, ein Potpouri aus „Martha" für Violine, „Improvisationen", Walzer von Gungl, wieder executirt vom Benedictiner-Orchester, die „Aufforderung zum Tanze" von C. M. v. Weber für zwei Pianos, deutsche, englische und lateinische Reden und Gedichte. Die Burschenschaft „Cornet and Reed Band" führte eine große Phantasie über den „Propheten", eine Ouverture v. Brooks und einen Marsch auf und begleitete einen von Studenten und Benedictiner-Scholastikern gesungenen Chor. Zwischen den einzelnen Abtheilungen des Concerts wurde die feierliche Prämienver-

Digitized by Google

theilung vorgenommen. — Im St. Benedicts-Colleg zu Atchison führten die älteren Studirenden ein Drama „Major John André“ auf, das den Benedictiner P. Leo Haid zum Verfasser hat.

Daß diese Anstalten vorzüglich gedeihen, beweist ihr zahlreicher Besuch. Das St. Vincenz-Colleg, dem Abt Wimmer selbst als Präsident vorsteht, war 1879 von 337 Studenten, resp. Zöglingen, besetzt, zumeist eingeborenen Amerikanern. Eine dem alten Benedictiner-Ordensleben entnommene Einrichtung der amerikanischen Mönche besteht in der Aufnahme von Ordens-Alumnen oder Scholastikern, d. h. Knaben und Jünglingen, die bei ihrer Aufnahme das Ordenskleid erhalten und für ihren monastischen Beruf vorbereitet werden, bis sie zur Aufnahme in's Noviziat gelangen. Die Abtei St. Vincenz zählt allein 124 solcher Ordens-Alumnen. Die weltlichen Zöglinge stehen dagegen natürlich außer allem Zusammenhange mit dem Orden als solchen; sie verehren in den Mönchen blos ihre Erzieher und Lehrer. Im J. 1876 haben die Benedictiner von St. Vincenz abermals eine neue Schule, eine sog. „Hochschule“ im Range unserer Real- oder Bürgerschulen bei der Expositur zu St. Maria Aux., Gaston County, errichtet. So sind die deutschen Mönche des hl. Benedict zu wahren Männern der Wissenschaft und Bildung in Nordamerika geworden. Interessant ist, daß wir unter den amerikanischen Benedictinern auch mehreren Mönchen begegnen, deren Heimat Böhmen ist. Wir finden im Katalog einen P. Wenzel Kočárnik aus Kuttenberg, Pfarrer zu St. Wenzel in Omaha City in Nebraska, einen P. Nepomuk Jäger, ebenfalls aus Kuttenberg, welch' letzterer als Director und Professor der Musik im St. Vincenz-Colleg fungirt, einen P. Sigfried Klima aus Wasserſuppen, Caplan in St. Mary, Pennsylvanien, einen Novizen Fr. Udalrich Simeth aus Neuhof in Böhmen, alle Vier Angehörige der Abtei St. Vincenz; die Abtei St. Ludwig „sub lacu“ zählt drei Böhmen: den P. Norbert Hofbauer aus Baumgarten, Subprior, Professor und Stiftssecretär; den Cleriker Fr. Cäcil Schwarzmayer aus Wasserſuppen und den Novizen Fr. Urban Fischer aus Stirchlowa.

Dem Beispiele der baierischen Benedictiner folgend, haben übrigens noch andere „schwarze Mönche“, Conventualen der berühmten schweizerischen Abtei Einsiedeln, die neue Welt als Missionäre und Pion-

Digitized by Google

niere der Bildung aufgesucht. Sie gründeten 1854 in Spencer County im Staate Indiana eine Colonie, die nun bereits zur stattlichen Abtei unter dem Titel des heil. Meinrad, des Gründers von Einsiedeln, emporgeblüht ist. Auch hier besteht, wie in den Klöstern der baierischen Benedictiner eine Erziehungsanstalt, das St. Mainrads-colleg mit theologischem, classischen und commerciellen Curs, Vereinen u. s. w.

Der erste Abt von St. Meinrad, P. Martin Marty, wurde im vorigen Jahre vom Papste zum Bischof von Tiberias i. p. i und apostol. Vicar des Territoriums von Dacotah ernannt, in Rom präconisirt und am 1. Februar dieses Jahres in der Abtei St. Meinrad consecrirt, wobei der „Patriarch" der nordamerikanischen Benedictiner, Bonifaz Wimmer, die Festrede hielt, Bischof Rupert Seidenbusch O. S. B. und der Abt von St. Benedict in Atchison, Innocenz Wolf, assistirten. Zum Abt von St. Meinrad wurde an Stelle Marty's P. Fintan Mundwiler gewählt. Auch diese Abtei hat bereits Colonien gegründet, deren eine, das Priorat Conception im Staate Missouri, heuer zur Abtei erhoben werden soll; die jüngste Filiale ist das Priorat St. Benedict in Arkansas. Im Territorium Dacotah wirken die schweizerischen Benedictiner als Missionäre unter den wilden Sioux-Indianern und die Zeit soll nicht mehr fern sein, da sich auch unter diesen Stämmen ein Benedictinerkloster erhebt.

In Centralamerika bestehen zwei Abteien in der Republik Neu-Granada, in Südamerika eine ehemals blühende „brasilianische Benedictinercongregation", mit 5 Abteien und 4 Prioraten, denen jedoch seit 1854 von der Regierung die Aufnahme von Novizen untersagt ist. Die Abtei in Rio de Janeiro unterhält ein Collegium der Philosophie und freien Künste mit etwa 600 Zöglingen.

Nicht allein der Männerorden des heil. Benedict aber hat in den letzten Jahrzehnten sich ein ausgebreitetes Terrain in Amerika erobert, auch die Nonnen des Ordens sind in wenigen Jahren in der neuen Welt zu hohem Ansehen gelangt. Wieder war es die baierische Congregation, welche die Frauenklöster St. Benedicti in Nordamerika einbürgerte. Im Jahre 1852 gründete der Abt von St. Vincenz, P. Wimmer, den ersten Nonnenconvent St. Joseph in St. Mary, Elk County, Pennsylvanien, in den drei Schwestern aus dem baierischen

Digitized by Google

Convent St. Walburga in Eichstädt einzogen. Diese kleine klösterliche Gemeinschaft ist bis heute zu einer ansehnlichen Congregation angewachsen mit 16 selbstständigen und 29 Dependenz-Häusern und gegen 500 Chor-, Laien- und Noviz-Schwestern. Nur ein Convent, der zu Ferdinand in Indiana, verdankt seine Gründung den schweizerischen Benedictinern von St. Meinrad, ein anderer, der zu Conception in Nodaway, der jüngste Convent, ist von schweizerischen Nonnen aus Rickenbach im Canton Unterwalden 1878 gegründet worden; die übrigen 14. Haupthäuser aber sind sämmtlich Töchterinstitute des ersten Benedictinerinnenconvents St. Joseph. Die Nonnen leben der Ordensregel gemäß dem Gebete und der Arbeit; sie halten in ihren von Priorinnen geleiteten Klöstern die vorgeschriebenen Chorgebete ab, verrichten alle Hausarbeiten und leiten überdies 7 höhere Mädchenschulen (select schools) mit 115 Zöglingen, acht Akademien mit 220 Zöglingen und 45 Pfarrschulen mit 6025 Schülerinnen. Die amerikanischen Benedictiner, in denen der Ordensgeist und das Gefühl der Zusammengehörigkeit außerordentlich rege ist, können als eine der thätigsten Congregationen des Ordens bezeichnet werden. Von Amerika gingen in neuester Zeit die meisten befruchtenden Anregungen des Ordensbewußtseins aus; in der Abtei und Druckerei St. Vincenz erschien 1869 der Generalkatalog des Ordens, der in diesen Tagen zum Jubiläumsfeste in neuer Auflage erschien. Der Abt von St. Vincenz gab bekanntlich den ersten Impuls zur Feier des heurigen Jubiläums; die amerikanisch-casinesische Congregation ist das verjüngte Monte Casino der Benedictiner geworden.

Früher als in Amerika waren Benedictiner als Missionäre und Culturträger im Orient thätig. Ein Zweig des Benedictiner-Ordens aber ist es vor Allen, dessen Beruf ganz und gar auf die Thätigkeit im Orient gerichtet ist — die armenische Mechitaristencongregation. In den Straßen Wiens sieht man sie oft, diese armenischen Mönche, die jüngeren in einem Ordenskleide, das von dem der älteren verschieden ist; man kennt auch die große Buchdruckerei und das Kloster der Mechitaristen, ohne daß sich aber die meisten Laien einen Begriff von dem eigentlichen Wesen dieses interessanten Zweiges der Benedictinerfamilie machen. Stifter der Congregation war ein armenischer Priester, Namens Mechitar, d. h. „der Tröster" (geb. in

Digitized by Google

Sivas in Kleinasien 1676), der es sich zu seinem Lebensziele machte, die seit dem Concile von Calcedon (451 n. Chr.) von der römischen Kirche abgefallene Majorität seiner Nation zur Kirche zurückzuführen. Mechitar stiftete zunächst in Konstantinopel, dann, als er von dem schismatisch-armenischen Patriarchen dort verfolgt wurde, in Modon auf der Halbinsel Morea (damals venetianisch) eine armenisch-katholische Erziehungsanstalt, deren Leiter er selbst wurde. Er mit mehreren Gesinnungsgenossen nahmen die Regel des h. Benedict an und wurde der erste Abt des Klosters zu Modon. Als 1715 der Krieg zwischen Venedig und der Türkei ausbrach, floh Mechitar mit 11 Mönchen nach Venedig, wo er als Ersatz für das zerstörte Kloster Modon die Insel St. Lazaro zum Baue eines neuen Klosters angewiesen erhielt. Hier begann erst die eigentliche Thätigkeit Mechitar's; er gab belehrende und erbauliche armenische Bücher heraus, entsendete in verschiedene Gegenden des Orients Missionäre, und nach seinem 1749 erfolgten Tode wurde in seinem Sinne fortgearbeitet. 1773 kamen 21 Mönche unter P. Abcodat Babik von Venedig nach Triest und gründeten mit Zustimmung der Kaiserin Maria Theresia, die alle Mitglieder der Congregation als österreichische Unterthanen mit dem Rechte der Ausübung ihres Ritus und der Seelsorge erklärte, ein neues Kloster und eine neue von Venedig unabhängige Congregation.

(Schluß folgt.)

Ungarns Poesie im 19. Jahrhunderte.

VI.

Unter Diejenigen, welche der patriotischen Tradition am treuesten geblieben sind, gehört in erster Reihe János Garay. Sein Leben war thätig und anspruchslos; es weist nicht eine der Episoden auf, welche der Lebensbeschreibung Petöfi's den Charakter eines Romans oder eines Drama's verleihen, es ist vielmehr das Leben eines Gelehrten, eines Dichters, der durch seine Schriften den Unterhalt für seine arme Familie erwirbt und der Unter Trübsal und Leiden nie auch nur einen einzigen Tag die Schmerzen und die Hoffnungen

Digitized by Google

seines Vaterlandes vergißt. Garay wurde 1812 zu Szekszárd von katholischen Eltern geboren. Nachdem er seine ersten Studien auf dem Gymnasium zu Fünfkirchen gemacht hatte, besuchte er die Universität Pest und bald darauf trat er, kaum 21 Jahre alt, in die Reihen der Gelehrten ein, wo er sich auf's glänzendste seine Sporen verdiente. Von 1833 bis 1836 ließ Garay sein jugendliches Feuer in den Spalten des „Erzählers" (Regelö) leuchten. Gleichzeitig beschäftigte er sich mit der Dichtkunst. Sein erstes poetisches Werk, ein Heldengedicht in neun Gesängen, „Czatár", erschien 1834. Es war eine lebendige Schilderung der ersten Zeiten Ungarns; seit seinem ersten Auftreten liebte es der junge Dichter, die großen Erinnerungen seines Stammes heraufzubeschwören und aus der fernsten Vergangenheit Ermuthigung für die Zukunft zu schöpfen. Im folgenden Jahre schrieb er ein Drama, „das Wort des Propheten", welches 1838 zu Ofen aufgeführt wurde. Andere Dramen, die er in dieser ersten Periode schrieb und deren Stoffe ebenfalls der tragischen Geschichte seines Heimatslandes entlehnt waren, „Arbocz", „Helene Országh", „der letzte Khan", „Elisabeth Báthori", wurden in literarischen Sammelwerken veröffentlicht. Im Jahre 1838 ging er auf einige Zeit von der Poesie zur politischen Presse über, um in Preßburg die Mittheilungen über die Landtagsverhandlungen zu redigiren; aber sein schriftstellerischer Ruf war bereits fest begründet und als er im nächsten Jahre nach Pest zurückkehrte, wurde er sofort zum Mitgliede der beiden bedeutendsten literarischen Gesellschaften seines Landes, der ungarischen Akademie und der Kisfaludy-Gesellschaft, ernannt. Es fehlte jedoch immer noch viel daran, daß Garay jetzt schon seine besten Producte geschaffen hätte; wenn sein erstes Gedicht und seine dramatischen Werke einen feurigen Geist und ein äußerst fügsames Talent kundgaben, so fand sich doch bei ihm mehr Leichtigkeit als Kraft, die Worte, welche sich in das Gedächtniß des Volkes einprägten, waren von ihm noch nicht gesprochen worden. Die im Jahre 1843 veröffentlichte Sammlung seiner „Lyrischen Gedichte" stellte ihn endlich ein für alle Mal unter die Meister. Man fand hier sicher weder die gelehrte Form Vörösmarty's, noch die Kühnheit, den Ungestüm Petöfi's, der sich in dem nämlichen Moment mit so unerwartetem Erfolg kundgab; es war ein einfacher aber kräftiger Gedankengang,

Digitized by Google

eine nüchterne, aber stets unverwandt auf das gesteckte Ziel zusteuernde Phantasie. Garay glänzte vorzugsweise in der historischen Ballade, er verstand es vortrefflich, die verklungene Tradition aufzuerwecken, unbekannte Dramen, vergessene Tragödien wieder aufzusuchen und sie in kleine, außerordentlich ausdrucksvolle Scenen zusammenzudrängen. Der vortreffliche Künstler schlug Gedenkmünzen von Bronze und Gold, die von Hand zu Hand gehend vom Edelmann zum Pächter, vom Pächter zum Hirten der Puszta wanderten und im ganzen Volke Erinnerungen an den Ruhm oder Gedanken der Rache verbreiteten.

Eine dieser Denkmünzen trägt das Bildniß Almos', des Vaters Arpad's. Beim Blättern in Erzählungen aus dem Mittelalter fand Joh. Garay zum öfteren die Geschichte dieses großen Häuptlings, durch welchen die Magyaren nach Europa geführt wurden. Die drei Chronisten, welche uns so viele wunderbare Legenden über die Urgeschichte der Ungarn aufbewahrt haben, im elften Jahrhundert der Secretär des Königs Bela, im zwölften der Bischof Chartuicius und im dreizehnten Simon Kera, erzählen ein Langes und Breites von dem alten Almos, welcher die Erbschaft Attila's an den Ufern der Theiß zurückforderte. Man fühlt beim Lesen der Verse Garay's, daß er diese ehrwürdigen Urkunden zum Leitfaden genommen und ihre geheimnißvolle Poesie errathen hat. Ein Hauch aus alter Zeit zieht vor dem Auge des Dichters vorüber. Er sieht seine Vorfahren wieder aufleben, nicht so, wie sie zweifelsohne waren, sondern so, wie sie eine Jahrhunderte lange Tradition in dem christlichen und ritterlichen Geiste der Magyaren umgestaltet hat. Ein Geschichtsforscher unserer Tage, Amédé Thierry, hat in der Revue des deux mondes (1852 und 1855) mit tüchtiger Kenntniß alle Legenden zusammengestellt, die sich um den Namen Attila gruppiren, und alle Umwandlungen aufgezählt, welchen der Volksgeist diese schreckliche Persönlichkeit unterworfen hat; der König der Hunnen ist für seine Urenkel nicht jener Barbar, welcher die Welt in Schrecken setzte, sondern ein Heros, ein Gottgesandter, der Kämpfer der Vorsehung, und als tausend Jahre nach ihm Matthias Corvinus die Christenheit zu einem Kreuzzuge gegen die Türken anrief, nannte er sich stolz den „neuen Attila". Diese Tradition ist in den Versen Garay's

Digitized by Google

treulich festgehalten; Thierry hätte hier die Bestätigung für die Thatsachen finden können, deren Zusammenhang er so vortrefflich nachgewiesen hat. Wie edel und groß sind die alten Magyaren des Dichters! Mit welcher Ehrfurcht wird durch sie das Andenken an Attila wachgerufen. Wenn sie unter der Führung des Almos anlangen aus dem Lande der Scythen und von der Höhe der Karpathen die reichen Ebenen erblicken, wo ihr großer Ahn regierte, die prächtigen Flüsse, die Wiesen, die kostbaren Gesteine, das ganze Land glänzend wie ein Diamant im Sonnenschein, möchte man sie für das Volk Gottes halten, das sich anschickt, Kanaan zu betreten. Garay selbst hat an diesen Vergleich gedacht und sein Gedicht „der Moses Ungarns" überschrieben. Es ist epische Großartigkeit in dieser Schilderung. In dem Augenblicke, wo Almos mit seinem Volke die Thäler der Theiß betreten will, fühlt er, daß seine Aufgabe beendigt ist. Seinem Sohne Arpad liegt es ob, mit Gottes und des Schwertes Hilfe das Werk zu vollenden, junge, kräftige Männer müssen das Königreich Ungarn begründen; den Greis lasset heimkehren in das Land, wo er geboren ward, Almos wird nach dem Morgenlande ziehen, um dort zu sterben. „Sei edel, mein Sohn," sagt der alte Anführer zu seinem Erben, „sei groß und weise. Das Volk ist wie weiches Wachs in der Hand dessen, der es regiert; wehe dem Manne, der berufen ist, den bildsamen Stoff zu formen, wenn er daraus nur ein eitles Bildwerk zu seinem Vergnügen macht!" Der Dichter sagt nicht, was Arpad aus dem Volke gemacht hat, wenn man ihn aber unter den Segenswünschen des Almos von der Höhe der Karpathen herabsteigen sieht, so ahnt man schon die Tage des Ruhmes, welche diesem ritterlichen Stamme glänzen werden. Während die Magyaren in der Ebene kämpfen, „steht der Greis auf dem Gipfel; mit zum Himmel erhobenen Händen fleht er Gottes Segen herab auf sein Volk. Man sieht sein langes weißes Haar im Winde flattern, in Verzückung hingerissen schaut er das Ungarland der Zukunft."

Nicht allein tröstliche Bilder, sondern auch tragische Begenheiten entlehnt Joh. Garay der alten Geschichte seines Vaterlandes. Der letzte Chronist des Mittelalters, Meister Johann Thwrocz, der unter Matthias Corvinus lebte, führt Lieder an, die zu seiner Zeit zu Ehren Stephan Konth's aus dem Hause Hedervar gedichtet und ge-

Digitized by Google

sungen wurden. Hat einer von diesen in Vergessenheit gerathenen Gesängen den Dichter des neunzehnten Jahrhunderts begeistert? Der ungarische Text erwähnt nichts darüber und die Uebersetzung Kertbeny's gibt keine Andeutungen in dieser Beziehung. Die Vergleichung ist deßhalb nicht minder merkwürdig; mag Garay sich an alten Gedichten oder Chroniken begeistern, immer bleibt er seiner Absicht getreu, indem er die Heldenfiguren des magyarischen Adels im Volke wieder lebendig werden läßt.

Volkswirthschaftliches.

* Riunione Adriatica di Sicurtà in Triest. In der Generalversammlung, welche am 21. v. M. in Triest unter dem Vorsitze des General-Directors, Herrn Alexander Ritter von Daninos, stattgefunden hat, wurde der 41. Rechnungsabschluß für das vergangene Jahr den Actionären vorgelegt. Dieser Rechnungsabschluß umfaßt blos die Elementar-Versicherungen, da die Lebensversicherungen nur von drei zu drei Jahren bilanzirt werden. Im einleitenden Theile des Geschäftsberichtes werden die im Jahre 1879 erzielten Resultate als recht günstige bezeichnet und wird darauf hingewiesen, daß die Gesellschaft Dank ihrer Popularität und dem Credite, den sie genießt, sowie in Folge der eifrigen Thätigkeit ihrer Organe auch im verflossenen Jahre den Umfang ihrer Operationen wieder zu erweitern vermochte, obschon die allgemeine Geschäftslage sich noch nicht gebessert hat und die Concurrenz eine maßlose ist. Der Rechnungsabschluß enthält nunmehr blos die thatsächlich realisirten (Comptant-) Ergebnisse und sind alle Posten, welche auf in späteren Jahren fällig werdende Prämien Bezug haben, aus der Haupt-Buchhaltung ausgeschieden. Die in den verschiedenen Elementar-Branchen: Feuer, Hagel (und Transport) im Jahre 1879 abgeschlossenen Versicherungen erreichten die Höhe von rund 990 Millionen Gulden an versicherten Werthen, während an Prämien fl. 5,936.084·84 in Baarem vereinnahmt wurden. Die im Jahre 1879 bezahlten Schäden haben fl. 4,001.879·59 betragen und im Ganzen wurden seit dem Bestande der Gesellschaft fl. 90,390.911·42 für Schäden vergütet. Die für die Feuer- und Transport-Versicherungen

Digitized by Google

zurückgelegten Prämien-Reserven beziffern sich (nach Abzug der auf die Rückversicherungen) auf fl. 1,442.315·50 in Baarem, und wird besonders hervorgehoben, daß die Feuer-Prämien-Reserve frei von jeder Belastung ist, indem auch sämmtliche Provisionen in den Ausgaben erscheinen, und das sie über 50 Percent der für Rechnung der Gesellschaft verbliebenen Prämien beträgt — ein Percentsatz, wie ihn die Gesellschaft früher nicht erreicht hatte und wie man ihm nur bei sehr wenigen Gesellschaften begegnet. Die Specialreserve für Hagelversicherungen wurde unberührt gelassen und mit dem vollen Betrage von fl. 300.000 wieder vorgetragen, obwohl das Hagelgeschäft im Jahre 1879 einen fl. 100.000 übersteigenden Verlust gebracht hat. Aus der Cursteigerung der Werthpapiere ergab sich ein Gewinn von fl. 43.455·86, davon wurden aber nur fl. 3.455·86 in den Jahresgewinn einbezogen, während fl. 40.000 zur Bildung einer Reserve für Cursschwankungen verwendet wurden. Hiebei sind die der Lebensversicherungs-Section gehörenden Werthpapiere nicht in Betracht gekommen. Die Summe der Gesammtreserven, zuzüglich derjenigen der Lebensbranche, beträgt fl. 6,819.998·85. Außerdem besitzt die Gesellschaft ein Portefeuille (in den kommenden Jahren fällig werdende Prämien) im Betrage von fl. 9,437.578·35. Nach Zurückstellung der verschiedenen Reserven und Bestreitung aller Auslagen resultirt aus der ganzen Gebahrung, mit Ausnahme der Lebensbranche, worüber erst Ende 1881 wieder Rechnung gelegt wird, ein Gewinn von fl. 176.749 67. Hievon wurde unter Abzug des 20percentigen Antheils für den Gewinnst-Reservefond, der Tantième für die Gesellschaftsverwaltung, dann des Beitrages für die Spar- und Versorgungscasse der Gesellschaftbeamten (letztere besitzt jetzt ein Vermögen von fl. 130.048·90) die Vertheilung einer Dividende von fl. 36 per Actie beschlossen, welche mit dem 26. Juli l. J., zur Auszahlung kommt. Aus dem Status der Activen und Passiven (mit Ausschluß der Lebensversicherungs-Section) treten nachfolgendende Hauptposten besonders hervor: Activa: fl. 1,980.000 aushaftende Einzahlung auf die Actien, fl. 104.829·41 Cassenbestände, fl. 732.789·80 bei der österreichischen Creditanstalt, bei Sparcassen und verschiedenen Bankiers eingelegte Gelder, fl. 575.511·85 Wechsel-Portefeuille, fl. 1,298.461 Effecten, fl. 380.000 Realitäten in Triest, fl. 34.928 Darlehen auf

Digitized by Google

Werthpapiere, fl. 38.233·69 Hypothekardarlehen, fl. 971.693·38 Saldi sämmtlicher General- und Hauptagenturen, fl. 164.592·49 Guthaben bei verschiedenen Versicherungs-Gesellschaften. — Passiva: fl. 3,30).000 Actiencapital, fl. 399.014·35 Gewinnst-Reservefonds, fl. 1,442.315·50 Prämienreserve in Baarem der Feuer- und Transport-Versicherungen für eigene Rechnung, fl. 300.000 Special-Prämien-Reserve der Hagelversicherungen, fl. 40.000 Reserve für Cursschwankungen, fl. 215.490 Schaden-Reserve, fl. 282.267·16 Saldi zu Gunsten verschiedener Gesellschaften. Der Vermögensstand der Lebens-Versicherungs-Section zeigt folgende Posten: fl. 267.000 Realitäten in Triest, fl. 2,388.900 Realitäten in Wien, Brünn, Budapest, Mailand und Venedig, fl. 1,345.138 Effecten (laut Specification), fl. 24.676 Hypothekar-Darlehen, fl. 604.115 Vorschüsse auf Polizzen, fl. 68.349·64 Vorschüsse gegen Handpfand, fl. 200.000. Erlag bei der österreichischen Creditanstalt; zusammen fl. 5,258.178·64. Nachdem die General-Versammlung von den verschiedenen Vorlagen und den Berichten der Direction und der Revisoren, in denen die bedeutenden Reserven, wie überhaupt die günstige Lage der Gesellschaft betont werden, mit lebhafter Befriedigung Kenntniß genommen, wurde der Direction das Absolutorium ertheilt. In den hierauf vorgenommenen Wahlen wurde Herr Baron von Lutteroth zum Directions-Mitgliede wiedergewählt, während der bisherige Revisor-Stellvertreter, Herr Georg Asenduli, an Stelle des verstorbenen Herrn Adolf Schwachhofer zum Revisor, Herr Emil Graf Alberti de Poja zum Revisor-Stellvertreter neu gewählt wurden.

*K. k. priv. Azienda Assicuratrice in Triest. Sechster Rechnungs-Abschluß der Lebensversicherungs-Abtheilung über die Geschäfts-Periode vom 1. Januar 1877 bis 31. December 1879. Einnahme: Vortrag vom 1. Januar 1879: Prämien-Reserve und Gewinnst-Reserve der Kategorie: Versicherungen auf Ableben mit Gewinn-Antheil fl. 1,849.653·77 kr., 4% Zinsen darauf fl. 73.986·15 kr., Prämien-Einnahme vom 1. Januar 1877 bis 31. December 1879: für Versicherungen auf Ableben, mit Gewinn-Antheil und auf Erleben fl. 1,014.927.33 kr., für Renten- und Unfall-Versicherungen fl. 54.885 28 kr., Gesammt-Einnahme fl. 2,993.452·53 kr. — Ausgabe: Für bezahlte Verbindlichkeiten fl. 574.967·54 kr., für schwebende Schäden

Digitized by Google

reservirt fl. 45.000, für Rückkäufe und Rückversicherungs-Prämien fl. 52.167·24 kr., für Provisionen und Spesen fl. 264.167·60 kr. Prämien-Reserven und Prämien-Überträge: Für Versicherungen auf Ableben, mit Gewinn-Antheil auf Erleben und auf Ab- und Erleben fl. 1,790.957·33 kr., für Renten- und Unfall-Versicherungen fl. 115.684 91 kr. Gewinnst-Reserve inclusive 4% Zinsen der Kategorie: Versicherungen auf Ableben mit Gewinn-Antheil fl. 49.090·36 kr., Summa fl. 2,892.034·98 kr., Überschuß fl. 101.417·55 kr. Dazu: Überschuß der Verwaltungs-Gebühren aus der Abtheilung: Wechselseitige Ueberlebens-Genossenschaften fl. 9.989·58 kr., Gewinn fl. 111.407·13 kr. — Sechsundfünfzigste Schluß-Bilanz über die Geschäfte im Jahre 1879. Einnahme: Prämien-Reserven abzüglich aller Kosten aus der 55. Schlußbilanz übertragen: für Feuer- und Transportversicherungen fl. 795.194·55 kr., Schaden-Reserven aus der 55ten Schluß-Bilanz übertragen: für schwebende Feuer- und Transportschäden fl. 75.000., Prämien-Einnahme für abgeschlossene 151.539 Verträge auf: fl. 897,523.980 Feuer-, Transport- und Hagelversicherungen fl. 2,682.277·50 kr., Erträgnisse der Capital-Anlagen nach Abzug der auf die Lebensversicherungs-Abtheilung entfallenden Zinsen per fl. 223.986·15 kr., fl. 41.710·80 kr. Gewinn aus der 3jährigen Lebensversicherungs-Operation laut anderseitiger Bilanz fl. 111.407 13 kr. Gesammt-Einahme 3,705.589·98 kr. Ausgabe: Schäden im Jahre 1879 abzüglich des Antheiles der Rückversicherer: für Feuer-, Transport und Hagelversicherungen 1,951.104·29 kr., Rückversicherungen abzüglich der Ristorni und Kosten: für Feuer-, Transport und Hagelversicherungen fl. 572.600 57 kr., Prämien-Reserven für am 31. December 1879 noch laufende: fl. 521,317.295. — Feuer- und Transportversicherungen fl. 565.228 88 kr., Reserve für am 31. December 1879 noch schwebende: Feuer- und Transportschäden fl. 65.000, Provisionen, Mäklergebühren und Acquisitions-Unkosten: für Feuer-, Transport- und Hagelversicherungen fl. 390 223·41 kr., Directions-Emolumente laut §. 30 der Statuten fl. 6.000.— Gehaltzahlungen an die Beamten im Central- und in den Filial-Bureaux fl. 88.090·16 kr., Post- und Reisespesen, Miethe, Einkommensteuer, Abschreibungen auf dubiöse Conti fl. 247.097 91 kr., fl. 341.188·07 kr. Summa fl. 3,885.345·12 kr. Verlust aus den Geschäften des Jahres

Digitized by Google

1879 fl. 179.755·24 kr., dem Reservefond, welcher am 1. Juli 1879 bestand aus fl. 195.419·04 kr., kommt hinzufügen: Gewinn auf laut Gesellschaftsvertrag §. VI in Reserve gehaltene Actien ex 1878 fl. 7.404, so daß sich dessen Betrag stellt auf fl. 202 823.04 kr Vermögens-Stand, dargelegt und nachgewiesen bei der Generalversammlung der Actionäre nach Vorschrift des §. 224 des a. H. G. B. (Activen): In Schuldverschreibungen von 3.383 Actien, worauf fl. 300.— baar erlegt à fl. 700.— jede fl. 2,368.100·— kr., in Wechseln auf verschiedenen Plätzen des In- und Auslandes und Schuldurkunden fl. 1,642.444·78 kr., in Realitäten in Triest fl. 1,719.300, in Venedig fl. 503.000, in Wien fl. 223.000, in Budapest fl. 590.000, Summa fl. 3,035.300, in Hypothekar-Darlehen fl. 10,850, in Staats- und anderen Werth-Papieren laut Specification fl. 934.222·11 kr., in Darlehen auf Lebens- und Genossenschafts-Polizzen fl. 400.559·15 kr., in Baarschaft in Triest und in den Cassen der Repräsentanzen fl. 125.060, in Baar-Saldi bei dieversen Credit-Instituten und Versicherungs-Anstalten des In- und Auslandes fl 392.268·64 kr., in Inventarstücken, als: Möbeln, feuersicheren Cassen, Land- und Seekarten, Plänen, Schildern bei der Centrale und bei den Repräsentanzen im In- und Auslande fl. 65.250, in Debitoren für verschiedene Titel fl. 386.116·42 kr., in Saldo aus den Rechnungen mit sämmtlichen Filialen der Anstalt im In- und Auslande fl. 980.800·60 kr., Summa fl. 10,340.971·70. Passiven: An Actien-Capital, bestehend in 4.000 Actien à fl. 1.000.— jede, wovon jedoch 617 Actien eingezogen sind, somit 3.383 Actien emittirt per fl. 3,383.000, an Prämien-Reserve: für Feuerversicherungen (das Portefeuille künftiger Prämien-Raten beträgt fl. 1,012.000.) fl. 562.781, für Transportversicherungen 2.447·88 kr., an Reserve für schwebende Schäden in der Feuerversicherung fl. 52.000, Transportversicherung fl. 13.000, Lebensversicherung fl. 45 000 — fl. 110.000; an auf die gesellschaftlichen Realitäten aushaftenden Hypothekarschulden fl. 343.116·65 kr., an Reservefond der Lebens-Versicherungs-Abtheilung fl. 5,909.558·37 kr., an Directions-Emolumente fl. 6.000, an Gewinn- und Verlust-Conto fl. 23.067·80 kr., Summa fl. 10,340.971·70 kr.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Ant. Magner.
Druck von Hugo Hoffmann, Wien, VII., Breitegasse 4

Digitized by Google

Inhalt: Zum fünfzigsten Geburtsfeste des Kaisers. — Ungarn's Poesie im 19. Jahrhunderte. — Zur Erinnerung an Tegetthoff. — Die Benedictiner in Amerika. — Hochwasser. — Ein fürstlicher Sommersitz. — Die Kalifengräber bei Kairo. Mittheilungen an die „Oesterr.-ungar. Revue" von Max Eyth. — Der Petroleumbrand in Titusville. — Literatur. — Volkswirthschaftliches.

Zum fünfzigsten Geburtsfeste des Kaisers.

Am 18. August feierte Kaiser Franz Joseph den fünfzigsten Jahrestag seiner Geburt. Die fünfzigste Wiederkehr eines Tages gilt im Leben von Privatmännern überall als Anlaß zur Begehung von Festlichkeiten; kein Wunder, daß sie, im Leben des Herrschers auftretend, die Bevölkerung beider Staaten der Monarchie einig gefunden hat in dem Gedanken, den Geburtstag Sr. Majestät mit besonderem Glanze oder doch verstärkten Kundgebungen der Loyalität zu begehen. Wie verschiedenartig der Ausdruck der Empfindungen ist, welche an diesem Tage die Herzen überall in Oesterreich-Ungarn bewegten, so sind doch die Empfindungen dieselben in allen Gauen und dieselben, welche sie an jedem Geburtstage unseres Kaisers gewesen sind. Nur die Ziffer macht den Unterschied. Die Hingabe an das Herrscherhaus ist zu allen Zeiten das Gemeinsame — leider zuweilen das einzige Gemeinsame — der Nationen und Nationalitäten Oesterreich-Ungarns gewesen. Sie ist heuer nicht stärker, als in früheren Jahren, da sie unmöglich gesteigert werden konnte, und sie ist nicht schwächer, weil sie unerschütterlich ist. Nur ihre Verkündigung war an dem Jubeltage nachdrücklicher, als sie an früheren Geburtstagen gewesen ist.

Die Geschichte der Regierung des Kaisers Franz Joseph ist die Geschichte der Regeneration des österreichisch-ungarischen Staates. Was kann treffender den Contrast zwischen dem mächtigen, einigen und gedeihlichen Oesterreich von heute und dem gebrochenen, schwankenden und halbzerstückelten Staate von einer Generation vorher hervorheben, als die Rückerinnerung an den einzelnen Umstand, daß in 1848 die Habsburgische Monarchie sich an die Hilfe des russischen Schwertes gegen eine innere Revolution schmiegen mußte, während heute Oesterreich in der vordersten Reihe der conservativen Mächte Europas in der Zügelung des russischen Ehrgeizes steht!... Oester-

Digitized by Google

reich ist im Gegensatze zu den anderen continentalen Großmächten Europas vorherrschend ein Product der Zeit, eines natürlichen Werdeprocesses.

Es ist ein langsames, aber stetiges Wachsen, was den heutigen Coloß des Donaureiches erzeugt hat. Immer ist die neue Generation auf die Schultern der alten gestiegen; nie im Laufe einer tausendjährigen Geschichte hat das Reich mit seiner Vergangenheit gebrochen. Vergleicht man das Oesterreich von heute mit dem Oesterreich von einst, so scheint allerdings ein neuer Bau vor uns zu stehen. Aber alle Veränderungen in ihm sind doch nie durch Neubau von Grund aus, sondern nur durch allmäliges Austauschen und Einfügen neuer Steine entstanden. Schwere Stürme haben das Kaiserreich erschüttert, es hat längere und blutigere Kämpfe um seine Sicherheit, ja um sein Dasein geführt, als irgend ein anderer Staat Europas, gewaltige Schläge haben es dabei getroffen, aber es ist höchstens davon gebeugt, nie dadurch gebrochen worden, nie fand es sich in eine Katastrophe verwickelt, welche es zusammenstürzen machte.

Das im Großen und Allgemeinen stetige Wachsen Oesterreichs ist zum Theil aus der Natürlichkeit der Besitzerweiterungen hervorgegangen; aber die Sicherheit, mit der es geschehen, entspringt doch wesentlich mit daraus, daß Oesterreichs Politik strebte, sich nie in Widerspruch mit den Rechtsbegriffen der Zeit zu setzen, sondern streng am historischen Recht, an dem Recht der Verträge festhielt.

Das unbedingte Festhalten am historischen Rechte kann wegen der relativen Starrheit desselben zu großen Spannungen führen, und da schließlich stets das natürliche Recht zur Herrschaft gelangt, in Katastrophen verwickeln. Bis zu diesem Äußersten hat aber die österreichische Politik es selten kommen lassen, sondern hat meist gesucht, auf dem Wege des Vertrags durch Zustimmung der Betheiligten selbst den Forderungen der Zeit gerecht zu werden und so eine legale Basis für die aufgegebene alte zu gewinnen. Dieses Festhalten an den Verträgen sichert jedenfalls gegen willkürlich heraufbeschworene Gefahren, weil dadurch die Aggressive ausgeschlossen ist, die Politik den Charakter der Vertheidigung erhält.

Diese Erscheinung zeigt sich auffallenderweise nicht blos nach Außen, sondern auch nach Innen. Auch die innere Politik Oesterreichs hält

Digitized by Google

sichtlich am Rechtsprincip fest. Die Zeit hat Reformen in der Organisation des Landes nothwendig gemacht und herbeigeführt; diese sind oft unter Sturm und Drang geboren; aber eine radicale Veränderung im eigentlichen Wesen Oesterreichs ist stets vermieden worden, obwohl die namentlich früher so geringe Harmonie in der inneren Organisation Angesichts der äußeren Gefahr wohl in keinem Lande mehr zu einer gewaltsamen Beseitigung ganz werthloser, aber außerordentlich nachtheiliger Unterschiede in der Organisation der einzelnen Provinzen aufgefordert hat. Wie sich ein Theil des Reiches in legaler Weise zum andern fügte, so blieben auch die Institutionen jedes einzelnen Theiles meist in legaler Berechtigung, bis sie in sich selbst zusammenbrachen; mochten sie sich noch so schlecht mit den Einrichtungen in den übrigen Theilen des Reiches vertragen. In anderen Ländern, auch solchen, die nicht wie Oesterreich in den Kriegen gegen die Türkei und Frankreich mehr für fremde als eigene Interessen fechten mußten, sehen wir, um eine kräftigere Action des Ganzen zu erzielen, welche Folge einheitlicher harmonischer Organisation ist, schonungslos die Eigenheit der einzelnen Landestheile beseitigen, mochte sie auch historisch noch so berechtigt sein. Die mit einheitlicher Organisation verbundenen Vortheile lassen dann freilich meist rasch die illegale, unmoralische Weise vergessen, auf welche sie erreicht wurden.

In Oesterreich verzichtete die höchste Gewalt, selbst wenn sie zum Kampfe gegen feindselige, den Bestand der Gesammtheit bedrohende Tendenzen gezwungen, die Träger dieser Sondergelüste besiegt hatte, freiwillig auf die Ausnützung des Sieges und stellte die alte zu Boden geworfene Organisation wenigstens in modificirter Weise wieder her. Namentlich offenbart sich dies in der Haltung gegen Ungarn, das man mit vollem Recht als eine mit deutschem Blut den Türken wieder abgenommene Beute betrachten kann. Die Kraft der Magyaren war seit der Schlacht von Mohacz gebrochen und sie dem Halbmond verfallen.

Kaiser Franz Josef besaß das Recht und die Macht, den Dualismus in der Gesammtorganisation Oesterreichs zu beseitigen; er hat die schon überwundene Disharmonie aus freiem Willen wieder hergestellt und damit einen Bruch in der inneren Entwicklung Oester-

Digitized by Google

reichs und das vollständige Verlassen des Bodens des historischen Rechts zu Gunsten der Zweckmäßigkeit vermieden.

Die Regierungszeit eines Herrschers ist eine kurze Zeitspanne im Leben der Völker, aber die Regentschaft unseres Monarchen bleibt als die Periode, in welcher die freiheitliche Neugestaltung des Reiches angebahnt wurde, denkwürdig für die ferne Zukunft. Wohl ist dies große Werk noch nicht in allen Theilen vollendet, aber es ist weit genug vorgeschritten, um die Annahme zu widerlegen, als ob dieses völkerreiche Staatengefüge nur durch den freiheitsfeindlichen Bann einer absolutistischen Gewalt zusammengehalten werden könne. Wohl walten mit beträchtlichem Ungestüm die nationalen und politischen Gegensätze, aber man darf mit Sicherheit hoffen, daß es gelingen werde, ihren Widerstreit zum Wohle des Ganzen in ruhigere Bahnen zu leiten.

Dem Kaiser allein gehört der 18. August, dem gütigen, ritterlichen Monarchen, der in strenger Erfüllung der schwersten Pflichten den Bürgern des Reiches als glänzendes Muster voranleuchtet. Ihm gegenüber, der hoch über dem Getriebe der Parteien steht, vereinigen sich die nationalen und politischen Heereshaufen zu einer einzigen kaisertreuen Partei.

Ungarns Poesie im 19. Jahrhundert.

VII.

Man höre das Gedicht „Kouth von Hedervar"; jene großartigen Scenen, welche die Rhapsoden des fünfzehnten Jahrhunderts an der Tafel des Königs Matthias Corvinus sangen, gehören jetzt, Dank Joh. Garay, zu den im Volke bekannten Liedern. Es handelt sich um Kouth und seine Gefährten, um die Vertheidiger Ungarns gegen die Türken, die ebenso kühn auch die Volksfreiheiten verfochten, und die, vom König Sigismund, dem Kaiser von Deutschland, zum Tode verurtheilt, diesem an seinem Hofe vor'm Sterben noch unerschrocken entgegentraten.

Kouth von Hedervar.

„Dreißig Ritter reiten nach Ofen, sie gehen freiwillig zum Tode.

Digitized by Google

Der als der Erste voranreitet unter den dreißig edlen Genossen, das ist Konth, der gewaltige Held.

Die dreißig Ritter, die dreißig Helden sind im Herzen dem Vaterlande treu ergeben, aber der Verräther Vaidasi hat sie als Rebellen angeklagt.

Zu Ofen, vor dem zornglühenden König stehen sie da, hoch aufgerichtet und unerschrocken. Welch' männliche Kraft in ihrem stählernen Arm, welch' edler Zorn in ihren Blicken!

Auf seinem Throne sitzend ruft ihnen der König mit stolz ergrimmter Stimme zu: Nieder auf die Kniee vor mir, nieder auf die Kniee in den Staub, ihr trotzigen Rebellen.

Und die strenge Miene harmonirt mit den Worten. Die Dreißig sehen einander an, an der Spitze der dreißig edlen Genossen war Konth, der gewaltige Held.

„Nein, Herr König!" rief er aus und seine Stimme dröhnte wie der Donner und er schüttelte sein graues Haupt; so schüttelt der Sturm die Bäume des Waldes, so wiederhallt sein Tosen in den Zweigen.

„Nein Herr, beim Himmel, das wird nie geschehen. Du allein bist ein Rebell, deine Thaten allein haben wie ein Fluch den Frieden aus diesem Lande verscheucht.

Sein Blut, sein Leben, Alles hat dieses Volk für deinen Thron geopfert. Gott weiß, warum du unsere Treue nie anders als durch stolze Verachtung und Haß vergolten hast.

Diese Arme werden uns die Unabhängigkeit unseres Vaterlandes zurückgeben; wo nicht, dann wollen wir kämpfend fallen, getreu verbunden bis in die Arme des Todes.

Tyrann, der du uns stets mit Füßen getreten, der du niemals unsere Rechte geachtet hast, du wirst nicht erleben, daß diese tapfere Schaar und ihr Anführer, Konth von Hedervar, sich vor dir beugen."

So sprach er kühn und zornig; mußte auch sein Kopf unter dem Beile fallen, der furchtlose Konth mit dem Herzen von Stahl beugte sich nicht als Sclave.

Der König erwiderte zornentbrannt — und der Zorn eines Königs ist mächtig: „Du beleidigst die höchste Majestät, dein Tod soll schrecklich sein.

Digitized by Google

Ja, schrecklich soll dein Tod sein, elender Rebell, der selbst hier die Stimme des Aufruhrs zu führen wagt!" Während er sprach, erhob sich hinter ihm die riesige Gestalt eines Henkers.

Das Volk erbleichte; der Held bleibt unerschüttert, unerschüttert sind auch die dreißig Ritter und die Blicke Sigismunds fliegen prüfend über die Menge und suchen ihre geheimsten Gedanken zu erforschen.

„Ich halte Leben und Tod in meinen Händen. Hört ihr, Rebellen? Versteht ihr mich? Wer niederkniet, dem kann das Leben noch lächeln." Die Ritterschaar blieb unerschütterlich.

„So sterbt denn Alle zusammen," rief der König aus, „ihr seid dem Henker verfallen. Sterbt Alle, und mit euch mag, wenn es sein muß, eine Million Menschen umkommen."

Die dreißig Ritter steigen mit kühn entschlossenem Schritt auf's Schaffot. Von der übermäßigen Arbeit mit dem wuchtigen Beile ermattet der mordgeübte Mann.

Kein Klageton läßt sich auf dem grausigen Richtplatze vernehmen, kein Weheruf ertönt; nur den zitternden Lippen des Volkes entringt sich ein erstickter Seufzer.

Wer ist als der Letzte übrig geblieben von den Dreißigen? Wer ist's, wer ist der Mann, der vor Ungeduld brennt, sich aufzuopfern wie seine Gefährten und ihren ruhmvollen Tod zu theilen?

Wie die riesige Eiche, der Schmuck hundertjähriger dichter Wälder, furchtlos ihren Wipfel — hebt denn selbst das Beil mit seiner blitzenden Schneide wagt sich nur zitternd heran. —

So erwartet der Held, die mächtige Eiche, mit Hoheit den tödtlichen Streich. Furchtlos steht er da und schaut dem Henker in's Gesicht. Das ist Kouth, der Ritter mit dem Herzen von Stahl.

„Wisset, ihr Völker, nicht ein verworfener Missethäter erscheint vor euch auf diesem Schaffot; ein Mann, ein treuer Kämpfer für das Recht soll unter Henkershand verbluten.

Ein Schelm lästert Gott, um sein knechtisch gemeines Leben zu retten. Den Helden erlöst der Tod von schmachvollen Fesseln und gibt ihm eine immergrüne Lorbeerkrone.

Mein Tod und der meiner Gefährten ist ein blutiges Opfer,

Digitized by Google

eine Quelle von Segen für das Vaterland und eine Quelle von Fluch und Gewissensbissen für Sigismund."

So sprach der Held und der Henker vollbrachte sein Werk. Die Sonne verdunkelte sich, die Natur hüllte sich in einen Schleier . . . So fielen die dreißig Ritter und Konth, der Held mit dem Herzen von Stahl.

Kein Klageton läßt sich auf dem Richtplatze vernehmen, kein Weheruf ertönt; nur dem erzürnten Munde des Volkes entfährt ein Murren des Aufruhrs.

„Höre es, König Sigismund, despotischer König!" und der Tyrann erstarrt todtenbleich vor Schreck, „das Urtheil, das du gefällt, war wider Recht und Gerechtigkeit. Von nun an bist du ein Gefangener in deinem eigenen Reich."

Diese Zeilen geben ein Ereigniß wieder, welches dem Anfang des 15. Jahrhunderts angehört, könnte man aber darin nicht auch eine Anspielung auf die Episoden der Geschichte der Neuzeit erblicken?

Gewiß mußte der Gesang von dem kühnen Konth von Hedervar die Ungarn des fünfzehnten Jahrhunderts erschüttern und sie hörten mit Wohlgefallen zu, wenn er von einem wandernden Sänger unter Begleitung der Bocza im Speisesaale am Hofe des Matthias Corvinus angestimmt wurde; das Ungarn des Königs Sigismund war wieder zu Ehren gekommen durch das Ungarn des Königs Matthias, die Prophezeihungen des Volkes hatten sich erfüllt, die frei gewordenen Magyaren hatten ein mächtiges, verehrtes Oberhaupt. Man gefällt sich in der Annahme, daß jenes epische Gedicht von Konth und seinen dreißig Genossen vor Matthias Corvinus gesungen wurde, als er zu Wien im Palaste Sigismunds regierte. Der tapfere König konnte voll Stolz lächeln, wenn er das Ungarn, welches er geschaffen, mit jenem verglich, das der Held von Hedervar auf so tragische Weise mit seinem Ruhm erfüllt hatte.

Zur Erinnerung an Tegetthoff.

Am 19. Juli 1880 waren es vierzehn Jahre seit der Seeschlacht von Lissa, der Admiral, der damals die österreichische Flotte führte, hat es wohl verdient, daß seine Landsleute sich immer wieder seiner erinnern, seinen frühen Tod stets aufs neue beklagen. Der Triumph

Digitized by Google

von Lissa war, wenn auch politisch unmittelbar unfruchtbar, doch ein Trost in schwerster Zeit. Es drängt sich uns aber, da wir des Tages von Lissa gedenken, eine Pflicht gegen Tegetthoff's Manen auf. Der todte Admiral hat uns zwei kostbare Vermächtnisse hinterlassen: den Ruhm unserer Flagge, die Sicherheit unserer Küste. Wir müssen jenen fleckenlos erhalten, diese nach wie vor schützen gegen etwaige Feinde. Tegetthoff hat sie seinerzeit gesichert, wir haben seitdem schwere Opfer gebracht, um ihr ein Hinterland zu schaffen, denn das Reich bedarf derselben zum nationalökonomischen Athmen, wie ein Körper der Lungen. Wir müssen also die Herrschaft über unser Seegebiet intact bewahren um jeden Preis. Nun, was haben wir in dieser Erkenntniß, im Gedanken an Tegetthoff hinsichtlich der Kriegsvorbereitung zur See gethan? Nichts Erhebliches; — gar nichts, was verdiente, mit den Fortschritten, welche unsere heutigen Freunde und dereinstigen Gegner von Lissa seitdem gemacht haben, in Vergleich gezogen zu werden.

Gewiß, heute leben wir im tiefsten Frieden mit unseren südlichen Nachbarn, trotz der Irredenta, deren Geschrei allgemach verstummt ist. Aber wir haben ja keineswegs blos an Italien zu denken, mit dem wir heute die freundlichsten Beziehungen unterhalten, andere maritime Gegner können uns erstehen. Man erinnere sich doch, wie schroff in den letzten Jahren, und vielleicht nicht blos in den letzten Jahren, England und Oesterreich einander gegenübergestanden sind, und man denke an die Nothwendigkeit einer maritimen Machtentfaltung im Osten, die sich jeden Augenblick ergeben kann. Schon vor hundertundfünfzig Jahren hatte Montesquieu den Satz formulirt: „Zur See ist nicht mehr — wie einst — die Zahl der Kämpfer, sondern die Kunst entscheidend." Als die Kriegsschiffe noch nicht viel mehr denn Kähne waren, schlugen sich ganze Armeen auf denselben. 130,000 Römer rangen mit Schwertern, Enterhaken und Rudern, von Regulus und Manlius geführt, den Karthagern die Seeherrschaft ab. Je größer seitdem die Schiffe wurden, umso geringer mußte die Zahl derjenigen sein, welche in dieselbe Schlachtlinie gebracht werden konnten. Die Erfindung des Pulvers und diejenige der Dampfer haben dieses Verhältniß nur noch stärker accentuirt, und die moderne Verbesserung des Geschützwesens sowie die Panzerung der Schiffe gab den Kampf

Digitized by Google

auf den Wellen vollständig in die Hand der Marine-Ingenieure. Schon im amerikanischen Bürgerkriege sahen wir ein einziges Thurmschiff ganzen Geschwadern trotzen, und ob auch alle Seemächte, bis auf die kleinste herab, den neuen Impulsen folgten, so war doch das „meerbeherrschende Britannien" den Concurrenten fast immer, in der Panzerstärke sowohl wie in der Mächtigkeit der Bestückung mindestens eines einzigen Fahrzeuges, voraus. In dem englischen „Inflexible" schien endlich die Schiffstechnik sammt der Geschütz-Fabrication auf dem Höhepunkt angelangt zu sein; da machte die Kühnheit der Conception einiger italienischer See-Officiere sowie der italienischen Techniker Brin und Mattei einen so gewaltigen Schritt nach vorwärts, daß selbst das stolze Albion in die zweite Reihe zurückgedrängt erscheint.

Vier Schiffe wurden auf den italienischen Kriegswerften erbaut, nur vier; aber jedes einzelne derselben ist von so colossalen Dimensionen in Panzerung und Bestückung, daß es — geschickt geführt — den Kampf mit einer ganzen Flotte, selbst einer englischen, und mit berechtigter Aussicht auf Erfolg, aufnehmen könnte. Man halte das für keine Uebertreibung. Jene vier Schiffe sind zwei Paare von Zwillingsschiffen, „Italia" und „Lepanto", noch größer als „Dandolo" und „Duilio". Fassen wir nun die beiden kleineren, die heute schon vollkommen kampfbereit in der Bucht von Spezzia vor Anker liegen, in's Auge. Es sind Thurmschiffe mit einem Panzer von 22 englischen Zoll Stahl; kein Schiff der Welt, keine Küstenbatterie besitzt eine Kanone, welche diesen Panzer durchzuschlagen vermöchte; hingegen führen die italienischen Zwillingsschiffe Geschütze, welche auch die mächtigsten heute auf See schwimmenden Panzer zerstören müßten, denn deren Projectile sind volle 2000 Pfund schwer und haben eine Anfangsgeschwindigkeit von 1700 Fuß in der Secunde. Ein gegnerisches Schlachtschiff kann ihnen also nur durch den Sporn, das „Rammen" gefährlich werden; aber mit der ungeheuren effectiven Kraft von 7700 Pferden laufen die Italiener 15·3 Knoten in der Stunde, fast um eine ganze Seemeile mehr als der „Inflexible", das beste der englischen Panzerschiffe; sie können also leichter und rascher manövriren als dieser, und überdies ist die Tragweite ihrer Geschütze, welche fast anderthalb deutsche Meilen erreicht, so groß, daß bei ge-

Digitized by Google

schickten Kanonieren feindliche Schiffe vernichtet sein können, ehe die italienischen Zerstörungs-Maschinen noch selbst in die Region der Gefahr gelangen. Sie können die Gefahr bei ihrer Schnelligkeit aber auch ganz vermeiden, während sie jedes andere Schlachtschiff zu überholen vermögen; ein einziger guter Treffer mit dem 2000 Pfund schweren Geschosse wird in der Regel hinreichen, um auch das stolzeste jetzt auf den Wogen schwimmende Schiff zu vernichten. Gedeckt durch unverwundbare Panzer, kann die Bemannung der italienischen Schiffe mit aller Kaltblütigkeit arbeiten; eigentlich braucht die Mannschaft nur die Thätigkeit der hydraulischen Apparate zu regeln, welche die Geschützbedienung besorgen und welche zu dem Vollkommensten gehören, was je in dieser Richtung hervorgebracht wurde. Eine Idee von der verblüffenden Mächtigkeit dieser hydraulischen Mechanismen erhält man durch die Thatsache, daß die beiden auf jedem der Zwillingsschiffe befindlichen Thürme, deren jeder einzelne eine Million und vierhunderttausend Pfunde wiegt, gleichzeitig mit solcher Ruhe und Leichtigkeit um ihre Vertical-Achsen gedreht werden können, daß die innerhalb der Thürme befindlichen Leute die Drehung kaum wahrnehmen. Allerdings ist eines der vier, je zweihunderttausend Pfund wiegenden, in England bei Armstrong gegossenen Riesengeschütze des „Duilio" beim Erproben zugrundegegangen und mußte ausgewechselt werden; allein hierauf darf man keinen leichtsinnigen Schluß auf die Unbrauchbarkeit des 45 Centimeter-Kalibers ziehen. Die Constructeure sind nur um eine Erfahrung reicher, allerdings um eine kostspielige, denn eine solche Kanone repräsentirt den Werth von einer halben Million Lire. Jedes der Zwillingsschiffe aber kostet armirt mehr als zehn Millionen Gulden. Solchen Luxus der Kriegsvorbereitung zur See würden wir Oesterreicher uns wohl nicht erlauben können, auch wenn unser Tegetthoff noch lebte, obschon die Namen der neuen italienischen Schiffe in unseren Ohren eigenthümlich klingen müssen: „Duilio", der erste Besieger der karthagischen Flotte, und „Dandolo", der blinde Eroberer Konstantinopels, aber auch Triests und Dalmatiens. Nun sind wir weit entfernt davon, dem heutigen Italien solche Eroberungsgelüste zu imputiren; so lange die Herren Cairoli und Depretis am Ruder sind, dürfen wir uns der guten Absichten Italiens versichert halten. Aber es können an-

Digitized by Google

dere Männer und mit ihnen andere Zeiten kommen, und dann haben wir nicht allein auf Italien Rücksicht zu nehmen. Die Wahrscheinlichkeit, daß wir eine andere Großmacht uns als Feind gegenüberstehen, ist zum mindesten ebenso groß, wie die Chancen, mit Italien in Krieg zu gerathen. Aber gleichviel — wir dürfen keinem maritimen Fortschritt den Großmächten gegenüber gleichgiltig bleiben, denn unsere Position im Osten wird unter Umständen eine maritime Machtentfaltung erheischen. In einer Zeit, in der „Flotten-Demonstrationen" auf der Tagesordnung der Diplomatie stehen, dürfen wir unsere maritimen Aufgaben nicht allzu vollständig vergessen.

Die Benedictiner in Amerika, im Orient und in Australien.

(Schluß.)

Jede der beiden Congregationen, die von San Lazaro und von Triest, hatte von nun an ihren eigenen Generalabt, der zugleich stets Erzbischofsrang bekleidet. Die Mechitaristen florirten in Triest, ausgestattet mit besonderen Privilegien für die armenische Nation, bis sie die Kriegszeiten zu Anfang dieses Jahrhunderts abermals zwangen, auszuwandern. Die Franzosen hatten ihr Triester Haus total ausgeplündert; nun fanden sie gastfreundliche Aufnahme in Wien. Kaiser Franz I. gestattete auf die Bitte des Generalabts und Erzbischofs Adeodat Babik, daß die armenischen Patres das Capucinerkloster St. Ulrich in Wien käuflich an sich brachten und sich dort niederließen. Die ihnen von Maria Theresia ertheilten Privilegien bestätigte der Kaiser vollinhaltlich und unterstützte die Congregation so eifrig, daß ein hochgestellter Herr einst zum Secretär der Congregation äußerte: „Danket Gott, der Kaiser Franz ist blos Kaiser für Euch geworden!" In Wien erziehen die Mechitaristen armenische Jünglinge aus dem fernen Oriente zu guten österreichischen Staatsbürgern und zu aufopfernden Missionären; senden sie dahin, wohin sie vom päpstlichen Stuhle begehrt werden; sie haben ein selbst gesammeltes reiches Herbarium der armenischen Flora, eine werthvolle Bibliothek, Münzensammlung und ein physicalisches Cabinet; sie besitzen das Recht, in ihrer eigenen Buchdruckerei Bücher herauszugeben und zu verbreiten.

Digitized by Google

Diese mit mehreren Schnellpressen arbeitende Druckerei stellt Werke in beinahe allen Sprachen des Orients und Occidents her. Auf die Armenier Asiens und Europas wirken die Mechitaristen, außer durch Missionen, durch die in armenischer Sprache von ihnen verfaßten oder aus anderen Sprachen übersetzten Werke und durch Erziehungsinstitute, resp. Schulen in Ländern mit armenischer Bevölkerung. Die Patres zeichnen sich meist durch Gelehrsamkeit aus; unter den circa 46 Priestern der Wiener Provinz befinden circa 31 Doctoren der Theologie. Diese Provinz oder Congregation hat Seminarien und Collegien in Konstantinopel, wo sich die katholischen Armenier seit der Wiedereinsetzung des Patriarchen Hassun frei entfalten können, in Smyrna, in Triest, wo sie in ihrem schönen Kloster ein k. k. Gymnasium leiten. In Konstantinopel werden ausnahmsweise auch andere als armenische Jünglinge aufgenommen; die Schüler lernen Lateinisch, Armenisch (die alte und neue Sprache), Französisch, Italienisch, Deutsch, Türkisch, Griechisch und alle gewöhnlichen Gymnasialgegenstände; in Konstantinopel und Aidyn (Ginzechissar) bestehen auch niedere Schulen. Stationen der Mechitaristen aus der Wiener Congregation, welcher Generalabt Dr. Jacob Bosaghi, Erzbischof v. Cäsarea i. p. i. vorsteht, sind in Ispahan (Persien), Bukurescht und Neusatz (Bacser Comitat). Die Congregation hat in weniger als einem halben Jahrhundert mehr als 350 Jünglinge erzogen, sie ist durch ihre polyglotte Buchdruckerei, ihren reichen Buchhandel und ihre Bücherverbreitung ein wichtiges Bindeglied zwischen Orient und Occident geworden; in ersterem überdies eine mächtige Sympathiewerberin für Oesterreich, in dessen Hauptstadt sie ihre Residenz hat und dessen Regenten stets ihre warmen Förderer waren. Die venetianische Congregation, an deren Spitze der Generalabt Dr. Georg Hurmuz, Erzbischof v. Sinnia i. p. i. steht, wirkt in ähnlichem Sinne. Sie hat eine starke Mission in Konstantinopel, eine Abtei in Karassu-Bazar in der Krim (gegründet 1820), ein Kloster in der Elisabethstadt (Siebenbürgen) für die siebenbürgischen Armenier, ein Collegium in Paris (gegr. in Padua 1834, übersetzt nach Paris), ein Hospiz in Rom, welchem Erzbischof Dr. Eduard Hurmus vorsteht, außerdem Missionsstationen in Smyrna, Trapezunt, Erzerum, Tiflis mit Schulen für armenische Kinder. Im Kloster auf der Insel San Lazaro bei

Digitized by Google

Venedig befindet sich ebenfalls eine Druckerei für armenische Bücher und eine thätige Mönchsgemeinde.

Die Mechitaristen-Mission ist die hervorragendste That von Benedictinern im Oriente.

Im „schwarzen Continente", Afrika, finden wir eine permanente Missionsstation der Benedictiner von Subiaco in Port Farina in Nordafrika.

In größerem Maßstabe und mit einem an die amerikanisch-casinesische Congregation erinnernden Erfolge sind die schwarzen Mönche St. Benedicti in West-Australien als Missionäre und Culturträger aufgetreten. Zwei Mönche der im Jahre 1835 bei der großen spanischen Klosteraufhebung aufgelösten berühmten Abtei St. Martin de Compostella in Galicien, die Patres Rudesindus Salvado und Joseph Serra, stellten sich 1845 dem Papste Gregor XVI. als Missionäre für eine von ihm zu bestimmende ferne Gegend der Erde zur Disposition. Es wurde ihnen die westaustralische, größtentheils noch unerforschte Wildniß als Actionsterrain angewiesen. Im Februar 1846 zogen die spanischen Benedictiner von Perth aus nach dem Schwanenfluße (Swan River), einem Gebiete, das ein irischer Capitän als geeignet zum Ausgangspunkte einer Mission geschildert hatte. Von der Besitzung dieses Irländers aus zogen die Missionäre, die zwei Patres, der Laienbruder Fr. Leander und ein Katechist, durch ein weites unbekanntes Land; verlassen von ihren Fuhrleuten und Führern, drangen sie immer weiter vor, im Freien hielten sie, bedroht von den Wurfspießen der Eingeborenen, die Messe und die vorgeschriebenen Horen und machten sich endlich durch Bewirthung mit süßen Brodkuchen die Eingeborenen zu Freunden. Um die Sprache der Wilden zu lernen, durchzogen die Mönche mit ihnen die Wälder, trugen Kinder auf dem Rücken, schleppten Holz zur Feuerung herbei, machten sich als Medicinmänner mit einigen Elementarkenntnissen in der Arzneikunde nützlich. Regenwürmer und Eidechsen, die den Mönchen als Delicatessen angeboten wurden, mußten sie, um ihre Gastfreunde nicht zu beleidigen, mit möglichst unbefangener Miene verspeisen, und waren glücklich, wenn es ihnen gelang, ein Opossum oder Känguruh zu erlegen und durch dessen bluttriefendes Fleisch sich neue Kraft zu geben. Weiße Kakadus wurden erlegt, um Fleischbrühe zu erlangen; bei den ersten Jagden wäre es aber den

Digitized by Google

Missionären leicht passirt, daß ihnen eine Schaar wüthender Vögel mit Schnabel und Krallen den Garaus gemacht hätte. Daß Regenwürmer und Eidechsen keine nahrhafte Kost und von schmutzigen Wilden vorgekautes Fleisch kein Leckerbissen sei, lernten die Mönche indeß bald einsehen; es drohte ihnen allgemeine Entkräftung und P. Salvado reiste deßhalb nach Perth zurück, um seiner Mission wenigstens einige neue Hilfsmittel zuzuführen. Als Bischof Brady von Perth von seinen Drangsalen hörte, wollte er die Benedictiner augenblicklich zurückrufen und die Mission auflassen, ebenso, wie schon früher die Anglicaner, Methodisten, Herrnhuter u. s. w. der Reihe nach jeden Versuch, in Westaustralien Wilde zu bekehren, definitiv aufgegeben hatten. Aber P. Salvado protestirte. Sein Plan war, nun nach dem in der alten Welt bewährten Benedictinerbrauche vorzugehen, d. h. ein Klösterchen zu bauen, und um dieses herum allmälig die Kinder der Wildniß zu sammeln. Um hiefür die Mittel aufzubringen, gab P. Salvado — als Pianovirtuose in Perth ein Concert. Der Gouverneur stellte ihm den Saal des Gerichtshofes zur Verfügung, Anglicaner, Methodisten, Juden unterstützten sein Concert, und P. Salvado, der in seiner von den Reisestrapazen zerfetzten Benedictinerkutte, mit zerrissenen Schuhen, verwildertem Barte, dem „Gesichte eines Kohlenbrenners und den Händen eines Grobschmiedes" an's Clavier trat, erntete reichen Beifall sowie eine ansehnliche Summe. Mit Kleidern, Sämereien, Ackergeräthen, Ziegen und Zicklein trat er die Rückreise zu seinen im Innern zurückgebliebenen Brüdern an; 1846 wurde eine neue Hütte gebaut, Felder urbar gemacht, Weizen gesäet, Weinstöcke, Obstbäume und Oliven gepflanzt. Wenn sich die Wilden bekämpften, warfen sich die Mönche, das Crucifix in der Hand, zwischen die Kämpfenden, pflegten die Verwundeten und erwarben sich durch glückliche Curen großes Ansehen unter den Natursöhnen. Als sie erfuhren, eigentlich wäre das von ihnen bebaute Land von der Regierung schon als Weideland vergeben, zogen sie in die ihnen vom Gouverneur angewiesene neue Gegend auf der sogenannten Victoria-Ebene an den Ufern des Moore; mächtige Acazien und Eucalyptusstämme wurden gefällt, die Mönche pflügten, Werkleute aus Perth führten Mauern auf und am 1. März 1847 legten die PP. Salvado und Serra den Grundstein zu ihrem neuen Kloster und gaben ihm nach der Geburts-

Digitized by Google

stätte des Ordensstifters Nursia oder Norcia den Namen Neu-Norcia. Am 26. April konnten die Mönche schon in dem fertigen Hause, das von den Australiern als großartiger Bau angestaunt wurde, schlafen. Es wiederholte sich nun in der australischen Wildniß, was vor tausend und mehr Jahren in der alten Welt geschehen war. Um die neue Benedictiner-Colonie sammelten sich die Eingeborenen, errichteten sich Hütten, ließen sich von den Mönchen im Ackerbau und in der Viehzucht unterweisen und wurden aus einem rohen, dem Untergange geweihten Kannibalen- und Nomadenvolk ein gesittetes Ackerbauvölkchen. Die Regierung gewährte den Mönchen ein großes Ackerland mehr und 1000 Acker Weidetriften, über den Schwanenfluß schwammen die aus den britischen Ansiedelungen gesandten Viehheerden herüber, neues Ackergeräthe kam an und nun ging das Christianisirungs- und Civilisationswerk rüstig vorwärts. Die Mönche hatten die Sprache der Wilden erlernt; sie knüpften an ihre religiösen Begriffe an und fanden Verständniß vor. Die Mönche eröffneten eine Klosterschule für eingeborne Knaben, die im Kloster quasi als Scholastiker wohnten, den Choralgesang erlernten und sich in jeder Hinsicht gelehrig erwiesen. Als auf der ersten, 1848 zu Neu-Norcia abgehaltenen Diöcesan-Synode beschlossen worden war, um das Kloster herum eine große Niederlassung, ähnlich den Jesuitenreductionen in Paraguay, zu gründen, kauften die Mönche 2500 Acker Landes, wiesen den Eingeborenen Grundbesitz und Arbeitslohn für ihre Mithilfe beim Säen, Ernten, Bauen u. s. w. an. 1848 trat P. Salvado mit zwei eingeborenen Knaben, Namens Dimera und Kanaci, die Reise nach Europa an, um der Propaganda über eine Mission zu berichten und sonst für dieselbe zu wirken. Papst Pius IX. verlieh den beiden Eingeborenen das Ordenskleid des hl Benedict, und P. Salvado ließ sie im italienischen Kloster de la Cava zurück, um dort ihre Ausbildung zu vollenden. Sie blieben gern und freuten sich darauf „Papiere machen" d. h. schreiben, „Rosse und Bäume verfertigen", d. h. zeichnen, und „mit den Fingern spielen", d. h musiciren zu lernen, um einst ihre Brüder in Australien unterrichten zu können. P. Salvado wurde zum Bischof von Port Victoria geweiht, kam aber, da die britische Regierung die Station Port Victoria aufließ, als Bischof-Coadjutor nach Perth, das Amt eines Superiors der Mission von Neu-Norcia beibehaltend. Neu-Norcia nahm einen

Digitized by Google

neuen, hohen Aufschwung, als Salvado 1857 auf sein dringendes Bitten erlaubt wurde, sein Amt in Perth niederzulegen und sich ausschließlich Neu-Norcia zu widmen. Nun entstand eine imposante Kirche, aus Stein gebaut, Werkstätten für Schuster, Schneider, Schreiner, Maurer, Schmiede, Wollweber, die Patres und Fratres machten die Lehrmeister, und so kann man sie noch jetzt, die Kutte heraufgeschürzt, mit Hammer und Ambos in der Schmiede, mit Nadel und Scheere in der Schneiderei, mit dem Pfluge auf dem Felde, mit dem Buche in der Schule und im Chorkleide in der Kirche psalmiren sehen. Die Eingeborenen haben europäische Kleider und Sitten angenommen; um das Kloster herum ist eine große feste Niederlassung entstanden, die sich immer mehr erweitert. In der heißen Jahreszeit wandern die Mönche mit ihren Pflegebefohlenen und den Heerden auf bessere Weideplätze, kurz, mit der Lehre und Arbeit haben sie die Wilden der Cultur und dem Christenthum gewonnen.

Neu-Norcia macht den Eindruck eines europäischen Dorfes. Vor einiger Zeit konnten zwei von den Benedictinern unterrichtete eingeborene Mädchen von der britischen Regierung als Postmeisterinnen und Telegraphistinnen mit 600 Mark Jahresgehalt angestellt werden, welches Ereigniß der Gouverneur von Perth speciell dem Colonialminister berichtete. Neuester Zeit arbeitet man mit Dreschmaschinen und anderen Errungenschaften der modernen Landwirthschaft in der Benedictinermission, die vom Papst zur selbständigen apostolischen Präfectur erklärt worden ist. Das Kloster, das gegen 80 spanische Mönche zählt, ist Abtei nullius dioeceseos und nur seinem Abte Msgr. Salvado unterworfen. So ist in Australien ein neues Nursia entstanden, von dem derselbe segensreiche civilisatorische und echt christliche Geist ausgeht, wie von dem alten Nursia, der Wiege des Ordensstifters Benedict, der sich in diesen Jubiläumstagen die Blicke der civilisirten Welt dankbar zuwenden.

Hochwasser.

Die großen Verheerungen, welche das Hochwasser in so vielen Theilen unserer Monarchie angerichtet, lassen es angezeigt erscheinen, die Frage zu ventiliren, ob es möglich ist, dem Eintreten solcher Unglücksfälle in Zukunft vorzubeugen.

Digitized by Google

Wohl wird es uns nie gelingen, den Untergang von Wolkenbrüchen oder das Auftreten von außerordentlichen Regengüssen, wie solche im heurigen Sommer allerwärts zu verzeichnen sind, zu verhindern. Solche Naturerscheinungen hängen von Einflüssen ab, die zu beheben nicht in unserer Macht liegt. Wohl aber vermögen wir die nachtheiligen Folgen solcher Elementar-Ereignisse zu verringern, wenn nicht gar hintanzuhalten, und auf diese Weise unsere friedlichen Wohnstätten und blühenden Culturgründe vor Zerstörungen, wie wir sie in den letzten Tagen erlebt haben, dauernd zu bewahren.

Das Mittel besteht in einer zweckentsprechenden Correction unserer Wasserläufe in allen ihren Verzweigungen und in der mit diesen Arbeiten in enger Verbindung stehenden Aufforstung und Neubewaldung unserer von jeder Vegetation entblößten Gebirgsgründe.

Jedermann weiß, daß der Wald das Schnee- und Regenwasser verzögert, und daß daher von bewaldeten Bergabhängen weniger Wasser und dieses selbst wieder langsamer abfließt als von nackten. In reich bewaldeten Ländern schwellen deßhalb Bäche und Flüsse nicht so rasch an, als in minder bewaldeten. Der Ablauf des Wassers bedarf hier eines längeren Zeitraumes und kann mithin zur Bildung von plötzlichen Hochwässern nicht beitragen. Ist jedoch der Boden entblößt, so stürzt das Wasser umso schneller auf demselben herab, je steiler er ist; es reißt bald Theile von demselben mit sich fort und vermehrt sowohl seine Masse als seine verheerende Gewalt. Dadurch erzeugen sich in den Thälern reißende Ströme, die minder gefährlich wirken, sobald die Regen nur localer Natur waren, die jedoch zu verheerenden Ueberschwemmungen ausarten, wenn dieselben allgemein verbreitete Landregen gewesen.

Welch' riesige Quantitäten auf einmal in die Tiefe hinabgeführt werden können, geht aus einem Bericht über den großen Muhrgang vom 13. August 1876 im Wildbache von Faucon nächst Barcelonette in Südfrankreich hervor, wo in Folge eines wolkenbruchartigen, kurzen Gewitterregens eine Muhre von 234.000 Kubikmeter hinabgegangen, von denen 169.000 Kubikmeter feste Masse und 65.000 Kubikmeter Wasser waren.

In gewöhnlichen trockenen Zeiten führen die meisten Wildbäche nur wenig Wasser. In Folge dessen sammelt sich im Bette der-

Digitized by Google

selben auch während dieser Zeit, insbesondere im Frühjahr, Schutt, weil sich von den angrenzenden kahlen Abhängen ununterbrochen kleinere oder größere Theile ablösen und in die Tiefe rollen. Die gewöhnlich geringe Wassermenge genügt zum Fortschaffen dieses Materiales nicht. Dasselbe sammelt sich daher umso massenhafter an, je länger es dauert, bis ein größerer Wasserstand sich einstellt. Tritt nun ein Gewitter oder ein länger andauernder Landregen ein, so wühlt das Wasser das im Bette liegende lose Geschiebe auf und führt es hinab. Besteht noch der Grund des Bettes aus weichem Felsen oder Boden, so wird derselbe vom Wasser tief ausgefressen, wodurch ebenfalls eine Vergrößerung der Muhre eintritt. Auf diese Weise führen innerhalb kurzer Zeit alle Runsen, welche in gleicher Weise und zu gleicher Zeit thätig sind, eine förmliche Lavine in flüssigem Zustande mit Ungestüm hinab.

Jede Ursache nun, welche dazu beiträgt, daß das Wasser nicht sämmtlich oberirdisch abläuft und verdunstet, vielmehr dem Erdinnern zugeführt wird, muß einen nachhaltigen Einfluß auf das Anschwellen der Wildbäche, sowie auf die Regulirung der Gewässer überhaupt ausüben.

In dieser Beziehung stehen nun die Wälder im Gebirge obenan Der Boden wird durch dieselben von einem unentwirrbaren Netz von Wurzeln durchzogen, auf diese Weise gebunden und somit vor Abrutschung, beziehungsweise Abschwemmung, bewahrt. Zum Andern legt der Wald und seine mit einem Schwamm vergleichbare Streudecke dem Abfluß des Wassers Tausende und aber Tausende von Hindernissen in den Weg.

Die Erhaltung der Wälder im Gebirge, beziehungsweise die Wiederbewaldung unserer nackten Gebirgsgründe, ist das wirksamste Mittel gegen Eintritt von Ueberschwemmungen, wie wir sie leider in den letzten Jahren nur gar zu häufig zu verzeichnen haben. Dies hat schon Swell in seiner trefflichen Schrift: „Studien über die Wildbäche der Alpen im Jahre 1842". bewiesen, wo er die vier Thesen mit Erfolg vertheidigt hat:

1. Die Bestockung eines Bodens mit Wald verhindert die Bildung von Wildbächen;

2. die Entwaldung liefert den Boden den Wildbächen aus;

Digitized by Google

3. durch die Ausbreitung der Wälder werden die Wildbäche beseitigt, beziehungsweise unschädlich gemacht;

4. das Verschwinden des Waldes verdoppelt die Heftigkeit der Wildbäche und kann dieselben sogar von neuem hervorrufen.

Mit der Wiederbewaldung unserer Gebirge muß aber gleichzeitig eine systematische Verbauung der Wildbäche Hand in Hand gehen, das heißt, die Wildbäche müssen bis in ihre äußerste Verzweigung mit Hilfe von Längs- und Querflechtwerken, hölzernen und steinernen Thalsperren, durch welche die Kraft des Wassers gebrochen und das Geschiebe zurückgehalten wird, corrigirt und eingefaßt werden.

Mit der Erbauung einer einzigen oder einiger weniger Thalsperren im Hauptabflußcanale, wie dies in unseren Gebirgsländern häufig geschieht, oder mit einer einfachen Regulirung der Auflußregion wird nur wenig erreicht. Durch die Geradelegung und Eindämmung der Abflußstrecke wird wohl das Abführen der Hochwässer und des Geschiebes erleichtert, hintangehalten wird es aber nicht. Das zeigt uns recht deutlich der Zinkenbach im österreichischen Salzkammergut, dessen Sammel- und Durchflußgebiet im salzburgischen Antheil des Salzkammergutes gelegen Dort wurden für diesen Zweck schon mehr als 60.000 fl. seit 1827 nutzlos verausgabt.

Seit Kurzem besitzen wir in Oesterreich ein treffliches Handbuch der Wildbachverbauung und Aufforstung im Gebirge. Es gründet sich auf die reichen Erfahrungen, welche in Frankreich, wo allein vom Jahre 1861 bis Ende 1879 rund 21 Millionen Francs für derartige Arbeiten verausgabt worden sind, gesammelt wurden.

Es ist jene mit einem aus 37 Blatt bestehenden Atlas versehene preisgekrönte Schrift vom Ober-Forstmeister Demontzey, welche unter dem Titel: „Studien über die Arbeiten der Wiederbewaldung und Berasung der Gebirge" im Auftrage des Ackerbauministeriums ins Deutsche übersetzt, bei Karl Gerold's Sohn, Wien, 1880, erschienen ist. Leider hat die Verlagsbuchhandlung den Preis des Werkes so hoch gestellt, daß nur besser situirte Interessenten, Bibliotheken oder öffentliche Behörden das Werk sich anzuschaffen vermögen. Hoffentlich wird die Firma Gerold sich bereit finden, eine wohlfeile Ausgabe dieses trefflichen Werkes zu veranstalten, damit die in dem Buche niedergelegten Angaben und Lehren zum Nutzen und Frommen unserer

Digitized by Google

schwer heimgesuchten Gebirgsländer verwerthet und hiedurch in Zukunft dieselben vor Calamitäten, wie wir sie soeben erlebt haben, bewahrt werden.

Freilich muß auch der Staat sich endlich dazu entschließen, jene Specialgesetze zu erlassen und die benöthigten Geldmittel zu beschaffen, ohne welche eine erfolgreiche Bekämpfung der Ueberschwemmungs-Gefahr im Wege der Wiederbewaldung, respective Neuberasung der Gebirge nie und nimmer möglich sein wird.

Die große Ueberschwemmung, von welcher Südfrankreich im Jahre 1856 so schwer heimgesucht worden, war die unmittelbare Veranlassung, jenes berühmte und mit so heilbringenden Folgen für das Land verknüpfte Wiederbewaldungs-Gesetz vom 28. Juli 1860 daselbst ins Leben zu rufen.

Ob wohl die letzten Wasserverheerungen in Oesterreich von den gleichen nutzbringenden Folgen begleitet sein werden? Ob sie wohl unsere gesetzgebenden Factoren veranlassen werden, endlich der Correction unserer Wasserläufe und der damit in Verbindung stehenden Wiederbewaldung unserer Gebirge jene Aufmerksamkeit zuzuwenden, welche sie schon längst verdient hätte? Wahrlich, es wäre im Interesse unseres schönen, in letzterer Zeit aber schwer heimgesuchten Vaterlandes sehnlichst zu wünschen

---

Ein fürstlicher Sommersitz.

L. J. Südwestlich von Graz, am Fuße der Schwanberger Alpen, deren höchster Punkt der Speikkogel oder die Koralpe ist, breitet sich ein Gelände aus, das als eine der schönsten und gesegnetsten Gegenden in Steiermark betrachtet wird, weßhalb man ihr auch den Namen „das steierische Paradies" gegeben hat. Es ist dies der herrliche Landstrich von Voitsberg und Köflach südwärts über Stainz, Deutsch-Landsberg und Schwanberg bis an die Mur im Osten und die Drau im Süden, und besteht aus den prächtigen Thalfurchen der Kainach, des Stainzerbachs, der Laßnitz und der Sulm, von denen die erste in der Kleinalpe entspringt und sich bei Wildon in die Mur ergießt, die drei letzteren aber ihren Ursprung in den Schwanberger Alpen haben und, nach vorausgegangener Vereinigung, bei Leibnitz in die

Digitized by Google

Mur münden. In diesen nahezu parallel laufenden Thälern liegen viel nette, freundliche Ortschaften nahe beieinander, Burgen und Schlösser krönen die Höhen, auf den Feldern gedeiht der Mais, die Wiesen sind von seltener Ueppigkeit und die Hügel bringen einen trefflichen Wein, der als Sausaler und Schilcher — sogenannt wegen der röthlich schillernden Farbe — einen über die Grenzen Steiermarks reichenden Ruf genießt. Aber auch das Innere dieses fruchtbaren Landstrichs birgt reiche Schätze, es wird da nach Eisen, Alaun u. s. w. gegraben, vor Allem. aber werden hier die steierischen „schwarzen Diamanten" zu Tage gefördert, zu deren Verfrachtung die Köflacher Eisenbahn mit der Abzweigung von Libach nach Mies eigens gebaut worden ist. An Fabriken fehlt es natürlich auch nicht, Glashütten, Zündwaaren-Fabriken, Papiermühlen, Messingblech- und Drahtfabriken trifft man allenthalben, kurz es herrscht überall eine lebhafte montanistische und industrielle Thätigkeit. Die Bewohner dieses Landstrichs nennen ihre Heimat selbst den deutschen Boden, wohl aus dem Grunde, weil ihre Nachbarn Wenden oder Slovenen waren; der Dialect, den sie sprechen, kann als eine der ursprünglichsten und eigenthümlichsten unter den oberdeutschen Mundarten bezeichnet werden, und es gehört schon eine genaue Kenntniß der steierischen Dialecte dazu, um einen Bauer aus der Gegend von Landsberg, Großflorian oder Stainz zu verstehen. Hart an Stelle, wo die sogenannte niedere Loßnitz, welche hoch oben zwischen der 6756' hohen Koralpe und dem 4186' hohen Rosenkogel entspringt, kosend und brausend aus den tiefen Felsenschluchten in das breitere Thal tritt, liegen Schloß und Markt Deutsch-Landsberg, ersteres auf einem rebenumgrünten 432 Fuß hohen Hügel, von dem aus man eine prächtige Aussicht über das Land genießt. Die Lage des Marktes ist ungemein malerisch, denn großartiges Hochgebirge und fruchtbare Felder und Auen grenzen da hart aneinander. Schloß Landsberg bietet außer der erwähnten Aussicht gar nichts Interessantes; der ältere, aus dem 15. oder 16. Jahrhundert stammende Theil ist Ruine, der neuere, im 17. Jahrhundert entstandene, besteht aus einem stattlichen, zwei Stockwerke hohen Gebäude nebst Vorbau und Thurm und dient jetzt nur landwirthschaftlichen Zwecken, so daß beispielsweise der ehemalige Rittersaal als Stall benutzt wird. Der Markt Deutsch-Landsberg wurde 1479 von Matthias Corvinus ein-

Digitized by Google

genommen, später war er ein Besitzthum der Salzburger Bischöfe. Die Burg war einst Sitz der Grafen Khünburg. Im Jahre 1811 kaufte es Moriz Graf Fries vom Religionsfonde und verkaufte es 1820 an den Fürsten Johann von Liechtenstein. Gegenwärtig ist es Eigenthum des Fürsten Alois von Liechtenstein.

Südlich von Schloß Landsberg, kaum eine Stunde Weges entfernt, auf der Hügelkette, welche das Laßnitzthal vom Sulmthal scheidet, umrauscht von dunkelgrünen Baumkronen, umgrünt von saftigen Wiesen, umrankt von Epheu und wildem Wein, liegt Schloß Hollenegg, der Sommersitz der Fürsten von Liechtenstein, jetzt Eigenthum des Fürsten Alfred von Liechtenstein. Obgleich es nur eine mäßige Anhöhe ist, auf welcher sich das stattliche Schloß erhebt, so bietet es doch eine wahrhaft entzückende Fernsicht. Aber nicht die reizende Lage inmitten einer großartig schönen Natur hat das Schloß berühmt gemacht, sondern die vielen daselbst aufgehäuften Kunstschätze und Alterthümer, denn sowohl der alte Fürst Liechtenstein als auch der gegenwärtige Besitzer haben die werthvollsten Sachen ihrer verschiedenen Burgen und Schlösser in Steiermark nach Hollenegg geschafft und aus diesem eine Art Museum gemacht, das nicht nur die Grazer, sondern auch viele fremde Touristen und Kunstfreunde dahin zieht. Seitdem die Graz-Liboch-Wieser Bahn besteht, bilden Landsberg und Hollenegg die Zielpunkte der Grazer Sonntagsausflügler, unter denen freilich die Zahl derer, welche des angenehmen Rothweins wegen dahin gehen, nicht die geringere ist.

Was den Fremden auf Schloß Hollenegg zunächst überrascht, das ist die üppige Vegetation; Natur und Kunst haben gewetteifert, das alte Gemäuer in Laub und Blätter zu hüllen, die Außenwände sind bis zu den Zinnen hinauf mit Epheu, Geisblatt und wildem Wein bedeckt, der Schloßhof gleicht einem südamerikanischen Urwalde, Schlinggewächse aller Art umwinden die alten Corridore und die Mauerwände, im Hofe selbst stehen Citronen- und Lorbeerbäume in Kübeln, das uralte kunstvolle eiserne Gitter über dem Schloßbrunnen ist ganz mit Lianen überwuchert, moderne Ampeln hängen zwischen den Ranken und moderne Laternen sind in den Ecken der Corridore angebracht, um den Hof bei Nachtzeit zu beleuchten. Zwischen blühenden exotischen Gewächsen

Digitized by Google

steigt man die alten ausgetretenen Steinwendeltreppen hinan zu den fürstlichen Gemächern und dem Waffensaale.

Zunächst wird man von dem Castellan, einem kleinen Manne, dessen Nationalität aus seiner Sprache nicht recht zu erkennen ist, denn er kann ebenso gut Čeche, Slovene, Rumäne als Italiener oder Hindu sein, in einen großen Saal mit Stuccaturornamenten geführt, der als Speisesaal bezeichnet wird. Von da geht es dann in die Wohn- und Schlafgemächer des Fürsten Alfred und der Fürstin Henriette von Liechtenstein, welche angefüllt sind mit Alterthums- und Kunstschätzen der verschiedensten Art und Zeitepochen. Das Arbeitsgemach des Fürsten ist reich mit Holzgetäfel ausgelegt; die Thüren mit prachtvollen Holzschnitzereien, sowie die Plafonds von Eichenholz, cassetirt und theilweise mit farbigen Wappen geziert — offenbar eine neuere Arbeit — ferner ein Portal, mit verschiedenen Holzarten ausgelegt, mit der Jahreszahl 1562, sind aus Schloß Limberg — einem stattlichen Gebäude in Renaissancestyl, das bis 1720 der Familie Ortenhofen gehörte, hierhergebracht worden. Die in den Gemächern befindlichen Kunstgegenstände stehen und hängen bunt durcheinander; da steht eine prachtvolle Gobelin-Garnitur aus der glänzendsten Periode der französischen Gobelin-Manufactur neben einem kostbaren, mit Perlmutter eingelegten Tische neuerer Zeit; neben ausgezeichneten Gobelinbildern, welche die Wände bedecken und zum Schutze mit grauer Leinwand verhüllt sind, hängen alte Ahnenbilder mit altmodischen Rahmen; auf einem Wandgestelle steht kostbares altes chinesisches Porzellan und nicht weit davon zeigt ein zweites Gestell die modernsten Silbergeräthe mit eingearbeiteten Münzen aus der Zeit, da die Liechtensteiner noch Münzen prägen durften. Riesige japanesische und chinesische Vasen stehen neben einem alten unscheinbaren Tische, der aber doch ein vorzügliches Kunstwerk ist, denn die eingelegten Holzbildwerke stellen Ansichten von Hollenegg aus vergangenen Jahrhunderten dar. Moderne Oelgemälde contrastiren seltsam mit den alten venetianischen Spiegeln und in Harmonie stehen nur die riesigen Majolikaöfen mit den doppelspännigen damastseidenen Himmelbetten. Im Schlafgemach der Fürstin befindet sich auf der einen Seite des Himmelbettes ein Betschemel mit einem werthvollen Altaraufsatz in Capellenform, auf der andern Seite ein großer Tisch

Digitized by Google

mit den modernsten Toiletterequisiten und dicht dabei ein artiges Spinnrädchen, offenbar nur bestimmt, um anzudeuten, daß „die Zeit ist um, da Bertha spann." Gar seltsam nimmt sich in diesem halbritterlichen Raume eine prachtvolle, verschwenderisch in den glühendsten Farben gestickte echt orientalische Ottomane aus.

Das Geordnetste auf Schloß Hollenegg ist scheinbar die Waffensammlung, denn bei der Zusammenstellung derselben wurde mehr auf das Zusammenpassen, als auf die chronologische Reihenfolge gesehen, deßhalb bilden die von der Riegersburg und den anderen Schlössern des Fürsten hierher gebrachten Waffen aller Zeiten und Völker nur Wanddecorationen ohne jede übersichtliche Anordnung. Die Erinnerungszeichen an die düstere Zeit der Inquisition und Tortur, die „Eiserne Jungfrau" und andere Folterinstrumente stammen von der Riegersburg. Sehr bemerkenswerth sind die Kriegstrophäen aus den Jahren 1848 und 1866, welche in eine Gruppe vereint und — von einem schwarzrothgoldenen Bande umschlungen sind. Vor dieser Gruppe ist auch der Hußaren-Dolman des Fürsten Alfred aufgehängt, der von den Lanzenstichen preußischer Uhlanen derartig durchlöchert ist, daß es fast an ein Wunder grenzt, wieso der Träger unverletzt bleiben konnte.

Es war mir besonders interessant, einmal einen Blick in die Sommerresidenz der Liechtensteiner zu thun und die Sammlung von Kunstschätzen zu besichtigen, von denen ganz Steiermark der Bewunderung voll ist. Läugnen läßt sich auch nicht, daß Schloß Hollenegg mit Gegenständen angefüllt ist, von denen jeder seinen besonderen Werth, seine hohe künstlerische oder antiquarische Bedeutung hat, aber in dem stylosen Durcheinander geht der künstlerische Eindruck verloren.

Trotzalledem und alledem hat mir Hollenegg außerordentlich gefallen, es ist ein Tusculum der reizendsten Art inmitten einer paradiesisch schönen Landschaft.

Die Kalifengräber bei Kairo.

(Mittheilungen an die „Oesterr.-ungar. Revue" von Max Euth.)

So viel läßt sich nicht läugnen: wenn irgend wo in der Welt nichts Ernstliches gearbeitet werden muß, so ist Kairo der allerbeste Platz dazu und der März die richtigste Zeit. Das einem Schwaben

Digitized by Google

angehörige Hotel Meppard ist kein brillantes Gebäude und es ist nicht schwer, darin zu vergessen, daß man sich in einem modernen Gasthof ersten Ranges befindet (sein größter Vorzug!); aber wenn ich Morgens aus meinem Fenster in ein sonniges Kreuzgärtchen hinunterseh, wo sich Bananen und Feigen, Palmen und egyptische Akatien in dichtem Grün verschlingen, und in welches kein Straßen- und kein Hotellärm zu dringen scheint, so voll das Haus auch in der That ist, dann braucht es keine große Phantasie, um sich leibhaftig in ein orientalisches Kloster versetzt zu fühlen. Ebenso, wenn ich Mittags oder Abends meinen Esel besteige, diese Personification treuherziger Geduld und stoischer Ausdauer, und den Vierfüßler nach irgend welcher Seite hin in Bewegung setze. Wo in aller Welt wäre im Umkreise einer einzigen Stunde eine gleich große Mannigfaltigkeit des Schönen und Interessanten anzutreffen, das sich hier von Bergeshöhen und von Wüstensaum, aus dunklen, verfallenen Gassenwinkeln, wie im bunten Gewühle des Bazars entfaltet? Andere Städte haben etliche Bauten und Monumente, ihre Galerieen und Museen und manche sogar ihre kleine, nicht allzu hochwichtige Geschichte; Kairo und seine Umgebung erzählt die Geschichte der halben Menschheit und ist selbst ein colossales Monument, ist die grotesketste Sammlung des erstaunlichsten Zeuges, das je die Welt zusammengewürfelt; es zeigt uns seine Schätze in der unbewußten Freiheit der Natur, sowie selbst Menschenwerk eher gewachsen als gemacht zu sein scheint, und stellt sie in ein Licht und in eine Luft, wie man sie bei uns zu Hause vergeblich ersehnt. Seit 3 Tagen (denn nur in der Beschränkung ist der wahre Genuß einer solchen Schatzkammer zu finden) ziehe ich regelmäßig durch das trutzige Bab el Nasir nach den Kalifengräbern und komme Abends durch die Sekke Gelide, an deren Mündung derzeit das bunte Treiben eines echt arabischen Volksfestes tobt, in der Dämmerung zurück. (Sie trommeln und schreien dort zu Ehren von Hassan und Hussein. Es ist fast dasselbe Fest, wie ich es vor Jahren in merkwürdig modificirter Weise von nicht mohamedanischen indischen Koolis in Trinidad feiern sah.) Die genannten beiden Thore führen nach Nordosten aus der Stadt und direct in die arabische Wüste, welche hier die Stadtmauern berührt und durch das Gewimmel von unzähligen kleinen, weißgetünchten

Digitized by Google

Grabmäler der Araber belebt ist. Hinter diesen Friedhöfen zieht sich ein langgestreckter hoher Sandhügel hin, auf welchem Dutzende von Windmühlen ihre zerfetzten Arme schwingen und durch welchen an mehreren Stellen förmliche tiefeinschneidende Pässe führen. Durch den einen oder den andern reitend sehe ich die Kuppeln und Minarets einer zweiten Stadt vor mir aufsteigen, die sich, vollständig getrennt von Kairo, in einer weiten, sandigen Ebene ausstreckt. Links im Hintergrund erblickt man den Gebel Achmar mit seinem rothen, vulcanischen Gestein, rechts den Mokattam mit lichtgelben, horizontal gestreiften Wänden und senkrechten Abstürzen, und vor sich, von Nordost nach Südwest gedehnt, da und dort umdrängt von Fellahhütten und hundert kleinen Friedhöfen neuerer Zeit, die vierzig Kuppeln einer lautlosen, gespenstigen Stadt der Todten, voll zerfallender Pracht und doppelt schön in ihren Trümmern. Weit draußen im Norden, fast verlassen von den anderen oder wie ein Wachposten gegen die Dämonen der Wüste ausgestellt, steht das Mausoleum von Kansuwe el Ghuri. Es ist ein Würfel mit zarten Stalactitennischen, mit feinen Zeichnungen in Basrelief auf den glatten Flächen und von einer Kuppel gekrönt, die mit einem bunten Gewirr gerader, rösselsprungartiger Linien bedeckt ist, denen das Auge in einer müssigen Minute mit träumerischer Neugier folgt. Ein echt orientalisches Vergnügen! Schakale schleichen ungenirt durch Thor und Fenster und Hunde schlafen vor der heiligen Kibla. Das Grabmonument unter dem Stalactitendome ist verschwunden oder hat vielleicht gar nie existirt. Denn El Ghuri, der es vom Sclaven zum Sultan gebracht hat und in welchem die Prachtliebe des egyptischen Kalifenthums gipfelte, fiel bei Aleppo 1516 nach einer verlorenen Schlacht ohnmächtig zu Boden und wurde sodann von seinen eigenen Leuten todtgeschlagen und sein Kopf dem Osmanensultan Selim präsentirt, ein Ende, das bei den Königen und Fürsten, die uns hier umgeben, zu den ehrenvolleren und angenehmeren gerechnet werden muß. Auf Kansuwe's Grabmal folgen nach Süden hin drei große Grabmoscheen, zwei rechts, eine links, wenn man in der wegelosen Wüste, wo man sich drehen kann, wie man will, überhaupt von links und rechts sprechen darf. Hier ruhen Sultan el Aschraf, der älteste der Gruppe (1291), der den Christen Acco wieder abnahm, Emir Yusuf (1440)

Digitized by Google

und Sultan Barkuk (1396). Die zwei ersten scheinen mir die schönsten Minarets von Kairo zu besitzen. Nichts kann den Reichthum der Formen, dabei die zarte Eleganz und zugleich das Ernste, Würdevolle des Totaleindrucks überbieten. Und Nichts kann den Farbeneffect erhöhen, den die scharfkantigen Steine mit ihren grellen Lichtern und tiefen Schatten auf dem blauen Hintergrunde des Himmels erzielen. El Aschrafs Minaret besteht aus vier Stockwerken, deren höchstes noch heute von seiner puppenförmigen Spitze gekrönt wird, die fast bei allen anderen verloren gegangen ist. Diese oberste und höchste Etage ist ein runder, mit schuppenartigen Verzierungen bedeckter Schaft, welcher nach oben von einem blumenförmig gezahnten Kranze geschlossen wird. Derselbe schießt aus einem reichen Stalactitenbalkone hervor, welcher in den 16seitigen zweiten Schaft überführt. Die Oberfläche des letzteren, im Querschnitt zickzackförmig, scheint mit großen, vertical aufgestellten Palmblättern bedeckt zu sein. Er ruht abermals auf einem Stalactitenbalkone, von welchem aus, nach abwärts, das Minaret achteckig wird. Vier von diesen acht Seiten enthalten Fenster mit kleinen Balkonen für den Muedd'in, die anderen nur entsprechende, reichverzierte Nischen. Jede Kante wird von drei Seiten gebildet, welche die spitzen, muschelförmig ausgeschnittenen Fensteröffnungen stützen. Schließlich geht die Grundform des Minarets in ein Viereck über, dessen glatte Seiten mit steinernen Teppichen behangen sind. Mehr ins Detail zu gehen, würde ein Büchlein füllen und doch kein Bild geben. Zu einer solchen Verirrung könnte jedoch die großartige Grabmoschee des Sultans Barkuk noch leichter verführen, in deren stillem, quadratischen Hofe das einzige Bäumchen der ganzen Todtenstadt, eine Tamariske, grünt. Ringsum, theilweise eingestürzt, ragen die hohen Hallen der Moschee. In der linken Ecke, unter einer gewaltigen, mit Palmblattverzierungen bedeckten Kuppel ist das Grab des Sultans und seiner zwei Söhne, von denen der eine in Damascus hingerichtet, der andre in Kairo ermordet wurde. Rechts, unter einem entsprechenden Dome, liegen seine Frauen. — Von hier aus, weiter nach Süden, werden die Monumente weniger imposant. Bursbey, Kaitbey und noch manche andere haben mit ihrem Mausoleum eine Moschee verbunden. Die meisten Sultane jedoch begnügen sich mit einer einfachen, kuppelge-

Digitized by Google

krönten Grabcapelle. Eine der niedlichsten Gruppen dieser Art steht südwestlich von Barkuk, wo in einem kleinen, mauerumschlossenen Hofe ein Sultan Achmed und Sultan Soliman ihre Grabkuppeln vereinigen. Neben Solimans Capelle ist der Grabbaldachin eines seiner Mameluken und der ganze Platz ist ein wahres Schmuckkästchen saracenischer Baukunst und orientalischer Poesie. Es ist aber nur eines unter Dutzenden. — Die malerischen Gruppirungen, welche der Zerfall der reizenden Bauten gegeben hat, trägt nicht wenig dazu bei, ihre phantastische Schönheit zu erheben. Die steinernen Teppiche, womit die Wände behängt sind, die Stalactiten der Thore und Gesimse, die wunderbaren Kuppeldecken sind an sich fremdartig und merkwürdig genug; wenn aber die stützenden Pfeiler eingefallen sind, Balkone und Brüstungen in der Luft hängen, wenn die Schlußsteine gewaltiger Bögen, die klaffend ins Blaue ragen, am Boden liegen und ganze Dome, wie von einem Riesenschwertstreich gespalten, nach rechts und links sich neigen: dann fühlt man sich wirklich in einer Zauberwelt von Genien, die allein noch diese wunderbare Todtenstadt beleben. „Allein noch?" Nicht so ganz. Denn aus Löchern und Höhlen, aus versteckten Kellern und längstversiegten Wasserbrunnen wuselt es vollauf dem harmlosen Fremdling entgegen. Alte, vertrocknete Mummiengestalten, die mühsam die nackten Knochen zusammenhalten, braune Würmchen, die noch nicht gehen können, halb blinde Weiber, die mich hinter ihren Lumpenschleiern hervor mit Zärtlichkeiten überschütten, achtjährige Mädchen mit glühenden Augen voller Intelligenz, die mir singend die Versicherung geben, daß sie meine Frauen seien, Alles vereinigt sich in dem landesüblichen Chor: „Bakschisch, ya hoagah! Bakschisch!" Es ist nicht böse gemeint und eine kleine Gabe genügt. Aber die Geduld und die heitere Seite der Sache darf man nicht aus dem Auge lassen, sonst wird einem der Besuch des 14. und 15. Jahrhunderts durch das Eindringen des 19. etwas gestört. Welche Zeit aber doch einst gewesen sein muß! Wie viele Köpfe der fromme Barkuk abgeschlagen haben mag, eh' er seine stolze Grabmoschee zu Allahs und des Propheten Ehre zu Stande gebracht hat? Hier liegt Sultan Achmed, aber gleichfalls ohne seinen Kopf. Sultan Kalaun, nach einer Herrschaft voll stolzer Pracht, fand kaum einen Diener, der seine Leiche heimlich in

Digitized by Google

seinem eigenen Mausoleum zu verscharren wagte. El Ghuri's, wie noch manches Andern, Grabdenkmal wartet noch heute auf die Gebeine seines Erbauers, die in Syrien, Kleinasien oder Arabien vermodern. Es ist eine lange Geschichte von Greueln und Schrecken, Verrath und Gewaltthaten, Mord und Todtschlag, in der sich diese ganze Menschheit hilflos durch Jahrhunderte fortwälzt, so daß man müde und gelangweilt wird, auch nur davon zu lesen. Und dabei fanden sie Zeit und die Kraft und den Geist, diese Wunder zu schaffen, zur Ehre Allahs, des Einzigen!

Der Petroleumbrand in Titusville.

Die älteste „Oelstadt" in der Petroleumregion von Pennsylvanien ist Titusville; hier erschloß vor etwa 20 Jahren Oberst Drake durch das nun allgemein gebräuchliche Bohrverfahren die erste Petroleumquelle. Seither wurde eine Anzahl von Städten in dem Gebiete erbaut, sie florirten ein paar Jahre und dann ereilte sie zumeist das fast unabänderlich scheinende Schicksal solcher Orte, sie gingen in Rauch und Flammen auf. In einem schönen, nördlich und südlich von Hügelreihen eingeschlossenen Thale liegt Titusville; die geradlinigen und mit Bäumen bepflanzten Straßen und die in regelmäßigen Rechtecken angelegten Häusermassen der Stadt bedecken einen Raum von 2 engl. Meilen Länge und $^1/_2$ Meile Breite. Hier ließen sich die Oelproducenten und Speculanten mit ihren Familien nieder, gründeten Kirchen für die verschiedenen Glaubensbekenner und vortreffliche Schulen für ihre Jugend, und Titusville wurde das Centrum der Speculation, der Intelligenz und des Reichthums des ganzen Oelgebietes. Vor dem Brande existirten da Raffinerien, die täglich 5000 Barrels Petroleum reinigen konnten, doch wurde die Leistungsfähigkeit nur für 1 Mill. Barrels jährlich in Anspruch genommen. 2 dieser Werke, die Acme Nr. 1 und die Keystone-Raffinery, standen auf den südl. Hügeln und hatten 54 riesige eiserne Oelreservoirs von 1200 bis 35.000 Barrels Raumgehalt; sie enthielten bei Ausbruch der Feuersbrunst zusammen 350.000 Barrels Petroleum. Der Oil Creek, ein im Sommer fast ganz trockenes, nach starken Niederschlägen aber in der Breite von 100 Fuß mit Wasser gefülltes Flußbett, zieht sich am Fuße der Hügel hin und trennt die erwähnten Raf-

Digitized by Google

finerien, sowie die östlich von ihnen belegene Vorstadt South-side von der eigentlichen Stadt im Norden; 3 Brücken waren über den Oil Creek gespannt, und zwar bei der Perry-, der Martin- und der Franklin-Street. Das Wasser für die Stadt liefern mehrere 1 Meile westlich am Flußufer angebrachte artesische Brunnen, welche mit Pumpwerken des sogen. Holby-Systems in Verbindung stehen, die gewöhnlich mit einem Druck von 40 Pfd., bei Feuersgefahr sogar von 80 Pfd. auf den Quadratzoll arbeiten, und es sind für letzteren Fall an jeder zweiten Straßenecke Wasserschläuche an den Hydranten befestigt. Das Feuerdepartement enthält 4 Schlauchcompagnien, 2 Dampfer und je 1 Haken- und Leitercompagnie mit einer Gesammtstärke von 250 freiwilligen Feuerwehrleuten, darunter die tapfersten und geschicktesten, die man nur irgend wünschen kann. — Kurz nach 7 Uhr am Morgen des 11. Juni schlug der Blitz in eines der Reservoirs; dasselbe, Eigenthum der Tidicule und Titusville Pipe Company, stand am Gipfel des Raffinerie-Hügels und enthielt zur Zeit 35.000 Barrels Petroleum, das sich natürlich augenblicklich entzündete. Im Nu hatte der Bürgermeister der Stadt die angesehensten und erfahrensten Oelproducenten versammelt, um mit ihnen über die zu ergreifenden Maßregeln zu berathen. Man war der Ueberzeugung, daß der Inhalt des Behälters in längsten 5 Stunden überkochen würde, und hoffte, die Gefahr dadurch vielleicht beseitigen zu können, daß man vor der Zeit das Oel in Gräben ableitete. Der General-Superintendent Wilson der Pittsburg, Titusville und Buffalo Bahn hatte 50 Meilen entfernt eine Partie von 250 ital. Arbeitern angestellt und beorderte diese sofort zur Hilfeleistung herbei; in anderthalb Stunden waren sie zur Stelle und begannen an der Aushebung eines Grabens zu arbeiten. Die Löschcompagnien von Corry, Oil City, Union, Jamestown und anderen Städten im Umkreise von 50 Meilen wurden gleichfalls von dem Ereignisse benachrichtigt und kamen im Verlauf des Morgens mittelst Separatzugs, zu Wagen und zu Fuß in starken Abtheilungen und mit Dampfspritzen und allerlei Löschgeräthen versehen herbei. Die Stärke des Feuerdepartements war hiemit doppelt. An jedem Hydranten die Straßen an der Nordseite des Flusses entlang standen Mannschaften bereit, dem feurigen Elemente mit Strömen Wassers zu begegnen. 2 Com-

Digitized by Google

pagnien waren beordert, die dem brennenden Behälter zunächststehenden Reservoirs zu schützen, und sie versuchten dies, indem sie dieselben durch ein Dutzend Wasserstrahlen aus dem gewaltigen Acme Compagnie Pumpwerke continuirlich abkühlten. Der Wind blies aber sehr frisch aus dem Nordwest und theilte das Feuer im Verlauf des Vorm. 2 anderen Behältern mit. Ueber 5000 Menschen umstanden Mittags sorgenvollen Angesichts die 3 brennenden Riesenbecken und erwarteten den schreckhaften Moment, da das brodelnde und flammende Oel überfluthen werde. Der dichte schwarze Rauch qualmte wie aus einem in voller Thätigkeit begriffenen Vulkan, während an dem Kraterrande die dichte Reihe der Männer mit Haue und Schaufel in rasender Eile thätig war, dem gefährlichen Elemente einen Abfluß zu schaffen. Plötzlich, 20 Minuten später, verkündete der dröhnende Warnungsruf der wackeren Männer und das Kreischen und schreien der Weiber und Kinder, daß der kritische Augenblick gekommen sei. Dem allgemeinen Schreckensruf folgte plötzlich eine Todtenstille. Das große Becken, in dem sich einen Augenblick früher ein Brodeln und Sprudeln bemerklich machte, entleerte jetzt einen feurigen Strom, der an Masse und Schnelligkeit von Secunde zu Secunde zunahm und die italienischen Arbeiter, die Feuerwehrleute und die an den Rettungsarbeiten mit betheiligt gewesenen Volkshaufen vor sich hertrieb. Sie entkamen sämmtlich, viele nur mit knapper Noth, der entsetzlichen Gefahr. Wenige Minuten später umfluthete die brennende Flüssigkeit einige weitere Oelbehälter und verursachte eine Reihe heftiger Explosionen, deren jede den Himmel in ein Flammenmeer zu verwandeln schien; bald darauf lagerte sich aber ein dichter schwarzer Qualm über das ganze Hügelland und hüllte die Scene in ein undurchdringliches Dunkel. Der frische Wind aus dem Nordwest hielt inzwischen ungeschwächt an und dies erleichterte den am Norduser hinter künstlichen Schutzwehren aufgestellten Mannschaften die Arbeit, den Brand von der Stadt fern zu halten; sie dämpften mit gewaltigen Wasserstrahlen das von Zeit zu Zeit über das Flußufer geschleuderte Oel und überschwemmten die näherliegenden Häuser und Straßen. Alle Hoffnung, die Raffinerien zu retten, war mit dem Momente gänzlich geschwunden, da die Arbeiter vor dem Feuerstrome und dem erstickenden Rauch fliehen mußten. Es galt also, alle Kräfte zum

Digitized by Google

Schutze der Stadt zu concentriren. Die Brücke bei der Perry-Street, die zu den Raffinerien führte, wurde gar bald von dem Oelstrome erreicht und vernichtet, aber den ganzen Abend und die folgende Nacht hindurch wußten die Feuerwehren die Flammen von einem Ueberspringen an das Nordufer fernzuhalten. Die Bewohner des bedrohten Stadttheils hielten sich aber bereit, auf das erste Signal sich und ihre Habe in Sicherheit zu bringen. Viele waren bereits geflohen. Es war eine Nacht des Schreckens. Zuweilen entleerten sich 2 bis 3 Becken auf einmal und es erfolgte eine Explosion, welche die Stadt und ihre Umgebung erschütterte; wenn aber das feurige Element in das Strombett niederstürzte, vermochten es die Schutzleute doch immer wieder an das südliche Ufer zurückzutreiben. Am 12. bei Tagesanbruch wüthete das Feuer mit unverminderter Heftigkeit noch fort. Die Franklinbrücke war gleichfalls dem Elemente zum Opfer gefallen. Die meisten Oelbehälter waren in Brand oder bereits explodirt. Einige wenige aber standen noch unversehrt da, unter diesen der Emerytank der Octave Company mit 17.000 Barrels. David Emery, der Chef dieser Firma, bot der Corry-Feuerwehr 90 Pf. für die Rettung dieses Beckens, und die wackeren Männer unternahmen in der That das tollkühne Wagniß. Sie überflutheten stundenlang den Bau mit mächtigen Wasserstrahlen, selbst nachdem das hölzerne Dach Feuer gefangen hatte; schließlich mußten sie aber schleunigst das Feld räumen. Emery zahlte den Wackeren für ihre heroische, aber fruchtlose Arbeit den versprochenen Lohn. Noch stand die Brücke bei der Martin-Street, und um sowohl diesen wichtigen Bau als die nördlich derselben befindliche Raffinerie zu erhalten, schien es gerathen, den Ueberrest der brennenden Oelbehälter allmälig abzuzapfen. Dies wurde denn auch mit Hilfe einer alten Feldhaubize versucht. Man schoß einige Löcher in die ehernen Gefäßwände und alsbald ergoß sich aus ihnen das Oel gleich geschmolzenem Metall. Beim Anbruch der zweiten Nacht währte trotzdem das Feuer mit Heftigkeit fort, doch fanden bis 11 Uhr keine bedeutenden Ueberfluthungen mehr statt; um die angegebene Zeit zeigten jedoch der „Emery tank" und einige andere bedenkliche Symptome, und es wurde den Feuerwehren das Signal zu einer letzten entscheidenden Anstrengung gegeben. Das Flußbett hatte sich mittlerweile in Folge eingetretenen Regens auf

Digitized by Google

2 Fuß mit Wasser gefüllt und die größte Gefahr stand jetzt unmittelbar bevor. 2 Becken der Acme-Works barsten gleichzeitig, kurz darauf überquoll der Emery- und einige andere Behälter; in wenigen Minuten war das Flußbett ein Flammenstrom, aus dem eine ungeheure Feuergarbe auf etwa 2000 Fuß Höhe gegen den Himmel schoß. In panischem Schrecken wandte sich das Volk zur Flucht, während das flüssige Feuer niederströmte und Allem, was sich längs des Nordufers fand, den Untergang bereiten zu wollen schien. Die Brücke wurde mit Wasser überfluthet, dessenungeachtet stand sie bald in hellen Flammen und erst nach 15 Minuten, als das brennende Oel abgeflossen war, gelang es den übermenschlichen Anstrengungen, sie und die Stadt vor gänzlichem Untergang zu retten. In dem Eingangs erwähnten südlichen Stadttheil brannten 20 Häuser, darunter ein Hotel, gänzlich nieder, die Bewohner waren in die benachbarten Wälder geflohen. In dem nördlichen Stadttheil, der eigentlichen City, wurde nur ein Haus zerstört. Der Gesammtverlust wird auf mindestens 1,000.000 Doll. geschätzt, wovon fast die Hälfte auf die Acme Oil Company entfällt; dessenungeachtet spendete sie 300 Doll. dem Feuerdepartement und 100 Doll. dem unmittelbar nach dem Brande errichteten Unterstützungscomité. Titusville wurde für diesmal vor dem drohenden Untergang gerettet.

Literatur.

* „Militärische Classiker des In- und Auslandes." Mit Einleitungen und Erläuterungen von W. v. Scherff, v. Boguslawski, v. Taysen, Freiherrn v. d. Goltz und Anderen, herausgegeben von G. v. Marées. Berlin 1880. F. Schneider & Co. Es war eine glückliche Idee, welche die rührige Verlags-Buchhandlung Schneider in Berlin, in Folge zahlreicher, namentlich aus den Reihen der preußischen Armee an sie gelangter Wünsche, veranlaßte, die bedeutendsten Werke der neueren, seit Ende des vorigen Jahrhunderts erschienenen Militär-Literatur den betheiligten Kreisen durch eine wohlfeile Ausgabe zugänglicher zu machen und in einer Folge von etwa fünfzehn Heften die wichtigsten kriegstheoretischen Schriften des In- und Auslandes, theils im deutschen Original, theils in Uebersetzung, vorläufig von Schriften rein kriegsgeschichtlichen Inhaltes absehend, zu veröffentlichen. Es gibt eine große Menge strebsamer Officiere,

Digitized by Google

denen es bisher nicht möglich war, sich in den Besitz der Werke eines Friedrich's II., eines Scharnhorst, Clausewitz, Napoleon's I., Jomini und anderer hervorragender Strategen, Feldherren und Organisatoren zu setzen, weil deren Anschaffungspreis ein verhältnißmäßig hoher war, und doch empfanden sie nicht nur das Bedürfniß, sondern es war geradezu eine Nothwendigkeit für sie, dieselben behufs eigener Fortbildung zu studiren. Diesem Bedürfniß soll durch die in Aussicht genommene Sammlung abgeholfen werden, von welcher uns bis jetzt die drei ersten Hefte: „Die Generalprincipia vom Kriege und Anderes", von Friedrich dem Großen, und „Die Lehre vom Kriege", I und II von Carl v. Clausewitz, vorliegen; ersteres erläutert und mit Anmerkungen versehen von v. Taysen, mit 20 im Text eingefügten Plänen; letzteres von v. Scherff. Diese Erläuterungen entsprechen dem heutigen Standpunkte der Kriegswissenschaft und beweisen hiedurch, daß jene Werke dem Leser sozusagen geistig nähergerückt werden unter geschickter Scheidung dessen, was für die Heeresführung und Heeresverwaltung aller Zeiten wahr und nutzbringend ist, und dessen, was in Folge der fortwährenden Wandlungen, welchen das Kriegswesen, namentlich in allerneuester Zeit, unterworfen ist, als eine überwundene Entwicklungsstufe angesehen werden muß, trotzdem aber seinen unläugbaren historischen Werth bewahrt. Auf diese Weise wird zwischen den Werken, die einer vergangenen Zeit angehören, somit den Stempel einer früheren Geschichtsperiode tragen, und den militärischen Anschauungen der Gegenwart eine unmittelbare Verbindung hergestellt, und durch ein derartiges Interpretiren die historische Fortbildung der Kriegswissenschaft, sowie die Ergebnisse, welche aus derselben für Theorie und Praxis gewonnen wurden, dem Fachmanne wie dem Laien als eine Quelle anregenden und fruchtbringenden Studium erschlossen. Als die Träger und Förderer des Unternehmens erscheinen Autoritäten auf dem militärwissenschaftlichen Gebiete, deren Namen eine Bürgschaft dafür bieten, daß das von ihnen ins Leben gerufene Werk im Geiste ernster und gediegener Wissenschaftlichkeit durchgeführt werden wird, wie auch die drei bereits erschienenen Lieferungen den besten Beweis hiefür liefern. Es wäre schwer möglich auch nur kurz den Gedankengang der „Generalprincipien des Krieges" sowie der „Lehre vom Kriege" an der Hand der beigefügten Er-

Digitized by Google

klärungen angeben zu wollen. Dazu gehörte eine eingehendere Besprechung, als solche uns hier gestattet ist. Ueberdies ist das eine Arbeit, der sich jeder Leser mit Freude selbst unterziehen wird, darf er doch, besonders bei der Lecture von Werken so classischer Art, wie die beiden vorliegenden es sind, keineswegs, will er Nutzen aus ihr schöpfen, sich lediglich receptiv verhalten. Es mag genügen, glauben wir, auch unsere österreichischen Officiere auf dieses Lieferungswerk hinzuweisen, überzeugt, daß, seit unter ihnen neben der Praxis auch die Theorie, die ja doch aller Praxis Mutter und Grundlage ist, immer größeren Anklang findet, aus dem eifrigen Studium desselben eine erhebliche Vermehrung ihrer militärischen Kenntnisse sich für sie ergeben wird. C. v. G.

* Militärische Literatur. Der k. k. Major des Genieſtabes Anton Rossetti Edler von Rossanegg veröffentlicht unter dem Tittel „Die geschlossene Schlachtfront und das Gruppensystem" (Verlag von Carl Prochaska in Teschen) einen von ihm im Brünner militärwissenschaftl. Verein gehaltenen Vortrag, der eine Reihe von Vorschlägen anführt, auf welche Weise den tiefgefühlten Mängeln der gegenwärtigen Feuerlinie abzuhelfen wäre. Als Charakteristik dieser Vorschläge lassen sich bezeichnen: eine größere Gliederung der tactischen Kampfeinheit in die Tiefe, zähes Festhalten der besetzten Stützpunkte durch das Feuer, Ausführung von kleinen Offensiven durch die Specialreserven, um die Stützpunkte zu degagiren und den Gegner in die Flucht zu jagen. Den besonderen Vortheil seiner Vorschläge sieht Herr Major von Rossetti darin, Offensive und Defensive stets innig mit einander zu verbinden und bei den Offensiven stets leicht ohne Exponirung der Flanken eigene Stärken gegen feindliche Schwächen wirken zu lassen. Den Haupt-Nachtheil der geschlossenen Schlachtfront dagegen erblickt er darin, daß durch das Streben nach Terrain-Ausnützung, durch Zufall und feindliche Gegenwirkung die Front vielfach und oft gefährlich zerrissen wird, während das auf rationeller Terrain-Ausnützung basirende Gruppen- oder Stützpunkt-System eine richtige und gute Oekonomie mit den Streitkräften, eine wirklich starke Feuerlinie und namentlich eine gute Ausnützung des Bewegungsmomentes gewähre.

* „Die Grundrente als Zweck aller Landwirthschaft und

Digitized by Google

Viehzucht." Unter diesem Titel hat soeben Prof. Dr. J. W. Lambl, der Verfasser der seinerzeit so viel bekämpften Schrift: „Depecoration in Europa" ein neues Werk herausgegeben, das er als einen „Beitrag für Reform irriger Betriebs-, Buchführungs- und Ertrags-Taxations-Grundsätze" bezeichnet. In demselben bekämpft Prof. Lambl die Scheidung der Landwirthschaft in zwei besondere Gewerbe, Ackerbau und Viehzucht, und die Individualisirung derselben in einzelnen bis ins Minutiöse sich zersplitternden Conti der doppelten Buchführung, in welchen die einzelnen Wirthschaftszweige sich gegenseitig mit Soll und Haben bedenken, um ihre Rentabilität nachzuweisen. Da aber mitunter nur fingirte Preise angesetzt werden, so ist auch die Ertragsziffer keine verläßliche, und insbesondere wird in Folge dieser Buchführung die Viehzucht, „weil von ihr der Mist zu theuer producirt wird", sehr häufig als „passiv", das Halten der Thiere nur als eine Last der Landwirthschaft, die der Landwirth leider dulden müsse, verketzert. Prof. Lambl bekämpft nun in seiner Schrift den von vielen Landwirthen zum Dogma erhobenen Satz, daß die Düngerberechnungen die Basis aller landwirthschaftlichen Veranschlagung bilden, und trachtet im geraden Gegentheil nachzuweisen, „daß Düngerwerthberechnungen das allerschlimmste Hinderniß jeder landwirthschaftlichen Veranschlagungen sind". Wir können dem Verfasser nicht in den Details seiner Beweisführung und seiner Reformvorschläge folgen, glauben aber, daß selbe von Landwirthen mit Nutzen gelesen werden und die Ansicht des Verfassers sich allmälig Bahn brechen wird. Gewidmet ist die (in Commission von Kiwnaè erschienene) Schrift Sr. Durchl. dem Fürsten Carl Schwarzenberg als dem Ersten der die Reformbestrebungen des Verfassers würdigte.

* Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen. Dieses von Professor Oncken geleitete große und schöne Unternehmen der G. Grote'schen Verlagsbuchhandlung in Berlin bringt in seiner 19. Abtheilung Hertzberg's „Geschichte des alten Rom" zum Abschluß. In derselben Abtheilung beginnt Prof. Dr. Bernhard Kugler in Tübingen die „Geschichte der Kreuzzüge," die er in der 20. Abtheilung fortsetzt. Was die Eintheilung dieser auf Grundlage der neuesten Forschungsergebnisse bearbeiteten Partie des Cyclus betrifft, so faßt Kugler unter dem ersten Kreuzzug jene Kriegsthaten zusammen, deren Mittelpunkt die Eroberung Jerusalems bildet. Als zweiten Kreuzzug bezeichnet er die durch den drohenden Sturz der Kreuzfahrerstaaten

Digitized by Google

herbeigeführte Erhebung Europas, als dritten die Ereignisse nach dem Siege Saladins über Jerusalem und als vierten jene Action, in welche die Eroberung Constantinopels und die Gründung des lateinischen Kaiserreichs fällt. Die Kreuzzugsgeschichte, deren künstlerischen Schmuck architektonische Vollbilder, die Facsimile-Darstellung einer alten Handschrift ꝛc. bildet, gelangt in der nächsten (21.) Abtheilung zum Abschluß.

* Von Karl Grün's „Culturgeschichte des siebzehnten Jahrhunderts" ist vor Kurzem im Verlage von Johann Ambrosius Barth in Leipzig der zweite Band erschienen. Er beginnt mit John Milton, dem großen Publicisten der englischen Revolution, dem Dante und Machiavell Englands, geht dann zur englischen Restauration unter Carl II. über und beleuchtet die Staatsgeschichte, Staatsrecht, Religion und Literatur Englands in dieser Periode, dann unter Jakob II. und der „glorreichen Revolution", unter Wilhelm und Marie. Den Mittelpunkt des Bandes bildet aber die Persönlichkeit des vierzehnten Ludwig von Frankreich, und seiner Zeit. Carl Grün entwirft ein lebhaftes Bild der politischen, moralischen und socialen Gewissenlosigkeit unter dem „großen König", ein grelles Bild der heillosen Maitressen- und Bastille-Wirthschaft, der allgemeinen Fäulniß, die vom Hofe aus weiter fraß in alle Schichten des Volkes und auch noch das Leben in den höheren Gesellschaftsschichten Deutschlands vergiftete. Als Lichtbilder erscheinen uns nur die Gestalten eines Molière, Corneille, Racine, Fénelon, Lafontaine u. s. w., die der Autor in ihrem Wesen erfaßt hat und treffend mit kurzen Strichen skizzirt. Bei der Betrachtung Deutschlands in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts hält Grün die Gestalt des „edlen Ritters", den Prinzen Eugenius im Vordergrunde; in seinen sonstigen politischen Resumés gibt sich ein ziemlich starker Zug specifisch hohenzollern'scher Sympathieen kund, der dem Autor manche Phase in der Politik des Wiener Kaiserhofes in schieferem Lichte erscheinen läßt, als sie es verdiente. Mit einer lebendigen Skizze des deutschen Culturlebens, der bildenden Kunst und Literatur, der Sprache, der Musik, ja selbst der Nahrungs- und Genußmittel des Deutschen in dem behandelten Jahrhundert und mit einem Ueberblick über die geistigen Strömungen desselben auf dem Gebiete der Naturwissenschaft und Philosophie schließt Grün den zweiten Band seines inhaltreichen Werkes.

Digitized by Google

* Weltkarte. Der Verlag von Justus Perthes in Gotha hat soeben eine Allgemeine Weltkarte nach Mercators Projection herausgegeben, welche eine Uebersicht der deutschen Seeverkehrslinien, des Welt-Postvereins und der deutschen Consulate darstellt. Unter anderen sind die Staaten darauf ersichtlich, wo das einfache und wo das doppelte Briefporto des Weltpostvereines gilt, so wie jene Staaten, mit denen zwar eine regelmäßige Postverbindung stattfindet, die aber nicht dem Weltpostverein angehören. Ebenso sind jene Gebiete der Postvereinsstaaten durch eine besondere Farbe kenntlich gemacht, nach denen zur Zeit, wegen ihrer äußerst dünnen Bevölkerung, ein regelmäßiger Postengang noch nicht reicht. Ein flüchtiger Ueberblick zeigt, daß diese postverkehrslosen Gebiete einen sehr großen Theil der außereuropäischen Erdtheile einnehmen, und daß selbst Europa (Lappland) noch nicht vollständig in den regelmäßigen Postverkehr einbezogen ist. Die von Heinrich Berghaus entworfene Karte ist übrigens auch in anderer Hinsicht dem Freunde geographischen Wissens sehr förderlich, indem bei deren Entwerfung alle Resultate neuer Forschung (Nordpolarreisen, Afrikareisen ꝛc.) benützt wurden. Nebenkärtchen zeigen die internationale Thelegraphenlinie der Halbkugel die obere Erdhälfte für den Berliner Horizont, die Landengen von Suez und Panama ꝛc. ꝛc.

* Die Alpenpflanzen. Von diesem Prachtwerk des Verlags von Fr. Tempsky ist nunmehr der zweite Band beendet. Wie dem ersten Band eine Ansicht des Montblanc, so ist dem zweiten eine Ansicht des Großvenedigers, in dem lithographischen Etablissement von A. Haase effectvoll in Farbendruck ausgeführt, als Titelbild beigegeben. Zweihundert der schönsten Alpenpflanzen, sämmtlich mit sorgsamster Treue, Form und Farben der Blätter und Blüthen wiedergegeben, findet der Blumenfreund in diesen zwei elegant gebundenen Bänden beisammen, gewissermaßen ein Herbariums-Album, das aber vor einem wirklichen Herbarium den Vorzug hat, daß die Blumen desselben ihre Farbenfrische bewahren. Touristen, die von einer Alpenreise zurückkehren, bietet dieses Album eine Erinnerung an die Alpina Flora, denen aber, welche sich zur Alpenfahrt erst rüsten, ein botanisches Hilfsmittel, um sich unter den Pflanzen, die ihnen auf Höhen und Lehnen, im Thal und am Felsrand vorkommen werden, rasch auszukennen. Die Benützung des Werkes wird

Digitized by Google

durch den Text, welcher jede der in demselben zur Darstellung gebrachten Pflanze nach ihren Kennzeichen und ihrer Verbreitung beschreibt, und durch ein alphabetisches Verzeichniß derselben sowohl nach lateinischen als den üblichen deutschen Namen erleichtert. Welchen Anklang das Werk auch auswärts gefunden, zeigt der Umstand, daß von demselben in London eine englische Ausgabe erscheint. Auch vom dritten Bande liegt bereits ein Heft vor, enthaltend Gerania phalum Lunicera alpigena, Primula longiflora und marginata, Hemogyne discolor, silvestris und alpina, Androsace Wulfe niana und Silene Elisabetha.

Volkswirthschaftliches.

Azienda Assicuratrice. In der letzten Nummer der „Oesterr.-Ungar. Revue" haben wir die Rechnungsabschlüsse dieser Gesellschaft mitgetheilt und wollen nun über den Beschluß, das Capital der „Azienda" auf 12 Millionen Gulden österr. Währung zu erhöhen, einige Worte sagen. Ein zwingendes Motiv zur Erhöhung des Actiencapitals liegt im Grunde genommen nicht vor, da der allgemeine Geschäftsstand der „Azienda" ein solcher ist, daß die Versicherten darüber vollkommen beruhigt sein können, da ihre Interessen auf das Beste gewahrt sind. Die Angriffe, deren Object die „Azienda" in der jüngsten Zeit gewesen, haben das Vertrauen in eine Anstalt nicht zu erschüttern vermocht, deren Leitung es seit jeher verstanden hat, das öffentliche Interesse mit den Interessen ihrer Actionäre in die richtige Harmonie zu bringen, welche seit ihrem Bestande alle ihre Verpflichtungen prompt erfüllt hat und daher mit Recht auf den Namen eines streng soliden und vertrauenswürdigen Institutes Anspruch machen kann. Die gegen die „Azienda" gerichteten Angriffe erscheinen übrigens in ihrem wahren Lichte, wenn man weiß, daß sie von Concurrenz-Instituten ausgingen, die sich auf diese Weise eine Clientel erwerben zu können glaubten, die aber dabei nicht bedachten, daß ein derartiges Vorgehen gerade das Gegentheil bewirken mußte, zumal jene Concurrenz-Institute sowohl in Bezug auf Capitalskraft, wie auch in Bezug auf Vertrauenswürdigkeit mit einer Anstalt wie die „Azienda" nicht verglichen werden können, die nach der andern Richtung seit einer langen Reihe von Jahren die stärksten

Digitized by Google

Proben abgelegt hat. Die gegen die „Azienda“ gerichteten Angriffe blieben denn auch ohne alle Wirkung und wir müssen mit Befriedigung constatiren, daß jene Institute, welche sich zu diesem Ende des verächtlichen Mittels anonymer Brochuren bedienten, zu dem Schaden auch noch den Spott hatten, denn jeder Unbefangene mußte sich sagen, daß Anstalten, die sich solcher Mittel bedienen, auf einer schwachen Grundlage fußen müssen. Die Generalversammlung hat den von mehreren größeren Actionären ausgegangenen Antrag auf Vergrößerung des Actiencapitals angenommen und damit einen Beschluß gefaßt, der in mehrfacher Richtung alle Anerkennung verdient, denn die „Azienda“ wird dadurch in die Lage versetzt, sich in ihrer Concurrenzfähigkeit auf der bis nun behaupteten Höhe zu erhalten und zugleich im Stande sein, ihren Operationen die gewünschte größere Ausdehnung zu geben. Es sind in letzterer Zeit mehrere neue Versicherungsanstalten mit großen Capitalien in's Leben gerufen worden, ebenso waren ältere Anstalten bestrebt, ihr Actiencapital zu vermehren, die „Azienda“ mußte daher, wollte sie nicht zurückbleiben, ebenfalls auf Vergrößerung ihres Actiencapitals Bedacht nehmen, und hat die Generalversammlung ein Comité von drei Mitgliedern aus den Actionären gewählt und dasselbe mit der Vollmacht betraut, dem Offerte eines Consortiums von ausländischen Gesellschaften den Vorzug gebend, auf Grund des von diesem Consortium vorliegenden Präliminarvertrages, dessen Hauptpoint in der Erhöhung des Actiencapitals der „Azienda Assicuratrice“ auf 12 Millionen Gulden öst. Währung in Gold, — in 60.000 Stück Actien à fl. 200 mit 40% effectiver Einzahlung = fl. 4,800.000 — gelegen ist, mit demselben in weitere Unterhandlungen zu treten und diese nach eingeholter Genehmigung der h. Regierung zum endgiltigen Abschlusse zu bringen. Eine weitere Folge dieses Uebereinkommens wird die Betheiligung der „Azienda Assicuratrice“ an den Operationen dieser Gesellschaften sein, wodurch allein schon ein bedeutender Geschäftszuwachs gewährleistet würde, während die „Azienda“ selbst in ihrem Selbstbestimmungsrechte nicht nur nicht alterirt, sondern auch keine andere Verbindlichkeit übernehmen würde, als die der Abgabe der aus der Natur des Geschäftes resultirenden Rückversicherungen.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Ant. Magner.
Druck von Hugo Hoffmann, Wien, VII., Breitegasse 4.

Digitized by Google

Inhalt: Die diesjährigen Herbstmanöver. — Die Religionssteuer. — Die Schulen in Bosnien. — Erzherzog Ludwig Salvator's Ritt durch die Wüste. — Aus Beethoven's Leben. — Ungarn's Poesie im 19. Jahrhundert. — Die 250jährige Jubiläumsfeier des k. k. Inf.-Regiments Nr. 11.

Die diesjährigen Herbstmanöver.

Unter den im Monate September stattgehabten Manövern haben namentlich die in Galizien und in Ungarn im Beisein des Allerhöchsten Kriegsherrn abgehaltenen Manöver die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Was nun die Manöver in Galizien betrifft, so muß das dadurch erzielte Resultat als ein unanfechtbar günstiges bezeichnet werden.

Die oberste Leitung war auf beiden Seiten correct, die Verpflegung bei so großen Schwierigkeiten doch genügend und auch die übrigen Dienstteszweige der Armeeverwaltung fungirten ohne Anstand.

Die Schulung sämmtlicher Truppen erwies sich als vorzüglich. Die Marschfähigkeit der Linien- sowie der Landwehrinfanterie war über alle Erwartung und über alles Lob und namentlich leisteten einige Jägerbataillone hierin wahrhaft Großartiges. Die Artillerie war ihres althergebrachten Rufes im höchsten Grade würdig und ebenso ließ die Schulung und Ausdauer der Cavallerie nichts zu wünschen übrig.

Dennoch werden gerade der letzteren Waffe einige Vorwürfe gemacht. Aber diese Vorwürfe, wenn überhaupt stichhältig, treffen nicht die einzelnen Regimenter und Schwadronen oder deren Führer, sondern das bestehende, den Anforderungen der Gegenwart nicht völlig angepaßte System. Der Aufklärungsdienst soll nämlich nicht ganz in genügender Weise betrieben worden sein und einzelne — kleinere Abtheilungen wären im Ernstfalle der Vernichtung durch das gegnerische Feuer preisgegeben worden.

Es ist eine seit uralter Zeit bestätigte Wahrnehmung, daß die österreichische Cavallerie, was die Tapferkeit und Gewandtheit des einzelnen Reiters, sowie die Ausbildung und Leistungsfähigkeit der einzelnen Schwadronen und Regimenter anbelangt, unübertroffen dastehe, daß aber die Verwendung der Cavallerie im Großen nicht immer

Digitized by Google

entsprochen habe. Das Erstere ist unbedingt wahr, die Klage über die mangelhafte Verwendung im Großen aber kommt bei fast allen anderen Armeen vor. Ausgezeichnete Reitergenerale sind noch seltener als große Feldherren. Die österreichische Armee hatte außer Pappenheim, Spork, Römer (dem Helden von Molwitz) und Ottinger, die preußische Armee außer Seidlitz und Ziethen wenige im großen Style angelegte Reitergenerale. Und doch muß es überraschen, daß Männer, welche an der Spitze eines Regiments wahre Wunder der Tapferkeit verrichtet hatten, an der Spitze von vier oder sechs Reiterregimentern eine sehr bescheidene Rolle spielten, wie es in den Feldzügen von 1859 und 1866 in mehreren Fällen vorkam.

Aber es kann diesen Männern daraus kein Vorwurf gemacht werden. Mancher wußte vielleicht recht gut, was er zu thun hatte, aber er mußte es unterlassen, weil er befürchten mußte, daß das in seinen Händen befindliche Werkzeug für den beabsichtigten Zweck nicht genügen würde. Denn es wird auch jetzt noch die Cavallerie viel zu wenig in größeren Körpern und noch weniger in Verbindung mit den anderen Waffengattungen geübt. Die Uebungen der Cavallerie in der Brigade oder Division sind selten genug und dann übt sich die Cavallerie nur für sich allein. Nur bei sehr großen Manövern sieht man auch größere Cavalleriekörper in Verbindung mit den anderen Waffengattungen auftreten. Es fehlt also den Führern sowie den Regimentern selbst an der Uebung.

Nun hat aber Oesterreich wie kein anderer Staat (selbst Rußland wäre nur unter gewissen Bedingungen auszunehmen) das herrlichste Menschenmaterial für die Bildung einer trefflichen Reiterei. Neben den beiden Reitervölkern, den Ungarn und Polen, müssen noch die Bewohner des Flachlandes von Böhmen und Mähren erwähnt werden, die zu allen Zeiten den Kern der schweren Reiterei abgaben. Es sind das Alles Leute, die von frühester Jugend an mit dem Reiten vertraut sind. Bei solchen Reitern könnte die Detailausbildung noch mehr abgekürzt, dafür aber die Uebung in größeren Körpern und im Vereine mit den anderen Waffen noch eifriger betrieben werden. Man sagte den Franzosen oft genug nach, daß sie nicht reiten könnten, und welche Erfolge erzielten gleichwohl die napoleonischen Generale, ein Murat, ein Ney, Latour-Maubourg u. A. an der Spitze ihrer

Digitized by Google

Reitermassen und auch im Kleinen war die Verwendung der französischen Reiterei in jener Zeit eine völlig entsprechende.

In Czegléd waren es die Manöver der dort concentrirten Honvéd-Cavallerie-Regimenter, die geradezu brillant ausfielen und die Allerhöchste Anerkennung fanden. Die ausländischen Officiere sprachen sich in sehr anerkennender Weise über die Honvédcavallerie aus und erklärten, daß sie eine so vollständig entsprechende, selbstständig operirende Cavallerie bei einer Landwehr nicht vorausgesetzt hätten.

In Fünfkirchen sprach der Kaiser seine vollkommenste Zufriedenheit über die Uebung aus und versprach der Entwicklung der Honvéds mit Aufmerksamkeit zu folgen. Der Gang der mit großer Bravour durchgeführten Manöver ließ auch hier nichts zu wünschen übrig.

Großes Interesse erregte bei den ausländischen Officieren das Fünfkirchner Honvédlager, das unstreitig zu den großartigst angelegten seiner Art gehört.

Das Honvédlager, das von 7200 Honvéds bezogen ist, enthält 32 große, schön gebaute Baracken. Das Innere der prächtigen Zelte zeigt ein Muster militärischer Ordnung, Reinlichkeit und Zweckmäßigkeit. Die vier größeren Zelte dienen 600 Honvédhusaren sammt Pferden zur Unterkunft. Selbst ein flüchtiger Besuch der Stallungen muß die Zufriedenheit eines jeden Cavalleristen erwecken. Zwei Pavillons für die Officiere schließen gegen Norden die Front des Lagers. Die Officierswohnungen sind recht nett, doch langen sie beiweitem nicht, so daß ältere Stabsofficiere mit jüngeren zusammen ein kleines Zimmer theilen müssen. Am rechten Flügel der Front befindet sich die Cantine; das rothe Kreuz auf weißer Fahne sagt uns, daß das hier liegende Gebäude ein Spital ist. Ueberall sieht man sorgsam angelegte Baumpflanzungen, die auch mit gutem Erfolge gedeihen. Die Schießstätte ist etwa 1200 Schritte vom Lager entfernt. Sehr unzureichend ist die Anzahl der Brunnen.

Die Religionssteuer.

Schon vor einiger Zeit hatte sich in Wien eine Anzahl regulärer Prälaten des Reiches versammelt, um die den Ordensstiften drohenden Consequenzen der allzuhoch bemessenen Religionsfondssteuer ab-

Digitized by Google

zuwenden, und vor noch nicht langer Zeit haben abermals mehrere der hervorragendsten Prälaten des Reiches Schritte gethan, um sich über ein gemeinsames Vorgehen der Stiftsvorstände in Sachen der Religionsfondsbeiträge zu einigen. Die Regierung ist nunmehr über die durch die Höhe dieser Beiträge geschaffene Sachlage genau unterrichtet, wobei zu bemerken ist, daß schon früher einzelne Klöster geradezu um Sequestration angesucht hatten, damit der wahre Stand der Dinge genau erhoben werde. Zu diesem drastischen Auswege ist es nun allerdings nicht gekommen, es war auch nicht nothwendig, da Jeder, der die Verhältnisse kennt und objectiv beurtheilt, im Laufe der letzten Jahre die Ueberzeugung erlangen mußte, daß die bisherigen Beitragsziffern auf die Dauer in ihrer gegenwärtigen Höhe nicht erhalten werden können, wenn den thatsächlichen Verhältnissen der Stifte Rechnung getragen werden soll.

Die Schulen in Bosnien.

Der gänzliche Mangel an Schulen nach europäischen Begriffen hat die Landes-Regierung für Bosnien und die Herzegowina zu dem Entschlusse gebracht, derlei Anstalten in den occupirten Ländern einzurichten und hiedurch die Errichtung anderer Schulen anzubahnen. — So ist das Real-Gymnasium zu Serajewo entstanden. Die eigenthümlichen Verhältnisse des Landes haben jedoch das General-Commando zu Serajewo bestimmt, ein Knaben-Pensionat zu errichten mit dem ausgesprochenen Zwecke, den Söhnen der besseren Familien des Landes, dann den Söhnen der im Lande stationirten Officiere, Militär- und Civil-Beamten jene Vorbildung zu geben, welche der absolvirten 4. Classe einer Volksschule entspricht und die Zöglinge des Pensionates befähigt, entweder in eine Cadetenschule oder in eine Civil-Mittelschule einzutreten. — Der Stand des Lehr- und Aufsichtspersonales wird den in Bosnien garnisonirenden Truppen entnommen und besteht aus: einem Oberlieutenant als Commandanten; 7 Unterofficieren, von denen einer mit der Leitung des ökonomischen Dienstes und einer mit der Aufsicht über die Hausordnung betraut ist; 16 Soldaten, als Schul- und Hausdiener, als Professionisten u. s. w. Die fünf mit dem Lehrfache betrauten Unterofficiere müssen bei vollkommener Kenntniß der kroatischen Sprache die Lehrbefähigung für

Digitized by Google

Volksschulen mit deutscher Unterrichtssprache nachweisen. — Das Pensionat ist in einem von der türkischen Regierung übernommenen und zu diesem Zwecke hergerichteten Schulgebäude untergebracht und für 80 interne Zöglinge ohne Unterschied der Religion eingerichtet; diese Zöglinge beziehen entweder ein Stipendium oder es wird von den Angehörigen derselben ein Kostgeld eingehoben, welches gegenwärtig auf 250 fl. für ein Jahr festgesetzt ist. Es sind mehrere Gattungen Stipendien in Aussicht genommen, Militärstipendien für Officiers- und Militär-Beamtensöhne, Staatsstipendien für die Söhne der Staatsbeamten, Landesstipendien ausschließlich für Landeskinder und Privatstipendien beziehungsweise Privat-Stiftungsplätze. Es ist auch die Frequentirung der Schulen des Pensionates anderen Knaben, deren Angehörige das Bekleidungspauschale pr. 125 fl. entrichten, gestattet, nur müssen derlei externe Zöglinge die nothwendigen Lehrbücher und sonstigen Lehr- und Lernbehelfe selbst anschaffen. Das Pensionat umfaßt vorläufig eine Vorbereitungsclasse und zwei Klassen. Als Minimal-Alter wurde das vollendete 9. und als Maximalalter für die 2. Classe das nicht überschrittene 15. Lebensjahr festgestellt. — Zur Pflege der erkrankten Zöglinge wurde ein besonderes Spital im Pensionate errichtet. Die Zöglinge sind gleich gekleidet und tragen einen Fes mit Quaste, dunkelblauen Rock mit scharlachrothem Kragen und Aufschlägen, eine Blouse nach dem Schnitte für die Armee, Pantalons von grüner Farbe mit scharlachrothem Lampasse zur Parade und mit solchem Passepoil für gewöhnlich; endlich Mantel, Halsbinde und Halbstiefel, wie die Zöglinge der Militär-Bildungs-Anstalten. Die Unterrichtssprache ist für die Vorbereitungsclasse und für die 1. Classe die Landessprache (kroatisch), für die 2. Classe ist die deutsche Sprache als Vortragssprache bestimmt. Die Lehrgegenstände sind: Religion (katholisch, griechisch nicht unirt, mosaisch und der Islam), deutsche Sprache, bosnische (kroatische) Sprache, Arithmetik, Geographie und Geschichte, Naturgeschichte, Freihandzeichnen und Schönschreiben, Gesang; Exercieren, Stockfechten und Turnen. — Als unobligat ist ein Sprachcurs für die orientalischen Sprachen eröffnet. — Alle übrigen Einrichtungen werden nach und nach im Sinne der für die k. k. Militär-Bildungs-Anstalten in Kraft bestehenden Vorschriften durchgeführt werden.

Digitized by Google

Erzherzog Ludwig Salvator's Ritt durch die Wüste.

Es ist merkwürdig, welch' mächtige Anziehungskraft der Orient noch immer auf uns Alle ausübt! Sobald der von abendländischer realistischer Cultur durchsättigte Mensch an den Orient erinnert wird, erfaßt ihn eine unerklärliche Sehnsucht nach den Gestaden der Türkei, nach der fernen Stadt der Khalifen, nach dem Lande der Pharaonen, über denen der Duft verklungener Märchen wie eine geheimnißvoll schimmernde Wolke schwebt. Das über die muselmanische Welt hereingebrochene Fatum konnte den Reiz, der dem Morgenlande mit seiner fatalistisch religiösen Bevölkerung, seinem geheimnißvollen Frauenleben, seinen Thaten voll entsetzlicher Grausamkeit und Willkür, sowie andererseits voll antiken Heroismus und duftig zarter Poesie entströmt, nicht verringern, wenn man seine Gefühle und Anschauungen aller politischen und diplomatischen Hintergedanken entkleidet und sich dem unbezwingbaren Zauber hingibt, der dieser fremden Welt ein ganz eigenes Gepräge verleiht. Die größten Dichter und Maler haben sich an orientalischen Stoffen begeistert und Meisterwerke geschaffen, und „Lalla Routh", „Aida", „Die Königin von Saba" ꝛc. mit ihren orientalischen Themen, ihrer träumerisch weichen Musik, deren geheimnißvoll düsteres Colorit überall durchschimmert, sie geben Zeugniß dafür, daß wir unsere poetische Inspiration auch heute noch aus dem Oriente holen.

Doch nicht nur die Poesie, auch die Reise- und Tagesliteratur wendet sich mit Vorliebe dem Oriente zu und die Leser werden mit wahren und erfundenen Geschichten und Schilderungen aus dem Orient überschüttet. Ist doch das verbreitetste Buch der Welt, die Bibel, nichts Anderes als eine Sammlung orientalischer Geschichten und Sprüche! Wenn ich es nun meinerseits wage, vor dem Leser ein Stück Orient aufzurollen, so geschieht es mit dem Bewußtsein, die conventionelle Fahrstraße, die an den Pyramiden und Sphynxen vorüber zum Nil, Jordan und nach dem alten Stambul führt, ganz abseits zu lassen und dem Leser an der bewährten Hand Sr. k. Hoheit des Herrn Erzherzogs Ludwig Salvator eine Wüstenfahrt zu schildern, deren schlichte und getreue Beschreibung den Inhalt des eben

Digitized by Google

erschienenen neuesten Werkes des Künstler-Prinzen „Die Karawanenstraße von Egypten nach Syrien" bildet.

Erzherzog Ludwig Salvator, der Besitzer der prachtvollen Herrschaft Brandeis in Böhmen, bewohnt, seitdem er mit Leidenschaft dem schönsten aller Sporte, dem Yachtsport huldigt, die nahe an Triest in der Bucht von Muggia gelegene Villa „Zindis", zu deren Füßen auf den blauen Wellen der Adria seine flinke Dampfyacht, die „Nixa", schaukelt, allezeit bereit, auf den Wink ihres hohen Gebieters in See zu stechen. Alljährlich, sobald das gelbe Laub zu fallen beginnt und die Bora um die Zinnen der auf luftiger Höhe erbauten Villa zu dröhnen und zu pfeifen anfängt, bezieht der Erzherzog seinen schwimmenden Palast und flieht vor dem anrückenden Winter an das afrikanische Gestade oder auf die balearischen Inseln, in seine altmaurische Vila „Miramar" auf der Insel Majorka. So flüchtete sich der Erzherzog vor den rauhen Spätherbsttagen auch im Jahre 1878 hinüber nach Afrika. Er hatte die Absicht, den Winter in Egypten, im milden Kairo, zuzubringen. Doch der Wissens- und Reisedrang Sr. Hoheit des jungen Erzherzogs verscheuchte bald die Träumereien, denen sich seine Seele in den wonniglichen Gängen des Esbekieh hingab und das Verweilen auf dem Boden, auf dem sich die großartigsten Unternehmungen unseres Jahrhunderts entwickelten, zeitigte auch in seinem Kopfe diverse Projecte, von denen ihn besonders die Frage des Landzusammenhanges zwischen Egypten und Syrien beschäftigte. Der Erzherzog kannte beide Länder und ihre diversen Verkehrsadern, nur die kürzeste und geradeste — der alte Karawanenweg über Wadi el Harisch, das ehemalige Torrens Aegyptii — war ihm unbekannt und um sich von der Ausführlichkeit seines Projectes, diese Länder über jene Gebiete durch eine Bahnstrecke zu verbinden, mit eigenen Augen zu überzeugen, faßte er den Plan, jene Wüstengebiete aufzusuchen und den alten, einst als Hauptverkehrsstraße dienenden Karawanenweg — der aber seit Eröffnung des Suezcanales nur mehr von wenigen Kameeltreibern benützt wird — bis nach Ghaza an der syrischen Küste zu durchwandern. Die nothwendigen Pferde, Maulthiere und wegkundigen Araber ließ der Erzherzog aus Jaffa kommen und im März 1879 trat er von El Kantara aus den Weg an, an den sich von der Wanderung des Volkes

Digitized by Google

Israels und der Flucht des Jesuskindes bis auf den heutigen Tag so viele Erinnerungen knüpfen!

Die Karawane bestand aus sieben Pferden, fünf Maulthieren, drei Eseln und sieben Kameelen, die letzteren bepackt mit Vorräthen, Fourage für die Thiere, zerlagbaren Zelten und Wasserfässern. Als Anführer diente ein alter Araber, Namens Abon Nabout, der das besondere Vertrauen des Erzherzogs genoß. Als untrügliche Wegweiser dienten übrigens die Telegraphenstangen der Linie Egypten-Syrien, die durch die wellige Sandwüste gleich einem Ariadnefaden führen und denen die Karawane getreulich folgte. Sobald man das am Suezcanal gelegene El Kantara im Rücken hat, beginnt die lautlose, todte, unendliche Wüste, nichts als gelber, fliegender Sand so weit das Auge reicht, hie und da mit Portulacca und niedrigen Tamarisken bewachsen. „Wie wohlthuend ist das Gefühl jener Freiheit, die man dort genießt; die Seele sättigt sich mit Einsamkeit und die Phantasie malt allerhand Bilder auf den in der Ferne tanzenden Horizont. Erst in solchem Augenblicke fühlt der Mensch, daß er doch als Nomade geboren ist" — ruft der für die Eindrücke der Natur so empfängliche Erzherzog, und das Leben, das er nun beginnt, unterscheidet sich nur wenig von dem der Beduinen, den ewig wandernden Bewohnern der Wüste.

Mühsam schleppen sich die Pferde durch den Sand, der sich bald zu Höhen thürmt, deren Kanten durch Einwirkung des Windes haarscharf sind. Ueberall sieht man umherliegende Kameelgerippe; das einzige lebende Wesen in dieser schauerlichen Wüste sind einige Königsraben, die sich am Aase laben. Scharf und grell heben sich die lichtsandigen Höhen vom tiefblauen Himmel ab und zuweilen zaubert die Fata Morgana einen herrlichen See, ja sogar in täuschender Aehnlichkeit das brandende Meer auf die Sandfläche — doch es ist nur ein Trugbild, ein grausames Spiel, ein Wahn!

An einzelnen Palmengruppen vorüber, in deren Nähe meist etwas, wenn auch salziges Wasser zu finden ist, dringt die Karawane langsam vorwärts. Da erhebt sich am Horizonte plötzlich die Silhouette eines schlanken Dromedars, auf dessen Rücken ein Araber thront. Bald hat er die Reisenden erreicht und schließt sich ihnen an. Es ist der Postbote, der wöchentlich einmal den Weg zwischen dem äußersten

Digitized by Google

Punkt Egyptens El Hariſch und El Kantara zurücklegt. Sein edles Thier, welches die Araber Hagin nennen, iſt das echte Schiff der Wüſte, leicht und zierlich ſchreitet es durch den Sand, und greift es aus, ſo vermögen die beſten Pferde nicht Schritt zu halten.

Am Abend des zweiten Tages erreichten die Reiſenden die Oaſis von Katia; einige Ruinen und zwei kuppelgedeckte Gräber (Koubba) und das Häuschen des arabiſchen Telegraphenwächters bilden den Ort, doch aus den Trümmern wächſt ein herrlicher Palmenwald, etwa 1500 Bäume, wofür die dortigen Beduinen der Regierung eine Abgabe von 1600 Piaſter jährlich zu zahlen haben. Der Reichthum der ſchönen Oaſis iſt der große, gemauerte Brunnen von Katia, an deſſen Waſſer ſich eben eine Karawane aus Damascus — mit einigen ſchlanken Moukri (Maulthiertreiber), welche Pferde und Maulthiere, die nach Kairo beſtimmt waren, trieben — erlabte. „Dieſe Heerde — ſchreibt der Erzherzog — gehütet von den braunen feinzügigen Geſtalten der Syrier, bildete ein maleriſches Bild voll charakteriſtiſchen Gepräges, mit dem Palmenhintergrunde, mit dieſem Duft der Wüſte, wo die grell erleuchteten Farben wie durch eine Geſammtlaſur verbunden werden.“

Wie im Traum verſchwindet das lachende grüne Katia und weiter bringt die kleine Karawane in die Sandwüſte. Hie und da erſcheinen kleine Palmengruppen, die alle merkwürdige Namen führen, wie El Garabiyat (die Fremdländerin), El Guga (die Schnecke), Abou Raml (Vater des Sandes) ꝛc. und Brunnen mit kaum genießbarem Salzwaſſer, zu denen die Beduinenfrauen oft ſtundenweit von ihren Zelten wallfahren, um ihre Waſſerſchläuche zu füllen. Tiefe Stille lagert über der Wüſte und brennend fühlt ſich die Luft, die von feinem Flugſand geſättigt iſt, der Thiere und Menſchen überſchüttet; es iſt der Südwind, der gefürchtete Hampſin, im Anzuge. Mehrmals im Tage begegnet die Karawane reiſenden Beduinenſchaaren, alte Männer Weiber und Kinder, die von Durſt und Hitze ermattet ſich mühſam dahinſchleppen und in herzzerreißenden Tönen um einen Schluck Waſſer flehen. Wie gerne möchte der Erzherzog die zu Tode Ermatteten laben, doch der Führer Abou Nabout widerſetzt ſich — die Vorſicht gebietet äußerſte Sparſamkeit — und weiſt die Bettelnden mit einem grauſamen „Nein“ zurück. Hätte man nur Einem Waſſer

Digitized by Google

gegeben, so wäre die ganze Beduinenheerde mit ähnlichem Verlangen aufgetreten und der spärliche Wasservorrath wäre erschöpft gewesen. Die sandige Hügelgegend El Bredj genannt, wird von den Beduinen als wasserlose, anstrengende Strecke besonders gefürchtet und schon so Mancher sank hier vor Erschöpfung und Durst zusammen, um sich nicht mehr zu erheben. . . . .

Der heiße Hampsin legte sich allmälig und Nachmittags erhob sich von der Seeseite erfrischend eine kühle Brise. „Rjeh Bahri! Rjeh Bahri!" (Seewind) riefen die Kameeliere mit Entzücken und bald darauf erreichten die Reisenden die Kouhba von Mazara des Scheich Suleiman. Die Grabstätte ist aus Muschelkalk-Quadern gebaut und nebenan befindet sich das Haus der Telegraphenstangen-Wächter, die die Reisenden mit freundlichem Marhaba (Willkommen) empfingen Es sind gottergebene Araber, die mit ihrem Lose ganz zufrieden sind und nur den Hampsin fürchten, der ihre Häuschen mit Sand oft vollständig überschüttet.

Nach Mazara gestaltet sich die Gegend etwas freundlicher, die Palmen mehren sich und in den Vertiefungen ist der Boden grün, doch es kostet noch einen anstrengenden Ritt, oft über vollkommen wüste Flächen, zwischen Lehmen gelben, beweglichen Sandes, bis die Karawane am Abend des fünften Tages El Harisch, den letzten Vorposten egyptischer Herrschaft gegen Osten, erreicht. Fröhlich lagern sich die Reisenden in den Zelten, die Wüste ist glücklich passirt, in warmen Worten beglückwünscht der alte Abon Nabout den Erzherzog zu dem ohne Unfall zurückgelegten Ritt durch die Wüste.

Die Ortschaft El Harisch zählt etwa 2800 Einwohner, größtentheils arme Leute, die von ihren Palmen und Kameelen leben, deren es im Orte an 500 gibt. Außerdem sollen daselbst 60 Hagin oder Laufdromedare sein, die es in der Schnelligkeit oft so weit bringen, daß sie die Strecke von El Harisch bis El Kantara am Suezkanal — zu deren Zurücklegung der Erzherzog 5 Tage benöthigte — in einem Tage durchlaufen. Es sind wahre Locomotiven der Wüste und wahrscheinlich für lange Zeit die einzigen dieser Gegend, da sich der Erzherzog während seiner Wüstenreisen zur Genüge überzeugen konnte, daß sein Project, der Bau einer Eisenbahn durch diese Strecken, der riesigen Erhaltungskosten wegen ganz unausführbar wäre.

Digitized by Google

Von El Hariſch ſetzte Erzherzog Ludwig Salvator die Reiſe nach Khanyounis, der Grenzortſchaft Syriens gegen Egypten, fort und von dort will er über Ghaza, wo er ſich von ſeinen Kameelieren nicht ohne Wehmuth trennte, durch das gelobte Land zum dritten Male nach Jeruſalem.

Erzherzog Ludwig Salvator ſchrieb ſeine anziehenden Reiſeſkizzen allabendlich im Zelte und ſein künſtleriſcher Stift lieferte zahlreiche Abbildungen, mit denen ſein Buch reich geſchmückt iſt. Seine Wüſtenbilder würden, etwa von dem Pinſel des berühmten Orientmalers Fiedler in Oel ausgeführt, Senſation erregen. „Die Karawanenſtraße von Egypten nach Syrien" iſt, wie alle bisherigen Werke des jungen Erzherzogs, in prachtvoller Ausſtattung anonym erſchienen und im Buchhandel nicht zu bekommen, was umſo bedauerlicher iſt, als die Werke des Erzherzogs Ludwig Salvator nicht nur eine Zierde jeder Bibliothek bilden, ſondern auch eine Fundgrube des Wiſſens enthalten über die Verhältniſſe jener Länder und Meere, die er bereits durchwandert und erforſcht hat. K. F.

Aus Beethoven's Leben.

Der bekannte Kunſt- und Muſikhiſtoriker Ludwig Nohl hat Altmeiſter Beethoven einen guten Theil ſeines Forſcherlebens geweiht und mit der II. Abtheilung des dritten Bandes ſeine an intereſſanten Details reiche Beethoven-Biographie abgeſchloſſen.*) Dieſer Schlußtheil des Werkes behandelt des Meiſters letzte Jahre (1824—1827) und führt uns ſo recht ein in das geiſtige und leibliche Wirken und Weben des alten griesgrämigen Meiſters zu Wien. Nohl erzählt zunächſt von einem Opernprojecte. Es handelte ſich um eine „Meluſine" für die Wiener Oper. Die beiden Hauptpartien waren der munteren Caroline Unger und der ſchönen, damals in friſcher Jugendblüthe ſtehenden Henriette Sonntag zugedacht. Der „Miſogyn" Beethoven entſchloß ſich zur Annäherung an die beiden Schönen. In den Converſationsheften des tauben Meiſters iſt ſeine Unterhaltung mit beiden Sängerinnen aufgeſchrieben, deren Begegnung dem Greiſe ſehr wohl gethan zu haben ſcheint. Caroline Unger, die Schindler als

*) „Beethoven's Leben". Von Ludwig Nohl. 3. Band. Die letzten zwölf Jahre. II. Abtheilung, 1824—1827, Leipzig bei Ernſt Julius Günther's Nachfolger.

Digitized by Google

„ein Teufelsmädchen voll Feuer und Offenherzigkeit" charakterisirt, kleidete ihr wehmüthiges Gefühl dem tauben Misanthropen gegenüber in neckische Heiterkeit und das erfreute diesen; ebenso anmuthig scheint sich die Sonntag — Schindler nennt sie „ein Mädchen von seltenem Fleiß und von seltener Bildung" — dem Meister gezeigt zu haben. Schwieriger waren die Unterhandlungen mit Grillparzer, der mit seinem Text zur „Melusine" nicht das Rechte treffen konnte. Im Winter 1823/4 galt die Oper schon als fertig, aber es kam doch nicht zur Vollendung.

Andere große Projecte verdrängten das Opernproject, die beiden großen Akademien, die Beethoven in Wien gab, traten in den Vordergrund des Interesses. Die „guten Wiener" mußten erst manchmal durch einen Rippenstoß mit der Feder der damaligen Beethovenbegeisterten Kritiker Kanne, J. v. Seyfried u. s. w. daran erinnert werden, daß in ihrer Mitte ein Meister von europäischer Bedeutung lebe, den man in London eigentlich zehnmal mehr kannte und würdigte als in Wien. Beethoven lebte in grollender Zurückgezogenheit und ein Hervortreten in die Oeffentlichkeit kostete ihm Opfer, machte ihm Galle und Verdruß. Und in der That zeigte es sich, daß der große Mann, dem der französische König eine goldene Ehrenmedaille verliehen, der in London und Petersburg Triumphe feierte, in Wien selbst Steine und Hemmnisse aller Art aus dem Wege zu räumen hatte, wenn es galt, den Wienern seine großartigen Tonschöpfungen vorzuführen. Dem Kärntnerthortheater, das für Aufführungen von Tonwerken Beethoven'scher Großartigkeit die geeigneteste Stätte war, stand der weiland „primoballerino" Duport als „Administrator" d. h. Director vor. Beethoven bot für Ueberlassung des Theaters und des Chorpersonals sowie der Solisten Henriette Sonntag, Caroline Unger und Preisinger 400 fl. Allein der Hr. Administrator verlangte 1000 fl. und obendrein, daß das gewöhnliche Abonnement und die normalen Preise für die Akademie beibehalten würden. Beethoven machte dem „primoballerino" wiederholt persönliche Besuche; als aber der Hr. Administrator so rücksichtslos war, „Se. Majestät" — so nannte Beethoven's Freund und Famulus Schindler scherzend den schwer zugänglichen Meister — antichambriren zu lassen, lief dieser schnurstraks fort, noch auf der Straße laut schimpfend, so daß der

Digitized by Google

Violinist Böhm hinter ihm her springend alle Mühe hatte, den Wüthenden zu besänftigen. „Ich bin nach dem sechswöchentlichen Hin- und Herreden schon gekocht, gesotten und gebraten", schrieb Beethoven. Die drei Freunde Schindler, Schuppanzigh und Lichnowsky hatten den Meister durch List zur Unterzeichnung des Vertrages mit Duport gebracht; aber Beethoven kam hinterher auf die List und erließ die bekannten drei „Hati-Scherifs" an die drei Verschworenen: „Falschheiten verachte ich. Besuchen Sie mich nicht mehr. Akademie hat nicht statt." — „Besuche er mich nicht mehr. Ich gebe keine Akademie." — „Besuchen Sie mich nicht mehr, als bis ich Sie rufen lasse. Keine Akademie." „Se. Majestät" beruhigte sich allmälig, und die Proben begannen. Neue Calamitäten. Der Meister wollte nichts ändern und die Sänger konnten nicht Alles, wie er wollte. Die Unger, „Jette" Sonntag und der Bassist Preisinger, beide letzteren gute Bekannte der Prager älterer Generation, waren höchst bereitwillig. Die „beiden Schönen" besuchten Beethoven und wurden von dem „alten Junggesellen" mit einem Wust von Entschuldigungen empfangen. „Ich bin nicht gekommen" — meinte die kleine Jette — „um gut zu essen, sondern um Ihre werthe Bekanntschaft zu machen, worauf ich mich so lange gefreut." Bei den Vorproben in der Wohnung zeigte sich schon eine Serie von Schwierigkeiten. Schindler berichtet darüber recht launig: „Als das ‚Christe!' im Kyrie (der C-Messe) in seinem breiten Rhythmus mit Pfundnoten intonirt werden sollte, da erlahmten beide schönen Hexen und begannen mit dem Meister zunächst um das Tempo dieses Satzes zu unterhandeln, es bewegter wünschend. Abgeschlagen. Als es mit dem Symphoniesatz Ernst geworden und der Meister in gar keine der erbetenen Aederungen willigen wollte, da trübte sich der Horizont und Caroline Unger hatte den Muth, den obstinaten Meister geradezu einen Tyrannen aller Singorgane zu nennen. Beethoven erwiderte lächelnd, sie seien beide durch die italienische Musik verwöhnt, darum ihnen *solche* schwer falle. . . . So quälen wir uns denn in Gottes Namen weiter!" endigte die Sonntag diese Discussion. Mad. Unger selbst schreibt: „Ich erinnere mich meiner übermüthigen Bemerkung, daß er nicht für Singstimmen zu schreiben verstehe, weil mir eine Note in meiner Partie der Symphonie zu hoch lag. Darauf ant-

Digitized by Google

wortete er; „Lern's nur! wird schon kommen die Note!" Am Tage des Concerts meinte Schindler: „Wegen der Sontag ist mir gar nicht bange, die sagte: ‚Da setze ich meinen Kopf zum Pfande, daß auch Abends keine Note fehlt' — sie hat doch Courage, allein die Mamsell U. fühlt sich zu schwach." Es ging aber doch. Alle genannten Kräfte sowie der nachmals so berühmte Haizinger thaten ihre Schuldigkeit. Der Tag der Aufführung war ein bedeutsamer in Beethoven's Leben. Das Concert wurde von den befreundeten Schriftstellern effectvoll angekündigt, Beethoven fand es viel zu effectvoll und wehrte sich namentlich dagegen, daß man ihn in Ermangelung eines officiellen Titels als „Ehrenmitglied der Akademien von Stockholm und Amsterdam und Ehrenbürger der Stadt Wien" angekündigt hatte; er revidirte eigens den Anschlagzettel, damit ja nichts anderes darauf stehe, als „Große musikalische Akademie von Herrn L. van Beethoven". Das Programm enthielt die große Ouverture op. 124, „drei Hymnen", dann „große Symphonie" (die berühmte Neunte). Die „drei Hymnen" waren das Kyri, Credo und „Agnus" aus der Messe; denn die Censur hatte die Bezeichnung „missa" verboten; ja selbst der Vortrag einzelner Bruchstücke daraus war nur durch schleunigen Recurs an den Polizeipräsidenten Grafen Sedlnitzky und durch Vermittlung des Fürsten Lichnowsky zu erwirken. Zur Cassa hatte man behufs möglichst genauer Controle noch Beethoven's Neffen, das „Lümperl", Karl gesetzt. Abends kam das Factotum Schindler zum Meister und schrieb in das Conversationsheft: „Wir nehmen jetzt Alles gleich mit, auch Ihren grünen Rock, den Sie im Theater zum Dirigiren anlegen können. Das Theater ist ohnehin dunkel, es sieht Niemand, daß er grün ist. O großer Meister, Du hast keinen schwarzen Frack im Vermögen! Der grüne muß es also auch thun, in einigen Tagen ist der schwarze fertig." „Meister, rührt Euch", rief Schindler, als der unbeholfene Beethoven nicht vorwärts kam, „und contradiciret nicht mehr so viel, sonst gibt's Confusion, also hübsch fein und sanft und in Allem schön folgen, was wir thun, es muß so sein." Das Haus war übervoll, der Empfang „mehr als kaiserlich"; viermal stürmte das Volk los, dann wurde Vivat gerufen. Obwohl Schickh meinte, „es sei eine Schande, daß Beethoven's erhabene Werke von dieser Pfuschergesellschaft verhunzt werden", war doch die Wirkung

Digitized by Google

eine großartige. Der 2. Satz der 9. Symphonie wurde ganz vom Beifall unterbrochen und hätte wiederholt werden sollen. Als das Parterre zum 5. Male zu applaudiren begann, rief der Polizeicommissär „Ruhe"! Als bei dem „Ritmo di tre batutte" die Pauken das Motiv solo spielten, wurde über dem Jubel des Publicums das Orchester unhörbar. Den Aufführenden standen die Thränen in den Augen. Beethoven, der taube Heros der Musik, gab noch immer Tact neben Capellmeister Umlauf, bis ihn dieser auf das Treiben des Publicums aufmerksam machte, worauf er sich ganz ruhig gegen das Auditorium verneigte. Ebensowenig hörte der Meister den Jubel am Schluße der Akademie. Da hatte Caroline Unger den guten Gedanken, ihn nach dem Proscenium umzuwenden und auf das Tücher und Hüte schwenkende Publicum aufmerksam zu machen. Als er sich dankend verbeugte, brach ein kaum noch erhörter Beifallssturm los. Nun kam aber die Hauptsache, die Cassa, und mit der sah es gar traurig aus, obwohl man sich laut Bericht des Neffen am Vormittag um Billete „gerauft" hattte. Kein einziger der Abonnenten bezahlte für seine Loge auch nur einen Heller, vom Hofe erschien nur die Erzherzogin Carl. Eingegangen waren 2000 fl. W. W, davon mußte man 1000 fl. an den so generösen „Administrator" Duport abliefern, 760 fl. betrug die Copiatus, 200 fl. die „Nebenauslagen", Ueberschuß 300 fl. W. W., macht — 72 fl. CM. (?) Beethoven brach beim Anblicke des Cassarapports in sich zusammen, mußte auf ein Sopha getragen werden, wo er in der Concerttoilette bis zum nächsten Morgen liegen blieb. Die berühmte „brummige" Laune des Meisters war nach diesem allerdings höchst betrübenden pecuniären Resultate der vielersehnten Akademie beträchtlich gewachsen. Seine Freunde waren um ihr Beisammensein mit ihm wahrlich nicht zu beneiden. „Meister" — schrieb Famulus Schindler auf — „Ihr seid heute wieder gar zu brummig, ich bitte um ein anderes Gesicht, sonst gehe ich fort!" Die besten Freunde betrachtete er mit Mißtrauen und bei einem im „Wilden Mann" veranstalteten opulenten Mahle explodirte das Mißtrauen in verblüffender Weise. Mit diesem Mahle hatte Beethoven seinen aufopfernden Freunden Umlauf, Schuppanzigh und Schindler seinen Dank abstatten wollen. Aber „mit einer von düsteren Wolken umhangenen Stirn erschien er in Begleitung seines Neffen unter ihnen, benahm sich kalt, bissig und kritisch", und fuhr

Digitized by Google

endlich mit der Behauptung heraus, das er von Duport und — Schindler bei der Akademie betrogen worden sei. Alle Versuche, ihn von der Unmöglichkeit eines solchen Thuns zu überzeugen, blieben fruchtlos. Da entfernten sich Schindler und Umlauf. Bald darauf auch Schuppanzigh, „nachdem er noch einige Salven auf seine umfangreiche Person ausgehalten hatte. Der furiose Meister konnte seinen Zorn an den Kellnern und Bäumen des Prater austoben und zur Strafe noch das opulente Mahl mit dem Neffen allein verzehren." Wenn Schindler trotz alledem seinem Beethoven treu blieb, so zeigt das von echter, selbstloser Freundschaft. Es kam zu einer zweiten Akademie, aber das Haus war diesmal nur halb gefüllt, Beethoven war wüthend, schrie noch auf der Straße laut und war nur mit Mühe zu bewegen, die garantirten 500 fl. anzunehmen.

Die Geldfrage hatte für Beethoven eine umso größere Bedeutung, als der Neffe Carl, den der Meister als seinen Sohn adoptirt hatte, und bei allem Kummer, der ihm von dem Burschen bereitet wurde, väterlich verhätschelte, dem Onkel die Börse immer leichter machte, keine Prüfungen ablegte, vom Universitätsstudium zum Kaufmannsstand übertrat, in liederliche Gesellschaft gerieth und schließlich nach einem Selbstmordversuche zum Militär ging. Neffe Karl verdüsterte mit seinen Ausartungen dem ohnedies ewig „brummigen" Onkel noch mehr das Leben. Seine Schwäche für den Burschen blieb unbezwinglich, jeden Ermahnungsbrief beschloß eine zärtliche Wendung, die das Vorhergegangene so ziemlich ausschloß. Mit der leichtsinnigen Mutter des Burschen lebte der Meister bekanntlich in steter Differenz, und auch von ihrer Seite wurde Alles gethan, dem Namen Beethoven Unehre zu machen. Unter so trüben Verhältnissen erblickten seine letzten großen Streichquartette op. 127 in Es (1824), op. 130 in B-dur und. op. 132 in A-moll (1825), op. 131 in Cis-moll und op. 135 in F-dur (1826) das Leben. In diesem Schaffen fand Beethoven manchmal sein volles Selbstbewußtsein, seine Lebensfreude wieder. „Ich versichere Sie auf meine Kunstehre" — schrieb er in einem Concepte an Peters über op. 132 — „daß Sie mich zum schändlichsten Menschen herabsetzen sollen, wenn Sie nicht finden, daß es ein meiner würdiges Kunstwerk ist." Eine bessere Stimmung spiegelt sich auch in seinen damaligen Briefen an den bösen Neffen. „Bestes Lumperl!" — schrieb er —

Digitized by Google

„sei brav, sei mein lieber einziger Sohn, ahme meine Tugenden nach ohne meine Fehler; jedoch nicht, da der Mensch fehlen muß, habe schlimmere Fehler als ich, Dein wahrhafter, Dich umarmender, treuer Vater . . ." Nur das Hausgesinde, die „alte Hexe" von Köchin und ein „Küchenmädl", machten ihm fortgesetzt Kummer. „Die ganze Woche" — schreibt er — „mußte ich leiden und dulden wie ein Heiliger — fort mit diesem Pöbelgeschmeiß! Welcher Vorwurf für unsere Cultur, durchaus zu benöthigen, was wir verachten, uns so nahe wissen zu müssen." Einen neuen Freund erwarb Beethoven in Carl Holz, der dem Meister insoferne wichtige Dienste leistete, als er seiner Ungeschicklichkeit im practischen Leben hilfreich beistand, mit dem Meister Geschirr einkaufen ging und wohl auch „dem Weingotte opferte", was Beethoven manche üble Nachrede zugezogen hat. Leider wurde der Neffe immer mehr aus einem „Wiener Früchtel" ein veritabler „Lump". Und doch hatte Beethoven aus purer Sorge für diesen seinen Universalerben sich in mancher Hinsicht erniedrigt. Er war sogar zum Ordensjäger geworden, weil er glaubte, auf diese Weise die Zukunft des Neffen besser zu situiren, und er war unglücklich, als ihm der König von Preußen für die 9. Symphonie statt des erwarteten Ordens und Geldes blos einen Brillantenring sandte. Beethoven war überdies, wie Schindler erzählt, beim Oeffnen des von der preußischen Gesandtschaft gekommenen Etuis nicht wenig verwundert, statt des Brillanten einen röthlichen Stein zu finden. Der Ring selbst soll nicht mit besonderem Geschmack gearbeitet gewesen und daher vom Hofjuwelier nur auf 300 fl. Papier geschätzt worsein. Man dachte sogar an Irrthum oder Betrug bei diesem Geschenk, weil das Etui statt mit dem Berliner Cabinetssiegel mit dem Wiener Gesandtschaftssiegel geschlossen war, so daß Beethoven den Ring einfach zurückschicken wollte. Aber die Noth rieth zum Verkaufe. Als Holz dies verhindern wollte und sagte: Meister, behaltet den Ring, er ist doch von einem König!" — trat Beethoven dicht vor Holz und rief: „Auch ich bin ein König! Das ist ein königliches Geschenk" — setzte er hinzu, indem er auf Händel's sämmtliche Werke hinwies, die ihm Stumpff aus London verehrt hatte. Die Aufregung dieser Scene steigerte aber nur noch die Krankheit, die bereits Beethoven's Organismus in hohem Grade zerrüttet hatte.

Digitized by Google

Es war eine „weltverlorene Existenz", die Beethoven's in seinen letzten Lebenstagen. Als ihn Dr. Ignaz Seitteles mit dem schwedischen Poeten Atterborn in seiner Wohnung im Schwarzspanierhause besuchen wollte, fanden sie die Thüre offen, das Vorzimmer leer. Da auf ihr starkes Klopfen Niemand antwortete, traten sie ein. Da stand, nur mit einem kurzen Hemde bekleidet, Beethoven an er den Besuchern gegenüberliegenden Wand, an welcher colossale, mit Kohle rastrirte Papierbogen klebten, und schrieb zuweilen mit rothem Stifte flüchtige Noten auf die Wand. Dann trat er vor und zurück, tactirte wohl auch und schlug auf seinem saitenlosen Clavier einige Tasten an. Die Besucher wagten ihn nicht zu stören. Wenn er aus diesem träumerischen Schaffen erwachte, überließ er sich wohl mit ganzem Grimme dem — Kampfe mit den Dienstboten, die bei all' ihren Fehlern auch eine harte Tour mit einem solchen Dienstherrn hatten; nicht nur seine „altniederländische Störrigkeit", sein Jähzorn und seine „sultanische Laune", sondern auch die Ueberreiztheit seiner ganzen physischen Natur führte diesen „Lerm mit den Dienstboten" herbei. Als der Neffe sich bei einem Selbstmordversuche eine Kopfwunde beibrachte, mit der Polizei in Collision kam und ins Spital gebracht wurde, da wurde Beethoven, noch ein Fünfziger, zum starken Siebziger an Aussehen. Der Neffe, für den er Alles gethan, lohnte ihm so und hatte überdies noch die unqualificirbare Herzlosigkeit, von einem solchen Onkel als vom „alten Narren" kurzweg zu reden. Beethoven war noch immer die Zärtlichkeit selber gegen dies mauvais sujet; er besuchte ihn im Spital und ging dann mit ihm aufs Land nach Gneixendorf zu seinem Bruder Johann, mit dem er bekanntlich niemals recht harmonirte. Anfangs ging es gut da draußen. Um halb 6 Uhr Früh — so erzählt Beethoven's in Gneixendorf aufgenommener Diener — stand er auf, setzte sich an seinen Tisch, schlug mit Händen und Füßen den Tact und begann singend und brummend zu schreiben. Nach dem gemeinsamen Frühstück schlenderte er auf den Feldern herum, „schrie, agirte mit den Händen, ging einmal sehr langsam, dann wieder sehr schnell, oder blieb plötzlich stehen und schrieb in eine Art Taschenbuch...." Dabei zeigte sich aber schon sehr seine Gebrechlichkeit, Krankheit und das Kindische des Alters im Handeln sowohl

Digitized by Google

als in der äußeren Erscheinung. Als er einst mit seinem Bruder, dem Gutsbesitzer, einen Besuch beim Ortschirurgen machte und sich bescheiden auf die Ofenbank niederließ, füllte die Frau des Chirurgen, einen Bedienten in ihm vermuthend, ein irdenes Krügel und reichte es ihm mit den Worten: „Na, da hat er auch einen Trunk." Ein andermal hatte Bruder Johann ein Amtsgeschäft beim Syndicus abzuwickeln, Ludwig stand während der langen Verhandlungen regungs- und theilnahmslos an der Thüre. Beim Abschiede machte der Syndicus gegen diesen viele Bücklinge und frug dann seinen Cancellisten Fux, einen Enthusiasten für Beethoven'sche Musik, für wen er wohl den Mann bei der Thüre gehalten habe. Fux meinte: „Da ihm der Herr Syndicus so viele Complimente machten, mag es wohl mit ihm ein eigenes Bewandniß haben, sonst aber hätte ich ihn für einen Trottel gehalten." Der Aufenthalt in Gneixendorf endete mit schrillen Dissonanzen. Bruder Johann ließ allzudeutlich erkennen, wie erwünscht ihm des Componisten Abreise wäre und stellte ihm für dieselbe das elendeste Fuhrwerk zur Verfügung, so daß Beethoven im strengen Winter ganz krank in Wien eintraf. Die Wassersucht kam, man machte den Bauchstich und $5\frac{1}{2}$ Maß Wasser kamen zu Tage. „Besser Wasser aus dem Bauche als aus der Feder", sagte Beethoven. Die zweite Punction ergab 10 Maß Wasser. Man war mit den Aerzten nicht zufrieden und ersuchte um Gotteswillen den italienischen Arzt Dr. Malfatti, den Beethoven einmal ernstlich beleidigt hatte, zu kommen. Endlich kam er und am Krankenbette sanken sich die beiden Feinde versöhnt in die Arme. Aber Rettung gab es nicht. Davon wußte Beethoven freilich nichts; er glaubte fest an Genesung. Wien schien ziemlich theilnahmslos. „In früherer Zeit ist man in Equipagen vorgefahren, wenn er nur unpäßlich war, jetzt war er ganz vergessen, als wenn er nie in Wien gelebt hätte." Das edelmüthige Geschenk von 1000 fl. C. M., das ihm die philharmonische Gesellschaft von London „à conto des sich vorbereitenden Concertes" verehrte, freute ihn außerordentlich. „Nun können wir uns wieder manchmal einen guten Tag machen," äußerte er, und gleich am nächsten Tage mußte statt des „Rindfleisch mit Gemüse", auf das er in der letzten Zeit beschränkt war, sein Lieblingsgericht, „Schill mit Kartoffeln", auf den Tisch. Erst, als man ihm in zartester

Digitized by Google

Weise die Nothwendigkeit darlegte, sich mit den Sterbsacramenten versehen zu lassen, dachte er an den Tod, verrichtete ergebungsvoll seine Andacht und sagte zu den Freunden: „Plaudite amici, finita est comoedia!“ In den letzten Stunden kam vom Verleger Schott in Mainz eine Kiste mit Flaschen echten Rüdesheimer. Schindler stellte ihm zwei Flaschen an's Bett. Er sah sie an und sagte: „Schade, schade, zu spät!“ das waren seine letzten Worte, gleich darauf verfiel er in Agonie. Sein kräftiger Körper, seine ungeschwächten Lungen kämpften riesenhaft mit dem hereinbrechenden Tode. „Die Verwandten Beethoven's haben sich“ — so berichtet Schindler an Moscheles — „gegen das Ende auf das Niederträchtigste benommen; er war noch nicht ganz todt, so kam schon sein Bruder und wollte Alles fortschleppen, selbst die 1000 fl. aus London; allein wir haben ihn zur Thüre hinausgeworfen.“ Als dem Kranken das Consilium der Aerzte ein Heublumenbad verordnete, ersuchte ein Arzt den anwesenden Bruder Beethoven's, einen Sack mit Heu dazu hertragen zu lassen. Der Bruder aber entschuldigte sich, sein Heu sei zu schlecht und blieb dabei. Auf die Bitte um eine Badewanne verhielt sich derselbe Bruder eben so ablehnend, da seine Wanne zu klein sei; die alte Haushälterin mußte erst zwei Vorstädte nach einer käuflichen Wanne durchsuchen und der Kranke bekam das Bad statt Morgens erst am Abend. Die treue Kathi, ein endlich glücklich gefundener Muster-Dienstbote, wie man ihn laut Zeugniß der Frau v. Breuing unter 1000 Wiener Dienstboten nicht fand, pflegte ihn. Löffelweise gab man ihm von dem Rüdesheimer aus Mainz zu trinken. Am 26. März 1827 Vormittags blieb die kleine Pyramidenuhr, ein Geschenk der Fürstin Lichnowsky, das alle Wechselfälle in Beethoven's Leben unverändert mitgemacht, stehen, wahrscheinlich, weil ein Gewitter kam. Dies schien der Sterbende aber auch gespürt zu haben und das Ende seiner Leiden wurde dadurch beschleunigt. Um $^3/_4$6 Uhr Nachmittags, während des heftigen Gewitters, starb Beethoven. Am 29. war das Begräbniß. Die Wiener, die Beethoven während seines langen Leidens vergessen zu haben schienen, waren nun ganz Theilnahme. Als G. Breuing der Leiche einige Haare abschneiden wollte, fand er schon alle abgeschnitten. Wohl 20.000 Menschen sammelten sich in der Nähe des Trauerhauses bis gegen das Glacis, von dem

Digitized by Google

Todtenchoral der italienischen Sänger war nichts zu hören, da die Menschenmenge lärmend gegen das Haus stürmte. Unter den Bahrtuchträgern waren Hummel, Seyfried, Kreutzer, Gänsbacher, unter den Fackelträgern Grillparzer, Castelli, F. Schubert, Czerny u. A, Anschütz hielt vor dem Friedhofsthore mit Worten Grillparzers die Trauerrede — und Wien trauerte nun wirklich um Beethoven, dem es erst nach 53 Jahren ein würdiges Denkmal gesetzt hat. Es ist ein originneller, nicht immer liebenswürdiger, aber immer edler oder von edlen Intentionen geleiteter Mann, der uns in Beethoven entgegentritt; er fühlte sich von der Welt abgestoßen und darum stieß er sie von sich. Er hatte wenig Freude, viel Schmerz. Der für ihn, den Meister des Tones, unendlich traurige Verlust des Gehörsinns machte ihn vor Allem zum Misanthropen, zum wunderlichen, mißtrauischen Sonderling. Aber wenn wir, dem an den kleinsten Details so reichen, interessant geschriebenen und von reinster Verehrung erfüllten Werke Nohl's folgend, tiefere Blicke in die erhabene Künstlerseele thun, werden wir gar oft nicht allein dem Meister der Musik, sondern auch dem Menschen Beethoven das Prädicat des „großen" Beethoven zuerkennen. O. T.

Ungarns Poesie im 19. Jahrhundert.

VIII.

Ein anderer hochgefeierter Gesang Joh. Garay's, ein Gedicht, welches den Ungarn Thränen entlockt, ist „Helene Zrinyi." Unter den vielen Heldenfamilien, welche den ungarischen Adel rühmlichst bekannt gemacht haben, behauptet die Familie Zrinyi sicher den ersten Rang. Die Chronisten bestätigen, daß sie Bande des Blutes sogar mit dem König Arpad verknüpfen und daß sie in den Kämpfen des Mittelalters eine edle Rolle spilte. Vorzugsweise im sechzehnten Jahrhundert und in der bold darauf folgenden Periode trieb der altehrwürdige Stamm plötzlich Zweige von staunenswerther Kraft. Als Soldaten oder Generale, Dichter oder Kaufleute, als Vorkämpfer des christlichen Europa gegen den muselmännischen Fanatismus oder als Vertheitiger der ungarischen Unabhängigkeit, haben die Zrinyi auf allen Schlachtfeldern ihre Vaterlondsliebe bewährt. Und trotz aller Dienste für die

Digitized by Google

gute Sache, trotz aller Tapferkeit und überlegener Talente ist die Geschichte dieses tapfern Stammes nur ein fortwährendes großes Trauerspiel; er scheint von einem unerbittlichen Schicksal verfolgt zu werden. Um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts unterlag Soliman II., welcher die ottomanische Macht zu so hohem Einflusse gebracht hatte, der Sieger von Mohács, der Eroberer von Rhodus und Belgrad, vor einem Zrinyi und verlor sein Leben. Das geschah im Jahre 1566. Die türkischen Heerführer waren durch die Ungarn in mehreren Treffen geschlagen und gezwungen worden, mehrere Städte, welche Soliman eingenommen hatte, in ihren Händen zu lassen. Der wuthschnaubende Soliman wollte in Person die Schmach seiner Pascha's rächen, er sammelte eine Armee und belagerte Sziget, eine mitten im Flachlande des Almos gelegene Festung. Der Platz wurde durch kaum 3000 Mann vertheitigt, aber an ihrer Spitze stand Nicolaus Zrinyi, Graf von Serinvar. Von mehr als 25.000 Türken angegriffen, schwur Graf Zrinyi, dem Feinde nichts zu übergeben, als Trümmer und Leichen. Er errichtete sofort einen Galgen, der für den Ersten der Seinigen bestimmt war, der seinen Posten verlassen oder von Uebergabe sprechen würde. Der glühende Eifer, der ihn beseelte, entflammte bald alle seine Soldaten und jeder dachte in der Voraussicht des gewissen Todes nur daran, Ungarn zu retten, das Eindringen des Sultans aufzuhalten, ihm so viel Soldaten zu tödten als nur möglich und die übrigen durch Staunen und Schrecken zu verwirren. Das waren die Thermopylen der Magyaren. Die Altstadt, schlecht geschützt durch eine schwache Mauer, war schon von allen Seiten von der ottomanischen Artillerie angegriffen; bald mit der Schnelligkeit des Blitzes sich auf den Feind stürzend, bald in der Bresche kämpfend fallen die Ungarn und werfen Tausende nieder, aber der Kampf ist zu ungleich: Zrinyi entschließt sich, die Altstadt aufzugeben, er zerstört die Häuser und die Mauern und wirft sich mit seinen decimirten Truppen in die Festungswerke der Neustadt. Eine zweite Belagerung beginnt, ebenso mörderisch für die Türken. Aber diese erhalten Verstärkerungen, Ali-Pascha versucht mit 30.000 Janitscharen den Flußarm zu umgehen, welcher die Neustadt schützt; Zrinyi wirft sich ihnen entgegen, überfällt sie und richtet, aus ihrer Verwirrung Vortheil ziehend, ein fürchterliches Blutbad an. Aber

Digitized by Google

die Gräben sind von Leichen ausgefüllt und nach manchem Angriff bei Tag und Nacht erringt die Ueberzahl den Sieg: Ali-Pascha, der in die Neustadt eingedrungen ist, verläßt dieselbe nicht wieder, ebensowenig der Pascha von Aegypten, die anderen Anführer und die Tausende von Janitscharen, die von den Soldaten Zrinyi's erschlagen worden sind; aber die Stadt war genommen und der Graf, dem nur noch 600 Mann übrig geblieben waren, mußte eine dritte Belagerung in der Festung aushalten. Neue Kämpfe, neue Blutbäder. Soliman ließ wuthschnaubend dem Grafen schreckliche Drohungen zukommen und als Zrinyi diese verlachte, hoffte er ihn durch glänzende Versprechungen zu bestechen. „Du sollst König sein," schrieb er an ihn, „wenn du mir die Festung übergibst, ich will dir Croatien schenken." Der Graf lächelte; dann lud er seine Muskete mit dem kaiserlichen Schreiben und feuerte sie auf die Belagerer ab. Vor dieser unbeugsamen Treue verlor der alte Sultan seine Besonnenheit, er ließ seine Generale zusammenkommen und überhäufte sie mit Schmähreden: „Feiglinge, wenn Sziget nicht in einer Stunde genommen ist, lasse ich euch Alle enthaupten, ich fülle die Gräben mit eueren Köpfen aus, ... ich dringe über diese Brücke in die Bresche ein." Kaum konnte er die Worte hervorbringen, die Wuth erstickte ihn, er sank ohnmächtig nieder und starb in der folgenden Nacht. Hätte die ottomanische Armee Zrinyi noch lebend in seiner Festung und Soliman II., den Schrecken von Europa, todt unter seinem Zelte gewußt, so hätte sie den Muth verloren. Der Vezir entschloß sich daher, den Tod des großen Padischah zu verheimlichen, dem Arzte und den Officieren des Zimmers ließ er den Kopf abschlagen, um sich zu versichern, daß das Geheimniß wohl verwahrt bleibe; dann bekleidete er den Leichnam mit den prächtigsten Gewändern, setzte ihn auf den Thron, zeigte ihn von ferne der Armee und gab das Zeichen zu einem letzten Angriff. Der Angriff fand nicht statt; eine türkische Kanone hatte das Pulvermagazin entzündet und ein Theil der Festung stürzte, vom Feuer zerstört, über den heldenmüthigen Vertheidigern zusammen. Der Graf hatte nur noch 217 Mann, die im Stande waren, sich zu vertheidigen; er ließ die Thore öffnen und hoch aufgerichtet, den Degen in der Hand, bot er den Belagerern den Kampf an. Er bedurfte der Festung nur noch, um sich unter ihren Ruinen begraben zu lassen,

Digitized by Google

aber er wollte als Soldat sterben. In der Seite und dann am Bein verwundet, kämpfe er noch auf den Knien, als ein Schuß in den Kopf ihn mitten unter den Seinigen todt niederstreckte. Alle kamen um bis auf den letzten Mann.

Diese einzige Episode genügt, um zu zeigen, wie ruhmvoll das erste Auftreten der Zrinyi war. Als Zrinyi auf der Schwelle der Festung Sziget gefallen war, begingen die Türken in Bewunderung seines Muthes prachtvolle Leichenfeierlichkeiten zu seinen Ehren und als der Großvezir den Kopf des Helden an den Kaiser Maximilian II. sandte, schrieb er diesem dabei: „Mußtet ihr denn, da ihr hunderttausend Mann unter euern Zelten hattet, einen so tapfern Commandanten ohne Hilfe umkommen lassen und müssen denn statt eurer eure Feinde einen solchen Verlust beweinen?“ Der Vorwurf war nur zu sehr begründet; die ungarischen Geschichtschreiber fragen heute noch, wie es denn möglich war, daß der Graf Salm, der mit einer Armee von 60.000 Mann unweit Raab lag, nicht einen Theil seiner Streitkräfte dem Vertheidiger von Sziget zusandte?

Nach Zrinyi spielte sein Enkel Georg I., Ban von Croatien, eine Rolle im dreißigjährigen Kriege. Er war ein treuer, unbestechlicher, freimüthiger Mann; da er in dem Benehmen Wallensteins und seiner Truppen manches Tadelnswerthe fand, ließ ihn dieser 1626 bei einem Festmahle zu Prag vergiften. Der Sohn Georg's, Nicolaus Zrinyi, wie sein Urgroßvater Sieger über die Türken, war nach Art der alten Ungarn gleichzeitig Dichter und Soldat. „Jeder,“ sagt Amédé Thierry, „war bei den alten Magyaren Dichter.... Man besang nicht allein die Thaten Anderer, häufig genug besang man auch sich selbst oder seine Ahnen und jede große Familie besaß ihre poetischen Annalen.“ Nicolaus Zrinyi feierte den Ruhm seines Stammes in einem Gedichte von fünfzehn Gesängen, in der „Zrinyiade.“ Man besitzt von ihm auch noch andere Gedichte, Idyllen, Epigramme, eine gedruckte Broschüre unter dem Titel Ne bantsd a Magyart (Beleidige den Magyaren nicht); der tapfere Mann war einer der besten Dichter seiner Zeit und seine Werke interessiren die Ungarn noch heutzutage, es sind davon zu Pest zwei Ausgaben erschienen, die eine 1817, die andre 1852. Weder sein militärischer noch sein dichterischer Ruf konnte den Grafen Nicolaus Zrinyi dem unheilvollen Verhängniß

Digitized by Google

seiner Ahnen entziehen. Durch Intriguen vom Schauplatze seines Ruhmes verdrängt, zog er sich auf seine Güter zurück und starb auf der Jagd. Wurde er ermordet oder von einem wüthenden Eber getödtet? Graf Nicolaus war im Jahre 1664 gestorben; sieben Jahre später, am 30. April 1671, wurde sein Neffe, Graf Peter, enthauptet. Die Tochter des Grafen Peter, Helene Zrinyi, die Gemahlin des Franz Rákóczi und in zweiter Ehe Tököli's, erfuhr ebenso wie die Helden ihrer Familie den höchsten Ruhm und das größte Leid. Nachdem Tököli gefangen war, zog sie sich mit ihrem jungen Sohne in die Festung Munkácz zurück, vertheidigte sich hier drei Jahre lang und wurde dann, durch einen ihrer Untergebenen verrathen, in Wien eingekerkert. Endlich verbannt und aus Europa vertrieben, ging sie mit ihrem Gemahl nach Kleinasien, in dessen Einöden sie starb. In demselben Jahre, als sie ihre muthvolle Seele aushauchte, starb ihr Bruder, der Graf Balthasar, der in seinem Gefängniß wahnsinnig geworden war, zu Graz eines elenden Todes. Auf diese Weise endeten die beiden letzten Zrinyi!

Wenn ein Dichter wie Garay versucht, all' den Glanz und all' das Mißgeschick dieses einen Stammes zu einem lebensvollen Bilde zu vereinigen, wie wird er sich dabei benehmen? Wie wird er es anfangen, um kurz und bündig und dabei doch vollständig zu sein? Wenn er den Eindruck wiedergeben will, welchen die tragischen Annalen hervorbringen, so müssen alle Züge aus dieser langen Reihe von Märtyrern auf einem einzigen Punkte vereinigt sein, die Häufung der Thatsachen in schnell auf einander folgender Erzählung muß an Stelle der ununterbrochenen Folge der Unfälle treten und sie dem Geiste des Lesers vorführen. Garay erfand eine neue Scene: die Letzte vom Stamme der Zrinyi, die Gräfin Helene, wohnt in der Festung Munkacz, welche sie vertheidigt. Auf ihrem Zimmer blättert sie in einem großen Buche, in einem jener Bücher der Hausannalen, wie sie die edlen ungarischen Familien in Prosa oder in Versen ehemals besaßen. Es sind die Annalen der Zrinyi. O, wie viele düstere Seiten, wie viele schwarzgezeichnete Blätter enthalten sie! Und während sie die schmerzensreichen und kraftvollen Begebenheiten nachliest, beendigt die nicht minder traurige Geschichte der Gegenwart das dunkle Buch. Schwarze Seiten reihen sich an schwarze Seiten, sie selbst

Digitized by Google

zeichnet die letzten eigenhändig ein..... Aber lassen wir den Dichter reden.

Zrinyi Ilona.*)

Zu Munkacz, in dem festen Schlosse, sitzt Zrinyi Ilona. Nah und fern ist die Landschaft in abendlichen Purpur gehüllt. Der Sessel, auf dem sie gepeinigt von Besorgniß und Kummer ruht, umrahmt ihr weißes Kleid mit dem Schatten seines dunklen Sammets.

Vor dem Sessel steht ein kleiner Tisch auf vergoldetem Fuße und auf dem Tische liegt ein großer Quartband aufgeschlagen. Die edle Frau hat eben darin geblättert; ihr schneeweißer Arm ruht noch auf dem Buche, aber fern, unendlich fern davon weilt ihr Geist.

Plötzlich erhebt sie das schöne, lockenumkränzte Haupt; eine Thräne hat in ihrem Auge geglänzt. Bei all ihrem Glanze durchbricht die Sonne oft trübe Wolken und wirft nur gebrochene Strahlen in das unendliche Himmelsblau.

Voll Besorgniß sinnt sie stumm mit feuchten Augen, mit starrem Blick und endlich rinnen ihr die verhaltenen Thränen wie Perlen über die Wangen.... Denn das Buch, welches sie durchblättert, enthält große Dinge: sie las in der Leichenchronik der Familie Zrinyi.

Sie las die Geschichte ihres Ahnherrn Miklos,**) der die Festung Sziget so heldenmüthig vertheidigte. Sziget! dort ließ unser Vaterland den tapfersten seiner Helden umkommen, den Mann, der zwanzigtausend Türken ins Grab bettete, bevor er selbst von ewigem Ruhm umstrahlt hinabstieg.

So ruhmvoll sein Tod war, starb er doch als Opfer, als Opfer der engherzigen Eifersucht, als Opfer des Neides, die sich so lange an seine Ferse hefteten; der Neid und die gehässige Eifersucht seiner Nebenbuhler drückte ihn endlich mit hölliſchem Uebergewicht nieder.

Sie las dann die Geschichte ihres Großvaters Georg, des Erben aller Tugenden von Miklos, aber auch des Erben der Neider und Feinde, die seinen Fall herbeigeführt hatten. Sein Ruf als Soldat, sein freimüthiges, unerschrockenes Wort erweckten überall in Wallenstein's Lager Furcht.

---

*) Ilona, Helene. Die Ungarn setzen den Taufnamen hinter den Familiennamen.

**) Miklos = Nicolaus.

Digitized by Google

Und deßhalb bereitete ihm Wallenstein zu Prag ein glänzendes Festmahl mit ausgewählten Gerichten... aber nicht ausgewählt zum Zweck der Freude. Das war das letzte Mahl, welchem Georg Zrinyi beiwohnte.

Nordenskjöld's Auffindung der nordöstlichen Durchfahrt.

Seit drei Jahrhunderten haben entschlossene Seefahrer in Begleitung von Gelehrten, welche die arktische Forschung zum Gegenstand ihres Studiums gemacht haben, von Zeit zu Zeit Versuche gemacht, im höchsten Norden eine Durchfahrt von Europa nach Asien zu suchen; sie haben alle eine Reihe von Mißerfolgen zu verzeichnen, welche schließlich die Unmöglichkeit zu constatiren schienen, jemals zu einem günstigen Resultat gelangen zu können. Der glückliche und glänzende Erfolg, den gesuchten Seeweg endlich zu entdecken, war dem schwedischen Gelehrten Nordenskjöld aufbehalten. Er war aber auch wie Wenige dazu berufen, denn zweiundzwanzig Jahre sind verflossen, seit er die erste seiner neun Eismeerfahrten antrat, auf welchen er sich eine gründliche Kenntniß der arctischen Natur erwarb und zugleich die Erfahrungen sammelte, welche zu einer erfolgreichen Forschung unumgänglich nothwendig sind. Die Erschließung des Seeweges stellt der Gelehrte jedoch in zweite Linie, ihm steht die gewonnene Erkenntniß höher, durch welche die Entwicklungsgeschichte unseres Erdkörpers wesentlich gefördert worden ist. Adolf Erik Nordenskjöld wurde am 18. Nov. 1832 in Helsingfors, der Hauptstadt Finnlands, geboren. Er war der dritte von sieben Kindern, vier Brüdern und drei Schwestern, von denen außer einer früh verstorbenen Schwester alle noch am Leben sind. Sein Vater war ein bekannter Naturforscher und Chef des finnländischen Bergwesens, er hatte die Lust zum Studium der Natur als Familienerbstück überkommen, denn der Stammbaum der Nordenskjölds weist bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts stets Naturforscher auf, welche sich durch eine ungewöhnliche Energie auszeichnen. Als im Jahre 1710 ganz Finnland von der Pest heimgesucht wurde, kam ein Vorfahre unseres Forschers, Johann Erik, auf einen eigenthümlichen Gedanken, vor der Seuche sich zu schützen. Ein ihm ge-

Digitized by Google

höriges Schiff belud er mit Lebensmitteln und nöthigen Vorräthen, ging mit der ganzen Familie an Bord und kreuzte mehrere Monate lang auf hoher See und kehrte erst im folgenden Jahre nach dem Erlöschen der Pest in die Heimat zurück Der Stammsitz der Familie ist das Gut Frugord in Finnland, das in einem waldumschlossenen Thale liegt. Eine große, durch zwei Stockwerke gehende Halle nimmt die Mitte des Schlosses ein, eine breite Galerie läuft rings um deren oberen Theil und enthält nur naturhistorische Sammlungen aus älterer und neuerer Zeit. Dies eigenthümliche Gepräge des Charakters und Gemüths des Ahnherrn übte eine gewisse Nachwirkung auf die folgenden Glieder aus. Als Knabe schon benützte Nordenskjöld die reichen Sammlungen des Schlosses Frugord, er war ein eifriger Mineralien- und Insectensammler, seinen Vater durfte er auf dessen Excursionen begleiten und dadurch schärfte er schon frühe den Blick für die Beobachtung der Natur. In Finnland herrschte ein durch Jahrhunderte hindurch gepflegter Freiheitssinn, der in häufige Conflicte mit dem russischen Despotismus gerieth, welcher während der Jünglingsjahre Nordenskjölds durch den Grafen Berg repräsentirt wurde. Die Finnländer haben von Schweden die herrlichsten Güter überkommen, aus welchen das Glück eines Volkes sich bildet, eine reiche Culturentwicklung, Freiheit und Achtung der nationalen Existenz, kein Wunder, daß die Anhänglichkeit an das geistige Mutterland die bloße politische Verbindung mit dem halbbarbarischen Nachbarreiche weit überwog. Bei der Promotionsfeier als magister artium mußte der abgehende Studiosus N. eine Rede halten. Der neue Doctor entledigte sich einer Aufgabe als echter Finnländer und hatte einen Trinkspruch noch mit einigen „rhetorischen Tropen" verziert. Der ganze Vorgang wurde mit üblichen Verdrehungen einiger kriechender Subalternbeamten dem Grafen Berg hinterbracht; daraus entwickelte sich für Nordenskjöld ein höchst unerquickliches Verhältniß, welches damit endigte, daß N. einen Paß in's Ausland erhielt und ihm zugleich die Rückkehr nach Finnland auf längere Zeit verboten wurde. Dieser Wendepunkt an der Schwelle der Existenzbegründung führte den jungen Gelehrten nach Schweden, dessen Regierung ihn dauernd zu fesseln wußte. Dort fand er den Mann, der von entscheidendem Einfluß auf seine künftige Thätigkeit wurde, Otto Torell, den jetzigen Vor-

Digitized by Google

stand der geologischen Landesaufnahme von Schweden. Dieser rüstete im J. 1858 ein Schiff auf eigene Kosten aus zur Erforschung von Spitzbergen und begab sich sodann im folgenden Jahre wieder in Begleitung von Nordenskjöld nach Grönland zur Untersuchung der Gletscher und des Inlandeises. Dabei wurde auf dem Meeresgrund die Fauna erforscht vermittelst des Schleppnetzes. Die Expedition kehrte im J. 1861 zurück. Die Messung eines Meridianbogens war nicht gelungen, weßhalb im J. 1864 eine zweite ausgeführt wurde unter Führung Nordenskjöld's, welche ihren Zweck unter vielen Mühseligkeiten und Hindernissen erreichte. Um das Schiff zwischen dem Eise in ein bestimmtes Fahrwasser zu bringen, wurde es häufig an einen großen Eisblock befestigt, der, von der Strömung durch anderes Eis gedrängt, das Schiff hinter sich her zog. Oft kommt es jedoch vor, daß ein Dampfer gegen das compacte Eis hingedrängt wird, wo ihm dann selbst die stärksten Planken eingedrückt werden. Als die günstigste Jahreszeit für hochnordische Seefahrten bezeichnet Nordenskjöld den Herbst, weil um diese Zeit das alte Eis durch Sommerwärme aufgethaut oder durch den Polarstrom aufgebrochen und nach Süden geführt sei. Im Jahre 1868 arbeitete N. eine Denkschrift aus zu einer weiteren Expedition und veranschlagte die bescheidenen Kosten auf 15.000 Rthlr. Wenige Tage darauf hatten Gothenburger Kaufleute eine Summe von 21.300 Rthlr. gezeichnet. Auf dieser Fahrt erreichte das Schiff eine Polhöhe von 81°. 9′ und war nur noch 400 Seemeilen vom Nordpol entfernt. Große Massen Packeis hinderten ein weiteres Vordringen, ja die „Sofia" kam in ernstliche Gefahr, indem ein gewaltiger Eisblock eine Eisenplatte zersprengte, am Steierbord zwei Rippen zerbrach und einen breiten Leck dem Schiffe beibrachte. Nur der angestrengtesten Thätigkeit der Mannschaft gelang die Rettung. Im Jahre 1870 ging Nordenskjöld nach Grönland, um zu ermitteln, ob für seine späteren Nordpolreisen die Verwendung von Eskimohunden am passendsten wäre. Er mußte diesen Plan verwerfen, denn eine so große Zahl Hunde, deren er bedurfte, war nicht zu erhalten und dann grassirte in Nordgrönland eine Hundekrankheit, welche leicht verschleppt werden konnte. Man kam auf die Verwendung des Rennthieres zurück. Acht bis zehn Rennthiere hintereinander gespannt, jedes einen Schlitten ziehend und an den vorher-

Digitized by Google

gehenden angebunden, machen in 12 Stunden 80–100 Kilometer. Dabei bekommen sie den ganzen Tag keine Nahrung, die Fütterung besteht gewöhnlich aus dem grauweißen Rennthiermoos; für Expeditionen wird dasselbe meist aus Norwegen bezogen und kostet ein Sack gut gepreßten Mooses eine schwedische Krone oder eine Mark deutsch.

Im Jahre 1872 trat N. seine nächste Polarreise an, auf welche er 40 Rennthiere mitnahm. Die Botaniker der Expedition entdeckten diesmal auf Spitzbergen Exemplare der Zwergbirke, betula nana. Dieselben waren nicht höher als drei Fuß, der stärkste Stamm hatte einen Durchmesser von 2—3 Linien. Mikroskopische Untersuchungen ergaben, daß ein solcher Stamm etwa 80 Jahre alt war. Meteorologische, physikalische, astronomische Untersuchungen gaben nebenbei überreiche Beschäftigung, welche auch während des Polarwinters, von dem die Herren viele Monate festgebannt wurden, nicht unterbrochen werden durften. Spitzbergen war jetzt gründlich durchforscht, Nordenskjöld richtete nun sein Augenmerk auf das Polarbecken nördlich von Sibirien. Das karische Meer, welches die Ostküste der Insel Nowaja-Semlja bespült, ferner das sibirische Meer waren bis dahin noch „maria incognita“. Zunächst wurde beschlossen, zur Jenisseimündung vorzudringen, um zugleich neben den wissenschaftlichen Forschungen auch dem arktischen Handel neue Wege zu erschließen, indem man den Fluß aufwärts fuhr. Dies gelang vollkommen, das Expeditionsschiff trat die Heimfahrt an, während Nordenskjöld und seine Begleiter einen gebrechlichen Flußdampfer vorfanden, der sie nach Jenisseisk mitnahm. Je weiter die Reisenden nach Süden kamen, umso reicher entwickelte sich die Vegetation. Die Entfernung vom nördl. Punkte des heutigen Getreidebaus bis zu den Steppen Centralasiens beträg meist mehr als 600 Meilen; ein solcher breiter Streifen erstreckt sich vom Ural durch Asien bis zum großen Ocean, dies gibt einen Begriff von dem ungeheuren Felde, welches dem Pfluge hier noch zur Culturbereitung aufbehalten ist. Auf dem Landwege ging N. zurück nach Schweden. Die Reise im folgenden Jahre verfolgte denselben Zweck mit endlichem Erfolge und so wurde Sibirien mit seinen unermeßlichen Grasflächen, seinen endlosen Wäldern, seinen weiten Strecken der unerschöpflichen „schwarzen Erde“,

Digitized by Google

seinen reichen mineralischen Schätzen und dem besten jetzt bekannten Getreideboden dem Welthandel erschlossen. Nach diesen günstigen Ergebnissen neben manchen Mißerfolgen glaubte Nordenskjöld endlich den Zeitpunkt gekommen, das seit 300 Jahren vergeblich angestrebte Ziel erreichen zu können, nämlich die nordöstliche Durchfahrt zwischen Asien und Amerika. Die Kosten der neuen Expedition wurden auf 20.000 Pfd. St. (400.000 M.) veranschlagt, davon übernahm der Kaufmann Oscar Dickson 12.000 Pfd. St., der König von Schweden und Alexander Sibiriakow jeder 2200 Pfd. Sterl. Herr Dickson kaufte den Dampfwallfischfänger „Vega" an, der in Bremen aus bestem Eichenholze erbaut und mit einer Eishaut von westindischem Grünholz bekleidet worden war. Die Mitglieder bestanden u. A. aus Capitän Palander, dem Botaniker Kjellmann, dem Zoologen Stuxberg, dem Arzt Almquist, einem italienischen und dänischen Marinecofficier und einem russischen Lieutenant, der als Dolmetscher fungirte und daneben als tüchtiger Zoologe mitwirkte. Aus 200 Freiwilligen hatte Nordenskjöld 16 Matrosen der schwedischen Marine ausgewählt und dazu noch drei Wallroßjäger. Das Schiff war für 2 Jahre verproviantirt. Drei andere Schiffe begleiteten die „Vega" auf dem ersten Theile der Fahrt, welche am 4. Juli 1878 ihren Anfang nahm. Nun ging es auf die Jenisseimündung zu, wo am 9. Aug. die Trennung erfolgte und die „Vega" allein ihren Weg fortsetzte nur noch in Begleitung des Proviantschiffes „Lena", welches bis an die Mündung des gleichnamigen Flusses mitfuhr. Dabei ergab sich, daß die Schiffe an der asiatischen Küste häufig Land antrafen, wo auf den bisherigen Karten „Meer" verzeichnet stand, und jetzt segelten sie wieder über große Meeresstrecken, wo sie den Karten zufolge Land finden sollten. Die „Lena" fuhr flußaufwärts nach Jakutsk und der Telegraph verkündete auf dem Landwege, daß der erste Theil der großen Expedition glücklich ausgeführt und das Cap Tscheljuskin vom altlantischen Ocean aus umschifft sei. Die „Vega" setzte ihren Weg entlang der sibirischen Küste fort und trat vielfach mit den Bewohnern, den Tschuktschen, in Berührung. Rennthiere und Wallrosse bilden einen Hauptbestandtheil ihrer Nahrung; der Rennthierbauch enthält für dieselben gesuchte Delicatessen; der grüne spinatähnliche Inhalt der Eingeweide wird in einen Sack gestopft und als Gemüsevorrath für den Winter auf-

Digitized by Google

bewahrt. Für den Tauschhandel begehren sie starke Stopfnadeln Messer, Sägen, Beile u. A., bunte Wollenhemden, Tabak und Branntwein. Letzteren gab Nordenskjöld nur in seltenen Fällen, obwohl die Eingebornen ihn leidenschaftlich lieben, sonst aber hält er sie für schlaue, berechnende Kaufleute, welche durch den Tauschhandel zwischen Amerika und Sibirien gut geschult sind. Am 27. Sept. hatte sich die „Vega" tapfer durch die Treibeisfelder durchgearbeitet, welche vor der Küste lagen. Das Schiff war schon in der Koljutschimbai angelangt, als das Wetter umschlug, die Temperatur allmälig auf — 26° C. sank und das neugebildete Eis an diesem Tage schon eine Stärke von 2 Fuß erreichte. Das Schiff war eingeschlossen; hätte die „Vega" damals nur 1 Stunde mit voller Kraft vorwärts gehen können, so wäre die Behringstraße und das stille Meer erreicht worden. „Dies festfrieren so nahe am Ziele," schreibt Nordenskjöld, „ist das Mißgeschick gewesen, mit dem ich mich während aller meiner Eismeerfahrten am schwersten aussöhnen konnte; aber ich mußte mich mit dem in der Geschichte der Polarreisen fast einzig dastehenden schönen Resultat und mit der Aussicht trösten, die Reise im nächsten Jahre fortsetzen zu können." Der Mai des Jahres 1879 fing mit 21° Kälte an und nur einmal in diesem Wonnemonat stieg das Quecksilber auf + 1,8°, endlich im 18. Juli, Nachmittags 1½ Uhr, gerieth das Eis plötzlich in der Nähe der „Vega" in Bewegung, zwei Stunden später dampfte das Schiff in die offene See hinaus, mitten durch das treibende Eis, nachdem es 294 Tage festgelegen hatte. Am 20. Juli, 11 Uhr Vormittags, wurde die Ostspitze Asiens passirt und die seit 300 Jahren gesuchte Durchfahrt endlich glücklich bewerkstelligt. „Man möge es uns verzeihen," schreibt N., „daß wir mit einem gewissen Stolze unsere blaugelbe Flagge am Maste emporsteigen sahen und die schwedischen Salutschüsse in dem Sunde abfeuerten, wo die alte und die neue Welt sich einander die Hände zu reichen suchen." Die „Vega" steuerte nun in's stille Meer, aus den nordischen Breiten in die milden Lüfte des Südens, passirte die Linie, durchsegelte das rothe Meer und den Suezkanal, lief endlich am 14. Febr. 1880 in den Hafen von Neapel ein, wo Nordenskjöld und seine Begleiter zum ersten Male wieder europäischen Boden betraten. Wo die Wissenschaft eine Heimstätte, überall wo Interesse für ein bedeutendes Ereig-

Digitized by Google

niß in gebildeten Kreisen herrscht, wurden die kühnen Reisenden mit hoher Auszeichnung empfangen, ihre Namen werden leuchten in den spätesten Zeiten.

Die 250jährige Jubiläumsfeier des k. k. Inf.-Regimentes Nr. 11.

Es sind jetzt eben zwei Jahre verflossen, daß die kahlen Felsberge bei Stolac von den Schüssen der türkischen Insurgenten und des von diesen in dem alten Castell der Stadt belagerten zweiten Bataillon des k. k. 32. Inf.-Reg. widerhallten. Auch am 21. August brach sich an ihnen das Echo von Kanonendonner. Doch war derselbe diesmal nicht bestimmt, Tod und Verderben in die Reihen der Feinde zu schleudern, sondern sollte der Verkünder eines Festjubels sein, wie er in den herzegowinischen Bergen wohl noch nie gehört wurde. Er galt einer Feier, die in ihrer Art bis jetzt einzig dasteht in der österreichischen Armee, nämlich der des 250jährigen Bestandes ihres ältesten Infanterie-Regiments, des böhmischen Regiments Prinz Georg von Sachsen Nr. 11, welches seit dem April d. J. in Stolac und Concurrenz stationirt ist.

So erhebend der Anlaß, so würdig war der Verlauf des Festes. Das Officierscorps wie die Mannschaft hatten ihre besten Kräfte eingesetzt, um die durch die Garnisonsverhältnisse bedingten, einem Uneingeweihten kaum glaublich erscheinenden, großen Schwierigkeiten zu besiegen. Und es war ihnen dies vorzüglich gelungen, wie Jeder bezeugen wird, dem es gegönnt war, an diesem Feste theilzunehmen.

Die ungünstige geographische Lage und die schlechte Communications-Verhältnisse des Landes hatten den Freunden und ehemaligen Mitgliedern des Regiments große Hindernisse bereitet, ihre Theilnahme an der Freude desselben durch ihr persönliches Erscheinen bei dem Feste zu manifestiren. Dennoch hatte sich eine große Anzahl derselben in Stolac eingefunden, darunter Deputationen der in der Herzegowina dislocirten Truppenkörper. Jeder wurde von dem hochbeliebten Regiments-Commandanten, Herrn Oberst Ernst Czibulka, der in liebenswürdiger Weise den Hausherrn machte und hiebei von seinem Officierscorps auf das Beste unterstützt wurde, freundlichst bewillkommt und so gut

Digitized by Google

untergebracht, als es die ungünstigen Bequartierungs-Verhältnisse gestatteten.

Die Feier begann am Vorabende mit einer musikalischen Retraite, bei welcher die Capelle des Regiments die festlich beleuchteten und beflaggten Straßen der Stadt durchzog. — Hierauf fand ein camaradschaftlicher Abend im Casino statt, der sehr gemüthlich verlief.

Den Festtag selbst begrüßten die Klänge der Regimentsmusik, welche die Tagsreveille executirte, und 21 von den Geschützen des Castells abgegebene Schüsse. — Um 9 Uhr begann die eigentliche militärische Feier. Zu derselben waren die in der Stabs-Station dislocirten sechs Compagnien des Regiments unter Commando des Herrn Obersten Czibulka auf den Exercierplatz ausgerückt. Nachdem der neu ernannte, erst am Vorabende in Stolac eingerückte Brigadier, Herr Oberst Reicher, den Rapport entgegengenommen und die Truppe besichtigt hatte, hielt der Garnisons-Caplan eine čechische Ansprache, in welcher er der Mannschaft die hohe Bedeutung des Tages auseinandersetzte. Während der hierauf folgenden Feldmesse wurden von der ausgerückten Truppe drei Dechargen und von den Geschützen des Castells Salven abgegeben.

Nach Beendigung der Messe ließ der Herr Regiments-Commandant Oberst Czibulka, die Fahne vor die Front treten und hielt zuerst in deutscher, dann in čechischer Sprache eine längere Anrede. Er wies auf die glänzenden Thaten hin, die das Regiment während eines Viertel-Jahrtausends, seit seiner Errichtung (1630), vollführt hat. „Vom classischen Boden Italiens, vom heißen Balcan bis an den Strand der Ostsee, von Frankreichs üppigen Fluren bis in die öden Steppen Rußlands" habe das Regiment Oesterreichs Aar mit Ehren und kühnem Muthe getragen, mit unsäglichen Schwierigkeiten und Entbehrungen in den vom Pesthauche geschwängerten Niederungen der Theiß gekämpft, vom ewigen Eis und Schnee des St. Gotthard den tapferen Franken stürmenden Fußes vertrieben, bei Zenta und Belgrad unter Eugen von Savoyen, dann bei Aspern glorreich gefochten. Der Oberst erinnerte ferner an den heroischen Kampf des Regiments bei der Vertheidigung von Melegnano im J. 1859 und an die siegreichen Gefechte in Tirol 1866 und gab der Zuversicht Ausdruck, daß „Böhmens tapfere Söhne" auch in Zukunft, wenn der allerh. Kriegs-

Digitized by Google

herr rufen sollte, in altbewährter Treue um seine von der Kaiserin mit dieser Devieſe gezierte Fahne sich schaaren, kämpfen und siegen werden. In das dreimalige Hoch, das der Regimentscommandant schließlich auf Se. Maj. den Kaiser ausbrachte, stimmte das Regiment begeistert ein.

Diese Rede wurde mit einem Schwung vorgetragen, wie ihn nur das wahre Gefühl verleiht. Sie erzielte aber auch eine mächtige Wirkung. In manches Saldaten Auge stahl sich eine ungewohnte Thräne, jede Brust hob sich höher in dem stolzen Bewußtsein, dem ausgezeichneten Regimente anzugehören. Die Ansprache bildete den Culminationspunkt der ganzen Feier. Sie wird gewiß jedem Zuhörer in steter Erinnerung bleiben.

Nach der nun folgenden Defilirung vor dem Herrn Oberst-Brigadier rückten alle Abtheilungen in ihre Ubicationen ein. Um der Mannschaft den Tag auch materiell festlich zu gestalten, hatte das Officier-Corps zur Aufbesserung der Menage einen bedeutenden Betrag gespendet. — Um 1 Uhr versammelte sich das Officierscorps mit den eingeladenen Gästen, darunter auch sämmtliche Beamte, dann die katholische und griechische Geistlichkeit und einige der angesehensten Türken, im Ganzen bei 120 Personen, in dem festlich decorirten Casino-Garten zum Banket. Das Menu brachte dem Küchenmeister hohes Lob ein. Trotz der vorhandenen großen Schwierigkeiten hatte er Großes geleistet. Nur die Türken, welchen ihre Religion den Genuß von Speisen und Getränken während des Ramazans nur in der Nacht gestattet, konnten ihre Anerkennung nicht auch durch die That bezeigen. Noch größeres Lob als der Küchenmeister erntete der Kellermeister. Demselben war aber auch eine Unterstützung zu Theil geworden, wie sie nur selten einem seines Gleichen beschieden ist. Se. Majestät hatte nämlich allergnädigst geruht, anläßlich des Festes den Keller des Officierscorps wahrhaft kaiserlich mit den besten Weinen aus dem Hofkeller (Tokayer, Champagner, Mosel, Bordeaux) dotiren zu lassen. Solch' köstliches Naß ist gewiß noch nie in der Herzegowina geflossen und dürfte auch kaum sobald wieder fließen. — Es wurde auch von allen Theilnehmenden des Bankets entsprechend gewürdigt. Großen Beifall fand auch das direct von der Quelle bezogene Pilsner Bier, in diesem Lande eine seltene Delicatesse, und

Digitized by Google

haben auch die lieben Freunde von Pilsen dafür gesorgt, daß seine Qualität mit der Seltenheit des Festes in vollster Uebereinstimmung sich befinde. Zur Einkühlung der Getränke hatte das Eis von Spalato bestellt werden müssen.

Während des Diners spielte die bei den Pragern wie bei den Pilsnern gewiß noch im besten Andenken stehende Capelle gewählte Tonstücke. Großen Beifall fand der von dem Dirigenten derselben, Herrn Capellmeister Pitschmann, für das Fest componirte Jubiläums-Marsch wie auch desselben Componisten Polka Française „an der Bregawa". Die Stimmung erreichte ihren Höhepunkt als der Reigen der Toaste begann. Derselbe wurde mit einem dreimaligen Hoch auf Se. Maj. den Kaiser eröffnet, das der Herr Oberst Czibulka mit beredten Worten ausbrachte und das von allen Anwesenden mit enthusiastischem Jubel aufgenommen wurde. Unter dem Donner der Geschütze des Castells toastirte sodann derselbe Redner auf die Fahnenmutter des Regiments Ihre Maj. die Kaiserin, dann auf die kais. Hoheiten den Kronprinzen Rudolph und den Erzherzog Feldmarschall Albrecht, auf Se. königl. Hoheit den Prinzen Georg von Sachsen als Inhaber des Regiments, auf Se. Exc. den Kriegsminister FML. Graf Bylandt, auf Se. königl. Hoheit den Landes-Commandirenden FZM. Herzog von Würtemberg, auf Se. Exc. den FZM. Philippović als Chef des heimatlichen General-Commandos und Siegers von Bosnien und der Herzegowina und auf Se. Exc. den FML. Ritter von Mertens als zweiten Inhaber des Regiments.

Der Telegraph übermittelte mit Blitzesschnelle den Gefeierten den begeisterten Beifall, den alle diese Toaste fanden; die noch im Verlaufe des Festes einlangenden Antworten waren ein neuer Beweis der allerh. Huld und Gnade, deren das Regiment bei Ihren Majestäten und den Mitgliedern des Allerh. Kaiserhauses sich erfreut, und des ehrenden Ansehens, in dem es bei der Generalität steht. Wie beliebt das Regiment in allen Kreisen ist, bewiesen auch die unzähligen Glückwunsch-Telegramme, die während des Tages aus allen Theilen der Monarchie von seinen ehemaligen Mitgliedern, Freunden und Gönnern einliefen. Von Sr. königl. Hoheit dem Prinzen Georg von Sachsen war ein solches Telegramm bereits am Vorabende eingetroffen.

Nach den erwähnten Toasten brachte der Herr Oberst-Brigadier

Digitized by Google

Joseph Reicher in gewählten und tief empfunden Worten ein Hoch dem ausgezeichneten Regimente, das durch 250 Jahre alle Stürme glücklich überstanden und viel beigetragen hat zum Ruhm der österreichischen Armee. Ich brauche wohl nicht erst zu erwähnen, daß auch dieser Toast einen nicht enden wollenden Jubel erregte, der sich erst legte, als sich der Herr Oberst Czibulka wieder erhob, um die Gäste zu begrüßen und ihnen dafür zu danken, daß sie, nicht achtend der manigfachen Reisefatiguen und Calamitäten bei dem Feste erschienen und dadurch wesentlich beitrugen zu dessen Weihe. — Mit warmer Empfindung erwiderte hierauf im Namen der Gäste der Herr Oberst Edler von O., Comandant des 21. Inf.-Reg., indem er ein Hoch der altbewährten Camaradschaft der österreichischen Armee brachte, in welches die Anwesenden ebenso freudig einstimmten, wie auch in jenes des Garnisons-Caplans Herrn Zach im Namen der böhmischen Landsleute auf das vaterländische Regiment.

Indeß war es 5 Uhr geworden und es begann nun das Officiers-Bestschießen. Für dasselben war in der Nähe des Barakenlagers eine sehr schön decorirte Schießhalle errichtet und waren vom Officierscorps geschmack- und werthvolle Beste gespendet worden. Während da mancher Schuß ins Schwarze abgegeben wurde, trieb von der Schießhalle ein von der Mannschaft arrangirter bunter Maskenzug seine Possen. Was nur der raffinirteste Soldatenwitz erfinden und mit den vorhandenen bescheidenen Mitteln durchführen konnte, fand man hier vertreten. Erst als es stark zu dunkeln anfing, löste sich der Maskenzug auf und wurde das Scheibenschießen beendet.

Alles strömte nun zu dem nahen Platze, auf welchem ein Officier des Regiments ein Feuerwerk vorbereitet hatte. Die einzelnen Nummern desselben, besonders aber das auf das Fest bezughabende Schlußtableau erntete allgemeinen Beifall. Während die Zuschauer in die Stadt zurückkehrten, loderten auf den dieselbe ringseinschließenden hohen Felsbergen riesige Feuer auf, welche die ganze Gegend magisch beleuchteten.

Bald vereinigte der Casinogarten wieder sämmtliche Festgäste. Bei Pilsner Bier und dem von Sr. Majestät gespendeten vorzüglichen Weine herrschte die ungezwungenste und gemüthlichste Unterhaltung. Die frohen Klänge der Regimentscapelle animirten die jüngeren Herren so, daß sie es nicht unterlassen konnten, dem Tanze zu huldigen;

Digitized by Google

selbst der Mangel an Damen konnte ihrer Tanzlust keinen Eintrag thun und so walzten sie denn fröhlich mit einander.

Gegen Mitternacht erhob sich ein Theil der auswärtigen Gäste, um unbeläſtigt von der drückenden Tageshitze nach einem herzlichen Abschiede von den zurückbleibenden ihre Heimreise anzutreten. Der Rest, der noch einige Zeit mit den Stolacer Herren sitzen blieb, reiste erst am nächsten Morgen in die verschiedenen Stationen zurück, mitnehmend eine schöne Erinnerung, die für das ganze Leben andauern wird.

Literatur.

* „Der Untergang und Wiederaufbau Szegedins nebst dem Gutachten der auswärtigen Experten über die Theiß-Regulirung", nach authentischen Quellen bearbeitet von Josef Riedel, Ingenieur. Verlag von R. v. Waldheim. Die soeben über unsere blühendsten Provinzen hereingebrochene Wassernoth und die enormen Verluste, die das National-Eigenthum durch die abermalige Vernichtung von Werthobjecten erlitt, werden wohl nicht verfehlen, die Aufmerksamkeit aller Gesellschaftsschichten wieder im erhöhten Grade den Wasserfragen zuzuwenden. Die Szegediner Unglückstage sind noch in Aller Erinnerung; ebenso der Eindruck, den der Untergang dieser volkreichen Stadt in der ganzen civilisirten Welt hervorrief. In technischen Kreisen verursachte der Fall einen förmlichen Aufruhr, die Regierungen fast sämmtlicher europäischer Culturstaaten, selbst jene Rußlands nicht ausgenommen, trachteten etwaige Versäumnisse nachzuholen, nur in unserer lieben Heimat kam man nicht über das Stadium der Resolutionen hinaus. Man tröstet sich zu gern mit dem Gedanken an die Seltenheit der Katastrophen und hält dafür, daß wohl auch die spätere Generation davon nicht wird verschont sein. Indeß hat es aber den Anschein, als ob diese Erscheinungen den epochalen Charakter ablegen und von nun an als permanente Mahner fungiren würden, welche den säumigen Schuldner nicht zur Ruhe kommen lassen wollen. Dabei ist nur zu beklagen, daß eine rasche Aufeinanderfolge von Unglücksfällen, wobei regelmäßig immense Werthe aus dem National-Inventar verschwinden, in kürzester Zeit die Verarmung auch der wohlhabendsten

Digitized by Google

Länder herbeiführen muß. Bald wird ja Niemand mehr übrig sein, der die Abgänge zu decken vermöchte! Dem Verfasser der vorliegenden Arbeit — durch seine „Studien über Culturtechnik", sowie seine Untersuchungen über die „Regenverhältnisse im Theißgebiete" bereits bekannt — gehört das Verdienst, die Wesenheit aller bei Fluß-Regulirungs-Projecten in Betracht kommenden Vorfragen an dem concreten Beispiele der Theiß in überzeugender Weise dargelegt zu haben. Es ist ihm nicht blos gelungen, einen sehr schätzbaren Beitrag zur Hydrographie des Kaiserstaates zu liefern, sondern er hat uns durch die Schilderung der Theiß-Regulirung einen klaren Einblick in die einzelnen Phasen eröffnet, welche dieses colossal dimensionirte Wasserbauwerk im Verlaufe von 30 Jahren durchmachte. Der Autor hat an der Hand instructiver Kartenwerke und graphischer Tableaux den Einfluß der Flußbauten auf die Wasserstandsverhältnisse im Flußgerinne und deren Zusammenhang mit der Szegediner Katastrophe auseinandergesetzt; er hat die technischen Maßnahmen, welche bei der Wiedererbauung dieser Stadt zu treffen sein werden, des Näheren angeführt und dem deutschen Fachmanne das, seither nur in französischer und ungarischer Sprache veröffentlichte Gutachten der auswärtigen Experten zugänglich gemacht. Der Verfasser ist als Cultur-Techniker auf die Beleuchtung der Wasserhaushaltsfrage im Allgemeinen und der Theiß-Regulirung als Meliorations-Object im Besonderen eingegangen und zum Schlusse gelangt, wiefern die Ehre des gesammten Ingenieurkörpers das Bekenntniß erfordere, daß die Wasserfrage auf dem bisher betretenen Wege nicht gelöst werden könne. Er sagt: „So lange bei den Fluß-Regulirungen nicht auf die Menge, sowie die räumliche und zeitliche Vertheilung der meteorischen Niederschläge Rücksicht genommen, die enormen Schwankungen in der Wasserzufuhr nicht durch rationelle Regulatoren compensirt sind, bevor nicht Handel und Industrie der ungestörten Ausnützung der Trag- und Triebkraft des Wassers theilhaftig geworden, und so lange die Landwirthschaft unausgesetzt vor der Eventualität der Ausdorrung oder der Versumpfung steht — ist die Wasserfrage ungelöst." A. B.

* „Ueber neue Ausfuhrgebiete". Von Fritz Robert. Wien, 1880. Angeregt durch die Erfolge, welche unsere Industrie in der neuesten Zeit in Australien und auf Java errungen, macht Herr Fritz Robert,

Digitized by Google

bekannt durch seine Leistungen als Berichterstatter für die Pariser Ausstellung im Jahre 1878, unsere Industrie- und Handelswelt zunächst auf die Argentinische Republik aufmerksam, deren Verhältnisse er aus eigener Anschauung kennt. Er bezeichnet eine Reihe von Artikeln, deren Export aus Oesterreich nach der Argentinischen Republik mit Erfolg versucht werden könnte, während dieselben allerdings jetzt auch dorthin gelangen, aber — unter fremden Flaggen. Des Weiteren plaidirt der Verfasser eindringlich für eine Ausdehnung unserer Handelsverhältnisse mit Brasilien. c.

* Sieben Jahre in Südafrica. In den drei letzt erschienenen Lieferungen (18, 19, 20) dieses Reisewerkes von Dr. Emil Holub (Wien, Verlag der Hofbuchhandlung Alfred Hölder) erzählt der Africa-Reisende seine Fahrten und Wanderungen von den Diamantfeldern an den Molapo, von Jacobsdal nach Schoschong, von dieser Bamangwato-Residenz nach den großen Salzseen, endlich vom Natasprnit nach Tamatsetse. Mit Behagen verweilt Holub besonders bei der Schilderung der socialen Verhältnisse der von der Cultur zumeist nur ganz leise oder gar nicht berührten Negervölker und bleibt bei der reichen süd-africanischen Fauna und Flora stehen. Demjenigen, der in einem africanischen Reisewerk hauptsächlich die Erzählung gefährlicher Abenteuer sucht, wird Befriedigung zu Theil, denn Jagdgeschichtchen theils eigener, theils fremder Erfahrung, mögen sie nun der leichten Hartebeest — Gazelle oder dem schweren Elephanten, der feigen Hyäne oder dem gewaltigen „König der Wüste" gelten, enthält Holub, ein leidenschaftlicher Jäger, seinen Lesern niemals vor.

* Baden in der Schweiz. Im Verlage von Orell Füßli & Co. in Zürich ist eine Beschreibung des Thermalcurorts Baden an der Limmat in der Schweiz erschienen mit Abbildung dieses alten, schön gelegenen Curorts, einer kurzen Geschichte desselben, Schilderungen der nahen Ausflugsorte, Kloster Wettingen, Königsfelden, Burg, Habsburg u. s. w.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Ant. Magner.
Druck von Hugo Hoffmann, Wien, VII., Breitegasse 4.

Digitized by Google

Inhalt: Fürst Schwarzenberg in Frankreich. — Abt Othmar Helferstorfer. — Aus dem goldenen Zeitalter der Tonkunst. — Ungarn's Poesie im 19. Jahrhundert. — Die Arbeiten des militär-geographischen Instituts zu Wien. — Lima. — Aus Triest. — Volkswirthschaftliches.

Fürst Schwarzenberg in Frankreich.

Während die Literatur über die Befreiungskriege in Deutschland eine ungemeine reichhaltige ist, hält sie sich in Oesterreich innerhalb sehr bescheidener Grenzen, so kommt es, daß, während in Deutschland und namentlich in Preußen die Gestalten eines Blücher, York, Gneisenau, Scharnhorst, Boyer, Grolmann, Müffling u. A. sozusagen in Fleisch und Blut des Volkes übergegangen sind, sind bei uns in Oesterreich die Gestalten der Helden aus den Befreiungskriegen nahezu aus dem Gedächtnisse des Volkes verwischt, das aber ist umsomehr zu bedauern, als gerade in Oesterreich es dringend nothwendig ist, der in so viele Nationen und in so viele Parteien gespaltenen Bevölkerung immer wieder das Beispiel jener bedeutenden Männer vorzuführen, die mit patriotischer Hingebung und unbeugsamer Energie einstanden in schwerer Zeit für Kaiser und Reich. Das Andenken jener Männer auch bei der heutigen Generation lebendig zu erhalten, ist umsomehr Pflicht, da es große Charaktere waren, Vorbilder für Gegenwart und Zukunft, und jene gewiegten Staats- und Kriegsmänner und jene wunderbaren Ereignisse auch für unsere Zeit noch vielfache Motive geben nicht allein für das historische, sondern für das allgemeine Interesse; ihre Thaten und Handlungen leiten zu Schlüssen, die nicht ohne Nutzen sind.

In der ersten Reihe dieser Männer steht der Generalissimus Feldmarschall Fürst Schwarzenberg, der später vom Auslande und namentlich durch preußische Autoren so viel bekrittelte Sieger von Leipzig, dessen Feldherrngaben ebenso glänzend waren, wie sein feiner Tact gegen die russischen und preußischen Waffengenossen, bei dem die Selbstverleugnung oft zur gebieterischen Pflicht wurde, alle Anerkennung verdient.

Die vom Laufe des Monates Januar 1814 vom Fürsten Schwarzenberg abgelassenen vertraulichen Schreiben sind wohl geeignet, die weg-

Digitized by Google

werfenden oder gehässigen Anschuldigungen eines Müffling, Theodor v. Bernhardi, Beitzke u. A. in das rechte Licht zu setzen, sie kennzeichnen den Oberfeldherrn als Mensch und Soldat weit besser, als so Vieles, was schon über ihn veröffentlicht worden ist, und müssen als Ergänzungen zu Prokesch's trefflichen „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Feldmarschall's Schwarzenberg" betrachtet werden.

Von größter Wichtigkeit ist in dieser Beziehung das vertrauliche Schreiben vom 26. Februar aus Colombé les deux églises: „Kaiser Napoleon hatte alle seine Kräfte gesammelt, um uns bei Troyes eine Schlacht zu liefern. Dieser feste Wille war mir ein Beweggrund mit, sie nicht anzunehmen.

Die Hauptsache aber, weßhalb ich der Schlacht auswich, war die wichtige Bemerkung, welche mir nicht entgehen durfte, daß, wenn die Schlacht unglücklich für uns ausfallen sollte, welches doch immer unter die möglichen Fälle gezählt werden muß, ein Rückzug von Troyes bis über den Rhein unsere Armee gänzlich aufgelöst haben würde.

Die ganze Winterbewegung war darauf berechnet, den Kaiser Napoleon zu überraschen, in allen seinen Vorbereitungen zu hindern und auf diese Art einen vortheilhaften Frieden gleichsam ihm abzudringen. Wie konnte es nun meine Absicht sein, in dieser auf keiner Basis ruhenden Operation mit Beharrlichkeit fortschreiten zu wollen, wenn, wie es der Fall war, der Friede als bestimmter Zweck galt, und aus was immer für Ursachen nicht erreicht wurde? Eine Hauptschlacht gegen einen Feind zu liefern, der durch einige vortheilhafte Gefechte aufgeregt für seine Existenz ficht, und zwar in der Mitte seines Landes, wo alle Landleute sich für ihn bewaffnen, eine Hauptstadt hinter sich, die ihm alle Hilfsmittel nachschiebt — dies ist ein Unternehmen, wozu nur die unbedingte Nothwendigkeit berechtigen kann.

Wir sind aus allen Nationen zusammengesetzt, haben, sobald die ernstlichen Operationen begannen, durch Nachzügler alle Transportmittel geplündert, denn, um diesen Völkern auf einer großen Linie die Excesse zu hindern, müßte man eine Armee im Rücken der operirenden aufstellen. Es wird daher unmöglich, die Magazine für eine so bedeutende Truppenmasse nachzuschaffen. Dies Alles war vorausgesehen und hundertmal gesagt, aber nie gewürdigt worden,

Digitized by Google

ebensowenig als die Wichtigkeit des Seinethals, indem der Feind doch endlich einmal von Lyon vorrücken mußte, um auf unsere Communicationen zu wirken.

War ich dazu berechtigt, in dieser Lage eine Hauptschlacht im Innersten von Frankreich zu geben, ohne auf meine Flanken und Rücken, auf die Erhebung der Bauern, auf die Anwesenheit der Souveräne zu denken? Ich kann gar wohl dulden, daß Journalisten, Tugendbündler und was dergleichen mehr sein mögen, laut schreien: „Ach! Hätte an der Spitze dieses schönen Heeres ein Anderer gestanden, was wäre da nicht Großes zu thun gewesen." Aber ich könnte nicht in Worlik ruhig genießen, was uns der Himmel Gutes beschеert hat, wenn mein Gewissen mir sagte: „Du hast nicht den Muth gehabt, das Urtheil der Welt zu verachten. Du hast nicht nach deiner Ueberzeugung gehandelt und darum ist ein schönes Heer zum Triumphe Frankreichs zerstäubt."

Viel, sehr viel mußte ich wegen dem Entschluß, die Schlacht nicht anzunehmen, bitter leiden. Ich blieb aber bei meiner Ansicht felsenfest stehen und nichts konnte mich erschüttern. Ich zog mich in größter Ordnung hinter die Aube. Blücher nahm seinen Weg rechts ab, um sich mit Winzingerode, Bülow und dem Herzog von Weimar zu vereinigen und auf diese Art eine Armee von 120,000 Mann zwischen dem Rhein und Soissons zu bilden. Auf diese Weise wird des Feindes Aufmerksamkeit sehr getheilt. Meine Reserven stehen zwischen Chaumont und Langres, und so kann ich, wenn Augereau aus dem Saonethal her meine Corps zurückdrängen sollte, diese sogleich unterstützen und im schlimmsten Fall die an der Aube vorponssirten Armeecorps aufnehmen

Durch diese Aufstellung bedrohe ich die weiter vorgehenden einzelnen feindlichen Corps, decke den Anmarsch einer Reservearmee und hoffe Zeit zu gewinnen, sie gehörig eintheilen zu können. Ich glaube richtig manövrirt zu haben. Nun mögen die Menschen schreien wie sie wollen. Ich fühle mich beruhigt in der Ueberzeugung, recht gehandelt zu haben."

Am 13. März aus Troyes richtete der Feldmarschall Fürst Schwarzenberg nachstehendes Schreiben an den Kaiser Alexander.

„Ich habe die Ehre zu berichten, daß die Corps in der vorgestern

Digitized by Google

von mir angeordneten Bewegung fortfahren, indem sie sich rechts halten; und ich glaube auf solche Weise alle Operationen vorbereitet zu haben, welche den Umständen gemäß erforderlich sein könnten. Morgen werde ich die Ankunft Eurer Majestät erwarten, um mir Ihre Befehle zu erbitten.

Erlauben Sie, allergnädigster Herr, mit der Aufrichtigkeit, an welche Sie mich schon lange gewöhnt haben, Ihnen an den Tag zu legen, wie schmerzlich für mich der in Ihrem Brief enthaltene Ausdruck ist: „daß ich in Zukunft nicht mehr gebunden sein werde und den strategischen Combinationen gemäß handeln könne."

Niemals, Euere Majestät, war ich gebunden. Ich habe immer in Folge strategischer Combinationen gehandelt. Ich glaube gut manövrirt zu haben und wünsche nicht, daß es anders gewesen wäre Dies ist meine Beichte.

Ich halte für meine Pflicht zu bemerken, daß, wenn meine Anordnungen nicht den Beifall der Monarchen haben, ich und meine Grundsätze die Schuld daran tragen. Wie glücklich würde Napoleon sich schätzen, wenn er sich vorstellen könnte, daß solche Zweifel zu einer Zeit, wo sie die Zeit, wo sie die große That der Befreiung Europa's vollbringen, bei den Monarchen Eingang gefunden. Ich weiß, daß Eure Majestät mit der Ihnen eigenen Großmuth die Auseinandersetzung gnädig aufnehmen werden, welche ein aufrichtiger Krieger Ihnen zu Füßen legt."

Vielleicht einer der wichtigsten Briefe aus der vertraulichen Correspondenz Schwarzenberg's in jener Epoche ist unstreitig jener, welchen er den Tag nach dem Siege von Arcis, nämlich aus Pougy am 22. März, abgehen ließ, und wodurch ganz vorzüglich die so vielfach angeregte Frage: „von wem eigentlich die Anregung zum directen Marsch nach Paris ausgegangen sei?" ihre Aufklärung findet.

Dieses Schreiben lautet vollinhaltlich:

„Meine Gesundheit ist nun wieder in Ordnung. Ich bin nur noch etwas matt, hoffe aber binnen einigen Tagen ganz im Reinen zu sein. Die Ereignisse gestatten mir wenig Ruhe und es ist meiner kräftigen Constitution zu danken, daß ich mich so leicht abschütteln kann.

Wir haben nun vollkommenes Frühjahrswetter. Aber ich fürchte,

Digitized by Google

wir bekommen Regen und dann werden wir Krankheiten in Fülle haben. Nun sind wir mit Napoleon's Armee sehr nahe seit mehreren Tagen und die stattgefundenen Bewegungen bleiben in militärischer Beziehung höchst interessant. Du weißt, daß, als ich erfuhr, Napoleon lasse ganz von Blücher ab und marschire gerade gegen die Aube, um meine vorpoussirten Armeecorps von den Reserven abzuschneiden, ich mich zwischen Troyes und Arcis concentrirte, um mich hinter Bar sur Aube aufzustellen. Diese Bewegung ging mit dem besten Erfolg vor sich Napoleon drang von Fére champenoise in Eilmärschen gerade auf Plancy vor, passirte dort die Aube und wollte noch am nämlichen Abend die Seine bei Mery überschreiten, um die von Nogent nach Troyes im Marsch begriffenen Armeecorps anzufallen. Die Brücke aber wurde vertheidigt, bis keine Gefahr mehr für die defilirende Colonne war.

Als ich erfuhr, daß Napoleon sich zwischen die Aube und Seine einzuengen wagte, faßte ich sogleich den Entschluß, ihn Tags darauf mit meiner ganzen Armee anzugreifen. Als nun am 20. plötzlich die Colonnen sich entwickelten, sah man deutlich, wie wenig Napoleon darauf gefaßt war. Er warf sich mit seinen eben im Vorrücken begriffenen Truppen in das Städtchen Arcis, worin er sich bis in die Nacht mit außerordentlichem Verlust vertheidigte.

Um nicht allzuviele Leute zu verlieren, nahm ich mir vor, abzubrechen, um am folgenden Tag mit größerer Macht diesen Punkt zu bezwingen. Indessen hatte die Colonne meines linken Flügels bis Méry vorgedrängt, wo drei Regimenter der Garde à cheval sehr hart mitgenommen wurden, vorzüglich die Grenadiers à cheval und die Mameluken.

Nun dachte Napoleon, ich hätte die Stellung hinter der Aube genommen, nämlich: meinen linken Flügel gegenüber Plancy und meinen rechten hieherzu. Er zog daher Alles, was er bei Plancy über gesetzt hatte, eiligst über die Aube zurück und ließ es längs dem rechten Ufer auf Arcis marschiren, wo er seine sämmtlichen Streitkräfte sammelte, um dort auszubrechen, von meiner so ausgedehnten Stellung zu profitiren, um selbe im Mittelpunkt zu sprengen.

Als er aber bemerkte, daß ich am 21. Früh in seinem Angesicht eine Bewegung machte, um meine Truppen in einer vortheilhaften

Digitized by Google

Position zwischen Chondrey und S. Remy aufzustellen, so gewahrte man deutlich eine Unentschlossenheit in den feindlichen Manövers. Ich ließ nun die Armee ein paar Stunden ruhen, und eben als ich das Signal zum allgemeinen Angriff gab, sahe man aus Arcis in der Richtung gegen Utry abmarschiren. Als ich bemerkte, daß diese Colonne sehr bedeutend wurde, so beorderte ich den Kronprinzen von Württemberg, den Angriff mit dem Armeecorps fortzusetzen, während ich das V. Armeecorps unter Wrede und alle Reserven gegen Lesmont dirigirte, wo selbe die Aube passirten und sich gegen Vitry aufstellten.

Auf diese Art deckte ich auf alle Fälle meine Communicationslinie, wenn es ja die Absicht des Feindes hätte sein können, meinen rechten Flügel zu umgehen, und bereitete meine Bewegung auf den folgenden Tag vor, um der feindlichen Armee in allen Richtungen, die sie nehmen möchte, folgen zu können. Zugleich erfuhr ich, daß Blücher seine Offensive wieder begonnen und Winzigerode Rheims weggenommen habe. Vielleicht marschirt nun Napoleon in jene Gegend! Dies muß sich durch die Rapporte, so ich heute Nacht erwarte, aufklären. Meine Rolle ist jetzt, ihm auf dem Fuß zu folgen, damit er nicht auf Blücher falle, ohne von mir begleitet zu sein. Wie lange wir es aushalten werden, ohne in diesem ausgehungerten Land Hungers zu sterben, weiß der Himmel, welcher uns aber stets begünstigt.

Der Angriff des Kronprinzen von Württemberg hatte den glänzendsten Fortgang. Der Feind war bald nach Arcis hineingeworfen und in Unordnung über die Aube gejagt. In diesen beiden Tagen haben wir sieben Kanonen erobert und dem Feind bedeutenden Schaden zugefügt. Napoleon selbst soll ein Pferd verloren und die Grenadiere der Garde sehr gelitten haben.

Am 19. standen nach einem glücklichen Gefechte unsere Truppen zwei Stunden von Lyon. Ich erwarte von dorther entscheidende Nachrichten, denn ich habe große Streitkräfte dahin disponirt, damit bestimmte Resultate erzielt werden.

Der Krieg kann noch lange währen. Die Bauern sind allgemein bewaffnet. Diese Stimmung nimmt nun einen Charakter an. Ich gestehe, daß ich nicht vermag durch den Nebel zu sehen."

Treffend charakterisirt der Fürst seine Lage in einem aus Frank-

Digitized by Google

furt vom 1. December datirten Schreiben, in welchem er sagt: „die ganze Last des Entschlußes und der damit verbundenen Verantwortlichkeit ruht nun wieder auf mir. Wahrlich! In meiner Lage mit Unverdrossenheit, Ernst, Festigkeit und Glauben ununterbrochen fortzuschreiten, scheint mir oft selbst ein Riesenwerk zu sein. Der Pfad, auf dem ich wandle, ist so schmal; ein Fehltritt stürzt mich in einen unabsehbaren Abgrund Ohne irgend eine Nebenabsicht, blos nach meiner Ueberzeugung fasse ich meinen Gesichtspunkt und wandle, auf Gottes mächtigen Schutz bauend, fest und treu auf ihn zu."

Der russische General Barklai zählte unter die Widersacher Schwarzenberg's gleich allen Anhängern der stockrussischen Partei. Diese Gesinnung, die dem Fürsten gar wohl bekannt war, trat bei mehreren Gelegenheiten offen zu Tag. Der Fürst sammelte glühende Kohlen auf das Haupt seines Gegners, indem er ihm gelegenheitlich der Uebersendung der Ritterkreuze des Maria Theresienordens an mehrere Generale der russischen Armee schrieb:

„Ich stelle Euer Excellenz hiemit die betreffenden Decorationen in der vollen Ueberzeugung zu, daß die Genannten selbe mit doppelter Freude aus den Händen ihres so allgemein geachteten Chefs empfangen werden, dessen Verdienst sich in dem jedes Einzelnen so vollkommen ausspricht."

Die vom damaligen Oberst des Generalstabes Grafen Latour (dem nachmaligen österreichischen Kriegsminister) redigirte Relation der Leipziger Schlacht rief besonders unter den Russen Reclamationen hervor, welche den Fürsten Schwarzenberg unaufhörlich behelligten. So zeigte sich namentlich der Befehlshaber der russischen Reservearmee, General der Cavallerie, Baron Bennigsen höchst empfindlich und meinte, seine Verdienste bei Leipzig seien darin nicht genug hervorgehoben. Der Fürst wußte ihn mit dem ihm so ganz besonderen Tacte zu beruhigen, indem er ihm für seine Relation dankte und das Verdienst hervorhob, „das sich der russische General um die Entscheidung einer der wichtigsten Schlachten erworben."

Mit Blücher stand der Fürst im besten Einvernehmen. Er schreibt am 25. December aus Lörrach: „Von Blücher bin ich sicher. Wir verlassen uns ebensowenig hier wie bei Leipzig. Aber von einer anderen Seite werden Tausende gelähmt im entscheidenden Moment." Wer

Digitized by Google

hier gemeint ist, ist nicht schwer zu errathen. Es ist in erster Linie der Kronprinz von Schweden, über den sich der Fürst bei verschiedenen Gelegenheiten sehr bitter äußert, so namentlich in einem Schreiben aus Vesoul vom 15. Januar, in welchem er Bernadotte auf das Schärfste tadelt, weil „er die Lücke rechts von Blücher nicht ausfüllt", und klagt, daß „diese Mitwirkung uns im allgemeinen Plane auf eine schmerzliche Weise fehlt".

Dagegen spricht sich der Fürst auf das Schmeichelhafteste über den Kronprinzen Wilhelm von Württemberg aus, der von ebenso tiefem militärischen Blick, als hochherzig, tapfer und bewundernswerth kaltblütig auch in den mißlichsten Lagen dem Generalissimus, der ihn hoch ehrte, niemals den militärischen Gehorsam verweigerte. Wenn auch nur Befehlshaber eines Armeecorps, hatte ihm Schwarzenberg dennoch bei mehreren wichtigen Anlässen die Führung mehrerer Corps übertragen und dadurch die Anerkennung eines so seltenen militärischen Talentes öffentlich ausgesprochen. Wer die Kriegführung Schwarzenberg's ansieht, der wird durch die vertraulichen Schreiben des großen Feldherrn und Staatsmannes anderen Sinnes werden und muß staunen, daß er nicht bei der ersten Gelegenheit schon seine Enthebung vom Commando begehrte. Der edle Fürst verdient unsere Bewunderung, unsere volle Achtung für seine großartige und seltene Selbstverleugnung, in einer Lage, wo man ihm nicht allseitig gehorchte, wo er harte Kämpfe zu bestehen hatte und Neid und Abneigung ihm vielfach in den Weg traten. Die Geschichte hat, gestützt auf die Briefe des Heerführers, den Fürsten in Schutz genommen gegen alle böswilligen Anschuldigungen, welche noch nach mehr als einem halben Jahrhundert bisweilen mit aller Frische auftreten.

Abt Othmar Helferstorfer

Am 28. October ist der allgemein verehrte Abt des Benedictiner-Stiftes zu den Schotten in Wien, Othmar Helferstorfer, aus dem Leben geschieden. Mit ihm starb einer der edelsten Männer und begreiflich ist, daß ganz Wien an dem Sarge eines Mannes trauert, der ein leuchtendes Beispiel von Vaterlandsliebe und Ueberzeugungstreue, voll hingebungsvollem Eifer für die Pflichten seines Berufes an der Spitze eines Stiftes stand, das mit der Vergangenheit und

Digitized by Google

Gegenwart Wien's eng verwachsen ist und stets Freud und Leid mit der Residenzstadt getheilt hat. Schon zur Zeit der Kreuzzüge bestand dieses Verhältniß zwischen Stift und Stadt. „In jedem Frühjahre," heißt es in einer alten Chronik, „zogen Pilgerschaaren die Donau hinab, sie fanden in Wien gastlichen Empfang. Die Bürger und Schottenmönche sorgten für deren Unterkommen...."

Helferstorfer wurde am 19. Juli 1810 zu Baden bei Wien geboren. Er war der Sohn eines unbemittelten Webermeisters, verlebte seine Kinderjahre im Dorfe Solenau bei Wiener-Neustadt und besuchte dann das Gymnasium in Wien. Am 22. October 1828 wurde er im Benedictiner-Stifte Schotten eingekleidet, am 25. Juli 1833 nach zurückgelegtem theologischen Studium zum Priester geweiht und hierauf zum Präfecten der Stiftssängerknaben ernannt. Von 1835 bis 1842 fungirte er als Seelsorger und Prediger an der Schotten-Pfarrkirche, von 1842 an als Professor in den Humanitätsclassen des Schotten-Gymnasiums. 1845 wurde er zum Hofprediger und Hofcaplan ernannt. Bei der Reorganisirung des österreichischen Studienwesens (1849) übernahm er das Lehramt der lateinischen und deutschen Sprache an dem Schotten-Ober-Gymnasium, einige Jahre später wurde er zum Abt des Stiftes gewählt, 1868 entsendete ihn der niederösterreichische Landtag, in welchen er am 18. Februar 1867 aus der Curie des Großgrundbesitzes gewählt, wurde, in das Abgeordnetenhaus, welchem er bis zum Jahre 1870 angehörte. Am 16. August 1871 wurde er zum Landmarschall von Niederösterreich ernannt und am 20. October 1873 wurde er vom Großgrundbesitz Niederösterreichs abermals zum Reichsraths-Abgeordneten gewählt und 1875 zum lebenslänglichen Mitgliede des Herrenhauses ernannt. Der Kaiser verlieh dem Abte im Jahre 1874 den Orden der Eisernen Krone zweiter Classe.

Abt Helferstorfer reiht sich würdig jener großen Zahl bedeutender Männer an, die seit den Babenbergern in stillen Klostermauern für Wissenschaft Kunst und alle Bildung eintraten, die jahrhundertelang der ausschließliche Besitz des geistlichen Standes blieben. In all' diesen Ordenshäusern herrschte geistiges Leben. Einzelne Abte oder ihre Capitularen erscheinen am Hofe der Fürsten als Capläne und erwerben Kenntniß von der Welt Händeln, viele sind uns als Chronisten ver-

Digitized by Google

traut, andere begleiten die zeitgenössischen Dinge in ihren Denkwürdigkeiten, die sie niederschreiben, mit belehrenden Glossen. Wieder Andere verfassen Andachtsbücher, die sie mit Miniaturen ausstatten, malen Bilder auf Goldgrund, arbeiten mühsam an Copien von Handschriften. Altdeutsche Gedichte haben uns ihre Mitbrüder in großer Zahl hinterlassen, wohl geeignet, aus ihnen die geschichtliche Entwicklung unserer Sprache und des deutschen Schriftthums daraus kennen zu lernen. Immer aber erhalten wir den Eindruck des gewissenhaftesten, selbstvergessenen Strebens, das sich am glänzendsten darin manifestirt, daß wir nur zu oft nach dem Namen des Schreibers oder Verfassers vergebens suchen. Wir glauben diesen Aufsatz nicht besser schließen zu können, als indem wir aus dem Manuscripte eines die Klösterbahn in Oesterreich behandelnden und demnächst erscheinenden Werkes eines deutschen Schriftstellers, das uns zur Verfügung gestellt wurde, einige Stellen mittheilen. In demselben werden die einzelnen Stifte besprochen und heißt es unter Anderem: „Dicht am Donaustrome erhebt sich das berühmte Melk, von dem alte Urkunden und Gedichte erzählen, auf einem Felsen thronend. Eine alte babenberg'sche Stiftung, wahrscheinlich noch von Leopold's I. Tagen. Doch erst im J. 1089, am Tage des Festes des Ordensstifters, zogen Benedictiner daselbst ein. Leopold der Heilige kehrte gern und oft in der stillen Abtei ein, zu geistlichen Uebungen und zum Gebete. Melk blieb stets seinem Berufe getreu, eine Pflegestätte der Bildung und Gesittung zu sein. In Melk entstand das schöne Marienlied, die Hymne auf den heiligen Geist und die Sequenz auf die Jungfrau Maria. In demselben Kloster schrieb der Abt Erchenfried (um 1125) die Lebensgeschichte des daselbst bestatteten Märtyrers Coloman und legte die ältesten Klosterannalen an. So ist Melk innig mit der Geschichte des deutschen Geisteslebens verknüpft, wie es allen Freunden alter Dichtung wohlbekannt ist als der Ort, von welchem Chriemhild zu den Hunnen fuhr. Wie Melk reich ist an Schätzen alter Sprache und Kunst, so auch Seitenstetten, die Stiftung Udalschalck's (zu Ehren der heiligen Jungfrau), dessen Bruder, Bischof Ulrich v. Passau, sie auf römisch-classischem Boden weihte (1116). An den Namen Leopold's des Heiligen knüpft sich noch eine andere Stiftung dieser Art: Heiligenkreuz. Der dritte Sohn des Markgrafen, der ge-

Digitized by Google

lehrte Otto, war dem geistlichen Stande gewidmet. Heimgekehrt von der hohen Schule zu Paris, brachte er die Regel der Cisterzienser mit. Der Vater aber gründete daselbst die Abtei, in deren herrlicher altdeutscher Kirche der letzte Babenberger, Friedrich der Streitbare ruht. Zur Zeit des Todes dieses Fürsten zählte man 20 Regular-Klöster in Oesterreich unter der Enns, darunter in Wien das der „Schotten", von Heinrich Jasomirgott eingerichtet, dessen Mitglieder sich des Unterrichtes der Jugend gewissenhaft annahmen. Als Stifter von Göttweih wird der gottbegeisterte Bischof Altmann v. Passau bezeichnet. Auf einem 700' hohen Berge, sichtbar für die Donaufahrer, steht heute noch die Abtei, die im Jahre 1072 gegründet wurde. Zahlreiche Incunabeln und Handschriften, Alterthümer, Handzeichnungen weisen auf die Pflege von Wissenschaft und Kunst hin, welche hier emsig betrieben wurde. Da lebte ein Laienbruder Heinrich an der Wende des 11. und 12. Jahrhunderts, bekannt als Verfasser zweier politischer Dichtungen. Das Gedicht „vom gemeinen (d. i. Laien-) Leben und von des Todes Gehugde" (d. h. Erinnerung) geißelt die Fehler und Schwächen des Weltlichen und Geistlichen und der Ritter und Frauen.

Aber nicht blos in Oesterreich unter der Enns, auch in Oberösterreich Steiermark und Kärnten gab es fromme Stiftungen zur Hebung der materiellen und geistigen Cultur in jenen Tagen einer dunklen Vergangenheit. Uralt ist das Kloster von Kremsmünster, deren Schulen weit und breit berühmt waren durch Jahrhunderte und berühmt sind bis in die neueste Zeit. Zahlreiche kostbare Handschriften wurden daselbst gesammelt und wohlverwahrt, in der Folge große Büchereien aufgestellt und viele Gelehrte, die die Wissenschaft mit hohen Ehren nennt, gingen und gehen aus diesem Kloster hervor, dessen Gymnasium, Bibliothek, Sternwarte und naturhistorische Sammlungen hochberühmtt sind. Im romantischen Ennslande des oberen Steiermark gab die fromme Gräfin Hemma von Friesach den größten Theil ihres allodialen Landes zur Bestiftung einer Colonie St. Benedicts, und in einer von mächtigen Bergen umschlossenen Hochebene erhob sich Stift Admont (ad montes). Das Wirken der Admonter war segensreich zu allen Zeiten. In 800 wechselvollen Jahren hat dieses Ordenshaus für die Cultur des Landes in jeder

Digitized by Google

Richtung Vieles geleistet, was werth ist der geschichtlichen Erinnerung. Dasselbe gilt auch von dem Benedictiner-Stifte St. Paul in Kärnten, einem altberühmten Stifte, das aber in der Josefinischen Zeit aufgehoben wurde. 1809 fanden hier die ausgewanderten Mönche von St. Blasien im Schwarzwalde eine Zufluchtsstätte, deren Ruhm und Gelehrsamkeit aus fernen Jahrhunderten herüberleuchtet bis in die neueste Zeit. Namen, wie: Marquard Herrgott, Martin Gerbert, Emil Ussermann, Ambrosius Eichhorn, Trudpert Neugart, Abt Berthold, Ignatius Kopp u. s. w., machen das Herz jedes Gelehrten höher schlagen. Wir schließen hier mit diesem Aufsatz; wenn man sich darüber wundern sollte, daß wir in demselben, der doch eigentlich dem Andenken des verstorbenen Abtes Othmar Helferstorfer gewidmet ist, auch der vielfachen Verdienste des Benedictiner-Ordens gedenken, so möge man bedenken, daß es auch den Todten ehren heißt, wenn wir des verdienstvollen Ordens gedenken, dessen würdiges Mitglied der Verstorbene gewesen ist.

Aus dem goldenen Zeitalter der Tonkunst.*)

Zu aufrichtigem Danke verpflichten uns diese neuesten Publicationen des verdienten, pietätvollen Musikforschers. So weit sind wir ja Gott sei Dank noch nicht vorgeschritten, daß der Name Mozart nicht wie Zauberklang auf uns wirkte. Nennt ihn doch Derjenige, dessen Schleppträger sich weit über ihn erhaben dünken, den „herrlichen Musiker, in welchem die Musik ganz das war, was sie im Menschen zu sein vermag, wenn sie eben ganz nach der Fülle ihrer Wesenheit Musik und nichts anderes als Musik ist" (Richard Wagner, Oper und Drama). Alle Achtung vor den gedankenschweren, oft bis zur Unverständlichkeit „tiefen" Werken der Gegenwart — aber sie halten keinen Vergleich aus mit dem Zauber, den jene in unvergänglicher Jugendschöne und unverwüstlicher Frische einhergehenden Meisterwerke aus dem goldenen Zeitalter der Musik auf jeden Unbefangenen ausüben. Als wir uns

*) Mozartiana. Von Mozart herrührende und ihn betreffende, zum großen Theil noch nicht veröffentlichte Schriftstücke. Nach aufgefundenen Handschriften herausgegeben von Gustav Nottebohm. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1880.

Ein Skizzenbuch von Beethoven aus dem Jahre 1803. In Auszügen dargestellt von Gustav Nottebohm. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1880.

Digitized by Google

diesen Sommer in Baden-Baden einmal recht gründlich satt hören wollten an moderner, mit „Gedanken" getränkter Musik, und als da Gutes und Schlechtes, Bedeutendes und Unbedeutendes an uns vorübergezogen war, da entrang sich uns ein Seufzer: „nur Einen Tact nun von Mozart oder Beethoven!", ein gelindes Heimweh wollte uns erfassen nach den „Kindheitsjahren der Tonkunst", wie manche Vorgeschrittene die classische Epoche zu nennen belieben — nach der Zeit, da die Musiker die Naivetät hatten, schöne, gedankentiefe Musik zu schaffen, und nicht beanspruchten, die Ideen der Philosophen in Töne umzudichten. So hoch wir das stellen, was die Gegenwart Gutes leistet, so rückhaltslos wir anerkennen, daß die Musik in Beziehung auf Klangfarbenpracht, Rhythmik und Ausdruckskraft ungeahnte Fortschritte gemacht hat, so lassen wir uns doch die Freude an jenen „älteren Werken" nicht verkümmern, in welchen das Schöne lebt und webt und deren liebenswürdiger Zauber die Seele so gefangen nimmt, daß da „verschwebt und sich löst jedes irdische Weh, und wir wie durch einen Zauber alle die Flecken hinweggetilgt sehen, welche uns sonst mit aller Mühe nicht gelingen will, von uns abzuwaschen" (D. Fr. Strauß). Wo aber ist so süßer, vollquellender und doch so beseelter Wohllaut, als bei Mozart? Wenn seine Klänge uns umspülen, ist's uns nicht wirklich wie dem Dichter:

„Wie? hob mich zum Olymp ein luft'ger Kahn?
Welch' goldene Lichter seh' ich um mich tagen!
Und welch' ein nie empfundenes Behagen
Dringt, wie ein Aetherstrom, auf mich heran!"

Darum, was uns über die Persönlichkeit des großen Meisters Aufschluß gibt, darf jederzeit auf unser dankbares Interesse rechnen, und in der That bietet Nottebohm's Publication eine werthvolle Ergänzung zu dem Lebensbilde, welches Otto Jahn's Meisterhand von Mozart entworfen hat. Das Büchlein enthält nämlich Materialien zu Mozart's Leben, von der Witwe Mozart mitgetheilt, und eben solche von Mozart's Schwester mitgetheilt, nach welchen Otto Jahn vergeblich gesucht hat und welche jetzt erst wieder zum Vorschein gekommen sind. Veranlaßt wurden diese Mittheilungen der Witwe und der Schwester des Meisters durch die Verlagshandlung von Breitkopf und Härtel, welche gegen das Ende des vorigen Jahr-

Digitized by Google

hunderts sich dieserhalb an die beiden Frauen wandten, um Friedrich Rochlitz Materialien zu einer von ihm zu verfassenden Mozart-Biographie zu verschaffen.

Unter den Mittheilungen der Witwe Mozart finden wir etliche vierzig noch nicht gedruckte Briefe Mozart's, einige Gedichte und verschiedene Schriftstücke von großem Werthe, so einen Brief Haydn's aus London, in welchem derselbe seinem Schmerze über den Hingang des jungen Meisters Ausdruck gibt; ferner ein Schreiben von Rob. May O'Reilly in London an Mozart vom 26. October 1790, worin Mozart für December 1790 eingeladen wird, nach London zu kommen, dort bis Juni 1891 zu bleiben und zwei Opern zu schreiben, gegen 300 Pfund Sterling. Die Mittheilungen der Schwester Mozart's enthalten Daten zur Biographie Mozart's, Reden und Gedichte auf Mozart, Zeitungsberichte, ein Zeugniß des Padre Martini, eine Mozart gewidmete Composition. Der Anhang gibt noch Briefe der Witwe und Schwester Mozart's an die Verlagshandlung von Breitkopf und Härtel.

Wehmüthig stimmt die Beschäftigung mit den Reliquien eines so großen Mannes, wie Mozart war. Was er für Diejenigen gewesen ist, die ein Verständniß haben konnten für das Maß seiner Größe und Bedeutung, geht aus Haydn's Worten hervor, die er an Puchberg richtet: „ich war über seinen (Mozart's) Todt eine geraume Zeit ganz außer mir und konnte es nicht glauben, daß die Vorsicht so schnell einen unersetzlichen Mann in die andere Welt fordern sollte," ebenso aus dem Zeugnisse des Padre Martini (O. Jahn II, 616), aus der Bewunderung, welche Beethoven in reichstem Maße dem Frühvollendeten zollte — und doch wie trostlos nüchtern und hemmend war die Wirklichkeit, mit welcher der Meister, so lange er athmete, zu kämpfen hatte. Wir wissen ja wohl, daß Mozart sich fortwährend in Geldverlegenheiten befand und mit der Misère im kleinlichsten Sinne zu ringen hatte; aber was es gerade für ihn, den feingestimmten, zart empfindenden, nach Harmonie im Leben verlangenden Künstler war, sich in seinem Schaffen durch solche elende Sorgen aufgehalten und gestört zu sehen, das tritt uns schmerzlich nahe, wenn wir die Briefe an Puchberg durchgehen, an den er in seinen Nöthen sich immer wieder vertrauensvoll und mit rührender Bitte wendet. Es

Digitized by Google

zieht einem das Herz zusammen, wenn man ihn klagen hört, daß „er gezwungen sei, bei Wucherern Geld aufzunehmen", wenn er den Freund um Geduld bitten muß, weil er sein Wort, zu zahlen, nicht einlösen kann, wenn er dem Freunde schreibt: „wenn Sie wüßten, was mir das Alles für Kummer und Sorge macht — es hat mich die ganze Zeit her verhindert, meine Quartetten zu endigen", oder ein ander Mal sich wünscht „ruhig schreiben zu können — denn ach! Ruhe gehört dazu; — was mich augenblicklich aber äußerst quälet, ist eine Schuld bei dem Galanteriehändler am Stock im Eisen, welcher, obwohl er anfangs selbst die Unmöglichkeit einsah und sich zufrieden zeigte, nun aber ernstlich und ungestüm die Bezahlung fordert" — und welch' ein Stück traurigster Realität klebt an dem folgenden Briefe, den wir als Beispiel beisetzen. Derselbe ist an Puchberg gerichtet und zum ersten Male durch Nottebohm veröffentlicht:

den 12. Juli 1789.

Liebster, bester Freund!
und Verehrungswürdiger Ordensbruder!

Gott! ich bin in einer Laze, die ich meinem ärgsten Feinde nicht wünsche; und wenn Sie bester Freund und Bruder mich verlassen, so bin ich unglücklicher und unschuldigerweise sammt meiner armen kranken Frau und Kind verlohren. — Schon letztens als ich bei Ihnen war, wollte ich mein Herz ausleeren — allein ich hatte das Herz nicht! — und hätte es noch nicht — nur zitternd wage ich es schrifftlich — würde es auch schrifftlich nicht wagen — wenn ich nicht wüßte, daß Sie mich kennen, meine Umstände wissen und von meiner Unschuld, meine unglückseelige, höchst traurige Laage betreffend, gänzlich überzeugt sind. O Gott! anstatt Danksagungen komme ich mit neuen Bitten! — anstatt Berichtigung mit neuem Begehren. Wenn Sie mein Herz ganz kennen, so müssen Sie meinen Schmerz hierüber ganz fühlen; daß ich durch diese unglückseelige Krankheit in allem Verdienste gehemmt werde, brauche ich Ihnen wohl nicht zu wiederholen; nur das muß ich Ihnen sagen, daß ich ohngeachtet meiner elenden Laage mich doch entschloß, bei mir Subscriptions-Academieen zu geben, um doch wenigstens die dermalen so großen und häufigen Ausgaben bestreiten zu können, denn von Ihrer freundschafftlichen Zuwartung war ich

Digitized by Google

ganz überzeugt; aber auch dies gelinget mir nicht; — mein Schicksal ist leider, aber nur in Wien, mir so widrig, daß ich auch nichts verdienen kann, auch wenn ich will; ich habe 14 Tage eine Liste herumgeschickt, und da steht der einzige Name Swieten! — Da es jetzt doch scheint, daß es mit meinem lieben Weibchen von Tag zu Tag besser geht, so würde ich doch wieder arbeiten können, wenn nicht dieser Schlag, dieser harte Schlag dazu käme; — man tröstet uns wenigstens, daß es besser gehe — obwohl sie mich gestern Abends wieder ganz bestürzt und verzweifelnd machte, so sehr litte sie und ich — mit ihr; aber heute Nacht hat sie so gut geschlafen und befindet sich den ganzen Morgen so leicht, daß ich die beste Hoffnung habe; nun fange ich an, wieder zur Arbeit aufgelegt zu seyn — aber ich sehe mich wieder auf einer andern Seite unglücklich — freilich nur für den Augenblick! — Liebster, bester Freund und Bruder — Sie kennen meine dermaligen Umstände, Sie wissen aber auch meine Aussicht; bei diesem, was wir gesprochen, bleibt es; so oder so, Sie verstehen mich; — unterdessen schreibe ich 6 leichte Clavier-Sonaten für die Prinzessin Friederika*) und 6 Quartetten für den König, welches ich alles bei Kozeluch auf meine Unkosten stechen lasse; nebstbei tragen mir die 2 Dedicationen auch etwas ein; in ein paar Monathen muß mein Schicksal in der geringsten Sache auch entschieden sein, folglich können Sie, bester Freund, bei mir nichts riskiren; nun kömmt es blos auf Sie an, einziger Freund, ob Sie mir noch 500 fl. leihen wollen oder können? — ich bitte, bis meine Sache entschieden ist, Ihnen alle Monath 10 fl. zurückzuzahlen; dann (welches längstens in einigen Monathen vorbey sein muß) Ihnen die ganze Summe mit beliebigen Interessen zurückzuzahlen, und mich anbey noch auf Lebenslang für ihren Schuldner erklären, welches ich auch leider ewig werde bleiben müssen, indem ich nie im Stande sein werde, Ihnen für Ihre Freundschaft und Liebe genug danken zu können; — Gottlob; es ist geschehen; Sie wissen nun alles, nehmen Sie nur mein Zutrauen zu Ihnen nicht übel und bedenken Sie, daß ohne Ihre Unterstützung die Ehre, die Ruhe und vielleicht

*) Die älteste Tochter des Königs Friedrich Wilhelm II. von Preußen.

Digitized by Google

das Leben Ihres Freundes und Bruders zu Grunde geht; ewig Ihr verbundenster Diener, wahrer Freund und Bruder

W. A. Mozart.

Von Haus den 14. Juli 1789.

Ach Gott! — ich kann mich fast nicht entschließen, diesen Brief abzuschicken! — und doch muß ich es! — Wäre mir diese Krankheit nicht gekommen, so wäre ich nicht gezwungen, gegen meinen einzigen Freund so unverschämt zu sein; — und doch hoffe ich von Ihnen Verzeihung, da Sie das gute und üble meiner Lage kennen. Das üble besteht nur in diesem Augenblick, das Gute aber ist gewiß von Dauer, wenn das augenblickliche Uebel gehoben wird — Adieu! — Verzeihen Sie mir um Gotteswillen, verzeihen Sie mir nur! — und — Adieu! — — —

Der Brief sagt genug — und so geht es fort in allen den Briefen an Puchberg, welche Nottebohm veröffentliche und von welchen fünfzehn hier zum ersten Male gedruckt erscheinen. Unwillkürlich muß man sich fragen: hat dieser Mann, der bis zu seinem frühen Tode nicht aus der Sorge um das Nöthigste herausgekommen ist, der dem Freunde klagt, daß ihm über diesen Sorgen oft „schwarze Gedanken" kommen, der von Tag zu Tag hofft, endlich mit seinen Verhältnissen in Ordnung zu kommen und doch nie zu diesem Ziele gelangt, bis sich ihm auf dem Sterbebette die Aussicht dazu öffnet — hat dieser Mann so verklärte und verklärende Musik schreiben können? eine Musik, deren idealisirender und hinnehmender Macht Niemand widerstehen kann? Es wäre nicht zu begreifen, wäre Mozart nicht, sobald er an die Musik herantrat, ganz darin aufgegangen oder, wie die Schwester in ihren Mittheilungen sagt, „ganz Musik" gewesen, so daß die ganze liebenswürdige Persönlichkeit des Meisters vergeistigt in den Tönen vor uns tritt. „Außer der Musik war und blieb er fast immer ein Kind; und dies ist ein Hauptzug seines Charakters aus der schattigen Seite; immer hätte er eines Vaters, einer Mutter oder sonst eines Aufsehers bedurft; er konnte das Geld nicht regieren, heiratete ein für ihn gar nicht passendes (?) Mädchen gegen den Willen seines Vaters, daher die große häusliche Unordnung bei und nach seinem Tode." So die Schwester Maria Anna Mozart, deren Mittheilungen wir noch über das Aeußere ihres berühmten Bruders die

Digitized by Google

Notiz entnehmen: „Der Sohn Wolfgang war klein, hager, bleich von Farbe und ganz leer von aller Prätension in der Physiognomie und Körper", während „die beiden Mozart'schen Eltern zu ihrer Zeit das schönste Paar Eheleute in Salzburg" waren und „auch die Tochter in ihren jüngeren Jahren für eine regelmäßige Schönheit galt". In einem Briefe derselben an die Verlagshandlung von Breitkopf und Härtel, welchem ein Kupferstich, Mozart als Kind darstellend, beigelegt war, bemerkt sie übrigens: „Sie sehen, daß mein Bruder ein recht hübsches Kind war. Erst nach den Blattern hatte er sich so verunstaltet, und noch mehr, wie er von Italien zurückgekommen, bekam er die welsche gelbe Farbe, die ihn ganz unkenntlich machte. Er war ein kleines, doch proportionirtes Kind."

Eine liebenswerthe und liebebedürftige Persönlichkeit ist es, die aus den Briefen an die Gattin spricht, an das „Herzensweibchen", wie er sie nennt; in diesen Briefen spielt selbstverständlich das Intime und Persönliche die Hauptrolle; sie muthen durch ihren innigen und dabei recht neckischen und schalkhaften Ton recht menschlich, zuweilen rührend kindlich an; daß aber „das Kind" doch auch einen scharfen Blick für die Personen und Verhältnisse hatte, verräth mancher Zug namentlich in den Reisebriefen von 1789 und 1790. Manchem Mozartverehrer, der eben nur den Mozart kennt, welcher in den Tönen zu uns spricht, mögen die Briefe wie die Gedichte zu menschlich und etwas zu natürlich vorkommen; denn nicht wie bei Mendelssohn entspricht dem Adel seiner Musik auch der Adel des Stil's; allein die Idealität und Abgeklärtheit der Mozart'schen Musik ist ja nur umso bewundernswerther und ergreifender, wenn man sich vergegenwärtigt, welch' einer rauhen und prosaischen Wirklichkeit sie abgerungen ist. Die aus unmittelbarer Anschauung stammenden Mittheilungen der Schwester und der Gattin haben um dieser Unmittelbarkeit willen etwas wundersam Rührendes; es ist, als steckte in den Worten etwas von seinem Wesen, als fühlte man es ihnen an, wie er leibte und lebte, sich gab und bewegte, so wie der Anblick eines Lieblingsgeräthes, das ein theures Verstorbenes gebraucht hat, uns dessen ganzes Wesen und Gebahren auf Einen Schlag vor die Seele ruft.

Aehnlich muthet das „Skizzenbuch von Beethoven aus dem Jahre

Digitized by Google

1803" an.*) Die Auszüge, welche Nottebohm gibt, lassen einen Einblick thun in die Art und Weise, wie der große Meister arbeitete, in den unermüdlichen Fleiß, die strenge Selbstzucht und peinliche Sorgfalt, mit welcher er an den Gebilden seiner Muse feilte und modelte, bis das Ganze dastand wie aus Einem Guß und wie von selbst geworden, imponirend und überwältigend durch jene bis ins Einzelnste hinein herrschende Folgerichtigkeit und Geschlossenheit, durch welche Beethoven's Werken eine noch nie dagewesene eherne Kraft und Größe eignet. Sieht man sich z. B. die 31 Skizzen genauer an, welche sich auf den ersten Satz der Eroica beziehen, so erkennt man, welchen Einfluß Beethoven, der Musiker, dem die reichste Intuitionsgabe zu Gebote stand, dem kritischen Verstande und dem ästhetischen Urtheile einräumte. Was ihm die schöpferische Phantasie zuführte, das prüfte der sichtende Verstand; aber dieser Verstand ward stets beflügelt durch die nie erschlaffende schöpferische Phantasie, welche das Ideal fest im Gesichte behielt und bei jedem Versuche des Verstandes, das Gegebene so oder so weiter zu entwickeln, als das ästhetische Gewissen dem Verstande zur Seite stand, nur diejenige Entwicklung zulassend, welche sich zuletzt als die einzig folgerichtige erwies und ebendamit als die einzig mögliche darbot. Daher kommt es, daß wir bei Beethoven auch nicht die Spur von bloßer Mache von musikalischer Phrase finden, daß kein Sätzchen anders lauten könnte, als es der Meister geformt hat, daß jedes Werk vor uns

*) Es enthält die Skizzen zu: Variationen über „Rule Britannia". Erster Satz der dritten Sinfonie. Drei Märsche für Pianoforte zu vier Händen, Op. 45. Lied „Das Glück der Freundschaft", Op. 88. Zweiter, dritter, vierter Satz der dritten Sinfonie. Quartett zur Schikaneder'schen Oper (unvollendet). Erster Satz der Sonate Op. 53 Andante in F-dur für Pianoforte. Letzter Satz der Sonate Op. 53. Bagatelle in C-dur (ungedruckt). Die ersten fünf Gesangsstücke der Oper „Leonore" (Vorarbeit). Erster Satz des Clavierconcerts in G-dur (nur die Anfangstacte). Erster und dritter Satz der Sinfonie in C-mol (nur einzelne Stellen, Vorarbeit). Zwei Stellen aus dem Oratorium „Christus am Oelberg" (Umarbeitung). Erster Satz des Tripelconcerts Op. 56 (Vorarbeit). Beethoven muß das Skizzenbuch gebraucht haben zwischen October 1802 und April 1804; „es ist in Querfolio, besteht aus 182 Seiten mit theils zehn, theils achtzehn Notenzeilen auf jeder Seite buchbindermäßig gebunden, beschnitten, hat einen steifen, pappenen Umschlag und war so gebunden, als Beethoven es in Angriff nahm." Es befindet sich in der königlichen Bibliothek zu Berlin.

Digitized by Google

steht als ein festgeschlossener, wohlgegliederter Organismus — und daher wieder kommt die stählende Kraft, welche von diesen Werken ausgeht. Mit Recht sagt Nottebohm: „Diese Geschmeidigkeit der Phantasie und der Rigorismus, die Kälte, Besonnenheit und ausdauernde Geduld beim Arbeiten bilden einen Theil der Eigenschaften, auf denen die Größe Beethoven's beruht und ohne welche Beethoven nicht Beethoven geworden wäre." Wohl ist das Erste und Letzte in der Kunst das Genie, die himmlische Begabung; in dieser Beziehung gilt das Wort: es kann sich ein Mensch nichts nehmen, es werde ihm denn gegeben von oben." Aber der Genius trägt dem Künstler nur die Totalidee, das Idealbild seiner Schöpfung zu; die Art und Weise, wie er den Weg zwischen der ursprünglichen, von Gott eingegebene Totalidee bis zur vollendeten Schöpfung, der in Fleisch und Blut verkörperten Idee, ausfüllt, wie er das Idealbild aus dem Stoffe herausarbeitet und der Sprödigkeit des Stoffes abgewinnt, ob er's damit leicht nimmt oder schwer, oberflächlich oder ernst, das ist Sache des sittlichen Charakters. Beethoven, der deutscheste unter allen Tonmeistern, ist durch sein Skizzenbuch ein mahnendes Beispiel für das junge Geschlecht, daß im Reiche der Kunst nichts mühelos errungen wird, daß gerade der Eindruck des mühelos Gewordenen, von selbst aus sich Herausgewachsenen die Frucht treuester, das Kleinste und Nebensächlichste beachtender Arbeit und Selbstzucht ist, mit einem Worte, daß ein Genie nur dann ein Meister wird, wenn es sich gibt in die Zucht eines ethischen Charakters. Das immer und immer wieder durch den Aufblick zu den großen Meistern unserer Kunst zu lernen und zu lehren, thut wahrlich noth! K.

Ungarns Poesie im 19. Jahrhundert.

IX.

Dann las sie die Lebensbeschreibung ihres Vetters, des zweiten Miklos, die ruhmvolle Laufbahn des großen Helden, des großen Dichters, der, wie im Rathe durch seine Weisheit, in der Schlacht durch sein Schwert, durch die Macht des Gesanges auch Sieger in zweien Reichen ward.

Und diesen Mann, welchen Könige und selbst der Papst hochschätzten, verwickelte ein Montecuculli in ein Gewebe von Ränken!

Digitized by Google

Hat ihn ein wilder Eber getödtet? Hat tückisch feiger Neid sein Grab gegraben? Man weiß es nicht, — und sein unschuldiges Blut schreit noch immer zum Himmel.

Dann las sie — und das Blut erstarrte ihr in den Adern — sie las die Geschichte Peter Zrinyi's, ihres Vaters, . . . sie sah, wie er die Fahne des Aufruhrs schwank und wie er, zum Tode verurtheilt, unter der Hand des Henkers fiel.

Mit Peter auf demselben Schaffot sah sie ihren Oheim, den unerschrockenen Frangepan, fallen; sie weinte bittere Thränen und fluchte dem schrecklichen Tage, der ihrem Hause mit einem Schlage so tiefe Wunden brachte.

Dann las sie die Geschichte Rákóczy's, ihres ersten Gatten, und mit herben Erinnerungen im Buche ihres Gedächtnisses blätternd, fand sie Träume voll Hoffnung, Träume von Größe und Ruhm, sie sah im Geiste den Hafen, nach dem ihre Wünsche strebten .. den Hafen! Er sollte ein Grab werden.

Endet denn dieser grausige Leichenzug noch nicht? Du düsteres Buch, das so viele trübe Bilder einschließt, bist du denn ein Sarg? Der Zug ist noch nicht beendet, der Stamm der Zrinyi ist noch nicht erloschen, das Buch mit dem gewichtigen Beschlag fordert all seine Beute.

Die edle Frau von Munkácz fährt fort zu lesen und mit jeder Zeile sieht sie ihr Haus näher dem Untergang; sie sieht das furchtbar getreue Bild ihres zweiten Gatten, gleich einem wildbewegten Meere, das der Sturmwind peitscht.

Sie erblickt Tököli schon verlassen vom Glück. Die Menschen, das Glück, Alles verrieth ihn, die mächtige Hand Wiens hat ihn in die türkischen Gebirge eingeschlossen, und hier zu Munkácz, . . . horch, das ist die Artillerie Karaffa's, welcher die Festung angreift.

Aber die festen Mauern stehen noch immer; auch Ilona ist noch da voll Kraft und Hoffnung . . . die Kugeln der Belagerer fallen schon in die Burg und eine ist in den Sammet des Sessels gedrungen.

„O Gott," ruft die Burgherrin aus, „hat denn mein Stamm noch nicht genug erduldet, wann wird sich Dein Rächerarm abwenden?" und sie saß regungslos, verzweiflungsvoll da, die edle schöne Frau, vergleichbar der edlen Ceder, die der Sturm gebeugt hat.

Digitized by Google

„Ich habe das Buch offen gelassen. Nun, mit der Feder in der Hand, was werde ich hineinschreiben müssen? Werden es Tage des Lichts oder der Finsterniß sein? Was wird das Schicksal verfügen?" Und mit der Feder in der schönen weißen Hand erwartet sie, was ihr das Schicksal vorschreiben wird.

Da öffnet sich plötzlich die Thür, ein Bote und bringt Ilona Nachrichten von ihrem Bruder Boldizsár:*) — „Ich will von deinem Bruder reden, edle Frau, bist du stark genug, mich anzuhören?" — „Sprich," entgegnet die Burgherrin, „ich weiß, daß er im Gefängniß schmachtet, unschuldig, aber verurtheilt."

„Er ist nicht mehr im Gefängniß," sagte der Bote mit dumpfer Stimme. „Nach langen Jahren ist endlich die Wahrheit zu Tage gekommen; aber ach, was hilft die Freiheit dem Manne, der vor der Zeit gealtert ist. Sein Geist ist von Wahnsinn umnachtet und für immer im dunkeln Kerker."

„Helfe mir Gott!" ruft die edle Frau aus und sinkt zurück auf ihren Sitz, wie der Fels zu Boden stürzt, wenn die Erde bebt und sich spaltet. — „Der letzte Zrinyi," fährt sie mit einem Seufzer fort, der tief aus der Seele dringt. „O mein Gott, trägt deine Hand noch mehr Dornenkronen?"

Der Bote ist verschwunden; nach ihm tritt schreckenbleich, bleich wie die Wand, der Burgwächter ein. „Rette dich, rette Alles, was dir theuer ist! Zögere nicht, die Gefahr ist groß, Absalon, dein rothhaariger Schreiber, hat uns verrathen.

Drei lange Jahre hast Du Dich heldenmüthig vertheidigt; deine letzte Festung, Munkácz, ist in den Händen des Kaisers. Der Kerker erwartet Dich, Dich und Deinen Sohn, an den Ufern der Wien" ... Noch sprach er, als plötzlich Karaffa vor ihnen stand.

„Karaffa in diesem Saal! O, der Himmel sucht mich schwer heim!" ruft die gebeugte Burgfrau aus; aber bald gewinnt sie ihren männlichen Muth wieder. „Mag es sein, General, nimm das größte Opfer, welches ich leisten kann; bringe meine Unterwerfung nach Wien, da es sein muß.

Ich und mein Volk werden Euch von diesem Tage ab in Treue

*) Balthasar.

Digitized by Google

unterthan sein. Mein Sohn soll für mein Wort bürgen, mehr kann ich nicht geben. Es bedarf der grausamsten Nothwendigkeit, wenn sich eine Mutter ihren Sohn entreißen lassen soll; aber Ihr werdet dagegen auch für meinen Gatten die Pforten des Kerkers öffnen."

Sie sprach es und hält ihren Sohn in den Armen, und lange, lange küßt sie ihm unter strömenden Thränen die Stirn, sie küßt sein Gesicht. „Nimm ihn," sprach sie, „aber wisse, General, wie sehr ich mir auch Gewalt anthue, mein Mutterherz blutet, dem Du das Kind entreißest."

Und das Buch mit dem ehernen Beschlag wird sich mit neuem Mißgeschick anfüllen. Wird nicht die Feder bluten, welche die furchtbaren Bilder einzeichnet? Die Blätter bluten nicht und die Feder blutet nicht, aber dem wunden Mutterherzen entquillt das Blut in langen Strömen.

Zum dritten Male wird die Thür geöffnet ... Die edle Frau erbleicht. Tököli tritt ein und eine jähe Freude ergreift sie. „Ah, Du bist hier, Du bist frei!" Und mit einem Freudenruf sinkt sie in die Arme ihres Gatten.

„Frei! Wie man's verstehen will; frei wie der Vogel, den der erste Beste, der erste Schelm mit einem Flintenschuß niederstrecken kann," erwidert der Gemal mit dumpfer Stimme und irrem Blick ... „Ilona, wir müssen fliehen, wir sind zum Tode verurtheilt."

„Also Alles verloren!" ruft die edle Frau unter Thränen aus und steht vernichtet, versteinert wie eine Statue, wie das Grabmal, das majestätische und tragische Denkmal ihres eigenen Stammes. Ihr Name füllt die letzte Seite des Buches.

Sie besteigen ein Schiff, das Schiff berstet, das Ruder zerbricht während eines Sturmes an einer Klippe, Segel und Taue werden vom Sturm zerrissen; sie selbst aber wurden gerettet durch den kräftigen Glauben, der ihren Geist aufrecht erhielt.

Lange schon sprießt das Gras auf dem Grabe Ilona's und ihres Gatten, lange schon ruht ihr Staub sicher in Asiens Erde; aber das Buch mit dem ehernen Beschlag ist uns geblieben, uns, ihren Nachkommen; wir wollen es stets, wie es sich gebührt, mit heiliger Ehrfurcht aufschlagen.

Digitized by Google

Ist dies nicht ein kleines Heldengedicht? Welch' eine Schilderung eines ganzen Volkes in diesem engen Rahmen. Ein Zimmer, eine Frau, ein Buch, mehr bedarf der Dichter nicht, um vor unseren Augen Jahrhunderte des Heldenthums zu entrollen. Die düstere Geschichte, welche zweihundert Jahre früher begonnen hat, wird hier unter dem Gewölbe dieses Saales bei diesem von hochherzigen Thränen benetzten Buche beendet. Und nicht allein in diesem Chronikenbuche erscheinen uns die Helden von ehemals, man erblickt sie alle verkörpert in der Letzten der Zrinyi's. Wie schön ist die stolze Ilona, wenn sie selbst die Geschichte ihres Unglücks in das traurige Buch einzeichnet. Wie trotzt sie dem Schicksal, wie hält sie das Haupt aufrecht! Und doch ist sie ein Weib, ein anmuthiges, weiches Gemüth; sie weint, sie hat Momente des Schreckens, ihr Mutterherz ist zerrissen. Man erkennt die Enkelin des alten Grafen, der zum Tode verwundet noch auf den Knieen kämpft. Ja, alle Zrinyi sind vereinigt, alle umringen sie und geben ihr das Geleite, als sie ins Exil geht und das Buch von ihren Leiden in den Händen des treuen Dichters zurückläßt.

Der Dichter, welcher die ungarischen Sagen so ehrfurchtsvoll zu sammeln begonnen hatte, fand nicht die Muße, seine Aufgabe zu beendigen. Wie viele Seiten voll tragischer Annalen hätte er für sein Volk noch hervorheben können! Die Rákóczi, die Wesselenyi, die Báthore hätten in seinem Gemälde ihre Stelle neben dem Helden von Sziget finden können; er hätte unbekannte Seiten der Geschichte erläutert und große Figuren würden sich für immer dem Geiste der Menge eingeprägt haben. Die letzten Schriften Garay's belegen deutlich seine Absicht, diesen Weg zu verfolgen. 1847 hatte er eine Sage, „Sophie Bosnyak", veröffentlicht, welche den Dichterpreis erhielt, und einen Cyklus historischer Balladen, „Arpad" betitelt. Im folgenden Jahre lieferte er eine poetische Erzählung über eine neue Episode aus den Annalen der Zrinyi, „die Frau von Christoph Frangepan"; endlich hatte er mit kühnerem Aufschwunge ein ganzes Gedicht über einen der gefeiertsten Herrscher Ungarns im Mittelalter zu schreiben versucht. Dieses Gedicht, „Ladislaus der Heilige", die umfangreichste Composition Garay's, erschien 1850 zu Erlau; drei Jahre später wurde zu Pest eine zweite Ausgabe veröffentlicht. Alle ungarischen Kritiker stimmen darin überein, daß die Hauptstärke Garay's vorzugs-

Digitized by Google

weise in der historischen Ballade bestand, oder vielmehr in jener Dichtung, welche wir nicht anstehen, als kleines Heldengedicht zu bezeichnen, d. h. die gedrängte, lebendige Erzählung, welche vor den Augen der Menge die wichtigsten Züge der Vergangenheit zu einem Bilde vereinigt. Die verschiedenen Versuche hatten ihm selbst die Richtung angedeutet, welche er verfolgen mußte; von jetzt an strebte er seinem Ziele mit festerem Willen und mit gereifterer Kunstkenntniß nach, er wollte, wie er sagte, der Sänger der Volksgeschichte sein. Das Schicksal hat ihm nicht gestattet, seine Absicht vollständig zu erreichen; Garay war arm, er arbeitete, um seine Kinder zu ernähren. Man stelle sich vor, was Alles er hätte leisten können, wenn er nicht fort und fort durch die harten Anforderungen des Lebens in seinem dichterischen Aufschwunge gehemmt worden wäre. Der Verfasser des „Kouth von Hedervár", der „Zrinyi Ilona" starb am 5. Nov. 1853, kaum 41 Jahre alt, eine Beute des Elends. Er hinterließ nicht einmal so viel, um die Begräbnißkosten zu bestreiten, und es mußte eine Sammlung veranstaltet werden, um ihm ein Grab zu verschaffen.

Die Arbeiten des k. k. militär-geographischen Institutes zu Wien.

Die bedeutenden Fortschritte der graphischen Künste haben der Technik der Herstellung der Karten in einem vor Kurzem noch ungeahnten Maße Vorschub geleistet. Durch die vielseitige Verwerthung der Photographie brach insbesondere eine neue Aera an, deren Errungenschaften sich die kartographische Abtheilung des k. k. Generalstabes in einem Maße zu Nutzen gemacht hat, welche die höchste Anerkennung verdient. Namentlich hat die Photographie die Möglichkeit eröffnet, die Reduction der Karten-Aufnahmen aus einem Maßstab in einen kleineren oder größeren rasch und genau durchzuführen und sich von dem Pantographen zu emancipiren. Auch leistet, wie wir sehen werden, die Photographie bei der Uebertragung von Zeichnungen auf den Stein oder die Kupferplatte unschätzbare Dienste.

Die Fortschritte der graphischen Künste sind so groß, daß es sich längst nicht mehr um das Suchen nach irgend einer Methode zur Durchführung der vorliegenden Aufgaben handelt, sondern der Karto-

Digitized by Google

graph sich einem wahren embarras de richesse gegenüber befindet und sein Augenmerk vorwiegend auf die passende Wahl unter den vorhandenen Hilfsmitteln zu richten hat, wobei er die Beschaffenheit des Originales, die verfügbare Zeit und die pecuniären Hilfsmittel vor allen Dingen zu Rathe ziehen muß.

Bekanntlich wurden bisher alle größeren Kartenwerke in Kupfer gestochen, obwohl diese Methode kostspielig und zeitraubend ist, und namentlich die Langsamkeit des Kupferdruckverfahrens der raschen Herstellung einer größeren Auflage unüberwindliche Schranken setzt. Die Kupferplatte bietet aber gewisse Vorzüge, die ihr kein Material bisher streitig machen konnte. Sie ermöglicht die fortwährende Ergänzung der Kartenwerke, das Nachtragen der im Laufe der Zeit eintretenden Veränderungen, wie neue Eisenbahnen und Chausseen, neue Ortschaften auf die leichteste Weise und besitzt außerdem den Vortheil der leichten Aufbewahrung und Vervielfältigung durch die Galvanoplastik.

Neuerdings hat aber die sogenannte Heliogravure, welche den Gegenstand mehrerer Patente bildet und die namentlich von Goupil in Paris als Ersatz für den Kupferstich zur höchsten Vollendung gebracht wurde, zwar nicht die Kupferplatte, wohl aber die mühsame Arbeit des Kupferstechers zum größeren Theile entbehrlich gemacht, so daß dessen Thätigkeit sich beinahe nur noch auf das Retouchiren und Nachtragen beschränkt. Unter Heliogravure versteht man die galvanoplastische Herstellung einer Kupferplatte mit vertieften Linien mittelst einer Gelatineschicht, auf welcher die Striche dadurch erhaben erscheinen, daß die Zwischenräume weggewaschen wurden. Durch dieses Verfahren werden die Hälfte bis zwei Drittel der Zeit und Kosten eines Kupferstiches erspart, und nur mit Hilfe dieser Methode, welche vom militär-geographischen Institute sofort adoptirt wurde, war es möglich, die aus 714 Blättern bestehende Specialkarte der österreichisch-ungarischen Monarchie im Maßstabe 1 : 75.000 innerhalb zehn bis bis zwölf Jahren fertigzustellen. Sonst hätte die Arbeit 25 bis 30 Jahre, sowie die Heranziehung von etwa 150 Kupferstechern beansprucht, die sehr schwer heranzubilden sind, während gute Terrainzeichner für die Heliogravure viel rascher geschult werden. Handelt es sich aber um Karten, die mehr einem augenblicklichen Bedürfnisse genügen sollen, so finden im militär-geographischen Institute die verwandten Künste:

Digitized by Google

Lithographie und Zinkätzung in Verbindung mit der Photographie, vielfache Verwendung. Auch hier bietet letztere Kunst den Vortheil der beliebigen Vergrößerung oder Verkleinerung des Originals, während Lithographie und Zinkätzung den leichten Uebergang aus einer Darstellungsweise in die andere, wie die Anwendung verschiedener Farben gestatten. Die sogenannte Photo-Lithographie, das heißt der Umdruck eines photographischen Positivs auf einen Stein, der danach wie ein gewöhnlicher Lithographiestein behandelt wird, ist, abgesehen von den obenerwähnten Vortheilen, dem Kupferstich insofern vorzuziehen, als das Original viel rascher und billiger als durch die Galvanoplastik durch Umdruck vervielfältigt werden kann und der Druck der benöthigten Auflage, dank der Anwendung der lithographischen Schnellpresse, bedeutend schneller vor sich geht. Dagegen sind Correcturen und Nachträge schwer ausführbar und die Linien der Photo-Lithographien ermangeln in der Regel der Schärfe. Auch in Berlin wird die Photo-Lithographie im Auftrage des Generalstabes seitens einiger Privat-Officinen und namentlich seitens der Reichsdruckerei vielfach gepflegt. Nach diesem Verfahren stellt letzteres Institut unter Anderem die sogenannten Patentschriften, das heißt die Zeichnungen zu den jährlich ertheilten 4- bis 5000 Patenten her. Diese sonst sehr elegant ausgestatteten Zeichnungen sind aber häufig verschwommen und stehen den in Washington auf demselben Wege hergestellten vielfach nach.

Das dritte Verfahren zur Reproduction von Karten wird unseres Erachtens in dem oben angeführten Berichte etwas zu geringschätzend behandelt. Daß eine relative Vollkommenheit damit zu erzielen ist, beweisen unter Anderem die Erzeugnisse der geographischen Anstalt von Velhagen und Klasing, sowie von Brockhaus in Leipzig. Handelt es sich um rasche Herstellung einer großen Auflage der Karte einer bestimmten Gegend, z. B. im Falle einer Mobilmachung, wo es vor allen Dingen darauf ankommt, Officieren und selbst Soldaten einen Wegweiser in die Hand zu geben, so hat die Zinkätzung selbst vor der Photo-Lithographie einen großen Vorsprung. Mit deren Hilfe ist es möglich, binnen wenigen Stunden direct von den Originalen oder mittelst photographischer Verkleinerung, respective Vergrößerung eine beliebige Menge Platten zu erhalten, bei welchen die Linien der Zeichnung erhaben erscheinen und die daher auf der gewöhnlichen

Digitized by Google

Buchdruck-Schnellpresse gedruckt werden können. Ja es ist nicht ausgeschlossen, daß diese Platten nach erfolgter Biegung auf den Cylindern der gewaltigen Zeitungspressen für endloses Papier Platz finden. Das Verfahren der Zinkätzung oder Chemiegraphie, welches besonders in Paris und Wien gepflegt wird, besteht in der Hauptsache darin, daß entweder ein photographisches Positiv auf Zink übertragen wird, oder daß der Künstler direct auf das Zink zeichnet, worauf die Räume zwischen den Linien der Zeichnung, respective den photographischen Positivs mittelst Säure insoweit vertieft werden, daß die so gewonnenen Platten neben den Typen oder allein auf der Buchdruckerpresse gedruckt werden können.

Das militär-geographische Institut widmet dagegen einem sonst selten vorkommenden Verfahren, der Tiefätzung auf Zink, große Aufmerksamkeit und hofft mit Hilfe der Wibart'schen Zink-Cylinder-Druckschnellpresse mit diesem Verfahren allmälig die Photogravure zu ersetzen. Wir theilen, nachdem wir Gelegenheit gehabt, Erzeugnisse dieser Presse in Augenschein zu nehmen, diese Ansicht vollkommen und glauben, daß die Zink-Tiefätzung berufen ist, auch den Steindruck vielfach zu verdrängen. Der Umstand, das die Zinkplatten biegsam sind und sich um den Druckcylinder legen lassen, sowie daß sie billiger und weit leichter sind, als die Solenhofener Steine, spricht zu Gunsten dieser Methode.

Ueberrascht hat es uns, daß genanntes hervorragendes Institut, welches sonst alles auf die geogrephischen Künste Bezügliche vereinigt, dem in München und Berlin zu so hoher Vollkommenheit gebrachten Lichtdruck (Druck von photographischen Negativen auf der Steindruckpresse) und dem in Deutschland und Oesterreich-Ungarn patentirten Lichthochdruck-Verfahren von Carl Bolhoevener in München bisher keine Beachtung geschenkt zu haben scheint. Letzgenannter Techniker gießt auf eine Spiegelglasplatte eine Lösung sogenannten Kölner Leims, welche nach zwei Tagen eine feste, auf der einen Seite spiegelglatte Lage bildet, die sich mit Leichtigkeit von der Glasplatte trennen läßt. Hierauf wird die Leimlage unter ein photographisches Negativ gelegt und dem Sonnenlichte ausgesetzt. Das Sonnenlicht dringt natürlich nur durch die weiß gebliebenen Stellen des Negativs, die den Strichen der photographischen Zeichnung ent-

Digitized by Google

sprechen, und bewirkt damit eine solche Veränderung der unter dem Negativ liegenden Leimschichte, daß die beleuchteten Stellen gegen Feuchtigkeit unempfindlich werden Die Leimschichte wird nun mit der Rückseite auf eine glatte Holzplatte befestigt, worauf der Arbeiter die Oberfläche befeuchtet. Das Wasser erweicht nun die vom Lichte nicht betroffenen Stellen der Leimschichte, das heißt die Räume zwischen den Strichen der Zeichnung, und die erweichten Theile werden alsdann durch Reibung mit einem Tuchballen leicht entfernt. Die so behandelte Platte bildet nunmehr ein kräftiges Relief und es können somit Abzüge von derselben auf jeder Buchdruckerpresse hergestellt werden. Auch ist die Vervielfältigung der Platte auf galvanoplastischem Wege eine leichte Sache. Das Bolhoevener'sche Verfahren gestattet somit die photographische Verwandlung einer beliebigen Zeichnung in Strichmanier in eine Platte, welche dem besten Holzschnitt an die Seite zu stellen ist, und bietet den Vortheil, daß die auch seitlich fressenden, die Reinheit der Linien beeinträchtigenden Säuren gänzlich ausgeschlossen sind.

Das militär-geographische Institut beschäftigt in der technischen Abtheilung im Ganzen 222 Personen und es sind zur Bewältigung der Arbeit, außer den Hilfsmaschinen, 10 Kupferdruckpressen, 23 lithographische Hand- und 11 lithographische Schnellpressen in fortwährender Thätigkeit.

Erstere Pressen, deren Construction sich seit Jahrhunderten kaum merklich verändert hat, werden nur mit der Hand betrieben, liefern im günstigsten Falle sechs bis acht Drucke per Stunde, bei einer zehnstündigen Arbeitszeit also im Ganzen 60 bis 800 Drucke täglich. Eine Platte hält 1500 bis 2000 und, wenn verstählt, 3000 bis 4000 Abdrücke aus.

Die lithographischen Handpressen, welche auf demselben Principe beruhen, sind schon etwas leistungsfähiger, indem sie je 200 bis 250 Drucke täglich liefern. Viel näher an die Buchdruck-Schnellpressen reihen sich hingegen in Bezug auf Leistungsfähigkeit die lithographischen Schnellpressen, welche ersteren nachgebildet sind. Sie werden im Institut hauptsächlich zur Erzeugung von größeren Auflagen nach auf Stein übertragenen Umdrucken von den Kupferplatten verwendet. Ihre Erzeugnisse kommen denen der Handpressen nicht gleich, ent-

Digitized by Google

sprechen aber dem gewöhnlichen Bedarf. Sie liefern in der Stunde circa 400 Abdrücke (die Buchdruckerpresse dagegen 800 bis 1000) und benöthigen nur zwei Arbeitskräfte zum Auflegen und Abnehmen des Papieres.

Mit diesen gewaltigen Hilfsmitteln ausgerüstet, hat das militärgeographische Institut vor allen Dingen vier größere Kartenwerke in Angriff genommen:

1. Die neue topographische Specialkarte im Maßstabe von 1:75.000.*) Die Original-Aufnahmen der Kronländer werden im Maßstabe von 1:25.000 ausgeführt und darauf durch Photographie auf 1:60.000 vergrößert. Erst dann wird das Terrain eingezeichnet und es erfolgt schließlich die Vergrößerung auf 1:75.000 in Form eines verkehrten Negatives, welches zur Erzeugung eines heliographischen Reliefs dient, worauf nach dem oben beschriebenen Verfahren die druckfähige Kupferplatte hergestellt wird. Das Verfahren selbst beansprucht für jede Platte 26 Tage, die unvermeidliche Retouche aber je nach der Güte der Originalzeichnung eine Woche bis drei Monate. Von den 714 Blättern der großen Generalstabskarte sind 319 bereits ausgegeben, 349 aber so gut wie beendet.

2. Generalkarte von Central-Europa im Maßstabe von 1:300.000. Dieses umfangreiche Kartenwerk, welches auf der Scheda'schen Karte beruht, wird ebenfalls mittelst Heliographie hergestellt; die Kupferplatten werden aber auf Stein übertragen und von demselben gedruckt. Die aus 192 Blättern bestehende Karte ist dreifarbig: das Terrain braun, die Schrift und das Gerippe schwarz und der Wald grün, wodurch dieselbe an Deutlichkeit viel gewonnen hat.

3. Umgebung von Wien im Maßstabe von 1:12.500. Diese Karte wird chromolithographisch in zehn Farben ausgeführt; es ist also ein zehnmaliger Druck nöthig. Das Werk besteht aus 48 Blättern.

Endlich. 4. Umgebungsplan von Wien und von Bruck an der Leitha im Maßstabe von 1:25,000. Die Karte wird mittelst Heliographie hergestellt und ist noch in der Ausführung begriffen. Die Vervielfältigung soll nur schwarz geschehen.

*) Die preußische Generalstabskarte ist im Maßstabe von 1:100.000, wie die bekannte schweizerische, die französische dagegen im Maßstabe von 1:80.000 ausgeführt.

Digitized by Google

Zum Schluß ein Wort von der Gesammtleistung des militärgeographischen Instituts in den Jahren 1872 bis Ende 1879. Es wurden, abgesehen von minder in die Augen fallenden Arbeiten, nicht weniger als 12,507 Glasnegative und 52,054 photographische Copien hergestellt. Die Kupferdruckpressen passirten 657,218 Bogen Papier, die lithographischen Pressen aber 9.659,692 Bogen! Gewiß achtungswerthe Leistungen, denen sich wenige an die Seite stellen dürften, und die dem Wiener topographischen Institut zur höchsten Ehre gereichen. G. v. M.

Lima.

Der südamerikanische Krieg hat in der letzten Zeit die Aufmerksamkeit Europas noch mehr auf sich gezogen, als es bisher schon der Fall war. Die tapferen Chilenen, denen man, leider wie es scheint, nicht mit Unrecht, unnöthige Grausamkeiten in ihrer Kriegsführung vorwirft, haben ihre verbündeten Gegner beinahe besiegt und schon waren sie in der Lage, Friedensbedingungen zu stellen Diese Bedingungen erscheinen jedoch den Peruanern und Bolivianern so hart, daß sie lieber es nochmals auf den Entscheid der Waffen ankommen lassen und sich mit aller übrig gebliebenen Macht rüsten, um dem furchtbaren Feinde sich in einem Verzweiflungskampfe gegenüber zu stellen. Hiermit erwächst aber für die Hauptstadt von Peru eine große Gefahr, indem die Chilenen Anstalten treffen, Lima selbst zu belagern. Es wird daher nicht unwillkommen sein, wenn wir auf Grund guter Quellen, die besonderen Werth durch eigene Anschauung haben, ein kurze Skizze der Hauptstadt und ihrer Bewohner entwerfen. Lima wurde 1535 am Dreikönigstage, also am 6. Jan., der damals ein Mittwoch war, von Pizzaro als die Stadt de los Reyes gegründet. Sie liegt etwa 3 Meilen vom Meere entfernt und steht mit der Hafenstadt Callao durch eine Eisenbahn in Verbindung. Die Küste steigt so stark, daß die weite Ebene, in welcher Lima inmitten einer paradiesischen Vegetation liegt, eine Höhe von über 150 m. erreicht. Um das reizende Bild, das die Natur bietet, noch zu vervollkommnen, schlängelt sich ein Flüßchen, die Rimac, durch die üppige, reich gesegnete Gegend. Wiewohl Lima nur um 12 Grade vom Aequator entfernt liegt, ist sein Clima doch nicht zu heiß, wie

Digitized by Google

man erwarten sollte; vielmehr hält dasselbe so ungefähr die Mitte zwischen dem der tropischen und der gemäßigten Zonen. Diese Annehmlichkeit verdankt es einem fast täglichen leichten Nebenschleier, der, ohne unangenehm zu werden, doch hinreicht, die Strahlen der Sonne zu dämpfen und in den Nächten einen wohlthätigen Thau zu erzeugen. Die Einwohnerzahl beläuft sich auf mehr als 200,000 Seelen, worunter sehr viele Chinesen, gewissermassen die Sclaven der Einwohner, und ein großer Bruchtheil Europäer, Engländer, Franzosen und Deutsche, sich befinden. In den Händen dieser ruht auch der Haupthandel und die Kaufläden derselben zeigen eine Pracht und einen Luxus, der an Paris erinnert. Die meisten Häuser sind der häufigen Erdbeben wegen nicht hoch. Der Charakter der Einwohner und besonders der Eingeborenen ist sorglos, ja leichtsinnig und sehr nach Genuß haschend. Ein Studium der Sitten und Gebräuche, die ein Gemisch von tropischer Leidenschaftlichkeit, altspanischer Gradezza und Würde und europäischer Bildung zeigt, ist von Interesse. Schwärmerische Schriftsteller, die vielleicht mehr in die bezaubernden Augen der schönen Limenserinnen schauten als mit kritischem Blick die Stadt betrachteten, haben ein sehr farbenreiches Bild von Lima entworfen. Wer den nicht unberechtigten Glauben hat, in Lima allüberall Erinnerungen an das alte Spanien mit seiner ehrwürdigen Architektonik zu treffen, der findet sich sehr enttäuscht. Die Hauptstadt hat ein durchaus modernes Ansehen. Nur hier und da erinnert ein altes Gebäude, das in seinem Style gegen die Bauwerke der Neuzeit auffallend genug absticht, an jene Zeiten und es sind nur einige Kirchen, ein paar Klöster und Paläste, welche den allzuhäufigen Erdbeben mit Erfolg widerstanden haben. Einstimmig ist dagegen mit Recht das Urtheil über die Schönheit, Grazie und das Pikante der Limenserinnen. Auf den Fremden macht es einen ungemein fesselnden Eindruck, zu sehen, wie die Frauen und Mädchen sich des Manto bedienen, eines Schleiers, der Kopf und Gesicht fast ganz verhüllt, dagegen die blitzenden Augen, welche geschickt und kokett durch die Falten hervorschauen, nur noch glänzender und verführerischer erscheinen läßt. Während ursprünglich dieser Schleier vielleicht nur dazu diente, das weibliche Geschlecht unberufenen Augen nach muselmännischer Sitte zu entziehen, dient

Digitized by Google

diese Art sich zu kleiden heute fast nur noch dazu, die Koketterie zu fördern, und als ein recht brauchbares Mittel zu allerlei Intriguen, an der diese Stadt der galanten Abenteuer durchaus nicht arm ist. Die elegantesten Damen bedienen sich des Tages über dieser Kleidung; mit dem Manto gehen sie zur Kirche und in die Läden, selbst in Concert und Theater. Nicht immer ist der Schleier so fest vorgezogen, daß die Gesichtszüge vollständig bis auf die Augen verdeckt wären; besonders die schöneren unter den Töchtern Evas lassen ihm mehr Spielraum. Wer jedoch Anspruch macht auf guten Geschmack und Noblesse, der zeigt sich zur Zeit der Abendpromenade ohne die Mantille. Dann tragen die Damen hochelegante europäische Costüme und auch in diesen wissen sie die ihnen so reich zugemessene Schönheit und Grazie in richtiger Weise zur Geltung zu bringen. In dem Wesen der weiblichen Bevölkerung Lima's zeigt sich bei genauer Beobachtung ein seltsamer Contrast, ein Gemisch von Tugend und Leichtfertigkeit, von Frömmigkeit und Weltsinn. Dieser Gegensatz, der sich, wo er ausgebildet vorhanden ist, zu einem durchaus koketten Ganzen packend verbindet, prägt sich in ihren Gewohnheiten, ihren Sitten, ihrem Charakter, überhaupt in ihrem ganzen Leben sichtlich aus. Es klingt vielleicht paradox und doch läßt sich sagen, daß die Limeserin in ihrem Wesen etwas von dem Charakter zweier allbekannten Frauen besitzt, die in ihrem Leben und in ihrem Handeln so entgegengesetzt als nur möglich waren. Diese beiden Erscheinungen, welche gewissermaßen typische Figuren genannt werden dürfen, sind die h. Rosa von Lima und eine schöne Sünderin, bekannt unter dem Namen die Perrichole. Die erstere, welche allgemein als die Patronin Amerikas verehrt wird und deren Gedächtniß auch die Katholiken Europas am 26. August feiern, ist das Symbol der Reinheit, der Wohlthätigkeit, der Frömmigkeit, kurz aller Tugenden. Heute noch wird das Haus gezeigt, in dem sie geboren, und mit großer Pietät hat die Bevölkerung Lima's dasselbe auf's Reichste ausgeschmückt, geziert mit Erinnerungen an die Heilige und es so während drei Jahrhunderten wie ein kostbares Juwel gehütet. Die Andere, deren Figur sich Offenbach zu einer seiner frivolen Schöpfungen bemächtigt hat, ist ebenfalls außerordentlich populär in Lima. Sie war eine Mestizin von so außergewöhnlicher Schönheit und

Digitized by Google

Grazie, daß sie, es ist etwa hundert Jahre her, den damaligen spanischen Vizekönig Don Antonio Amot vollständig beherrschte. Mariquita Villegas, der Name Perrichole drückt nur ihre Herkunft aus, schwang sich in Folge dessen, wenn auch nur die Geliebte des Herrschers, zu den höchsten Ehrenstellen empor. Ihr excentrisches Wesen und die übermüthigen Streiche, welche sie ausführte, sind heute noch nicht vergessen und heute noch sprichwörtlich. Ein Beispiel mag genügen. Don Antonio, der ihr keine Bitte abschlagen durfte, mußte ihr mit großen Kosten einen prächtigen Galawagen von Spanien herkommen lassen. Eines Tages, als sie zum Aerger der Bevölkerung in diesem Staatswagen langsam durch die Straßen Lima's fuhr, begegnete ihr ein Priester mit der heil. Wegzehrung für einen Sterbenden. Sofort steigt sie aus dem Wagen heraus, kniet in den Staub der Straße nieder und bezeugt ihre Ehrfurcht. Das leicht erregte Volk klatschte ihr Beifall zu und am andern Tage schenkte Mariquita den kostbaren Wagen der Kirche, damit er von nun an zu kirchlichen Zwecken benutzt werde. Von nicht gewöhnlichem Interesse ist die Bildergalerie eines Herrn Oxtis Sevallos. Derselbe hat nämlich mit großer Mühe und vielen Kosten eine bedeutende Anzahl von Bildern erworben, welche die Spanier im XVII. Jahrhundert nach Peru brachten. Es kann kein Zweifel herrschen, daß die vielen Velasquez's und Murillo's, welche sich hier vorfinden, durchaus echt sind, und es bleibt somit nur die Erklärung übrig, daß die beiden großen Meister, um den vielen Bestellungen, welche ihnen von Peru aus zugingen, zu genügen, von ihren schon vorhandenen besten Werken Copien nahmen, mithin Copien, die den Originalien gleichwerthig erkannt werden müssen. Lima besitzt noch andere Sammlungen, die von hohem culturhistorischen Werth sind. Es ist bekannt, daß Peru schon in uralter Zeit von einem Culturvolk bewohnt war, dessen Untergang in ungewisse Zeit fällt. Ihm gehören z. B. die colossalen Monumente zu Tiahuanaco an, nicht weit vom Gestade des Titikaha-Sees. Dann kamen die verhältnißmäßig hochgebildeten Generationen der Inkas, der „Römer der neuen Welt", die bis zur Ankunft der goldgierigen Spanier ein wohlgeordnetes Regierungssystem aufrecht erhielten. Auf deren Kunstfertigkeit werfen die ausgegrabenen Gegenstände, welche z. B. ein Herr Dr. Macedo zu einer ziemlich vollständigen Sammlung ver-

Digitized by Google

einigt hat, ein interessantes und lehrreiches Licht. Man muß geradezu erstaunen, wenn man sieht, welche Aehnlichkeit in den Erzeugnissen dieses leider vollständig zugrundegegangenen Culturvolkes hinsichtlich der Ideen, des Geschmackes, ja, selbst der religiösen Ueberlieferungen mit den Werken der alten Welt. Verschiedene Toilettegegenstände, Armbänder, Ringe und andere Schmucksachen in Gold und Silber zeigen eine überraschende Aehnlichkeit mit gewissen egyptischen Arbeiten. Eine andere Aehnlichkeit mit den Erzeugnissen, welche das Alterthum in seiner Verfallzeit hervorbrachte, zeigt sich in der Wahl unanständiger und roher Gegenstände. Das Museum Borbonico in Neapel könnte in dieser Beziehung einen vortheilhaften Austausch mit den Museen Lima's in's Werk setzen. Ein Gegenstand aus gebranntem Thon erinnert an die Prometheussage und zeigt einen Mann, dessen Leber von Geiern zerfressen wird. Eine andere Gestalt stellt ohne Zweifel die Göttin Ceres, oder doch eine ihr gleichbedeutende Gottheit dar. In diesem Genre gibt es eine ganze Menge Gegenstände. Auch die Funde, welche man in der Umgegend von Lima gemacht hat, lassen auf eine gewisse hohe Stufe der Civilisation schließen, die der der Alten Welt ähnlich war. Welche Schlüsse soll man hieraus ziehen? Hat Amerika vor dem XVI. Jahrh., bezw. vor seiner Entdeckung durch Christof Kolombus 1492 schon einmal mit der Alten Welt in Verbindung gestanden? Diese Frage ist bis heute noch nicht endgiltig gelöst. Es gibt Solche, welche eine derartige Verbindung annehmen, Andere bestreiten sie jedoch. Daß die Alten gar keine Andeutungen darüber geben, spricht gegen die Annahme, daß sie mit jenen Nationen bekannt waren. Doch woher die Aehnlichkeit in den Erzeugnissen und Gebilden der Kunst? Ein französischer Gelehrter mit unzweifelhaft deutschem Namen, Carl Wiener, den die französische Regierung nach Südamerika sandte, um hierauf bezügliche Forschungen anzustellen, ist folgender Ansicht: Er bestreitet, daß jemals eine Verbindung zwischen dem Volke der Inkas und der Alten Welt bestanden habe. Jede Civilisation, jeder Fortschritt in Bildung und Cultur müsse naturgemäß denselben Weg nehmen. Wie der Mensch in seiner Kindheit instinctiv dieselben Bewegungen mache wie die anderen Menschen, er sich immer mehr vervollkomme und schließlich ganz auf natürlichem Wege ähnliche Ideen, Gewohnheiten

Digitized by Google

und Neigungen erlange wie andere Menschen, so verhalte es sich in durchaus ähnlicher Weise mit der Entwicklung ganzer Völkerschaften von den Stufen der Kindheit ihrer Cultur bis zur Blüthe derselben. Es ist das eine Ansicht, die entschieden Vieles für sich hat, aber es ließe sich auch Vieles dagegen sagen. Vorläufig ist hier noch ein schönes großes Feld, das allerdings nicht der Krieg bebauen, sondern das nur Früchte unter den Segnungen des Friedens hervorbringen kann.

Aus Triest.

Die Triester Handelskammer hat einem Referate ihrer Eisenbahncommission zugestimmt, welches die vom dortigen Progresse-Vereine gefaßten Resolutionen bejahend erledigte, deren hauptsächlichste darin besteht, daß der Regierung die Verlängerung der Kronprinz-Rudolfsbahn bis Triest in einer von der Südbahn völlig unabhängigen Weise anzuempfehlen sei.

Den Standpunkt, den wir in dieser Frage einnehmen, können wir als bekannt voraussetzen. Wir halten es für ein eminentes Reichsinteresse, den einzigen großen Seehandelsplatz, den Oesterreich besitzt, namentlich in Bezug auf Communicationen mit allen jenen Garantien zu umgeben, welche erforderlich sind, damit der Staat einen lebhaften überseeischen Verkehr zu unterhalten fähig ist.

Die ungarische Regierung läßt sich das Aufblühen des Fiumaner Hafens besonders angelegen sein; sie subventionirt englische Dampfer-Verbindungen, sie verstaatlicht die nach Fiume führenden Bahnen, um billige Zufuhrs-Tarife garantiren zu können, sie trifft Maßregeln für locale Begünstigung des Handels in jeder Hinsicht. In Venedig wieder bereitet sich soeben die Schöpfung einer italienisch-adriatischen Schifffahrts-Gesellschaft mit Staats-Subvention vor. Außer diesen speciell adriatischen Rivalitäten ist noch die Concurrenz zu erwägen, welche für Triest durch die großen Alpendurchstiche des Gotthard- und des Arlberg-, sowie mehrerer anderer noch geplanter Tunnels durch die Central-Kette der Alpen entstehen und den Häfen von Genua und Marseille zugute kommen wird

Der einzig wichtige Seehandelsplatz Oesterreichs besitzt aber zur Zeit nur eine einzige Eisenbahnverbindung mit dem Binnenlande,

Digitized by Google

die Südbahn-Linie Triest-Wien, welche zwar für den in nordöstlicher Richtung ziehenden Verkehr nothdürftig ausreicht, dagegen von den im Nordwesten gelegenen Verkehrsgebieten nur auf so weiten Umwegen zu erreichen ist, daß der Transit nach diesen Gegenden ausnahmslos den italienischen Häfen und Bahnen zufällt. Wie sehr die Handelsthätigkeit von Triest durch diese Concurrenz geschädigt wird, springt in die Augen und brauchen wir zu diesem Ende nur auf den italienischen Nachbarhafen Venedig zu verweisen, das vor 10 Jahren noch gar keinen bedeutenden Transithandel besaß. Der Grund des Hervortretens dieser bedrohlichen Concurrenz liegt nur darin, daß dem Platze Venedig günstigere Schienenverbindungen mit Tirol, Süddeutschland und der Schweiz zu Statten kommen, während Triest von diesen wichtigen Absatzgebieten geradezu abgeschlossen ist.

Mit Recht weist die Triester Handelskammer auf die vielen Memoranden und Petitionen hin, welche seit einem Vierteljahrhundert in Bezug auf Herstellung einer gänzlich unabhängigen directen Fortsetzung der Rudolfsbahn bis Triest an die Regierung gerichtet wurden. Wir unserseits möchten bei dieser Gelegenheit auf die Denkschrift hinweisen, welche im Jahre 1865 der Hofrath Baron Cattanei di Momo verfaßt hat und die Bildung eines österreichisch-deutschen Vereines für orientalische und transatlantische Verkehrsanstalten behandelt. Vieles von dem, was darin gesagt wurde, paßt allerdings nicht mehr für die heutigen Verhältnisse, gleichwohl verdient diese Denkschrift auch heute noch mit Aufmerksamkeit gelesen zu werden, da sie sehr nützliche Winke in Bezug auf die den Aufschwung Triest's fördernden Maßregeln enthält. Für unbedingt nothwendig hält schon vor 15 Jahren Herr Cattanei di Momo eine directe Eisenbahn von Triest nach dem Bodensee zum Anschluße daselbst an das Eisenbahnnetz der westlichen Hälfte von Deutschland, dann eine directe Eisenbahn von Triest durch Kärnten und Obersteiermark nach Oberösterreich und Böhmen zum Anschluße an das Eisenbahnnetz der östlichen Hälfte von Deutschland an den Grenzen Böhmens.

Nachdem die von Triest zum Bodensee reichende Bahn den nördlichen Theil des Görzer Kreises, Westkärnten, Westtirol und Vorarlberg, die von Triest nach Prag führende Bahn aber Ostkärnten, Obersteiermark, Oberösterreich und das Mittelland Böhmens durch-

Digitized by Google

schneiden, würden alle diese Gegenden einerseits unmittelbar mit Triest, anderseits mit dem gesammten Eisenbahnnetz Oesterreichs und Deutschlands in directe und kürzeste Verbindung treten, wodurch ihren Erzeugnissen eine massenhafte billige und beschleunigte Ausfuhr nach allen Richtungen des In- und Auslandes ermöglicht würde.

Es wäre damit eines der wirksamsten Mittel der Abhilfe geschaffen, um Oesterreichs vielbeklagte ungünstige Stellung im Welthandel entschieden zu verbessern, zumal diese Bahnen als wahre und mächtige Concurrenz-Bahnen der Süd-, West-, Nord- und Staatsbahn, diese und mit ihnen auch alle anderen ähnlichen Verkehrsunternehmungen des Reiches inclusive der Donaudampfschifffahrts-Gesellschaft zur Annahme von gleich billigen und rationellen Betriebsweisen unwiderstehlich zwingen werden, weil sie sonst Gefahr laufen, eine große Zahl ihrer besten Kunden an jene Bahnen zu verlieren.

Vom militärischen Standpunkt ist evident, daß jene Gegend Kärntens, wo diese Bahnen die Südbahn durchschneiden werden, um ihre Richtung einerseits nach dem Bodensee, anderseits nach dem Osten Deutschlands zu nehmen, zu einem auch durch die Natur ungemein begünstigten Knotenpunkt unseres militärischen Vertheidigungs- und Angriffssystems in allen bisher besprochenen Richtungen sich umgestalten wird, von wo aus die aus allen Punkten Oesterreichs in kürzester Frist dort concentrirbaren Heereskräfte in überwältigenden Massen in Zukunft gegen jeden Feind mit Erfolg zu operiren fähig sind.

Wie sich der „Progresso-Verein" die Verwirklichung dieser Idee denkt, geht aus seiner Denkschrift hervor. In derselben heißt es: „Es wäre gewiß höchst wünschenswerth, wenn die Regierung es durchsetzen könnte, in den freien Besitz der Südbahn und des ganzen von derselben abhängigen Bahn-Netzes zu gelangen, da durch ein solches Radicalmittel den durch das Monopol dieser Gesellschaft uns zugefügten und immer schlimmer sich gestaltenden Uebeln ein- für allemal ein Ende bereitet sein würde. Aber sollte auch dieser Wunsch jetzt nicht ausführbar sein, so wäre unserem Wohle für den Augenblick nicht minder vortheilhaft gedient, wenn die Regierung gegenwärtig rasch beschließen wollte, die gesammte Kronprinz Rudolfs-Bahn nebst der Salzkammergut-Bahn als Eigenthum zu erwerben

Digitized by Google

und den Ausbau der ersteren bis Triest mittelst einer von der Südbahn gänzlich unabhängigen Verlängerung zu vollenden." Die Benützung der Ponteba-Bahn zu diesem Zwecke würde dem Verein ebensowenig zusagen als das Auskunftsmittel, mit der Südbahn billigere Frachtsätze auf der Strecke Laibach-Triest zu vereinbaren, sondern die Denkschrift weist auf die Projecte der Predil- und der Laak-Linie hin, und zwar solle die Verlängerung der Rudolfs-Bahn bis Triest auf Staatskosten noch in diesem Jahre zum Beschlusse erhoben werden. Und nun entwickelt die Denkschrift folgendes Programm:

„Falls die kaiserliche Regierung sich z. B. entschließen sollte, die Eisenbahn Bodenbach-Dux, die Kaiser Franz Josefs-Bahn und vorläufig auch nur erst die Strecken Saaz-Weipert der Buschtiehrader Bahn, jene Pilsen-Saaz-Dux der Pilsen-Prieseuer Bahn, endlich jene von St. Valentin-Budweis der Kaiserin Elisabeth-Bahn in ihren Besitz zu bringen, so würde der Staat mittelst der bis Triest verlängerten Rudolfs-Bahn ein großartiges, unabhängiges Schienen-Netz von über 1000 Kilometer vom Adriatischen Meere bis zu den Grenzen von Eger, Weipert und Bodenbach zur Verfügung haben und uns dadurch in entsprechendster Weise mit den vorzüglichsten Städten und Hafenplätzen des nördlichen und nordwestlichen Deutschlands, wie: Dresden, Altenburg, Chemnitz, Leipzig, Halle a. S., Magdeburg, Braunschweig, Hannover, Bremen, Hamburg, Lübeck, Stettin und Berlin in Verbindung bringen. Ferner würden wir, Krain, Kärnten, Steiermark und Oberösterreich durchschreitend, den westlichen Theil Central-Böhmens und mithin Prag auf dem kürzesten Wege erreichen, ohne von der weitern vortheilhaften Verbindung zu sprechen, die wir durch den Anschluß bei Schärding mit Bezug auf die Grenze von Passau für unsere Handelsbeziehungen mit dem südwestlichen Deutschland über Regensburg gewinnen würden. . . . . Zur Vervollständigung derselben würde nur noch der Ankauf der Süd-norddeutschen Verbindungsbahn, der Nordwestbahn und der Anschluß der letzten an die Rudolfs-Bahn mittelst einer Linie von Amstetten über Zwettel-Schwarzenau nach Iglau und eventuell weiter über Saar bis Wildenschwert fehlen. Ist einmal auch dieses erreicht, dann könnte man den Plan, den Hafen Triests mit dem großen

Digitized by Google

Staatseisenbahn-Netze in Verbindung zu bringen, als beinahe vollständig erreicht betrachten.

Volkswirthschaftliches.

* Azienda Assicuratrice. Die Bureaux dieser Gesellschaft befinden sich vom 10. November d. J. an Stadt, Schottenbastei Nr. 4 und 6 im ersten Stock.

Die Expertise, welche von jenem französischen Consortium veranlaßt worden war, das die Reconstruction und Vergrößerung der „Azienda" durchführen will, ist zu Gunsten dieser alten Gesellschaft ausgefallen, so daß die Durchführung der financiellen Operation noch in diesem Jahre zu erwarten steht. Es war dies übrigens vorherzusehen, denn der allgemeine Geschäftsstand der „Azienda" ist ein solcher, daß die Interessen der Versicherten auf das Beste gewahrt sind und daß mit aller Bestimmtheit behauptet werden kann, daß die Anstalt so wie bisher auch künftighin alle ihre Verpflichtungen prompt erfüllen wird. Der Ruf der „Azienda" als der eines streng soliden und vertrauenswürdigen Institutes ist fest begründet, und es kann daher der Entschluß, ihren Operationen eine größere Ausdehnung zu geben, nur mit aufrichtiger Genugthuung begrüßt werden. Die Ausdehnung ihres Wirkungskreises kommt in letzter Linie doch nur dem sich versichernden Publicum zugute das sich gerne einem Institute zuwenden wird, das seine Interessen mit einer fast an Rigorosität streifenden Gewissenhaftigkeit zu wahren gewohnt ist und in Bezug auf Vertrauenswürdigkeit seit einer langen Reihe von Jahren die stärksten Proben abgelegt hat. Unsere geehrten Leser werden uns das Zeugniß nicht versagen, daß es nicht unsere Gewohnheit ist, durch Reclamen u. dgl. ihr Urtheil beeinflußen zu wollen, und daß wir nur in den seltensten Fällen ihre Aufmerksamkeit auf ein oder das andere Institut lenken und das nur dann, wo, wie es bei der „Azienda" der Fall ist, wir überzeugt sind, daß wir damit unseren Lesern einen Dienst erweisen.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Ant. Magner.
Druck von Hugo Hoffmann, Wien, VII., Breitegasse 4.

Digitized by Google

Inhalt: Die deutsch-conservative Partei in Oesterreich. — Albertus Magnus. — Die höheren Militär-Bildungsanstalten Oesterreichs. — Ungarns Poesie im 19. Jahrhundert. — Das Bollée'sche Dampf-Fortbewegungs-System. — Schutz gegen Toepedos. — Briefe aus Neapel. — Die Neubefestigung von Paris. — Literatur.

Die deutsch-conservative Partei in Oesterreich.

Die auf dem in Linz stattgehabten deutsch-conservativen Pateitage gefaßten Resolutionen sind von der gegnerischen Presse auf das heftigste angegriffen worden, gleichwohl wird jeder billig Denkende zugeben müssen, daß dieselben einen sehr positiven Kern enthalten und von allen Jenen unterschrieben werden können, welchen die wahren Interessen der Monarchie am Herzen liegen. Der Nothwendigkeit, die Einheit und Macht der Monarchie und die Autonomie der Länder mit gleicher Sorgfalt zu pflegen, das Gleichgewicht im Staatshaushalte herzustellen, alle Zweige der Volkswirthschaft, insbesondere aber Agricultur und Gewerbe zu heben, wird man doch wohl von keiner Seite entgegentreten können, wenn wir etwas gewünscht hätten, so ist es dies, daß man einige Forderungen schärfer hätte betonen sollen; aber es scheint, daß die Besorgniß den letzten Gedanken frei auszusprechen und die schmeichelnde Hoffnung, eine gewisse Mitte und eine Art Mäßigung zu behaupten, den vornehmsten Rednern des Parteitages eine gewisse Reserve auferlegt haben.

So hätten wir es, um nur einen Punkt hervorzuheben, sehr gerne gesehen, wenn man in Bezug auf die Stellung der Kirche zur Schule präciser vorgegangen wäre und eventuell den Ausspruch des Episcopats der Salzburger Kirchen-Provinz vom 14. September 1848 und vom Jahre 1880 als Basis der diesfälligen Resolution gewählt hätte. Wir wenden uns an alle Freunde eines geordneten und festen Staatswesens und an alle nicht der Propaganda für moderne Aufklärerei verfallenen Liberalen und fragen sie: muß nicht ein Staat, der Bestand haben soll, auf religiöser Grundlage aufgebaut werden? Und kann diese Grundlage etwa in einer von Gymnasial- und Elementarlehrern vorgetragenen verschwommenen Moral

Digitized by Google

muß sie nicht vielmehr in einer positiven geoffenbarten Religion bestehen, die über jedes Kriteln und Deuteln erhaben ist? Kann ferner ein Zweifel bestehen, daß in einem Staate, in welchem sich wie in Oesterreich die ungeheuere Majorität der Bevölkerung bis auf einen kleinen Bruchtheil zur christl.-katholischen Religion bekennt, auch nur diese Religion die staatserhaltende Grundlage sein muß. Was dagegen von gegnerischer Seite vorgebracht wird, ist nichts weiter als ein längst schon überwundener Standpunkt aus der Aufklärer-Epoche vom Ende des vorigen Jahrhunderts, wo man das Begreifenwollen auf die Gegenstände des Glaubens übertrug und aus Mangel tieferen Eingehens in die christliche Lehre dieselbe ihres göttlichen Gehaltes entkleiden zu können glaubte.

Noch jetzt dabei beharren, wo schon längst das katholische Leben wieder erwacht und kräftig und selbstständig aufgetreten, kann nur als schuldvolle Unwissenheit bezeichnet werden. Der entschiedenere Geist der Zeit und die immermehr überhand nehmende Ueberzeugung, daß die Grundlagen des Staates und jene der Kirche dieselben radicalen Feinde haben, wird die beiden Lager, das christlich-katholische und das ungläubige, schärfer sondern, und Viele, die nur dem Namen nach dem ersteren angehören oder anderen christlichen Bekenntnissen folgen, zu wahren Katholiken in den Schooß der Mutterkirche umschaffen.

Der Mensch gehört eigentlich doch nur nach seinen äußeren Verhältnissen dem Staate an; aber nicht der Staatsbürger, sondern der Christ soll das letzte Ziel der Bildung sein. Freilich klingt es unparteiisch und freisinnig, die katholische Kirche wie jede andere Religionsgenossenschaft zu behandeln und auf den Religionsunterricht in den Volksschulen zu beschränken, aber es entspricht nicht der höheren Bürgschaft, welche die katholische Religion, als die älteste, in ihren Lehren und Grundsätze bekannte und unwandelbare dem Staate selbst gewährt, dessen zahlreichste Bewohner und dessen Regentenhaus sich dazu bekennt. Mögen andere Kirchen weniger verlangen und bedürfen, und als des Staatsschutzes zu ihrem Fortbestande benöthigend andere Richtungen einschlagen! Unsere Kirche mit ihrem Haupte, Christus, mit ihren Verheißungen bis an das Ende der Welt, und

Digitized by Google

nach ihrer Eigenthümlichkeit muß ihr Recht hier, wie überall, vertheidigen, weil dieses aus ihrer Verpflichtung hervorgeht.

Wir sehen, wie auch im protestantischen Preußen die Reaction wider den nivellirenden Indifferentismus immer weitere Kreise zieht und wie man auch dort darauf dringt, daß in einem Staate mit fast ausschließlich christlichen Einwohnern die Beamten, Richter, Gesetzgeber und Lehrer Christen sein sollen. Die Judendebatte im preußischen Abgeordnetenhause hat in dieser Richtung sehr schätzbares Material geliefert.

Mit großem Interesse verfolgte man hier diese in Deutschland zum Ausdruck gelangte Defensive wider das Ueberwuchern und den Terrorismus einer von einsichtigen israelitischen Mitbürgern selbst als bedenklich erachteten schrankenlosen Immigration. Hier wäre eine solche Defensivbewegung kaum möglich, da dieselbe Immigration bei uns den Markt und die Presse bereits beherrscht und Jedem, der dawider sich aufzulehnen wagte, mit socialer Vehme und concentrischem Spülichtguß bedroht.

Wir sind weit davon entfernt, etwa die Juden um ihres Glaubens willen als Menschen zweiter Classe zu betrachten oder sie in ihren staatsbürgerlichen Rechten beschränken zu wollen, wenn wir uns aber den Staat auf christlicher Grundlage aufgeführt denken, so nehmen wir lediglich an, daß die staatlichen Institute von besonderer ethischer Bedeutung wesentlich einen christlichen Charakter tragen, vor Allem aber, daß das Element, in welchem der Staat gewissermaßen zur Erscheinung kommt, die Behörden dem christlichen Bekenntniß angehören. Es ist das keine Ausgeburt des finsteren Mittelalters und verträgt sich durchaus mit der Culturstufe der Gegenwart. Wir wollen Herren bleiben im eigenen Hause und bitten nur um Schutz gegen jüdische Anmaßung. Oder ist es nicht eine schwer zu ertragende Anmaßung, wenn man uns zu Weihnacht und zu Ostern über unseren „Aberglauben" in der „liberalen" Presse über und unter dem Striche belehrt, während der „lange Tag" nie vorübergeht, ohne daß wir über die Fülle der Betstuben imponirende, selbstverständlich durchweg anerkennende und genugthuende Mittheilungen erhalten. Sind wir's doch gewohnt, daß eine christliche Leichenfeier kurzweg als die „formelle Ceremonie" abgethan wird, wenn

Digitized by Google

nicht ein oder das andere Blatt davon in flottem Tone als „Hokus-pokus“ spricht, eine Redeblume, die neuestens allerdings unter die Gießkanne des Staatsanwaltes gestellt erscheint. Bei Leichenfeiern unserer israelitischen Mitbürger fehlt es dagegen niemals an der stereotypen Meldung, daß Herr Prediger Jellinek „erhebend“ gesprochen und Herr Cantor Sulzer „ergreifend“ gesungen habe. . . Wir lesen in den Blättern die üblichen Schwindelnotizen, daß dort die Möbeln des Grafen Majlath; hier jene des Consuls Tiefenbach, da die der Baronesse Maythenyi oder das Mobilar der italienischen Botschaft, dort angebliche Transferirungssachen oder Gant-Fahrnisse „billigst“ veräußert werden; wir wissen auch, daß all dies nicht wahr ist und nur eine listige Vorspiegelung darstellt, um das naive p. t. Publicum zu Ankäufen von elendester Schundwaare, Möbeln aus Cigarrenkistenbrettchen, zu verlocken. Wir wissen auch, daß sämmtliche Entrepreneure dieser soliden Unternehmungen „Deutsche“ aus der Jordangegend sind; aber — wir ducken respectvollst unter. Wir wissen, daß unsere Wucherstuben, unsere „Geld- für Alles-“ Geschäfte, wie die Schreibstuben, über deren Portalen die Devise: „Alles für's Geld“ wenigsten stehen könnte, durchweg von gleichen Connationalen besetzt sind; daß der Stammverband derselben gelegentlich der Antiwucherbewegung bei den Blättern das Abbrechen dieser „heiklen“ Discussion anempfehlen ließ, weil „die Wucherer ja doch meistens Stammesgenossen“; aber — Brutus ist ein ehrenwerther Mann! Wir wissen, daß das „christlich-germanische“ Element ungescheut als sauertöpfisch und — ohne den Sauerteig der „Assimilirungsfähigen“ ungenießbar bezeichnet werden darf; wir wissen, daß selbst gutconduisirten, wie z B. ein von werther Seite hieher empfohlener, tüchtiger und strebsamer Deutscher, der aber nicht zur Stammesverwandtschaft gehörte, von dem Bewerben um gewisse Stellen bei jenen Ablegern der sechsten Großmacht von competentester Seite abgerathen ward; „sie schauen nur auf ihre Leute“. Wir wissen, daß die Verhetzung und Forcirung all unserer öffentlichen Zustände längst einem gesunden Vertragen und Einordnen der Heimatsgenossen dieses Reiches gewichen wäre, wenn das Trübhalten der Gewässer nicht zum Handwerksvortheil von unserem Volksthume Fremden gehörte; wir wissen, daß, wie z. B. die lehrreiche Lectüre

Digitized by Google

des Broschürchens: die Corruption in Oesterreich 1872. Leipzig, Luckhardt" erweist, fast alle Helden der Versyndicirung unseres öffentlichen Gebahrens nur Eines Stammes sind; aber — es fällt uns beileibe nicht ein, dawider zu mucksen. Die gelbe Internationale ist mächtiger, ist weiser, ist besser, ist scrupelloser und energischer, sie darf und soll commandiren, speculiren, hazardiren und fraseliren, wir Anderen haben nur zu zahlen und zu arbeiten. Das ist, wie wir gottlob wissen, die vom Geiste der Neuzeit, vom Fortschrittgedanken des Jahrhunderts geseite Ordnung der Dinge, und damit basta!

Albertus Magnus.

Als die europäische Menschheit das Studium der antiken Literatur wieder aufnahm und ein neuer Geist des Forschens und Lernens angefacht wurde, wandte man sich mit einem gewissen Widerwillen von den bisherigen Idealen ab. Nicht einmal Aristoteles, obgleich er doch auch Grieche gewesen war, fand mehr Gnade: in Italien schwärmte man für Plato und in England proclamirte Bacon die Erfahrung als höchste wissenschaftliche Instanz. Daß bei einem solchen Geschlechte die Denker des Mittelalters in Mißcredit kommen mußten, versteht sich von selbst. Es ist eine geradezu erstaunliche Erscheinung, wie plötzlich lange Jahrhunderte der Geschichte aus dem Bewußtsein der Menschen entschwanden. Nur die romanischen und gothischen Dome blieben als unverstandene Zeugen der Vergangenheit bestehen, weil man sie nicht niederreißen konnte; den höchsten Grad erreichte die Verachtung des Mittelalters im achtzehnten Jahrhundert, zur Zeit der sogenannten Aufklärung. Seitdem ist man allmälich wieder anderes Sinnes geworden: man begreift nicht nur, daß keine Periode ihrer Geschichte für die Menschheit unwichtig ist, sondern hat auch die eigenthümlichen Vorzüge jener angeblich so dunklen Jahrhunderte schätzen gelernt. Am meisten begegnet auch heute noch die Philosopie des Mittelalters Vorurtheilen. Hegel hielt sie nicht einmal der Erwähnung werth. Allerdings ist das Studium der mittelalterlichen Philosophen, der Scholastiker mit besonderen Schwierig-

Digitized by Google

keiten verknüpft. Wer kennt nicht jenes Märchen Andersens von den Galoschen des Glücks? Wie der für das Mittelalter schwärmende Professor in jene wunderbaren Ueberschuhe tritt und auf einmal in die von ihm hochgepriesene Zeit versetzt wird. Er findet nur wenig Geschmack daran, denn alle Bequemlichkeiten des modernen Lebens fehlen. Aehnlich jenem Professor, muß es auch einem zu Muthe werden, der sich von der Beschäftigung mit den modernen Denkern zu denen des Mittelalters wendet. Trotzdem darf man dieselben nicht mißachten. Allerdings stand die mittelalterliche Philosophie im Dienste der Religion und der Kirche. Aber das Christenthum selbst ist durchweg mit den Resultaten der antiken Philosophie versetzt, und eine Religion, mit der sich oberflächliches Philosophiren gar nicht verträgt. Im Grunde sind es dieselben Probleme, welche den menschlichen Geist zu allen Zeiten beschäftigt haben, nur daß dieser in gewissen Epochen gleichsam eine neue Wendung macht, wie z. B. mit der Philosopie Kant's. Mangel an Tiefe kann man dem Mittelalter sicherlich nicht vorwerfen; eher noch läßt sich der Vorwurf hören, daß es die Naturforschung vernachlässigt habe. Allein wie wenig Positives hat in dieser Beziehung selbst das Alterthum geleistet! Daß das Mittelalter noch hinter ihm zurückblieb, ist leicht erklärlich. Man hatte viel zu viel zu thun, die zerstörte Civilisation wieder aufzubauen, als daß man an eine Vermehrung derselben hätte denken können. Wenn irgend Jemanden eine Schuld trifft, so ist es ganz gewiß die öffentliche Meinung und nicht die Kirche, welche vielmehr in jenen unruhigen Zeiten das einzige Asyl des freisinnigen Forschers war.

Es wäre somit eine Undankbarkeit, wenn wir uns nicht jener Männer erinnern wollten, die, während die Welt von ewigem Kriegslärm erscholl, in den geweihten Räumen stiller Klöster die Wissenschaften pflegten. So große Verehrung ihnen ihre Mitwelt zollte, so verstand sie dieselben doch gerade in ihren reinsten Bemühungen am wenigsten. Das beweist auch das Schicksal Albert's des Großen, des vielberühmten Meisters von Köln. Es trifft sich wunderbar, daß in demselben Jahre, da sechs Jahrhunderte seit dem Tode dieses Mannes verflossen sind, auch der Kölner Dom vollendet ist, dessen Anfänge mit seinem Namen verknüpft sind. Macht ihn doch die

Digitized by Google

Sage sogar zum Urheber des Planes, den er freilich nicht selber erfunden haben soll, sondern den ihm zuerst in einer Vision die vier gekrönten Märtyrer, die Schutzpatrone der Baukunst, zeigten. Der Baukunst hat sich indessen Albert nie beflissen; da er sich aber zur Zeit, als man den Dom zu bauen begann, in Köln aufhielt und hier im höchsten Ansehen stand, so hat er sicherlich auch an der ersten Förderung jenes großen Werkes thätigen Antheil gehabt. So mag es denn nicht unangemessen sein, gelegentlich seines sechshundertjährigen Todestages auch mit kurzen Worten seines Lebens und seiner Stellung in der Wissenschaft zu gedenken.

Albert, 1193 zu Lauingen im jetzigen bayerischen Schwaben geboren, stammte aus adligem Geschlechte und führte den Namen eines Grafen von Bollstadt. Wegen seines schwächlichen Körpers wurde er schon früh für den geistlichen Stand bestimmt, studirte in Padua und trat im Alter von dreißig Jahren in den erst kurz zuvor gestifteten Orden der Dominikaner ein. Abgesehen von einer kurzen zweijährigen Unterbrechung, während er auf dringenden Wunsch des Papstes als Bischof die Diöcese Regensburg leitete, theilte er seine Zeit zwischen dem Dienste der Wissenschaft und dem Dienste seines Ordens, auf welchen vom Ruhme seines gelehrten Mitgliedes kein geringer Glanz zurückstrahlte. Denn bald genug strömten von allen Seiten Schüler herbei, um Albert's Vorträgen zu lauschen und seinen Namen in die Welt zu verbreiten. Einige Jahre hindurch hatte er seinen Lehrstuhl am Mittelpunkte der damaligen Wissenschaft, an der Pariser Universität, aufgeschlagen. Hier sollen sich die Zuhörer so zahlreich um ihn gedrängt haben, daß kein Saal genügte, dieselben aufzunehmen, und Albert seine Vorträge unter freiem Himmel halten mußte. Noch lange nachher führte der Platz, wo er dies that, von ihm seinen Namen. Welchen Einfluß Albert auf die geistige Entwicklung des Mittelalters hatte, beweist aber nicht nur die Zahl, sondern auch die Bedeutung seiner Schüler. Beruht es auch nur auf Vermuthung, daß in Paris zu seinen Füßen gleichfalls jener seltsame englische Mönch, Roger Bacon, gesessen habe, so genügt doch der Name seines Lieblingsschülers, des heiligen Thomas von Aquino, um die Bedeutsamkeit seiner Einwirkung zu kennzeichnen. Den größten Theil seines

Digitized by Google

Lebens brachte Albert in Köln zu, woselbst er auch am 25. November n. St. (15. November a. St.) 1280 starb.

Wie hoch der große Denker über seinen Zeitgenossen stand, geht am deutlichsten daraus hervor, daß sie von seiner Gelehrsamkeit wie vor etwas Uebernatürlichem staunten und die wundersamsten Geschichten von ihm erzählten, die nachher in den Mund der Sage übergingen. Sein Wissen soll er nur durch die Gnade der Jungfrau Maria erhalten haben, die ihm einst zu Padua im Traume erschien und ihm ankündigte, zum Zeichen, daß dasselbe nicht sein Eigenthum gewesen sei, werde er im späten Alter wieder unwissend wie ein Kind werden. Dies trat denn auch zwei Jahre vor Albert's Tode ein: eine schöne Legende, welche besagt, daß der Geist des Menschen nur gleichsam das Gefäß ist, in welchem eine höhere Weisheit auf Erden wirkt. Daß Albert im höchsten Alter kindisch ward, mag übrigens der Wahrheit entsprechen, ist es doch dem großen Immanuel Kant ebenso gegangen. Aber nicht das ganze Wissen Albert's mochte man dem Himmel zuschreiben, nicht nur als ein Begnadeter Mariens, sondern auch als ein großer Schwarzkünstler und Zauberer, ein Vorgänger des Dr. Faust, ging er auf die Nachwelt über, weil er neben Theologie und Philosophie auch die Naturwissenschaften gepflegt hatte. Waren die Alten in ihren experimentellen Kenntnissen sehr zurückgeblieben, so galt dem Mittelalter erst recht jede Erscheinung, die der Natur durch Experimente abgezwungen ward, für ein Wunder. Da nun aber die Natur in ihrem gewöhnlichen Verlaufe unter der Ordnung Gottes stand, so lag der Schluß nahe, bei allen Abweichungen von diesem das Walten des Teufels zu erkennen. Naturwissenschaftliches Experimentiren war deßhalb stets übler Nachrede ausgesetzt. Albert scheint schon bei Lebzeiten, namentlich während er den Bischofsitz von Regensburg innehatte, unter derselben gelitten zu haben. Was man später von ihm zu berichten wußte, ist bekannt. Er soll z. B. eine bewegliche und sprechende automatische Figur hergestellt haben, die einst Thomas von Aquino in unbedachtem heiligen Eifer zertrümmerte. Zu Köln führte er ferner einst mitten im Winter den deutschen König Wilhelm von Holland in den beschneiten Klostergarten hinaus; hier aber fand man grünende Bäume, theils blühend,

Digitized by Google

theils mit Früchten behängt, und in den Zweigen wiegten sich singende Vögelein.

Albert war indessen als Naturforscher keineswegs ein Phantast oder Charlatan. Blieb er auch der Sohn seiner Zeit, so war er ihr doch in vielen Beziehungen voraus. Für seine Nüchternheit spricht es, daß er die überschwänglichen Versprechungen der Alchymisten mit großem Zweifel betrachtete. Seine naturwissenschaftlichen Verdienste sind auch in unserem Jahrhunderte noch, selbst von einem Manne wie Alexander von Humboldt, aufs wärmste anerkannt. Ueberall in seinen Forschungen, die das gesammte Gebiet der Naturwissenschaften umfassen, beweist er einen genialen Blick, übertrifft an Kenntnissen theilweise sogar die Alten und documentirt die Schärfe seines Verstandes durch die ersten, wenn auch noch ungeschickten Versuche einer Systematisirung, so daß er das würdige mittelalterliche Gegenbild des von ihm und seinen Zeitgenossen am höchsten gestellten antiken Gelehrten ist und mit vollem Rechte den ihm oft gespendeten Ehrentitel eines „Aristoteles des Mittelalters" verdient. Er selbst wollte freilich nur ein Schüler des Aristoteles sein, und seine philosophischen und naturwissenschaftlichen Arbeiten treten sammt und sonders in der Form von Commentaren zu den Werken des griechischen Weltweisen auf, die er zum ersten Male wieder in möglichster Vollständigkeit vereinigt und dem Studium zugänglich gemacht hat, selbstverständlich nicht im Urtexte, sondern nur in lateinischen Uebersetzungen, zum Theil alten directen Uebertragungen, zum Theil aber auch erst kürzlich nach arabischen Uebersetzungen veranstaltet. Wie tief damals das Alterthum unter dem Schutt der Zeiten begraben lag, zeigen die mannigfachen Irrthümer, die er trotzdem begeht; so identificirt er Zeno den Eleaten mit Zeno dem Stoiker, ja nennt sogar Plato einen Stoiker. Was Albert's Philosophie anbelangt, so muß dieselbe als wesentlich rationalistisch bezeichnet werden. Nicht daß Albert mit seiner Vernunft die Lehren des Glaubens kritisirte; aber, indem er dieselben als unfaßbar für die Vernunft erklärt, schiebt er sie im Grunde für das vernünftige Denken zur Seite. Zu den Glaubenssätzen, die der Mensch sich nur durch göttliche Gnade aneignen kann, gehört ihm nicht nur das Dogma von der Dreieinigkeit, sondern auch von der Schöpfung aus Nichts. Auch die Seele des Menschen

Digitized by Google

ist aus Nichts geschaffen und müßte zugrunde gehen, wenn sie nicht vom ewigen Wesen Gottes getragen würde. Trotzdem hat der Mensch einen freien Willen, der auf die Satzungen der Vernunft als auf sein Gewissen hören soll. Der Hauptstreit der mittelalterlichen Philosophen drehte sich bekanntlich um die Bedeutung und das Wesen der allgemeinen Begriffe. Die Einen behaupteten, dieselben hätten nur eine subjective Geltung für den Menschen und seien bloße Worte: dies waren die Nominalisten. Die Realisten dagegen schrieben ihnen eine eigene, ja von den Einzeldingen selbst gesonderte Existenz im Sinne Plato's zu. Albert sucht beide Meinungen mit einander zu vermitteln. Das Allgemeine existirt nicht nur in den menschlichen Wortbegriffen (post rem), sondern auch in den Dingen selbst (in re) und vor diesen in den Gedanken Gottes und im Schöpfungsplan (ante rem). So fremd uns dieser Streit anmuthet, so steht er uns doch näher, als es auf den ersten Augenblick scheint. Auch heute ist die Frage noch nicht entschieden, ob es außerhalb des Menschen Köpfe wirkende Ideen gibt. Der absolute Individualismus, wie ihn z. B. ein Julius Bahnsen predigt, ist ein erneuerter Nominalismus. Der consequente Darwinismus, welcher zwar genealogisch constituirte Gattungen, aber keine Gedankenentwicklung innerhalb der Schöpfung anerkennt, gibt zwar die „Universalia in re“ nach der Bezeichnung Albert's zu, leugnet dagegen die „Universalia ante rem“.

Es bleibt uns noch übrig, mit einigen Worten Albert's Charakter zu schildern. Derselbe dürfte in erster Linie das Lob des Maßvollen verdienen. Die Stellung der deutschen Geistlichen war in dem damaligen erbitterten Kampfe ebensowenig beneidenswerth, wie heutzutage. Müssen wir auch annehmen, daß Albert mit seinen Gesinnungen auf Seite der Kirche stand, so hielt ihn doch seine stille Gelehrtennatur von einer thätigen Theilnahme am Kampfe zurück. Die Doppelstellung zwischen Staat und Kirche war es vermuthlich auch, welche ihm die Regensburger Würde zuwider machte und ihn nicht eher ruhen ließ, bis er den Papst bestimmt hatte, ihn derselben zu entheben. Nach der andern Seite hin trat er mehrfach als Mittler zwischen Kirche und Volk auf, so in Würzburg und Köln bei Zwistigkeiten zwischen den Bischöfen und der Bürgerschaft ihrer Städte. Von seinen persönlichen Beziehungen ist uns nur die eine zu seinem

Digitized by Google

großen Schüler Thomas von Aquino näher bekannt, die sich hüben und drüben durch innigste Herzlichkeit auszeichnete. Als Thomas, noch im besten Alter stehend, fern von seinem alten Lehrer in Italien starb, soll Albert im selbigen Augenblicke durch eine Ahnung des traurigen Ereignisses gewiß geworden und zum Erstaunen der um ihn versammelten Zuhörer plötzlich in Thränen ausgebrochen sein.

Wenn man Albert jetzt in seiner Vaterstadt Lauingen ein Denkmal setzen will, so hat er diese nachträgliche Ehrenbezeugung vollauf verdient.

Hans Herrig.

Die höheren Militär-Bildungsanstalten Oesterreichs.

Je großartiger und mannigfacher die Fortschritte auf dem Gebiete der technischen und der Naturwissenschaften sich gestalten, desto schwieriger und complicirter wird die Kunst der Kriegführung, desto stärker macht sich bezüglich des Heerwesens das Bedürfniß fühlbar, den militärischen Fachwissenschaften die sorgfältigste Pflege angedeihen zu lassen.

In Oesterreich hat man diese Wahrheit, wenn auch gerade nicht rechtzeitig, so doch seit einiger Zeit in ernstester Weise erkannt und das gesammte Militär-Bildungswesen erscheint, dieser Erkenntniß entsprechend, gegenwärtig auf eine Stufe gehoben, die volle Anerkennung verdient. Die Resultate unseres neuen Militär-Erziehungssystems treten auch bereits vortheilhaft zu Tage, namentlich wo es sich um die Beschaffung militärisch gut unterrichteter Subaltern-Officiere, sowie tüchtiger Compagnie-, Escadrons- und Batterie-Chefs und geschickter Divisions- und Bataillons-Commandanten handelt.

Was speciell unsere höheren Militärschulen betrifft, so können dieselben heute, dank einer weisen und umsichtigen Fürsorge, als mustergiltig betrachtet werden, und es entfällt sohin jeder Grund, deren Organisation oder Leitung zu kritisiren. Dennoch aber geben sie nach einer Richtung hin Anlaß zu Bemerkungen.

Bekanntlich gibt es in Oesterreich:

1. eine technische Militär-Akademie, in der entsprechend vorbereitete junge Leute für die Artillerie- und Genie-Waffe herangebildet werden;

Digitized by Google

2. die sogenannte Neustädter Akademie, welche die Ausbildung ihrer Fequentanten für die Infanterie und Cavallerie zum Zwecke hat, und

3. die Kriegsschule, die wissenschaftlich gebildete Officiere für den Generalstab heranzieht.

Während nun die Ausgemusterten der technischen Akademie als Officiere bei der Artillerie- oder Genie-Waffe eintreten, dort auch zumeist ihre eigentliche Verwendung und Bestimmung finden und ebendaselbst ihre Carrière verfolgen, verhält es sich ganz anders mit den Ausgetretenen der Neustädter Akademie. Sie werden zwar ebenfalls nach ihrer Ausmusterung in der Infanterie oder Cavallerie eingetheilt, verbleiben aber, obschon ihre Zahl im Verhältniß zur numerischen Größe der Infanterie- und Cavallerie-Waffe eine äußerst geringe ist, in der Regel nicht in diesen Waffen, sondern verfolgen ihre Carrière außerhalb derselben, indem sie das hauptsächlichste und stärkste Contingent für die Kriegsschule und mit ihr für den Generalstab und die höhere Adjutantur abgeben.

Die Infanterie und Cavallerie, für welche diese jungen Officiere in der Neustädter Akademie speciell ausgebildet worden sind, hat also wenig, ja fast gar nichts von ihnen und darin liegt eben — im Gegensatz zu den Ausgemusterten aus der technischen Akademie — das Unlogische dieser Einrichtung.

Es ist allerdings richtig, daß der Eintritt in die Kriegsschule nicht gerade an die Absolvirung der Wiener-Neustädter Akademie gebunden ist, und daß andererseits alles das, was außerhalb der höheren Militär-Bildungsinstitute sich abwickelt, nicht als Mängel der letzteren selbst aufgefaßt werden darf; aber diese Consequenzen der oben erwähnten, zu Recht bestehenden Ordnung sind nichtsdestoweniger vorhanden, wenngleich sie sicher nicht in der Absicht des Gesetzgebers gelegen waren.

Ist es für die Officiers-Cadres der Artillerie und Genie nothwendig, alljährlich durch einen Percentsatz akademisch gebildeter junger Officiere ergänzt zu werden — und über diese Nothwendigkeit besteht nirgends ein Zweifel — so ist das Nämliche auch bei der Infanterie und Cavallerie der Fall. Auch diese Waffen, ganz besonders die zu hoher Wichtigkeit gelangte Infanterie, können, wenn sie ihrer umfassenden Aufgabe gerecht werden wollen, einen akademisch-gebildeten

Digitized by Google

Officiers-Nachwuchs nicht entbehren. Wird ihr dieser volle Percentsatz höher gebildeter Officiere dauernd entzogen, so mag diese Unterlassungssünde sich in Tagen der Bedrängniß vielleicht schwer an der Armee rächen. In diesem Punkte bleibt somit noch etwas zu vervollständigen.

Die Wiener-Neustädter Akademie sollte künftighin nur als oberste Militärschule für Infanterie, und zwar mit einem merklich höheren als dem gegenwärtigen Frequentantenstande bestehen bleiben; für die Cavallerie wäre dagegen eine specielle und gesonderte Militär-Akademie zu errichten.

Wenn dann die Kriegsschule aus diesen vermehrten Akademien so viel Kriegsschüler alljährlich absorbiren würde, als der Generalstab zu seiner Ergänzung braucht, und wenn auch dann noch die Neustädter Akademie das größte Contingent hiezu liefern sollte, so bliebe der Infanterie-Waffe immer noch eine genügende Anzahl von Akademikern zur Verfügung, um in diesem Punkte den anderen Waffengattungen nicht nachzustehen. Dasselbe würde bei der Cavallerie der Fall sein.

Für die Realisirung dieses Projectes dürften sich allerdings finanzielle Schwierigkeiten ergeben; als unüberwindliche Hindernisse können solche aber nicht angesehen werden.

Selbst im Rahmen des gegenwärtigen Kriegsbudgets erschiene eine derartige Vervollständigung unserer höheren Militär-Bildungsanstalten durchführbar, wenn man zu gewissen Verzichtleistungen und Vereinfachungen nach anderer Seite hin sich entschließen wollte.

Ungarns Poesie im 19. Jahrhundert.

X.

Unter den älteren ungarischen Dichtern verdient Coloman Lisznyai hervorgehoben zu werden.

Lisznyai hat ein bewegtes Leben geführt, und war hinreichend in große Ereignisse verwickelt, um die Wirksamkeit eines männlichen Wortes würdigen zu können. In einem Alter von 25 Jahren gehörte er 1848

Digitized by Google

zu den zehn Abgeordneten, welche die Stadt Pest auf den Siebenbürgischen Landtag schickte, um daselbst die Vereinigung der beiden Länder anzustreben. Einige Monate später trat er zu der nämlichen Zeit, wie sein Freund Petöfi, als gemeiner Husar ein. Er focht unter Bem und Görgey, wohnte den Schlachten von Kapolna und Keßthely bei und wurde von der Regierung zum „Geschichtschreiber der nationalen Armee" ernannt. Hätten diese Erinnerungen Lisznyai nicht zu erhabeneren Weisen begeistern müssen? Er hat Frühlingslieder, einfache Stücke in dem Dialecte von Palacz,*) mannigfache Schilderungen aus dem Dorf- und Landleben geschrieben. Kräftiges Gefühl und gehobene Ueberzeugung fehlen seinen Versen. Nichts erinnert an die Zeit, in welcher sie entstanden, man ist versucht, anzunehmen, daß der Rasen der Steppe unter einem ewigen Frühling sprießt und daß die Dichter nichts weiter zu thun haben, als Wiegenlieder für glückliche Stämme zu singen. So hatte der arme Garay seine Aufgabe nicht aufgefaßt

Die Verseschmiede, die Besinger des Frühlings und des Mondes, welche Petöfi so trefflich verspottete, zählten vor 20 Jahren nach Hunderten. Kertbeny hat damals ein „Album hundert ungarischer Dichter" veröffentlicht und es gibt noch mehr als hundert und zwanzig, welche in dieser Anthologie nicht Platz finden konnten. Es befinden sich darunter Männer von jedem Rang, aus allen Classen: sechzehn katholische Priester, vier protestantische Pfarrer, sieben Staatsmänner, zehn Magnaten, elf Officiere, sieben Advocaten, drei Aerzte, fünfzehn Verwaltungsbeamte, zwei Bibliothekare, neunundzwanzig Professoren, einundzwanzig Journalisten. Kertbeny führt dieses Verzeichniß mit einem gewissen Stolz vor, wir waren jedoch weit entfernt, seinen Enthusiasmus zu theilen, diese Allerweltsfruchtbarkeit schien uns vielmehr ein beunruhigendes Symptom. Als im 16. Jahrhundert in Frankreich das poetische Siebengestirn glänzte (der Vergleich dürfte nicht am unrechten Orte sein, da der französische Ronsard ungarischen Ursprungs war), sah man um dasselbe eine Schaar Nachahmer aufschießen und der gute Etienne Pasquier, der sonst doch so wenig streng in Sachen der Poesie war, schrieb die folgenden merkwürdigen Worte:

*) Idiom der ungarischen Bevölkerung des Neograder Comitats.

Digitized by Google

„Man sah wirklich niemals einen solchen Ueberfluß von Dichtern. Ich fürchte, daß das Volk auf die Länge ihrer überdrüssig wird. Aber es ist ein Fehler von uns, daß, sobald wir sehen, daß Einer in Etwas Glück hat, Jeder daran theilnehmen will. Zur Zeit des Königs Karl VII. lebte in Frankreich ein Mädchen, die Jungfrau von Orleans, welches, von göttlicher Eingebung geleitet, sich als Abgesandtes Gottes zum König begab, um seine Herrschaft wieder herzustellen, was ihm so vollständig gelang, daß seit seiner Ankunft Alles in Frankreich aufs beste ging, bis endlich die Engländer vollständig vernichtet waren. Zur nämlichen Zeit tauchten zwei oder drei Betrügerinnen auf, die in Paris ausstreuen ließen, sie wären zu der nämlichen That wie die Jungfrau vom Himmel berufen. Bald jedoch wurde ihr Betrug bekannt und ihr Feuer ging unvermuthet in Rauch auf.... Ebenso ist es mit der französischen Poesie gegangen, in welcher Jeder .... im Stillen sich weißgemacht hat, daß er selbst zu den Besten gehöre." *) Als Etienne Pasquier diesen Brief an Ronsard schrieb, sandte er ihn an einige Dutzend Reimschmiede; wir möchten ihn an zwei Hundert und zwanzig magyarische Dichter adressiren und sie demüthigst bitten, doch gefälligst ein gewisses Gedicht von Petöfi zu lesen, welches die Ueberschrift trägt: „Elegie an den Mond".

Die Anthologie von Kertbeny enthielt jedoch ganz gute Ideen. Carl Saß, Michael Tompa, Carl Berecz, Paul Gjulay und viele Andere haben die nationalen Empfindungen mehr als einmal in kräftiger Weise zum Ausdruck gebracht. Wir führen vorzugsweise ein Gedicht von Carl Saß an: „Ungarische Musik". Wenn der Schriftsteller schweigen muß oder seine Gedanken nur halb andeuten darf, dann enthüllt eine freiere Kunst mit ihrer göttlichen Sprache, die Musik, Alles, was die Gemüther bewegt. Wie viele Thränen, wie viele Seufzer erklingen aus der Geige des vorüberziehenden Böhmen. Er spielt einen alten Kriegsmarsch, sofort sind alle Herzen erschüttert, alle Augen thränenfeucht:

„Hört ihr, wie die Geige klingt, wie sie weint, wie sie seufzt?

*) Lettres d'Etienne Pasquier, livre 1, Brief 8.

Digitized by Google

Kann denn in diesen vier schwachen Saiten eine so tief betrübte Seele wohnen?

Man möchte glauben, daß neben einem düsteren Grabstein Waisen um ihre Mutter weinen; man glaubt die Melodien zu hören, welche die Nachtigall Nachts unter dem Laubdach aushaucht.

Hörst du die Töne der Geige? Hörst du ihr Seufzen? Jetzt ringen sich die Töne auf und erklingen mächtig. Das ist der Rákóczy-Marsch, hörst du ihn erschallen.

In der Schlacht, wo die Kugeln pfeifen? Hörst du wie Säbel an Säbel klirrt? Siehst du die tapfern Magyaren, wie sie muthig für ihre Freiheit streiten?

Ist denn Blut in diesen Tönen, daß unser Herz so erglüht? Legt sich darum die Stirn so plötzlich in Falten, weil sie uns so schmerzvoll berühren?

Entreißt der Schmerz oder der Zorn unseren Augen Thränen? Brechen nicht unter Feuer dieser hinreißenden Melodien unsere alten Wunden wieder auf?

So oft diese Weise ertönt, durchfliegt eine plötzliche Gluth die Reihen der Menge. Bis ins Innerste erschüttert, von Enthusiasmus und Begeisterung hingerissen, fühlen wir uns vom Herzensgrund gerührt und mit unwiderstehlicher Kraft belebt.

Horcht wie jetzt die Geige mit den Kindern des Volkes spricht; in diesen weichen, klagenden Klängen überströmen die Freude und die Trauer.

Man glaubt den Gesang des Hirten zu hören, wenn er die Füllen hütet oder vielmehr, wenn er im phantastischen Tanze sein jugendliches braunes Mädchen umschlingt.

Dann plötzlich klingen aus dem Instrument die Leiden dreier Jahrhunderte; die Saiten ächzen und stöhnen... Noch etwas mehr und sie reißen.

Hört ihr, wie die Geige klingt, wie die Saiten seufzen und zittern? ... Kann denn in diesen vier schwachen Saiten eine so tief betrübte Seele wohnen?

Dieser Rákóczy-Marsch, die Lieblingsmelodie der Ungarn, ist eine Art ungarischer Marseillaise; er gedenkt all' der heroischen Kämpfe, welche die siebenbürgischen Fürsten zwei Jahrhunderte lang führten.

Digitized by Google

Der Sage nach wurde er im 17. Jahrhundert von einem Böhmen componirt. Franz II. von Rákóczy, der Sohn von Helene Zrinyi, war für diese zu gleicher Zeit weichen und kraftvollen, klagenden und furchtbaren Töne, die allen Empfindungen seines Herzens entsprachen, leidenschaftlich eingenommen. Jedesmal, wenn er die Vorbereitungen zu einer Schlacht traf, ließ er den Marsch des Böhmen spielen. Schlacht! sprach die Musik und man hörte die Pferde wiehern, die Husaren ansprengen, das Klirren des Säbels am Säbel. In solchen Augenblicken gab Franz II. von Rákóczy das Zeichen zum Angriff.

„Dieser Fürst," sagt ein vorwiegend österreichisch gesinnter Geschichtsschreiber des 18. Jahrhunderts, „ist beinahe der einzige Parteiführer, der das allgemeine Wohl nicht zum Vorwand für die Beförderung seiner eigenen Interessen genommen hat .... In der Schule des Unglücks erzogen, war er der Freund seiner Mitmenschen, der Gefährte seiner Soldaten. Sein Muth war bewährt im Unglück, seine Anspruchslosigkeit im Glück. Er hatte Kronen ausgeschlagen, um ungehindert zu sein, das Vaterland zu rächen, er war lieber Bürger in Preßburg, als König in Warschau. Er besaß ein großes Talent für die Unterhandlung, ein noch größeres für den Krieg. Er war der ungarische Gustav; bedrängt, verbannt, tapfer und unternehmend wie der schwedische Held, war er nicht so glücklich, wie dieser ...

Ein anderer Schriftsteller, der unter der Schaar von Dichtern, welche wir eben besprechen, hervorgehoben zu werden verdient, Carl Berecz, hat im Jahre 1851 ebenfalls ein Gedicht über den Rákóczy-Marsch geschrieben, aus dem wir den außerordentlichen Eindruck dieser magischen Hymne kennen lernen: „Spiele nicht, o Böhme, spiele unter uns nicht den Rákóczy-Marsch! Mein Herz bricht, mein Herz zerreißt, wenn ich den Marsch erklingen höre. O, zertrümmere lieber deine stöhnende Geige und verscharre sie in der Pußta. Warum willst du sie noch aufheben? Sie kann unser Herz nur noch trostlos machen". Das Gefühl ist schön, die Verse sind richtig empfunden und doch darf man zu den heutigen Ungarn nicht auf diese Weise sprechen. Wir würden vielmehr zu den Dichtern, welche dieses Namens würdig sind, sagen: Singt vollständige Nationalmelodien, singt in klagenden und glänzenden Accorden! Bildet die

Digitized by Google

Ueberlieferungen Vörösmarty's und Petöfis weiter fort, unterhaltet in den Herzen sowohl die heilsame Wehmuth wie die unbeugsame Hoffnung. Verhindert das Vergessen und die Entsagung! Weil Joh. Garay dieses Ziel verfolgt hat, deßhalb behauptet er unserer Meinung nach den ersten Platz unter den Schriftstellern, welche den beiden Meistern der ungarischen Poesie gefolgt sind.

Das Bollée'sche Dampf-Fortbewegungs-System.

Einer Notiz in der „Zeitung des Vereines deutscher Eisenbahn-Verwaltungen" verdanken wir die Kenntniß einer Broschüre aus dem Jahre 1833, die den Professor Dr. Lips der Universität Marburg zum Verfasser hat und den etwas langathmigen Titel führt: „Die Unanwendbarkeit der englischen Eisenbahnen auf Deutschland und deren Ersatz durch Dampffuhrwerk auf verbesserten Chausseen am Anfang einer neuen Aera, welcher das Transportwesen und der Straßenbau und mit diesen zugleich der Handel in Deutschland nothwendig entgegengeht."

Das kleine s. Z. gewiß höchst ernsthaft gemeinte und von einem größeren Leserkreise gläubig aufgenommene Werkchen würde heut wohl kaum seiner wohlverdienten Ruhe in dem Bücherschrank der Sammler literarischer Curiositäten entrissen worden sein, wenn nicht in allerneuester Zeit die Erfindung eines französischen Technikers, Amadeus Bollée, den Gedanken, unsere Eisenbahnen durch ein „neues Dampf-Fortbewegungssystem", wie sich die Vertreter des Erfinders ausdrücken, wenn auch nicht zu ersetzen, so doch zu ergänzen, wieder angeregt hätte. Der Bollée'sche Dampfwagen, dessen etwas sehr ostentatiös in Scene gesetzten Probefahrten die Berliner Journale seit etwa zwei Monaten beschäftigen, ist in der That im wesentlichen nichts Anderes als eine den Fortschritten der modernen Technik entsprechende Wiederbelebung der bis auf zwanzig Jahre vor Georg Stephenson's epochemachende Erfindung zurückzudatirenden Versuche von Vivian und Trevethyk, die nebst zahlreichen Nachfolgern ihr ganzes Können und Wissen auf die Construction von Dampfwagen für gewöhnliche Straßen

Digitized by Google

verwandten, während das Morgenroth einer neuen Aera, des Zeitalters der Spurbahnen, schon am Horizonte hervorleuchtete. Nur die Spurbahn, aber in Verbindung mit dem Dampfbetrieb und nicht der letztere allein, vermochte den Verkehrsinstituten der Neuzeit, den Eisenbahnen, den Charakter der massenhaften und relativ schnellen Beförderung zu ertheilen, der auch die Grundbedingung jeder neuen Erfindung bleiben muß, die sich die Aufgabe stellt, unser Bahnsystem in seiner heutigen Entwicklung zu ergänzen!

Es ist zuzugeben, daß eine derartige Ergänzung im volkswirthschaftlichen Interesse nicht nur wünschenswerth, sondern geradezu geboten ist, es ist aber sehr zu bezweifeln, daß der Bollée'sche Dampfwagen geeignet ist, die Aufsammlung der Gütermassen bei den Producenten und die Zuführung derselben bis zu den Vollbahnen, also gewissermaßen den Detailverkehr, in geeigneter Weise zu bewältigen. Ein Verkehrsmittel, welches von Vornherein auf die Vortheile der glatten Spur Verzicht leistet und somit selbst auf guter Chaussee für die gleiche Last mindestens die vierfache Kraft aufwenden muß wie ein Spurwagen, kann selbst mit der Bahn untergeordnetster Bedeutung unter keinen Umständen in ernsthafte Concurrenz treten. Und darin scheint uns der Hauptirrthum der Vertreter des Bollée'schen Systems zu liegen, daß sie die Bedeutung desselben als Ersatz für unsere Secundärbahnen überschätzen, eine Bedeutung, die umso fragwürdiger erscheinen muß, als selbst in der von der Wöhlert'schen Fabrik, welche die Erfindung für Deutschland vertreibt, verbreiteten Broschüre zugegeben werden muß, daß die Anwendung des Dampfwagens für den regelmäßigen Verkehr eine durchgreifende Verbesserung unseres Straßenbaues nothwendig machen, ja meist eine Herabminderung der Steigungsverhältnisse unserer Wege bedingen würde. Wenn in derselben Broschüre behauptet wird, diese Adaptirung der Straßen für den Dampfwagenbetrieb werde ebenso, wie ihre Unterhaltung, billiger zu stehen kommen als eine Spurbahnanlage, so ist dies doch nur in sehr beschränktem Maße richtig. Einmal nämlich erfordert der erstere die Unterhaltung des Straßenplanums in seiner ganzen Breite, die Bahnanlage hingegen nur für die Spur selbst, sodann aber, und das scheint die Hauptsache, ist eine Spurbahn, sobald man sie in wirklich sachgemäßer Weise für beschränkte

Digitized by Google

Zwecke individualisirt, durchaus nicht der theuere Verkehrsweg, als welchen man ihn gewöhnlich zu betrachten geneigt ist. Gerade für landwirthschaftliche und forstliche Zwecke, denen der Bollée'sche Dampfwagen in erster Linie dienen soll, ist in dem letzten Jahrzehnt eine ganze Reihe höchst einfacher Systeme erfunden und auch bereits practisch verwerthet worden, die bei minimalen Herstellungskosten unter allen Umständen größere Leistungsfähigkeit und Sicherheit des Betriebes garantiren als jener. Es ist nur zu bedauern, daß dieselben in nicht noch weit höherem Maße als bisher zur Anwendung kommen, wir wollen aber, da eine eingehende Erörterung den Rahmen dieser Skizze überschreiten würde, nicht unterlassen, die zahlreichen Interessenten, welche gewiß auch im Leserkreis dieser Zeitung vertreten sind, auf die durchaus allgemein verständliche Abhandlung hinzuweisen, welche der Ober-Ingenieur Herr Heusinger von Waldegg unter dem Collectivnamen Tertiärbahnen über derartige Systeme in dem fünften Bande seines trefflichen Handbuches der Eisenbahntechnik gibt.

Wir haben den Werth resp. Unwerth des Bollée'schen Dampfwagens zum Transport schwerer Lasten und Güter als sogenannten Ersatz für die Spurbahn zuerst besprochen, weil die Erfindung nach Ansicht ihrer Vertreter nach dieser Richtung hin gravitiren soll und weil wir — und mit uns wohl weitaus die Mehrzahl aller Techniker — das Aufgeben der Spur für einen großen Fehler ansehen müssen, der zu bitteren Enttäuschungen führen würde und sich nur als ein Rückschritt auf dem mit so mächtigen Erfolg betretenen Wege der Verkehrserleichterungen bezeichnen läßt. Es ist wohl aber erst recht kaum ein Zweifel darüber, daß der Dampfwagen in der Gestalt, in welcher er sich zuerst in Berlin dem Publicum präsentirte: als Dampfdroschke, gar keine Zukunft hat! Ein Gefährt, welches außer einem Heizer noch eines erfahrenen und geübten Maschinisten bedarf und bei einem Anschaffungspreis von ca. 10.000 Mark (der Preis ist nach der bereits mehrfach erwähnten Broschüre noch nicht genau festgestellt) eine kostspielige und auch während der Pausen zwischen den einzelnen Fahrten zu unterhaltende Feuerung bedingt und dabei nur acht Personen befördert, kann unmöglich mit der thierischen Zugkraft concurriren. Die „Zeitung des Vereins deutscher Eisenbahn-

Digitized by Google

Verwaltungen" bemerkt ferner mit Recht: „Bei dem in Berlin cursirenden Dampfwagen ist der Lenker einer der Miterfinder, ein erfahrener, gereifter, ungewöhnlich geschickter Mann; dieser ist mit den Eigenthümlichkeiten der Maschinerie genau vertraut und erzielt deßhalb die in der That staunenswerthen Resultate in Bezug auf Lenkbarkeit und Schnelligkeit des Wagens, welche als gute Empfehlung der Maschinerie willkommen sein mögen, aber bei anderen Führern vergeblich erstrebt werden würden!"

Trotz aller dieser Bedenken ist der Bollée'schen Erfindung dennoch eine gewisse Bedeutung nicht abzusprechen und es liegt uns durchaus fern, ihre Anwendbarkeit für gewisse Verhältnisse gänzlich in Abrede stellen zu wollen. Unter Umständen wird z. B. eine Verbindung zwischen zwei Orten mit regelmäßigem Personen-Verkehr in durchaus zweckentsprechender Weise durch einen nach dem Bollée'schen System gebauten Omnibus vermittelt werden können. Nur muß unseres Erachtens die geeignete Straße bereits fertig sein und nicht erst gebaut zu werden brauchen. Der Dampflastwagen ist ferner sicher in hohem Grade für militärische Zwecke geeignet; in jedem Feldzug kommen Situationen, wie z. B. häufig bei Belagerungen vor, in denen die Unmöglichkeit, thierische Transportmittel in genügender Zahl zur Stelle zu schaffen, auf den schnellen Fortgang der Operationen hemmend einwirkt, wo für den Bau einer Spurbahn keine Zeit oder kein Material vorhanden ist, oder Terrainhindernisse denselben erschweren — hier ist überall der Dampfwagen am Platze und mehrere Armeen haben ihn bereis definitiv in ihre Kriegsausrüstung aufgenommen. Auch die deutsche Heeresverwaltung hatte bereits seit Jahren Versuche mit verschiedenen ähnlichen Motoren angestellt und auch einen Dampfwagen, irren wir nicht, der Fowler'schen Construction, erworben; neuerdings werden aber eingehende Erprobungen der Leistungsfähigkeit des Bollée'schen Systems vorgenommen, und erst vor wenigen Tagen haben hervorragende militärische Autoritäten, Graf Moltke an der Spitze, einem Versuch mit dem erwähnten Dampflastwagen beigewohnt, bei welchem derselbe fünf Geschütze schwersten Kalibers anstandslos selbst in scharfen Biegungen und ohne Schädigung der Straße transportirte.

Das läßt sich überhaupt nicht verkennen, daß das Bollée'sche

Digitized by Google

System unstreitig die entwickeltste aller der heutigen Constructionen ist, welche auf die Verbindung von Dampfkraft und Spurbahn Verzicht leisten und sich mit der Adhäsion der gewöhnlichen Straße begnügen wollen: die Vereinigung des Vorderwagens mit dem Hintergestell durch zwei Zapfen anstatt des Protzbolzens ist originell und gibt der Construction eine ungemeine Lenkbarkeit; die Transmissionen, mittelst sehr zweckmäßig hergestellter Ketten, sind einfach und versprechen bei solider Bauart und der Verwendung von ausgezeichnetem Material genügende Dauerhaftigkeit, und die Regelmäßigkeit und Leichtigkeit des Ganges der ganzen Maschinerie mußte bisher als durchaus befriedigend angesehen werden. Alle Vorzüge des Systems können zwar nicht hinreichen, um dasselbe in der von der Wöhlert'schen Fabrik erwarteten Weise, sei es als Ersatz der Bahnen untergeordneter Bedeutung, sei es als Ergänzung städtischer Gefährte, einzubürgern — wohl aber lassen sie die Bollée'schen Vehikel geeignet erscheinen, unter gegebenen Verhältnissen beschränktere Aufgaben zu lösen, nicht als allgemeine Giltigkeit beanspruchendes „neues Dampf-Forbewegungs-System", sondern als ein immerhin schätzenswerthes Glied in der großen Reihe der Hilfsmittel, die nur in der Gesammtheit und in zweckentsprechendem Zusammenwirken die vielfachen und mächtigen Aufgaben unseres Verkehrslebens bewältigen können. Hans v. Spielberg.

Schutz gegen Torpedos.

Durch die Erfindung der Torpedos, besonders der automobilen Luppis-Whitehead'schen Fischtorpedos sind alle bisherigen Begriffe von der Stärke und Widerstandsfähigkeit eines Kriegsschiffes umgestoßen worden. Das mächtigste der bis jetzt existirenden Panzerschiffe kann der Explosion einer Fischtorpedo-Ladung — je nach deren Größe zwischen 16 bis 50 Kilo nasser Schießbaumwolle variirend — nicht widerstehen, es bedarf daher nur *einer* glücklichen Lancirung eines solchen, um ein gegnerisches Schiff zu vernichten. Der Umstand, daß gegenwärtig die Entscheidung eines Seegefechtes mit un-

Digitized by Google

heimlicher Raschheit herbeigeführt werden kann, hat in allen Marinen große Aufregung hervorgerufen, und man bemüht sich, Mittel zur Abwehr gegen diese gefährliche Waffe zu erfinden. Manche von ihnen sind geradezu abenteuerlicher Art.

Die Einen wollen den Torpedo mittelst um das Schiff angebrachter Blechschirme oder Netze aufhalten, Andere gedenken ihn durch sternartige Segelleinwandschirme aus der Richtung zu bringen, ja es wurde in allem Ernste vorgeschlagen, bei verankertem Schiffe durch Rückwärtsarbeiten mit dem Propeller einen großen Wasserschwall zu erzeugen, welcher unfehlbar jeden Torpedo ablenken müßte!

Von den mannigfaltigen Projecten eignete sich jedoch kein einziges zur Anwendung auf ein in Fahrt befindliches Schiff. Ohne die wegen des Rammens doppelt schwerwiegende Manövrirfähigkeit des Schiffes zu opfern, dürfte ein solches überhaupt ein Ding der Unmöglichkeit sein. Für verankerte Schiffe glaubte man aber einen guten Torpedoschutz in Drahtnetzen gefunden zu haben, die man mittelst Tragspieren derart um das Schiff befestigte, daß die herankommenden Torpedos sich darin fangen und somit in einer angeblich ungefährlichen Distanz vom Schiffe zur Explosion gelangen müßten. Anfänglich bot es große Schwierigkeit, ein Netz herzustellen, welches bei zulässigem Gewichte die genügende Festigkeit besaß, um der lebendigen Kraft eines mit 20 bis 24 Seemeilen Geschwindigkeit eintreffenden Torpedos zu widerstehen. Als nun aber endlich mit dem Drahttaunetz, System Bullivant, dieses Problem glücklich gelöst war, handelte es sich darum, festzustellen, ob ein im Schutznetz festgehaltener und daselbst auf einige Meter vom Schiffsboden explodirender Torpedo wirklich nicht mehr im Stande sei, das Schiff zu beschädigen. Zu diesem Zwecke wurde vor einigen Monaten in Portsmouth am Torpedo-Depotschiff „Hecla" ein Sprengversuch vorgenommen, welcher einen neuen Beweis von der gewaltigen Wirkung einer Torpedo-Explosion lieferte und die Frage, ob Schiffe Schutznetze gegen Torpedos erhalten sollen, allem Anschein nach definitiv, leider jedoch in negativem Sinne, löste.

In dem 8 Meter von der Schiffswand der „Hecla" befestigten Schutznetze wurde auf 3 Meter Tiefe eine Torpedospitze befestigt. Dieselbe enthielt 15 Kilo trockener Schießbaumwolle — eine der

Digitized by Google

ordonnanzmäßigen Fischtorpedo-Ladung von 18 Kilo Schießbaumwolle mit 20 Percent Wassergehalt gleichwerthige Sprengmasse — und wurde mittelst eines elektrischen Zünders abgefeuert. Der Effect der Explosion auf das Schiff war ein gegen alle Erwartung ganz bedeutender. Nicht nur, daß auf der „Hecla" Alles, was nur irgendwie zerbrechlich und beweglich war, zertrümmert und umhergeschleudert wurde, auch von den Außenplatten des Schiffsbodens waren viele Nieten abgesprungen, und das Schiff zog so stark Wasser, daß man es für angezeigt erachtete, dasselbe baldigst zu docken.

Zieht man nun in Betracht, daß 8 Meter die Maximaldistanz sein dürfte, auf welche ein Netz mit Tragspieren angebracht werden kann, daß ein mit großer Geschwindigkeit auftreffender Torpedo das Netz gewiß 3 bis 4 Meter dem Schiffe näher bringt, daß endlich die meisten Nationen Fisch-Torpedos mit 24, ja einige mit 34 und 50 Kilo Schießbaumwoll-Ladung besitzen, so ist es augenscheinlich, daß ein Netz nur dann Schutz gegen Torpedos gewähren kann, wenn es mittelst schwimmender Spieren auf eine bedeutend größere Entfernung vom Schiffe angebracht wird, als dies bisher mit Tragspieren möglich war. Dadurch würde aber das Netzmaterial so gewichtig werden und so viel Raum beanspruchen, daß man es unmöglich einem Kriegsschiffe als normalen Ausrüstungsgegenstand mitgeben könnte.

Wenn somit bis jetzt alle Versuche fehlschlugen, ein passendes Mittel zu finden, um Schiffe gegen Torpedos zu feien, so wird man nothgedrungen auf andere Weise der neuen Waffe Rechnung tragen müssen. In erster Linie durch die Bauart der Kriegsschiffe. Da ein Schiff, ob groß oder klein, durch einen Torpedo zum Sinken gebracht werden kann, so muß mit der Größe der Schiffe thunlichst herabgegangen, dagegen deren Zahl entsprechend vermehrt werden.

Weil gegen den auf drei Meter Tiefe auftreffenden Torpedo der Panzer gar nicht in Betracht kommt, so muß mit der Entpanzerung der Schiffe weitergegangen, allenfalls jedoch durch Anbringung eines doppelten Bodens und vieler wasserdichter Schoten die Gefährlichkeit eines Lecks möglichst verringert werden. Schnelligkeit und Manövrirfähigkeit, die eventuell erlauben, einem Torpedo auszuweichen, und die ja auch in Bezug auf Ramme und Artillerie einen wichtigen

Digitized by Google

Factor eines Kriegsschiffes bilden, müssen fortan beim Baue eines Schiffes in erster Linie berücksichtigt werden. Endlich enthält die möglichste Steigerung der Offensivkraft der Schiffe durch Verwerthung der Torpedos selbst einen gewissen Schutz gegen diese. Wenn man selbst mit Torpedos entsprechend armirt ist, wenn man außer Mitrailleusen und Beigeschützen, selbst mit Torpedos ausgerüstete Boote führt, so dürfte das gegnerische Schiff oder Torpedoboot nicht so leicht auf wirksame Lancirdistanz herankommen.

Der beste Schutz gegen Torpedos liegt jedoch in einer fortwährenden Bewegung. Die Beweglichkeit des Zieles thut schon der Treffwahrscheinlichkeit der Kanone gewaltigen Eintrag, in erhöhtem Maße findet dies gegenüber dem Torpedo statt, dessen Geschwindigkeit kaum ein Vierzigstel jener der modernen Geschosse beträgt. Angriffe mit Torpedos von Booten aus haben nur eine Chance bei Nacht und verankerten Schiffen gegenüber. Die Gefährlichkeit derselben wird bedeutend reducirt, wenn zum Grundsatz erhoben wird, daß Schiffe in Gegenden, wo feindliche Angriffe gewärtigt werden können, die Nächte stets in Bewegung zu verbringen und in der Regel nur in dem an der eigenen oder feindlichen Küste gelegenen Hafen, welcher als Operationsbasis dient, zu ankern haben. Diesen kann man allerdings, da es dabei auf Wahl des Materials, Zeit und Arbeit nicht so sehr ankommt, durch Seeminen, Barrikaden mit Schutznetzen u. dergl. gründlich gegen Ueberfälle schützen.

Bei Befolgung dieser Principien kann eine Flotte ruhig dem Ernstfalle entgegensehen, ohne sich weiter darüber aufzuregen, daß für Schiffe noch immer kein Amulet gegen Torpedos gefunden wurde.

Neuestens sind übrigens auf dem Gebiete der Torpedo-Fabrication einige bemerkenswerthe Erfindungen gemacht worden.

Das von Herrn Garret in England erfundene Torpedoboot, welches Fahrten nicht nur auf, sondern auch unter der Oberfläche des Wassers abhalten kann, dürfte den schon gewissermaßen aufgegebenen Bestrebungen nach der Erfindung submariner Boote zum Zerstören von Schiffen einen neuen Anstoß geben, wenn es Herrn Garret mit den Verbesserungen seines Fahrzeugs, die nach den abgehaltenen Versuchen sich als nothwendig erwiesen haben, soll es seinem Zwecke genügen, nicht schon gelingen sollte, dieses Endziel des

Digitized by Google

Torpedowesens zu erreichen, welches bislang trotz aller Anstrengungen vergebens verfolgt wurde. In Birkenhead hatte Herr Garret die ersten Versuche mit seiner Maschine vorgenommen, die ihn so befriedigten, daß er eine Fahrt nach Portsmouth zu machen beschloß. In Begleitung des Capitäns Jackson und des Ingenieurs George vertraute er sich diesem gefährlichen Fahrzeuge an, dessen Vorgänger fast immer bei den ersten Probefahrten, die ihre Unbrauchbarkeit schon erwiesen, ihre Besatzungen zum Opfer gefordert hatten. Nach einer fast stets unter Wasser zurückgelegten 36stündigen Fahrt sah man sich in Folge des dichten Nebels genöthigt, in einen Hafen abzufallen, da, wie es sich herausstellte, das Boot noch der Eigenschaften ermangelt, welche eine längere Fahrt benöthigen. Mr. Garret behauptet, daß die Proben aber im Ganzen befriedigend ausgefallen seien und daß sein Fahrzeug nach den Abänderungen, die er noch vorzunehmen gedenke, eine gefürchtete Kriegsmaschine werden dürfte. Hoffentlich werden sich englische Blätter bald näher über die bedeutungsvolle Erfindung äußern und wird dann mehr Licht über dieses interessante Fahrzeug verbreitet werden. Bei dieser Gelegenheit mag an ein submarines Fahrzeug erinnert werden, welches während des schleswig-holstein'schen Krieges in Kiel erbaut wurde, um damit die im Sundewitt vor Anker liegenden dänischen Kriegsschiffe zu zerstören. Dasselbe war von dem durch seine submarinen Projecte allgemein bekannt gewordenen Ingenieur Bauer construirt, fand jedoch nicht Verwendung, da die dänische Flotte, gerade als alle Zurüstungen zu dem unterseeischen Angriffe vollendet waren, Ende Januar 1851 durch Frostwetter zum Aufsuchen der hohen See gezwungen wurde. Später fand in Kiel ein Versuch mit diesem Fahrzeuge statt, der aber seine völlige Unbrauchbarkeit erwies; es war von der Größe einer Barcasse und führte vorn ein Rohr, an welchem der Explosivstoff befestigt war; auf seinem Deck war eine Luke angebracht, welche als Aus- und Eingang für die Besatzung diente. Die Entzündung des Explosivstoffes sollte bei der Berührung mit dem der Zerstörung geweihten Schiffe durch die Röhre vermittelst einer Volta'schen Batterie erfolgen. Die Wände des Schiffes waren von gußeisernen Platten construirt — hierin lag wohl der Hauptfehler des Projects. Bei dem erwähnten Versuche im Kieler Hafen vermochte das Fahrzeug

Digitized by Google

als es untergetaucht war, sich nicht wieder zu erheben und sank auf den Grund. Glücklicherweise war gleichzeitig ein Leck entstanden, durch welches das Wasser fluthete, die Luft im Raume des Fahrzeuges zusammenpreßte und dadurch die Sprengung der verschlossenen Luke veranlaßte, durch welche sich Bauer und seine Begleiter retten und an die Oberfläche emporsteigen konnten. Das 70.000 Pfund schwere Taucherboot vermochte man trotz aller angewendeten Mühe nicht wieder zu heben, und es liegt heute noch auf dem Grunde des Kieler Hafens. Im Jahre 1876 wurde bei den Taucherübungen der ersten deutschen Werftdivision ein Versuch zur Auffindung des Bootes gemacht; dasselbe war jedoch bereits in den Schlamm eingesunken und konnte nicht mehr aufgefunden werden.

Mr. Whitehead, der geniale Erfinder des Fisch-Torpedos, hat an diesem eine neue nicht unerhebliche Verbesserung angebracht. Das bisher aus zwei Theilen bestehende Ruderblatt zur Tiefgang-Steuerung wird nunmehr aus einem Stücke, an Fläche kleiner, sowie an Form etwas entsprechender, wie bisher, erzeugt, wodurch es an Festigkeit gewinnt. Abgesehen von der hiedurch erzielten Vereinfachung des Stangenwerkes im Torpedo-Hintertheil, sollen die mit diesem neuen Steuer versehenen Torpedos eine nahezu vollkommen gerade Bahn beschreiben und in Folge des verringerten Widerstandes des hinteren Gestänges auch schneller laufen, so daß sie die sogenannten 26-Knoten-Woolwich-Torpedos an Geschwindigkeit übertreffen. Einer der Hauptvortheile dieser neuen Einrichtung liegt jedoch in der erhöhten Steifheit und Solidität, welche dadurch der Schweiftheil des Torpedos erhält; es ist somit Aussicht vorhanden, daß nunmehr der Torpedo auch von Oberwasser-Lancir-Apparaten mit Erfolg zu gebrauchen sein wird.

Briefe aus Neapel.

Sie haben mir wiederholt gestattet, in diesen Blättern den Satz zu vertheidigen, daß, wer Italien in seinen innersten Charaktereigenthümlichkeiten kennen lernen will, nicht im Winter, sondern im Sommer hierherkommen muß, und Sie wissen, aus welchen Gründen ich Neapel

Digitized by Google

und den Süden der Halbinsel allen Temperaturbeschwerden zum Trotz gerade im Sommer am meisten liebe. Die Junisonne beginnt die Eigenthümlichkeiten des Volkslebens und die Schönheiten der Landesnatur, deren viele im Winter verborgen bleiben, in ihrer ganzen den Nordländer überwältigenden Vollständigkeit und Fülle hervorzulocken. Unter ihren Strahlen entwickelt sich erst diejenige Vegetation, welche wir uns unter dem Begriff der „südlichen" ahnungsvoll vorgestellt haben, in der kühleren Jahreszeit aber mit Unrecht und vergeblich suchen. Unter ihrem Einfluß nimmt das Volksleben jene antike Oeffentlichkeit, jene charakteristische Ungenirtheit und malerische Beweglichkeit und Mannigfaltigkeit an, welche dem neugierigen Betrachter, dem Culturforscher und dem Künstler gleich wohlgefallen. Nur die sommerliche Luft besitzt jene coloristischen Eigenschaften, durch welche Himmel, Meer und Berge mit jenen farbenprächtigen Tinten überzogen werden, welche das beneidete Erbtheil des Südens, ein Hauptfactor seiner classischen Erscheinung sind und ihn zum unersetzlichen Lieblingsziel, sowie zur Schule der Maler gemacht haben. Wer Neapel, Sorrent, Capri, die römische Campagna nicht im Sommer gesehen, hat sie nicht gesehen.

Das Gesagte schließt nicht aus, daß man nach drei hier am Golf verbrachten Monaten ohne allzu großes Bedauern den Sommer scheiden und frischere Lüfte sich ankündigen sieht. Das ist besonders heuer der Fall und berechtigt, da diesmal die Juli- und Augustsonne es schier allzuwohl gemeint hat. Ohne die „ältesten Leute" zu incommodiren, glaubt man es gern, daß seit langer Zeit kein so heißer und trockener Sommer über das Land gegangen ist. Mit Ausnahme einiger Gewitterregen, die nur den einen oder den anderen Punkt berührten, hatte es volle vier Monate lang nicht geregnet. In vielen Trattorien wurde den Gästen ein höchst fragwürdiges Naß als Trinkwassen vorgesetzt, so daß die Aermsten sich oft entschließen mußten, es mit dem gut gerathenen und billigen Wein zu vertauschen. In Sorrent waren alle Cisternen leer. In vielen kleineren Orten mußte die Vertheilung des Trinkwassers polizeilich geregelt und beaufsichtigt werden. In Capri wurde Monate lang das Wasser aus Neapel importirt. Es ist demnach nicht zu verwundern, daß einige, wenn auch nur kurze Regengüsse mit Jubel und Glockengeläut begrüßt und

Digitized by Google

z. B. in Sorrent als eine besonders dankenswerthe Gnade der Madonna angesehen wurden, an welche man ausdrückliche Bitten und Gelübde zu diesem Behufe gerichtet hatte.

Aber auch wer dem Wassermangel unbesorgt ins Auge sah, war nicht unzufrieden, daß der Weinmonat ins Land gekommen war und eine Temperatur gebracht hatte, welche die Prüfung des Weines und die Opfer an Bacchus erleichtert. Während die eines Landsitzes oder doch der Muße zu zeitweiser Aufsuchung eines solchen sich erfreuenden Sterblichen nach Neapel zurückkehrten, nachdem sie noch die Weinernte auf dem Lande abgewartet hatten, sah man die große Masse der Stadtbevölkerung, welcher die Villeggiatur während des Sommers versagt war, am Feierabend und den Feiertagen mit Weib und Kind die Osterieen in der Umgegend und in den freieren Theilen der Stadt aufsuchen, um dort nach alter Sitte sich am neuen Weine gütlich zu thun. Schnell verbreitet sich der Ruf derjenigen Osterieen, welche sich durch eine hervorragende Qualität des neuen Kelterproductes auszeichnen, und sie werden von früher Stunde an belagert. In den Strandschenken von S. Lucia, der Marinella und des Posilippo, auf den weitschauenden grünen Höhen des Vomero, in Fuerigrotta, Bagnoli, Portici, Resina und wie die Vorstädte der weinliebenden Parthenope alle heißen, wird in Fröhlichkeit vom Sommer Abschied genommen.

Da die Zeit zu Ausflügen jetzt die geeignetste ist, so sind auch die in die weitere Umgegend von Neapel führenden Straßen von Einheimischen und Fremden belebt. Man unternimmt die Besteigung des Vesuvs, die nun eine der bequemsten Bergstraßen geworden ist, da man mitten in Neapel in den Wagen und erst auf dem Gipfel des Berges, zehn Minuten von den Ausbruchstellen der Lava, aus dem Waggon der Seilbahn steigt. Man fährt nach den classischen Ufern von Pozzuoli, Bajae, Misenum und Cumae und hat dort die Wahl, ob man sich der Prüfung der berühmten classischen Ueberreste, oder der des nicht minder berühmten Rebensaftes widmen will. Man besteigt den kleinen Dampfer, der täglich die Fahrt nach Sorrent und Capri macht, oder man wählt Ischia, die wahre Bacchusinsel, zu einem mehrtägigen hochpoetischen Aufenthalt.

Auch Pompeji sieht in dieser Zeit die Zahl seiner Besucher wiederum

Digitized by Google

wachsen, und die Ausgrabungen, welchen die Sommerhitze eine nothwendige Beschränkung auferlegt, nehmen wieder einen beschleunigten Fortgang.

Für die, welche Pompeji kennen und sich der Eintheilung der Stadt erinnern, sei gesagt, daß gegenwärtig in der neunten, d. h. der centralsten der neun Stadtregionen, gearbeitet wird, von welcher schon in den vierziger, fünfziger und sechsziger Jahren drei an der Stabianerstraße liegende „Insulae" ausgegraben waren und jetzt nahezu vier weitere freigelegt sind. Die erste von diesen, an der Kreuzung der beiden Hauptstraßen, der Stabianer- und Nolanerstraße (Kardo und Decumanus Major) gelegen, enthält ein großes Thermen-Etablissement, schon das dritte in der kleinen Stadt aufgefundene. Es war noch nicht fertig gestellt, als die Verschüttung eintrat; aber man erkennt an der Anlage der Räume, daß damit allen Anforderungen des erhöhten Comforts der neronianischen Zeit genügt werden sollte. Man hat mit dem Raume nicht gespart, obwohl er in centraler Gegend nicht im Ueberfluß vorhanden sein konnte. Die Räume sind elegant disponirt; die Vorrichtungen zur Wandheizung zeigen die Anwendung der neuesten Mittel der Technik. Ein großer Hof, den eine Säulenhalle einschließen sollte, ist für die körperlichen Uebungen, Spiele und zum Gebrauch der Spaziergänger bestimmt. In ihm ist ein Schwimmbassin vorhanden, und es communicirt durch Fensteröffnungen von ungewöhnlicher Größe mit den Badesälen.

In dem östlich anstoßenden, durch eine schmale Seitengasse mit hohen Trottoirs von jenem getrennten Häuserquartier — Insula V der 9. Region — ist eine Anzahl größerer und kleinerer Privathäuser zum Vorschein gekommen. Hier ist an verschiedenen Punkten am 25. September vorigen Jahres — gegraben worden, und ich habe einige der Funde in meinem damaligen Berichte erwähnen können.

Die erste Wohnung mit dem Eingang von der Nolanerstraße muß in Restauration begriffen gewesen sein, als die Katastrophe eintrat. Viele Wände sind ohne Bewurf und Bemalung. Hinter dem Tablinum liegt ungewöhnlicherweise ein zweites nach dem Garten geöffnetes Zimmer, in welchem man die Brunnenöffnung und eine Hundehütte sieht. Zwei Personen, die sich — warscheinlich aus dem Garten — in diesen Raum geflüchtet hatten, sind hier umgekommen. Man

Digitized by Google

fand ihre Skelette auf dem Boden liegend. In einem Zimmer zur Linken des Tablinums sind mehrere größere Wandgemälde, darunter eine sehr lebendige Darstellung der Ueberraschung des Achill unter den Töchtern des Lykomedes. Odysseus und Diomedes, triumphirend über das Gelingen ihrer List, packen den Arm des verkleideten Helden, der noch die gewählten Waffen in der Hand hält; Deidameia flieht erschreckt; Lykomedes blickt mit dem Ausdruck höchsten Erstaunens auf den Vorgang und scheint kaum wahrzunehmen, daß einer der im Hintergrunde stehenden Krieger ihm mit der Trompete in die Ohren bläst.

Das zweite Haus ist eine Bäckerei oder war eine solche, denn von den vier kugelförmigen Steinmühlen ist nur eine in brauchbarem Zustande gefunden worden; die anderen waren zertrümmert und die Mühlsteine zum Theil schon anderen Zwecken dienstbar gemacht. Doch findet man noch die Tröge, den Backtisch, Wasserbehälter u. s. w. und den Ofen. — Im nächsten Hause enthält das Tablinum bedeutende, nicht vollständig zu erklärende Gemälde: Eine öfter vorkommende räthselhafte Darstellung der Diana mit einem Amor, einem zu ihr sprechenden jungen Jäger und drei Nymphen; der verwundete Paris vor einer sitzenden Frau, die wahrscheinlich Oinone ist, ein Stoff, welcher bisher nur in einem einzigen Stabianer Bilde behandelt ist. Im Gange hinter dem Tablinum sind vier marmorne Porträtköpfe gefunden worden, welche griechische Philosophen darzustellen scheinen.

Es folgt eine geräumige Wohnung mit reichem, etwas absonderlichem malerischen Schmuck. Ein Schlafzimmer rechts am Atrium ist mit einer komischen Abbildung einer Nil-Ueberschwemmung ausgestattet. Grotesk gestaltete Pygmäen zeigen sich in komischen Situationen auf Bäumen und in Kähnen, vor Nilpferden und Krokodilen flüchtend. Phantastische Architektur von unverkennbar ägyptischem Typus präsentirt sich auf den Erderhöhungen, welche noch aus dem Wasser hervorragen. Interessant als eine Darstellung aus dem gewerblichen Leben der Zeit und speciell der Bautechnik ist das Bild eines Anstreichers auf der Wand des Peristyls, der beschäftigt ist, mit einem platten Eisen die tiefrothe Wand zu glätten. — Gleichfalls ansehnlich und reich an künstlerischer Ausstattung ist das nächste mit Nr. 11 bezeichnete Haus. Das Atrium enthält ein schönes Im-

Digitized by Google

pluvium von weißem Marmor, hinter welchem ein vierfüßiger bunter Marmortisch steht. Links davon an der Wand sieht man den gemauerten Untersatz der Schatzkiste, deren eisenbeschlagener Boden Oxydspuren darauf zurückgelassen hat Auf den Wänden des Atriums waren die allegorischen Figuren der Jahreszeiten als schwebende Frauen gemalt. Man sieht noch den Frühling mit einem Lamm und einem Korbe voll weißen Käses und den Sommer mit Aehren und Sichel. In der rechten Ala sind gemalte Medaillons mit hübschen porträtartigen Köpfen, in einem mit großem Fenster versehenen Salon eine Jagdscene mit Amoretten. In einem Atriumzimmerchen war u. A. ein aufgeschlagenes Buch gemalt, auf dessen Blättern man den Vers las: „Ist sie von Marmor gefertigt, die Venus, sie gilt mir nicht so viel". — Im Peristyl befindet sich ein gemauertes Triclinium, ein Zeichen, daß jenes auch als sommerliche Speiselaube benutzt ward. Auf der Wand zwischen dem Tablinum und dem Durchgang fanden sich, mit einem spitzen Griffel in den Stuck eingeritzt, folgende vermuthlich improvisirte und von der Hand der Dichterin selbst herrührende Verse:

„O Maulthierlenker, fühltest du der Liebe Gluth,
Du würdest rascher eilen, Venus anzuschauen.
Den hübschen Jungen lieb' ich Peitsche, ich bitte dich, vorwärts;
Getrunken hast du. Vorwärts! Nimm die Zügel! Peitsch'!
Hin gen Pompeji, wo die süße Liebe mein!
Mein bist du . . . . "

In der sechsten Zeile hat der Schreiber — wohl von Irgendjemand gestört — abgebrochen. Die Form ist, wie man auch in der Uebersetzung sieht, keineswegs correct; dagegen läßt die Kraft und Lebendigkeit der Empfindung in den paar Versen, nichts zu wünschen übrig, so daß man bedauern möchte, dem ungenannten Poeten nicht länger zuhören zu dürfen.

Am Ende der Insula in die Seitengasse einbiegend kommen wir zum Eingange eines großen Hauses, das eine Umgestaltung erfahren haben muß, denn sein Atrium liegt nicht an diesem offenbar vornehmeren Eingange, sondern seitwärts davon, und es besitzt einen anderen Eingang von einer zweiten Nebengasse her. Im Atrium wurden zwei menschliche Schädel gefunden. Neben ihm liegt eins der

Digitized by Google

bekannten Gemächer mit obscönen Gemälden. Wunderlich und grotesk sind die Malereien in den kleinen Zimmern neben dem Haupteingang: Theseus mit dem Minotaur Herkules, Bacchus und Libera, Orest und Pylades, Hero und Leander. Die letztere Darstellung ist die einzige ihres Gegenstandes und erscheint dank ihrer Naivität wie eine Caricatur. Der Liebende, welcher seine Schwimmtour durch den Hellespont macht, besitzt genau dieselbe Längendimension wie die Meerenge. Ebenso füllt die wartende Hero, welche eine Leuchte aus dem Fenster hält, den Wartthurm so vollständig aus, daß man sich der Befürchtung nicht erwähren kann, Leander werde keinen Platz mehr darin finden und, naß wie er ist, vor der Thür bleiben müssen. Allerdings sieht man auf der europäischen Seite neben den abgelegten Kleidern einen Knaben mit einer brennenden Kerze am Ufer sitzen, so daß dem baldigen Beginn der Rückfahrt nichts im Wege steht. — Zwei interessante Gemälde dieses Hauses sind, wie es mit den werthvolleren regelmäßig zu geschehen pflegt, herausgenommen und in das Museum von Neapel versetzt worden: Pyramus und Thisbe, letztere im Begriff, sich über dem Leichnam des Geliebten dessen Schwert in den Busen zu stoßen, und eine Darstellung des Bacchus mit dem Hermaphroditen.

Auch aus dem Nebenhause, dessen neben dem Eingange an der Straße liegendes gefenstertes Schlafzimmer noch drei Gemälde aus den Sagen der Medea, der Phädra und der Helena enthält, sind einige bedeutende Bilder entfernt worden: Die Ankunft des Jason am Hofe von Iolcus, das Zauberopfer der Medea vor den Töchtern des Pelias, Hercules mit Deianira und Nessus, Raub der Europa u. a. An einem Seitenausgang dieses Hauses will man Spuren eines Blitzes erkennen, was beweisen würde, das die Eruption von elektrischen Entladungen begleitet gewesen ist.

Zur nächsten Insula übergehend, betreten wir zuerst ein Haus, in dessen Erdgeschoß eine Taberne sich befunden hat. Am Eingangspfeiler ist in schönen schwarzen Buchstaben der Wunsch eines loyalen Unterthans angeschrieben: „Heil dem Richter, dem Erhabenen; dem Vater des Vaterlandes und der Augusta Poppaea." Der letzte Name beweist, daß der Glückwunsch dem Nero galt; seine Bezeichnung als Richter, daß er sich wahrscheinlich auf seinen Schiedsspruch betreffs

Digitized by Google

der Spiele im Amphitheater bezog. — Im Triclinium eines andern Hauses, dessen sämmtliche Atriumwände mit Zahlen in schwarzer Kohle beschrieben sind, das also wahrscheinlich einem Geschäftsmann angehörte, fand sich ein Skelett mit 59 Silbermünzen und einem Silberring, außerdem viel Bronceschmuck, Geräthe und Gefäße u. A. Ein anderes, und zwar weibliches Skelett ist in einem sehr großen und reichen Hause der nächsten Insula gefunden worden, und zwar in dem Corridor, welcher zu einem eleganten Zimmer mit lasciven Gemälden führt. Bei sich trug die Umgekommene einen goldenen Ohrring mit einer Perle, eine Haarnadel und einen Löffel von Silber, zwei Hausschlüssel, ein Schlangen-Armband und 38 Kupfermünzen Die besten Gemälde auch dieses Hauses, an welchem bereits ein Jahr lang und noch jetzt gearbeitet wird, sind nach Neapel versetzt. Ebenso eine Broncestatuette, welche die Sammlung der Broncewerke um ein neues Stück ersten Ranges bereichert hat. Wenn sie auch nicht, wie in der ersten Freude über die Auffindung gesagt wurde, auf die gleiche Stufe mit dem weltbekannten Narciß und dem tanzenden Faun zu stellen ist, so ist sie doch ein Werk von hoher Vollendung. Sie stellt einen unbekleideten Faun von der Größe der genannten Statuetten dar, welcher, die Beine gespreizt, den Kopf geneigt und den Oberkörper zurückgebeugt, einen in seiner rechten Hand zu denkenden Becher aus dem Ziegenschlauche in der Linken füllt. Es fehlt der etwas derben, ganz realistisch aufgefaßten Figur der ätherische und ideale Hauch, welcher den Narciß umweht. Dagegen ist die Natürlichkeit und naive Wahrheit der Gestalt, die unbefangene lebendige Haltung und Bewegung von großem Reiz.

Ich schließe, da der Raum beschränkt ist, mit dem Programm eines Fechter- und Thierkampfspieles, das auf der Außenwand eines erst theilweise aus der Asche hervorschauenden Hauses zum Vorschein gekommen ist, und auch den Namen Nero's enthält: „Satrius Valens, Priester des Nero, Sohnes des (Claudius) Augustus, Caesars für immer, wird 20 Paar Gladiatoren und Decimus Lucretius, Sohn des Valens, zehn Paar Gladiatoren am 8., 9., 10., 11. und 12. April zu Pompeji kämpfen lassen. Es wird ein regelrechter Thierkampf stattfinden, und die Zeltdächer werden ausgespannt sein." R. S.

Digitized by Google

Die Neubefestigung von Paris.

Die Neubefestigung von Paris und seiner Umgebung ist mit Ausnahme des inneren Ausbaues einzelner Forts, sowie der Anlage einiger Zwischenwerke thatsächlich beendet. Sämmtliche Befestigungsanlagen werden in drei große Gruppen zusammengefaßt, die als das verschanzte Lager des Nordostens, des Südostens und des Westens bezeichnet werden.

1. Das verschanzte Lager des Nordostens. Dasselbe umfaßt die Befestigungen von der unteren Seine bis zum Marne-Ufer bei Lagny. In diesem nordöstlichen Vertheidigungsabschnitt zwischen der Oise und Marne münden alle Communicationen, welche in der Richtung von Norden und Osten nach Paris führen. 6 Kilometer nördlich von St. Denis erhebt sich das Plateau von Montmorency, mit seinem nordwestlichen Theile, dem Walde gleichen Namens, beinahe bis an die Oise reichend. Dasselbe hat an seinem Südende die Form einer vierseitigen Pyramide, die Hänge sind steil und mit Wald und Weinculturen bedeckt. 10 Kilometer lang und mit seinem höchsten Punkte 130 M. über der Ebene liegend, wird von diesem Plateau aus das Terrain nach Norden, Osten und Süden beherrscht. 3 Forts und 1 Batterie liegen auf dieser ausgezeichneten, wie zur Vertheidigung des Nordens von Paris geschaffenen Position. . . . Wenn wie 1870, die Hauptkräfte einer Cernirungsarmee außerhalb des Geschützfeuers der Forts aufgestellt werden sollen, so würde die Cernirungslinie 70 bis 80 Kilometer in dem Vertheidigungssector zwischen der unteren Seine und der Marne betragen und nach französischer Ansicht eine Truppenmacht von 6 bis 8 Armeecorps beanspruchen.

2. Die Befestigungen zwischen Seine und Marne. In dem Raume zwischen Seine und Marne münden sämmtliche Verbindungen zwischen Paris und Lyon, der Schweiz und Süddeutschland. Im allgemeinen stellt sich dieser Terrainabschnitt als eine große, vielfach mit Wald bedeckte Hochebene dar, deren Hänge nach der Seine und Marne zu steil abfallen, nach Südosten zu sich allmählich verflachen. Vier große permanente Werke und einige Batterien liegen zwischen beiden Flüssen, von denen das bedeutendste das Fort Villeneuve St. Georges ist.

Digitized by Google

13 Kilometer weit auf dem rechten Seineufer von der Enceinte vorgeschoben und an der Einmündung des Yèreflusses in die Seine gelegen, hat dieses Fort den Charakter eines großen Brückenkopfes. . . .

3. Das verschanzte Lager im Süden und Westen. Die fünf älteren Forts der Südfront — Issy, Vanves, Montrouge, Bicêtre und Ivry — lagen nur 2 bis 3 Kilometer von der Enceinte entfernt und wurden von den vorgelegenen Höhen vollkommen beherrscht. Da es für nothwendig gehalten wurde, Versailles und die fruchtbaren und sehr bevölkerten Landstriche zwischen Seine und Bièvrebach mit in den Befestigungsrayon hineinzuziehen, mußten die neuen Befestigungsanlagen sehr weit vorgeschoben werden. Das am weitesten in südlicher Richtung von der Enceinte entfernte Fort ist das von Palaiseau, 14 Kilometer von derselben und 15 Kilometer von seinem Nachbarfort Villeneuve St. Georges gelegen. Höchst günstig auf dem Südhang des Plateaus zwischen dem Bièvre- und dem Yvettebach gelegen, wird von hier aus das Unterrain im weiten Umkreise, im Süden bis nach Montlhéry, beherrscht. . . . Die Gesammtzahl der im Westen und Süden von Paris vorhandenen permanenten Werke stellt sich auf 8 neue Forts, davon 3 Forts 1. Ordnung (Palaiseau, St. Cyr und Marly), 6 ältere Forts und 21 Batterien und Redouten. Der Umkreis, auf dem die Forts der Süd- und Westfront liegen, hat eine Ausdehnung von etwa 45 Kilometer, eine Cernirungslinie, 8 Kilometer von den Forts angenommen, würde 65 Kilometer lang sein.

Die Großartigkeit der jetzigen Befestigung von Paris, für welche seit 1874 60 Millionen Francs verwendet wurden, geht am besten aus der Angabe hervor, daß die Länge einer Linie, welche die am weitesten vorgeschobenen Werke mit einander verbindet, 120 Kilometer beträgt.

Literatur.

* Dr. S. Linde: **Wurzelparasiten und angebliche Bodenerschöpfungen.** In der Landwirthschafts-Wissenschaft spielt bekanntlich die Frage über die Erschöpfung und den Ersatz der Bodenkraft

Digitized by Google

die wichtigste Rolle und in dieser Cardinalfrage hat Liebig, der Begründer der Ackerbau-Chemie, epochemachende Lehrsätze aufgestellt, welche wegen ihrer umwälzenden Tendenz seinerzeit von den practischen Landwirthen, sowie selbst von anderen Chemikern auf das Heftigste angegriffen wurden. Liebig's „Gesetz" lautet dahin, daß dem Boden die in den Ernten entzogenen Mineralstoffe durch Düngung vollständig wiederersetzt werden müssen, wenn seine Fruchtbarkeit nicht allmälig abnehmen soll, wenn nicht „Raubbau" getrieben werden will. Dies wird bis heute an den landwirthschaftlichen Schulen gelehrt, diese Forderung trachten alle intelligenten Landwirthe zu erfüllen, es bildet dies die Basis aller Viehzüchtung, sowie den Grund des mitunter sehr kostspieligen Bezugs von sogenanntem „Kunst- (oder Mineral-) Dünger" (Knochenmehl, Guano, Phosphate, Dungsalz ꝛc.) Nun erscheint aber ein anderer Ritter der Forschung, ein Botaniker, in der Arena und will den Ritter der Chemie, der bisher so angesehen dastand, aus dem Sattel und dessen Theorie über den Haufen werfen, und bei aller Verehrung für Liebig müssen wir dankbar gestehen, daß des exact forschenden Botanikers Linde neueste Aufklärung so viel Ueberzeugendes und Plausibles enthält, daß er schon heute den Ehrenplatz neben Liebig, seinem großen Gegner, einzunehmen uns würdig scheint. Dr. S. Linde in Weihenstephan bei München hat auf pflanzenpathologischem Wege die große Frage zu lösen versucht und die Lösung scheint ihm gelungen zu sein; er hat seine Resultate in der Schrift: „Wurzelparasiten und angebliche Boden-Erschöpfung ꝛc." niedergelegt. Ohne Zweifel wird diese Arbeit bedeutendes Aufsehen in den Kreisen der Land- und Volkswirthe hervorrufen und für uns Consumenten und unsere Nachkommen haben die Consequenzen das Tröstliche, daß wir uns vor den angedrohten Folgen der häufigen Nichterfüllung der Liebig'schen Forderung, das ist vor der allgemeinen Hungersnoth, nicht zu fürchten brauchen, wenn nur die Landwirthe die Linde'schen Rathschläge, die in sorgfältiger mechanischer Bearbeitung, also physikalischer (nicht chemischer) Verbesserung des Bodens und im Wechsel der Pflanzenwahl, gipfeln, befolgen. Die neue Linde'sche Theorie lautet in Kürze wie folgt: „Das, was bisher als „Müdigkeit" des Bodens, als „Unverträglichkeit der Aufeinanderfolge derselben Pflanze auf demselben Felde" bezeichnet und seit Liebig als „Er-

Digitized by Google

schöpfung an gewissen Bodennährstoffen" ausgelegt wurde, ist nach Linde hauptsächlich nichts anderes als die Folge von Pflanzenkrankheiten, durch Parasiten, insbesondere an den Wurzeln, verursacht. Diese niederen Organismen (welche ja in neuerer Zeit so vielfach endlich als die bisher unerklärliche Ursache so vieler Krankheiten auch bei Mensch und Thier erkannt worden sind, was wiederum erst durch die Vervollkommnung der Hilfsmittel, wie Mikroskop ꝛc., möglich wurde) überdauern in den Stoppeln und Wurzeln die Winterkälte, erscheinen im nächsten Jahre wieder, um sich, bei günstigen Umständen, so rapid zu vermehren, daß sie die Kulturpflanze, welche ihren Wirth bildet, arg beeinträchtigen, endlich wohl gar deren Ertrag auf Null reduciren, umso sicherer, je öfter dieselbe Pflanze im Anbau auf sich selbst folgt. Die Brache, die seit undenklichen Zeiten empyrisch geübt wird, erscheint nun darin begründet, daß nicht so sehr ein „Ausruhen", ein „Rasten" des Bodens dabei stattfindet, als daß die Sporen (Samen) der schädlichen Parasiten (Pilz-Mycelien) durch Entziehen ihrer Wirthspflanzen zugrunde gehen. Das Bodenbrennen erscheint als directe Zerstörung sowohl der Wurzeln als ihrer Parasiten, richtiger Fruchtwechsel, aber als das natürlichste, practicabelste Mittel zur Einschränkung jener niederen Organismen auf ein bescheidenes, unschädliches Maß. Die Beobachtungen Linde's bei Klee sind besonders lehrreich. Es zeigte sich, daß Düngung nicht im Stande war, die Kleemüdigkeit zu paralysiren; diese tritt auf und verschwindet plötzlich von selbst. Der ungedüngte jüngere gab mehr Ertrag als der gedüngte ältere Klee. In der Türkei sollen Citronen und Orangen oft unerklärlicherweise total zugrunde gehen, die Kastanie in Italien, der Weinstock dort, wo der Weinbau am ältesten ist, erliegt den Wurzelparasiten (Reblaus), nicht dem Mangel an Bodennahrung ꝛc. ꝛc." Diese Andeutungen mögen genügen, um auf die Schrift Dr. Linde's als eine hochbedeutsame, epochemachende Erscheinung aufmerksam zu machen.

* Das kürzlich bei Adolf Bonz und Comp. in Stuttgart erschienene große biblische Epos Kain von Gustav Kastropp hat eine so günstige Aufnahme gefunden, daß die Verlagshandlung sich entschlossen hat, noch in diesem Jahre eine weitere größere Dichtung desselben Verfassers: Heinrich von Osterdingen, eine mittelalterliche Mär in

Digitized by Google

dreißig Aventiuren mit eingeflochtenen Minneliedern, zu veröffentlichen. Die Ausstattung des Buches soll eine sehr elegante werden.

* Ein französischer Sprachtrichter practischester Construction wird soeben von dem Lehrer der französischen Sprache, Herrn Markus Hönigsberg, der Oeffentlichkeit übergeben — „Neuste Methode, in 45 Lectionen, ohne Mithilfe, französisch sprechen und schreiben zu lernen" — betitelt sich das Lehrbuch, das eben im Verlage des Verfassers (2. Bezirk, Castellezgasse Nr. 24) zu erscheinen beginnt und durch denselben zu beziehen ist. Es werden zehn Lieferungen zum Preise von dreißig Kreuzer erscheinen, und zwar wird in zehn Wochen das Werk vollständig vorliegen. Aus der Art und Weise, wie sich die ersten drei Lectionen in dem eben erschienenen ersten Hefte geben, läßt sich ein günstiges Urtheil über die Methode fällen — sie ist in der That leichtfaßlich und auch für den Ungelenkesten verständlich. Man bedarf wirklich keines Lehrers um nach der Methode in das Geheimniß der französischen Sprache einzudringen.

* Die Uebersetzungsliteratur hat vor Kurzem einen interessanten Zuwachs erhalten durch eine metrische Uebertragung des berühmten Gedichtes „Jocelyn" von Lamartine, herausgegeben von Julie Bernhard im Verlage von Hermann Grüning zu Hamburg. Die hervorragende Bedeutung des Originals sichert der Uebersetzung eine allgemeine Theilnahme, besonders von Seiten Derjenigen, welche sich an eine culturhistorische Betrachtung der neueren Zeit gewöhnt haben. Doch auch im größeren Publicum wird man vielfach angezogen werden durch die liebevoll gearbeitete Nachbildung des phantasie- und gefühlvollen Dichtwerkes. Die Uebersetzerin hat sich bemüht, dem deutschen Leser die Sache recht bequem zu machen und deßhalb die gereimten Alexandriner des Originals mit reimlosen fünffüßigen Jamben vertauscht, welche sich in unserer Sprache viel besser lesen. Ebenso hat sie sich nicht immer genau an die Gliederung und syntaktische Fügung des Originals gehalten und dadurch einen leichteren, anmuthigeren Fluß ihrer Verse erzielt. Freilich darf nicht verschwiegen werden, daß dabei manche feineren Züge verloren gegangen sind, die man ungern vermißt. Betreffs der Dichtung selbst sind zwei Gesichtspunkte zu unterscheiden. Fragt man nach der dichterischen Virtuosität, mit der die Einzel-

Digitized by Google

heiten, besonders die Schilderungen der Naturvorgänge und Naturstimmungen ausgeführt sind, so muß die Beurtheilung eine durchwegs rühmende sein. Ganz meisterhaft und herrlich sind viele derartigen Partien, besonders im mittleren Theile, und wer nicht geläufig genug französisch liest, um sich dem Original mit Behagen hingeben zu können. dem ist dringend zu rathen, diese Prachtleistungen der französischen Lyrik und Beschreibungspoesie in der vorliegenden anmuthigen Verdeutschung zu genießen. Anders stellt sich die Sache, sobald man auf den Kern der Dichtung und die durch dessen Beschaffenheit bedingte Handlung und Charakterentwicklung eingeht. Der Schlüssel für das Verständniß findet sich hier in Jocelyn's Worten (Valneige, November 1812):

„Als er, der für uns Alle wollte leiden,
Den bittern Kelch geleert, ließ er beim Scheiden
Des Schmerzes Wollust d'rin für uns zurück;
Und diese Wonn' aus Todesqual geboren,
Und diese Ruh', wenn Alles wir verloren,
Ist die Ergebung in's Geschick!"

Das ganze Gedicht ist eine höchst reizvolle und verführerische Predigt über diesen Text. Wer diesen Text billigt, muß „Jocelyn" für ein Werk höchsten Ranges halten.

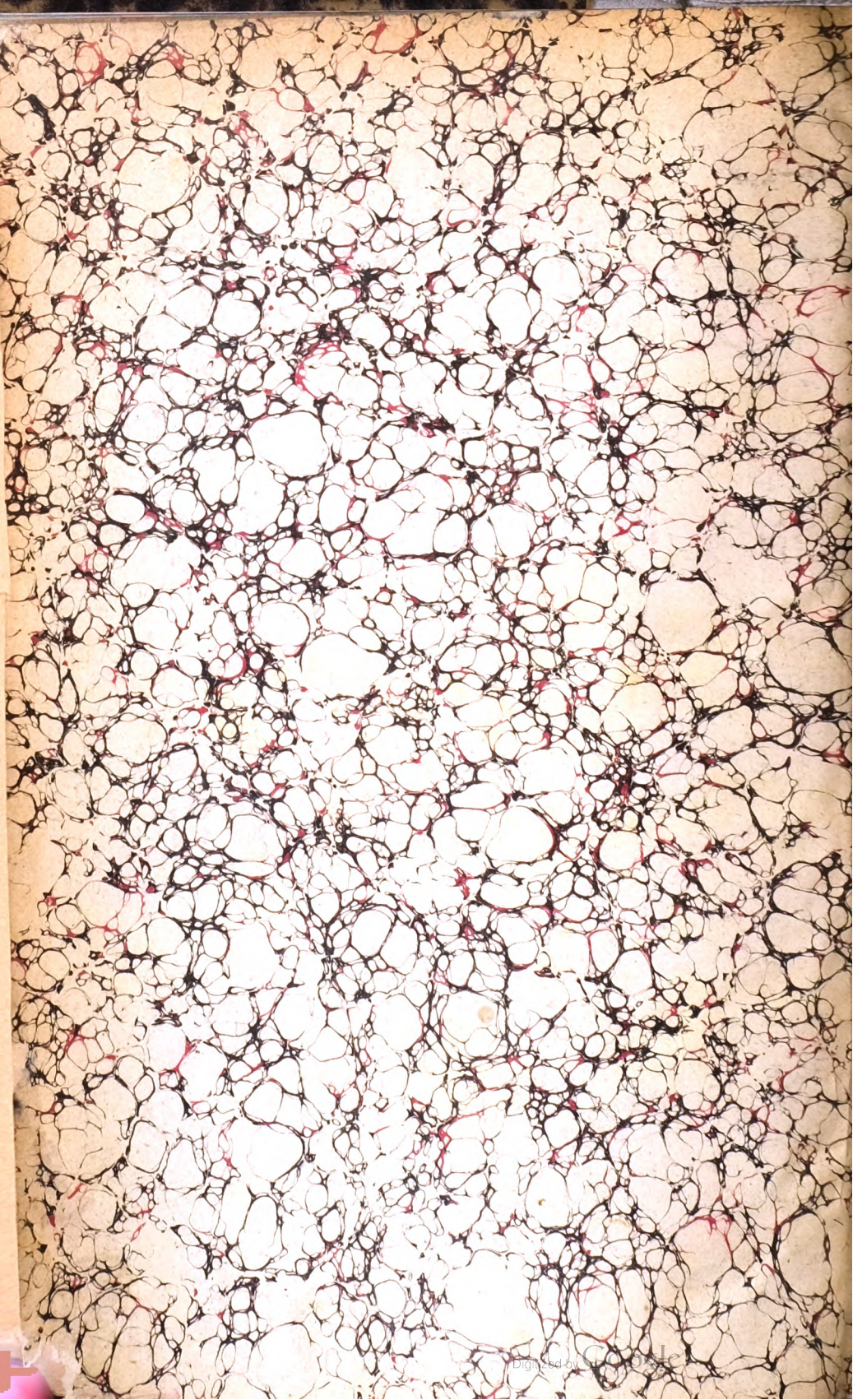
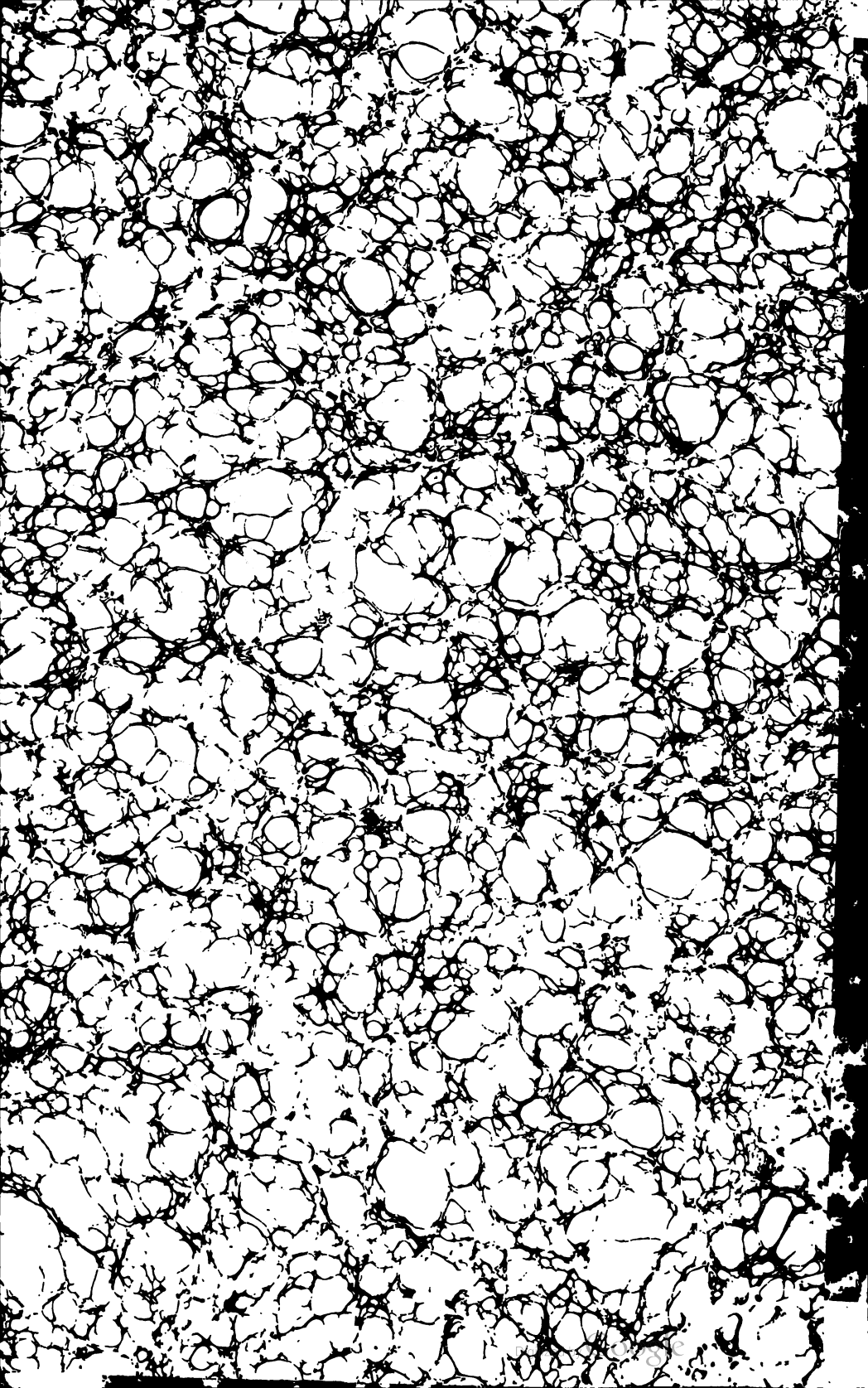
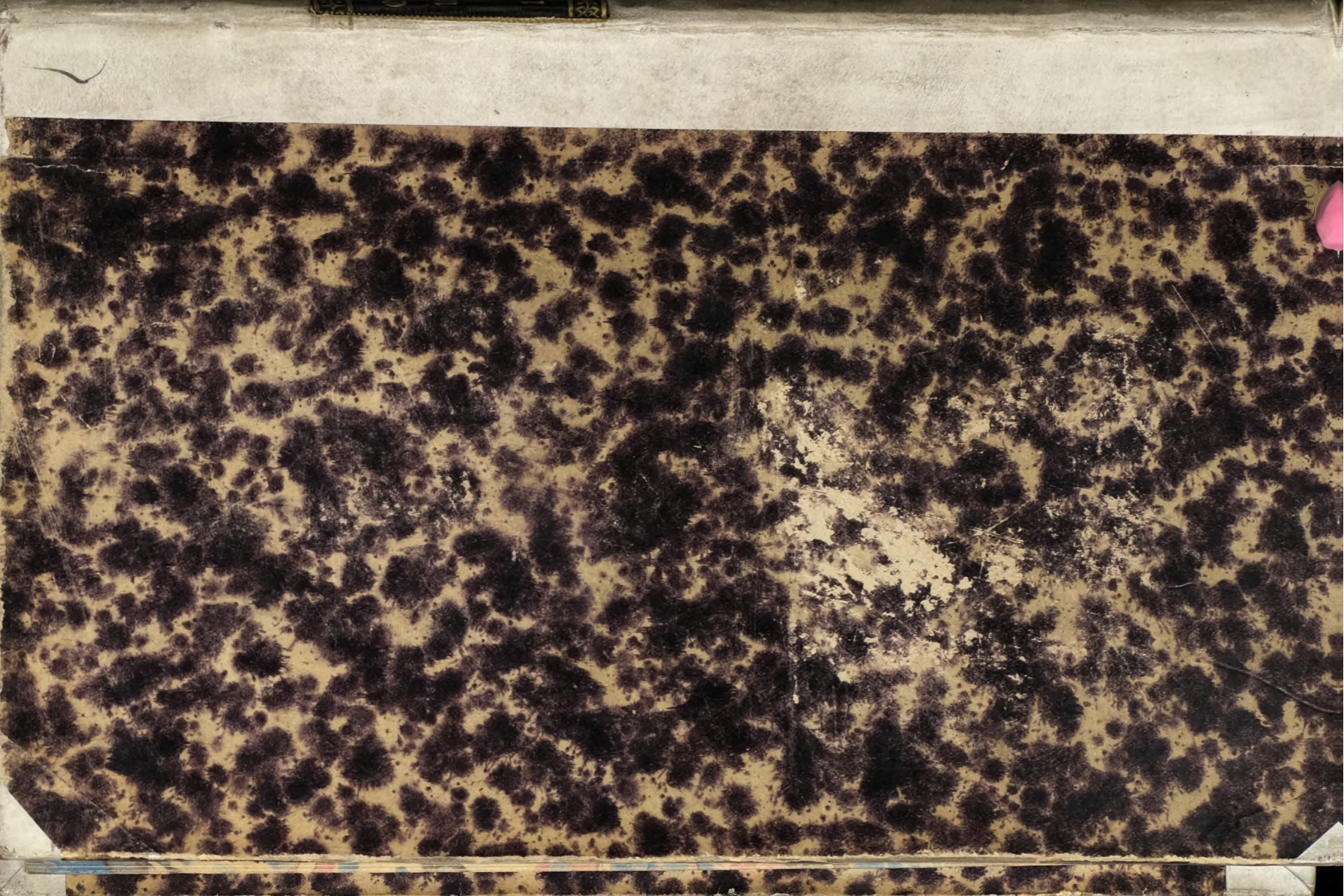
Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Ant. Magner.
Druck von Hugo Hoffmann, Wien, VII., Breitegasse 4.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google


Digitized by Google